Google

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Heinrich Zschokke's

Gesammelte Schriften.

Zweite vermehrte Ausgabe.

Neunter Theil.

Aarau.

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1859.

Erste Abtheilung.

Novellen und Dichtungen.

In siebenzehn Bändchen.

Neunter Theil.

Heinrich Zschokke's

Novellen und Dichtungen.

Zehnte vermehrte Ausgabe

in siebenzehn Bändchen.

Neunter Theil.

Aarau.

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1859.

Das
Abenteuer der Neujahrsnacht.

1.

Mutter Käthe, des alten Nachtwächters Frau, schob am Sylvesterabend um neun Uhr das Zugfensterlein zurück und steckte den Kopf in die Nacht hinaus. Der Schnee flog in stillen, großen Flocken, vom Fensterlicht geröthet, auf die Straßen der Residenz nieder. Sie sah lange dem Laufen und Rennen der frohen Menschen zu, die noch in den hell erleuchteten Läden und Gewölben der Kaufleute Neujahrsgeschenke einkauften, oder von und zu Kaffeehäusern und Weinkellern, Kränzchen und Tanzsälen strömten, um das alte Jahr mit dem neuen in Lust und Freuden zu vermählen. Als ihr aber ein paar große, kalte Flocken die Nase belegten, zog sie den Kopf zurück, schob das Fensterlein zu, und sagte zu ihrem Manne: „Gottliebchen, bleib zu Hause, und laß die Nacht den Philipp für dich gehen. Denn es schneit vom Himmel, wie es mag, und der Schnee thut, wie du weißt, deinen alten Beinen kein Gutes. Auf den Gassen wird es die ganze Nacht lebhaft sein. Es ist, als wäre in allen Häusern Tanz und Fest. Man sieht viele Masken. Da hat unser Philipp gewiß keine Langeweile.“

Der alte Gottlieb nickte mit dem Kopf und sprach: „Käthchen, ich laff' es mir wohl gefallen. Mein Barometer, die Schußwunde über dem Knie, hat mir's schon zwei Tage voraus gesagt, das Wetter werde ändern. Billig, daß der Sohn dem Vater den Dienst erleichtert, den er einmal von mir erbt.“

Nebenbei verdient hier gesagt zu werden, daß der alte Gottlieb vorzeiten Wachtmeister in einem Regiment seines Königs ge-

weſen, bis er bei Erſtürmung einer feindlichen Schanze, die er, der Erſte im Kampfe, für das Vaterland erſtieg, zum Krüppel geſchoſſen ward. Sein Hauptmann, der die Schanze beſtieg, nachdem ſie erobert war, empfing für ſolche Heldenthat auf dem Schlachtfelde das Verdienſtkreuz und Beförderung im Rang. Der arme Wachtmeiſter mußte froh ſein, mit dem zerſchoſſenen Bein lebendig davon zu kommen. Aus Mitleiden gab man ihm eine Schulmeiſterſtelle, denn er war ein verſtändiger Mann, der eine gute Handſchrift hatte und gern Bücher las. Bei Verbeſſerung des Schulweſens ward ihm aber auch die Lehrerſtelle entzogen, weil man einen jungen Menſchen, der nicht ſo gut, als er, leſen, ſchreiben und rechnen konnte, verſorgen wollte, indem einer von den Schulräthen deſſen Pathe war. Den abgeſetzten Gottlieb aber beförderte man zum Nachtwächter, und adjungirte ihm ſeinen Sohn Philipp, der eigentlich das Gärtnerhandwerk gelernt hatte.

Die kleine Haushaltung hatte dabei ihr kümmerliches Auskommen. Doch war Frau Käthe eine gute Wirthſchafterin und gar häuslich, und der alte Gottlieb ein wahrer Weltweiſer, der mit Wenigem recht glücklich ſein konnte. Philipp verdiente ſich bei dem Gärtner, in deſſen Lohn er ſtand, ſein täglich Brod zur Genüge, und wenn er beſtellte Blumen in die Häuſer der Reichen trug, gab es artige Trinkgelder. Er war ein hübſcher Burſche von ſechsundzwanzig Jahren. Vornehme Frauen gaben ihm bloß ſeines Geſichts wegen ein Stück Geld mehr, als jedem andern, der eben ſolch ein Geſicht nicht aufweiſen konnte.

Frau Käthe hatte ſchon das Mäntelein umgeworfen, um aus des Gärtners Hauſe den Sohn zu rufen, als dieſer in die Stube trat.

„Vater,“ ſagte Philipp, und gab dem Vater und der Mutter die Hand, „es ſchneit, und das Schneewetter thut dir nicht wohl. Ich will dich die Nacht ablöſen, wenn du willſt. Lege du dich ſchlafen.“

„Du biſt brav!“ ſagte der alte Gottlieb.

„Und dann, habe ich gedacht, morgen ſei es doch Neujahr,“ fuhr Philipp fort, „und ich möchte morgen bei euch eſſen, und mir gütlich thun. Mütterchen, haſt vielleicht keinen Braten in der Küche . . .“

„Das eben nicht,“ ſagte Frau Käthe, „aber doch anderthalb Pfund Rindfleiſch, Erdäpfel zum Gemüs, und Reis mit Lorbeerblättern zur Suppe. Auch zum Trunk noch ein paar Flaſchen Bier. Komm du nur, Philipp; wir können morgen hoch leben! Künftige Woche gibt es auch wieder Neujahrsgeld für die Nachtwächter, wenn ſie theilen. Da können wir ſchon wohlleben.“

„Nun, deſto beſſer für euch. Und habt ihr ſchon die Hausmiethe bezahlt?“ fragte Philipp.

Der alte Gottlieb zuckte die Achſeln.

Philipp legte Geld auf den Tiſch und ſagte: „Da ſind zweiundzwanzig Gulden, die ich erſpart habe. Ich kann ſie wohl entbehren. Nehmet ſie zum Neujahrsgeſchenk. So können wir alle drei das neue Jahr wohlgemuth und ſorgenlos antreten. Gott gebe, daß wir es geſund und fröhlich durchleben. Der Himmel wird ferner für euch und mich ſorgen.“

Frau Käthe hatte Thränen in den Augen, und küßte ihn. Der alte Gottlieb ſagte: „Philipp, du biſt wahrhaft der Troſt und Stab unſers Alters. Gott wird dir's vergelten. Fahre fort, redlich zu ſein und deine Aeltern zu lieben. Ich ſage dir, der Segen bleibt nicht aus. Zum Neujahr wünſche ich dir nichts, als dein Herz fromm und gut zu bewahren. Das ſteht in deiner Macht. Dann biſt du reich genug. Dann haſt du deinen Himmel im Gewiſſen.

So ſprach der alte Gottlieb, ging und ſchrieb die Summe von zweiundzwanzig Gulden ins große Hausbuch und ſagte: „Was du mich als Kind gekoſtet, haſt du beinahe ſchon alles abbezahlt. Jetzt

haben wir aus deinen Ersparnissen schon dreihundert und siebenzehn Gulden empfangen und genossen."

„Dreihundert und siebenzehn Gulden!" rief Frau Käthe mit großem Erstaunen. Dann wandte sie sich mitleidig zu Philipp und sagte mit weicher Stimme: „Herzenskind, du jammerst mich. Ja, recht sehr jammerst du mich. Hättest du die Summe für dich sparen und zurücklegen können, so würdest du jetzt ein Stück Land kaufen, für eigene Rechnung Gärtnerei treiben und die gute Rose heirathen können. Das geht nun nicht. Aber tröste dich. Wir sind alt; du wirst uns nicht mehr so lange unterstützen müssen."

„Mutter," sagte Philipp, und runzelte die Stirn ein wenig, „was redest du? Röschen ist mir zwar lieb, wie mein Leben. Aber hundert Röschen gebe ich für dich und den Vater hin. Ich kann in dieser Welt keine Aeltern mehr haben, als euch; aber wenn es sein muß, wohl noch manches Röschen, wenn ich schon unter zehntausend Röschen kein anderes, als Bittners Röschen möchte."

„Du hast Recht, Philipp!" sagte der Alte: „Lieben und Heirathen ist kein Verdienst; aber alte, arme Aeltern ehren und unterstützen, das ist Pflicht und Verdienst. Sich selbst opfern mit seinen Leidenschaften und Neigungen für das Glück der Aeltern, das ist kindliche Dankbarkeit. Das erwirbt dir Gotteslohn; das macht dich im Herzen reich."

„Wenn nur," sagte Frau Käthe, „dem Mädchen die Zeit nicht zu lang, oder es dir abtrünnig wird! — Denn Röschen ist ein schönes Mädchen, das muß man sagen. Es ist freilich arm; aber an Freiern wird es ihm nicht fehlen. Es ist tugendhaft und versteht die Haushaltung."

„Fürchte dich gar nicht, Mutter!" versetzte Philipp: „Röschen hat mir's feierlich geschworen, sie nehme keinen andern Mann, als mich; und das ist genug. Ihre alte Mutter hat eigentlich auch nichts an mir auszusetzen. Und könnte ich heute mein Gewerbe

für mich treiben und eine Frau ernähren, morgen hätte ich Röschen am Altar; das weiß ich. Es ist nur verdrießlich, daß die alte Bittnerin uns verbietet, einander so oft zu sehen, als wir gern möchten. Sie sagt, das thue nicht gut. Ich aber finde, und Röschen findet es auch, es thue uns beiden gewiß sehr gut. Auch haben wir verabredet, uns heut' um zwölf Uhr vor der Hauptthür der Gregorienkirche zu sprechen; denn Röschen bringt den Sylvesterabend bei einer ihrer Freundinnen zu. Dann führe ich sie des Nachts heim."

Unter diesen Gesprächen schlug es im benachbarten Thurme drei Viertel. Da nahm Philipp den Nachtwächtermantel seines Vaters vom warmen Ofen, auf den ihn Käthe vorsorglich gelegt hatte, hing ihn um, nahm das Horn und die Stange, wünschte den Aeltern gute Nacht und begab sich auf seinen Posten.

2.

Philipp schritt majestätisch durch die beschneiten Gassen der königlichen Residenz, auf welchen noch viel Volks umherwandelte, als wär's am Tage. Kutschen fuhren her und hin. Alles war in den Häusern hell und licht. Unsern Nachtwächter belustigte das heitere Leben. Er sang und blies im angewiesenen Stadtquartier die zehnte Stunde recht frohmüthig ab, am liebsten und mit mancherlei Nebengedanken vor dem Hause unweit der Gregorienkirche, wo er wohl wußte, daß Röschen bei ihren Freundinnen war. „Nun hört sie mich," dachte er, „nun denkt sie an mich, und vergißt vielleicht Gespräch und Spiel. Wenn sie nur um zwölf Uhr nicht bei der Kirchthür fehlt!"

Und als er seinen Gang durch das Stadtquartier gemacht hatte, kehrte er vor das beliebte Haus zurück und sah nach den erleuchteten Fenstern von Röschens Freundinnen hinauf. Zuweilen sah er

weibliche Gestalten am Fenster, dann schlug sein Herz schneller. Er glaubte Röschen zu sehen. Verschwanden die Gestalten, so studirte er ihre verlängerten Schatten an der Wand und Zimmerdecke, um zu erkennen, welcher Röschens Schatten sei und was sie thue. Es war freilich gar nicht angenehm, in Frost und Schnee da zu stehen und Betrachtungen zu machen. Aber was fechten Frost und Schnee einen Liebhaber an! Und Nachtwächter lieben heutzutage so romantisch, wie irgend zärtliche Ritter der Vorwelt in Romanzen und Balladen.

Er spürte den Einfluß der Kälte erst, als es eilf Uhr schlug, und er von neuem die nachtwächterliche Runde beginnen sollte. Die Zähne klapperten ihm vor Frost. Er konnte kaum die Stunde anrufen und dazu blasen. Er wäre gern in ein Bierhaus eingekehrt, um sich wieder zu erwärmen.

Wie er nun durch ein einsames Nebengäßchen ging, trat ihm eine seltsame Gestalt entgegen, ein Mensch mit schwarzer Halblarve vor dem Gesicht, in einen feuerrothen Seidenmantel gehüllt, auf dem Haupt einen runden, seitwärts aufgeschlagenen Hut, fantastisch mit vielen hohen, schwankenden Federn geschmückt.

Philipp wollte der Maske ausweichen. Diese aber vertrat ihm den Weg und sagte: „Du bist mir ein allerliebster Kerl, du! Du gefällst mir? Wo gehst du hin? Sag' mir's."

Philipp antwortete: „In die Mariengasse, da ruf' ich die Stunde."

„Göttlich!" rief die Maske: „Das muß ich hören. Ich will dich begleiten. So was hört man nicht alle Tage. Komm du nur, närrischer Kerl, und laß dich hören; aber das sag' ich dir, als Virtuose laß dich hören, sonst bin ich nicht zufrieden. Kannst du ein lustiges Stückchen singen?"

Philipp sah wohl, der Herr war ein wenig weinselig und vornehmen Standes, und antwortete: „Herr, beim Glase Wein in

warmer Stube beſſer, als bei ſolcher Kälte, die einem das Herz im Leibe erſtarrt.“ Damit ging er ſeines Weges in die Marien-gaſſe und ſang und blies.

Die Maske hatte ihn dahin begleitet, und ſprach: „Das iſt kein Kunſtſtück. Das kann ich auch, du närriſcher Kerl. Gib mir dein Horn; ich will für dich blaſen und ſingen. Du ſollſt dich bald zu Tode lachen.“

Philipp gab auf der nächſten Station den Bitten der Maske nach, und ließ ſie blaſen und ſingen. Es ging ganz in der Ord-nung. So zum zweiten, zum dritten und zum vierten Mal. Die Maske konnte nicht müde werden, Stellvertreter des Nachtwächters zu ſein, und war in Lobeserhebungen ſeiner Geſchicklichkeit uner-ſchöpflich. Philipp lachte von ganzem Herzen über die wunder-lichen Einfälle des luſtigen Herrn, der vermuthlich aus froher Ge-ſellſchaft oder von einem Balle kam, und ſich mit einem Gläschen Wein über die gewöhnliche Höhe des Alltagslebens hinaufgeſtimmt hatte.

„Weißt du was, Schätzchen? Ich hätte große Luſt, ein paar Stunden zu nachtwächtern. Iſt es dießmal nicht, komm' ich mein Lebtag nicht zu der Ehre. Gib mir deinen Mantel und breit-krämpigen Hut; ich gebe dir da meinen Domino. Geh' in ein Bierhaus, trinke dir ein Räuſchchen auf meine Rechnung; und haſt du eins, ſo komm wieder und gib mir meinen Maskenanzug zurück. Hier haſt du ein paar Thaler Trinkgeld. Was meinſt du, Schätzchen?“

Dazu hatte der Nachtwächter keine Luſt. Die Maske gab aber mit Bitten nicht nach, und wie beide in ein finſteres Gäßchen traten, wurde kapitulirt. — Philipp fror erbärmlich; eine warme Stube hätte ihm wohlgethan, ein gutes Trinkgeld nicht minder. Er bewilligte dem jungen Herrn alſo das Nachtwächter-Vikariat auf eine halbe Stunde, nämlich bis zwölf Uhr; dann ſollte er zur Hauptpforte der Gregorienkirche kommen und Mantel, Horn und

Stange gegen den langen rothen Seidenmantel, Larve und Federhut austauschen. Auch nannte er ihm noch vier Straßen, in denen er die Stunde abzurufen habe.

„Herzensschatz!“ rief die Maske entzückt: „Ich möchte dich küssen, wenn du nicht ein Schmierfinke wärst. Nun, es soll dich nicht gereuen. Um zwölf Uhr stelle dich bei der Kirche ein und hole zum Trinkgeld dir ein Bratengeld. Juchheh, ich bin Nachtwächter!“

Die Kleider wurden vertauscht. Die Maske vernachtwächterte sich. Philipp band die Larve um, setzte den von einer funkelnden Schleife gezierten Federhut auf und wickelte sich in den langen feuerrothen Seidenmantel. Als er seinen Stellvertreter verließ, fiel es ihm aber doch aufs Herz, der junge Herr könnte vielleicht aus Uebermuth die nachtwächterliche Würde entweihen. Er drehte sich noch einmal um und sagte: „Ich hoffe, Sie werden meine Gutmüthigkeit nicht mißbrauchen und Unfug treiben. Das könnte mir Verdruß zuziehen und den Dienst rauben.“

„Was denkst du denn, närrischer Kerl?“ rief der Vikar: „Meinst du, ich wisse nicht, was meines Amtes sei? Dafür laß mich sorgen. Ich bin ein Christenmensch, so gut als du. Packe dich, oder ich werfe dir die Stange zwischen die Beine. Um zwölf Uhr bist du unfehlbar bei der Gregorienkirche und gibst mir meine Kleidung wieder. Adieu! Das ist Teufelsspaß für mich.“

Trotzig ging der neue Nachtwächter seines Weges. Philipp eilte, ein nahe gelegenes Bierhaus zu erreichen.

3.

Indem er um die Ecke des königlichen Palastes bog, fühlte er sich von einer maskirten Person berührt, die so eben vor diesem Palaste aus einem Wagen stieg. Philipp blieb stehen und fragte

nach Maskenart, nämlich mit gedämpfter, leiſer Stimme: „Was ſteht zu Befehl?“

„Gnädiger Herr, Sie ſind in Gedanken hier vor der Thür vorübergegangen!“ erwiederte die Maske: „Wollen Ihre königliche Hoheit nicht —“

„Was? Königliche Hoheit?“ ſagte Philipp lachend: „Ich bin keine Hoheit. Wie kommen Sie zu dem Einfall?“

Die Maske verbeugte ſich ehrfurchtsvoll und ſchielte nach der ſtrahlenden Diamantenſchleife auf Philipps Federhut: „Ich bitte um Gnade, wenn ich Maskenrecht verletze. Aber in welches Gewand Sie ſich hüllen mögen, Ihre edle Geſtalt wird Sie immer verrathen. Belieben Sie gefälligſt vorzutreten. Werden Sie tanzen, wenn ich fragen darf?“

„Ich? Tanzen? — Nein. Sie ſehen ja, ich habe Stiefeln an!“ antwortete Philipp.

„Alſo ſpielen?“ fragte die Maske weiter.

„Noch weniger; ich habe kein Geld bei mir!“ erwiederte der Nachtwächter-Adjunkt.

„Mein Gott, disponiren Sie doch über meine Börſe, über Alles, was ich bin und habe!“ rief die Maske, und bot dem beſtürzten Philipp einen vollen Geldbeutel an.

„Aber wiſſen Sie denn, wer ich bin?“ fragte dieſer, und ſchob die Hand mit dem Geldbeutel zurück.

Die Maske flüſterte mit einer graziöſen Verbeugung: „Königliche Hoheit, Prinz Julian.“

In dieſem Augenblick hörte Philipp ſeinen Stellvertreter in einer benachbarten Gaſſe vernehmlich und laut die Stunde rufen. Jetzt erſt merkte er die Verwandlungen. Prinz Julian, in der Reſidenz als ein junger, wilder, liebenswürdiger und geiſtvoller Mann bekannt, hatte den Einfall gehabt, die Rollen mit ihm zu vertauſchen. „Nun, dachte Philipp, „ſpielt er den Nachtwächter

gut, ſo will ich ihm auch in meiner Prinzenmaske keine Schande machen, und zeigen, daß ich wohl eine halbe Stunde lang Prinz ſein kann. Es iſt ſeine Schuld, wenn ich allenfalls einen Bock ſchieße.“ — Er wickelte ſich feſter in den feuerrothen Talar, nahm die Geldbörſe an, ſteckte ſie ein und ſagte: „Maske, wer ſind Sie? Ich gebe Ihnen morgen Ihr Geld zurück.“

„Ich bin der Kammerherr Pilzow.“

„Gut. Gehen Sie voran! Ich folge Ihnen.“

Der Kammerherr gehorchte, flog die breiten Marmorſtufen hinan; ihm behend nach Philipp. Sie traten in einen unermeßlichen Saal von tauſend Kerzen erleuchtet, deren Strahlen ſich an den Wänden in einer Menge Spiegel, an der Decke in den ſchwebenden Kriſtallleuchtern brachen. Ein buntes Gewühl von Masken wogte durch einander, Sultane, Tirolermädchen, Papageno's, geharniſchte Ritter, Nonnen, Galanteriehändler, Liebesgötter, Mönche, Frauen, Juden, Perſer und Meder. Philipp war eine Weile ganz verblüfft und verblendet. Solch ein Schauſpiel hatte er ſein Lebtag nicht gehabt. In der Mitte des Saales ſchwammen hundert Tänzer und Tänzerinnen in den harmoniſchen Wellen der Muſik.

Philipp, dem die milde Wärme wohlthat, die ihn hier anhauchte, war von Verwunderung ſo gelähmt, daß er kaum mit einem Kopfnicken dankte, wenn unter den Vorbeiſchwärmenden ihn einige Masken bald neckend, bald ehrerbietig, bald zutraulich grüßten.

„Befehlen Sie zum Spieltiſch?“ flüſterte ihm der Kammerherr zu, der nun, beim Licht beſehen, als Bramine daſtand.

„Laſſen Sie mich nur erſt aufthauen!“ entgegnete Philipp: „Mich friert verzweifelt.“

„Aber ein Glas warmen Punſch?“ ſagte der Bramine, und führte ihn in ein Seitenkabinet. Der Pſeudo-Prinz ließ ſich nicht

bitten. Ein Glas um das andere ward geleert. Der Punſch war gut, und bald ergoß ſich ſein Feuer durch alle Adern Philipps.

„Wie ſteht's, Bramine, Sie tanzen heute nicht?“ fragte er den Kammerherrn, als ſie in den Saal zurücktraten.

Der Bramine ſeufzte und zuckte die Achſeln: „Für mich iſt Spiel und Tanz vorbei, das Lachen iſt vorüber. Die Einzige, die ich zum Tanz fordern möchte . . . die Gräfin Bonau . . . ich glaubte, ſie liebe mich . . . denken Sie ſich meine Verzweiflung . . . unſere Häuſer waren einig . . . plötzlich bricht ſie gänzlich mit mir ab.“

„Ei, das iſt das Erſte, was ich höre!“ rief Philipp.

„Mein Gott, Sie wiſſen nicht? Die ganze Reſidenz ſpricht davon!“ ſeufzte der Kammerherr: „Schon ſeit vierzehn Tagen haben wir gebrochen. Sie erlaubt mir nicht einmal, mich zu rechtfertigen. Drei Briefe ſchickte ſie mir unerbrochen zurück. Sie iſt eine geſchworne Feindin der Baroneſſe Reizenthal. Ich hatte ihr gelobt, jeden Umgang mit dieſer zu meiden. Denken Sie ſich mein Unglück: als die Königin Mutter nach Freudenwald zur Jagdparthie fährt, macht ſie mich zum Kavalier der Baroneſſe — was ſollte ich thun? Konnte ich widerſprechen? Gerade am Namenstage der göttlichen Bonau mußte ich unerwartet fort . . . ſie erfuhr Alles . . . ſie verkannte mein Herz.“

„Wohlan, Bramine, benutzen Sie den Augenblick. Die allgemeine Freude verſöhnt Alles. Iſt die Gräfin nicht hier?“

„Sehen Sie ſie nicht dort drüben, links, die Karmeliterin neben den drei ſchwarzen Masken? Sie hat die Larve abgelegt. O mein Prinz, Ihr gnädiges Fürwort bei ihr . . .“

Philipp, den der Punſch begeiſtert hatte, dachte: da iſt ein gutes Werk zu thun! und machte ſich ohne Umſtände zur Karmeliterin. Die Gräfin Bonau betrachtete ihn eine Weile ernſt und erröthend, als er ſich zu ihrer Seite niederſetzte. Sie war ein

ſchönes Mädchen; doch bemerkte Philipp bald, ſein Röschen ſei noch zehntauſendmal ſchöner.

„Meine Gräfin . . .“ ſtammelte er und gerieth in Verlegenheit, als ſie ihren hellen, ſchwärmeriſchen Blick auf ihn lenkte.

„Prinz,“ ſagte die Gräfin, „Sie waren vor einer Stunde beinahe zu muthwillig.“

„Schöne Gräfin, ich bin jetzt dafür um ſo ernſthafter.“

„Deſto beſſer; ſo darf ich Sie nicht fliehen, Prinz.“

„Schöne Gräfin, eine Frage nur erlauben Sie mir: thun Sie auch in dieſem Nonnenkleide aufrichtige Buße für Ihre Sünden?“

„Ich habe nichts zu büßen.“

„Aber doch, Gräfin, Ihre Grauſamkeiten . . . Ihr Unrecht gegen den lieben Braminen, der dort drüben von Gott und aller Welt verlaſſen ſteht.“

Die ſchöne Karmeliterin ſchlug die Augen nieder und ward ein wenig unruhig.

„Wiſſen Sie auch, ſchöne Gräfin, daß der Kammerherr an der Freudenwaldergeſchichte ſo unſchuldig iſt, wie ich?“

„Wie Sie, Prinz?“ ſagte die Gräfin, und runzelte die Stirn: „Was ſagten Sie mir erſt vor einer Stunde?“

„Sie haben Recht, liebe Gräfin, ich war zu muthwillig. Sie ſelbſt ſagen es ja. Nun ſchwör' ich, der Kammerherr mußte auf Befehl der Königin Mutter nach Freudenwald, mußte gegen ſeinen Willen dahin, mußte beſtändig der Kavalier der ihm verhaßten Reizenthal ſein . . .“

„Der ihm verhaßten!“ lächelte ſpöttiſch und bitter die Gräfin.

„Ja, er haßt, er verachtet die Baronin. Glauben Sie mir, er hat gegen die Baroneſſe faſt alle Grenzen des Anſtandes verletzt, hat ſich durch ſein Betragen vielen Verdruß zugezogen. Ich weiß es. Und das Alles that er für Sie. Nur Sie liebt er, nur Sie betet er an. Und Sie — Sie könnten ihn verſtoßen?“

„Wie kommt es, Prinz, daß Sie sich für Pilzow so lebhaft interessiren? Sonst war's doch nicht so.“

„Es geschieht, Gräfin, weil ich ihn vorher nicht kannte, noch weniger seine traurige Lage, in die Sie ihn stürzten. Ich schwöre Ihnen, er ist unschuldig. Sie haben ihm nichts zu verzeihen, aber wohl er Ihnen.“

„Still!“ lispelte die Karmeliterin mit erheiterten Mienen: „Man achtet auf uns, Kommen Sie hinweg von hier!“ — Sie legte ihre Larve vor, stand auf und gab dem vermeinten Prinzen den Arm. Beide gingen den Saal entlang, dann in ein leeres Seitenkabinet. Hier führte die Gräfin bittere Klagen gegen den Kammerherrn; aber es waren nur Klagen eifersüchtiger Liebe. Sie trocknete eine Thräne ab. Da trat schüchtern der zärtliche Bramine herein. Es entstand tiefe Stille. Philipp wußte hier nichts Besseres zu thun, als er führte den Kammerherrn zur Karmeliterin, legte beider Hände in einander, ohne ein Wort zu sagen, und überließ sie ihrem Schicksal. Er selbst ging in den Saal zurück.

4.

Hier stieß ihn ein Mameluk an, und sagte hastig: „Gut, Domino, daß ich Sie finde. Ist das Rosenmädchen hier im Kabinet?“— Der Mameluk trat hinein, und kam den Augenblick wieder zurück. „Auf ein Wort allein, Domino!“ und führte Philipp in einen entlegenen Theil des Saals ans Fenster.

„Was steht zu Befehl?“ fragte Philipp.

„Ich beschwöre Sie,“ sagte der Mameluk mit gedämpfter, aber fürchterlicher Stimme, „wo ist das Rosenmädchen?“

„Was geht mich das Rosenmädchen an?“

„Aber mich desto mehr!“ entgegnete der Mameluk, dessen ge-

preßte Stimme, deſſen unruhige Bewegungen eine ſchreckliche Gährung ſeines ganzen Innern verriethen: „Mich deſto mehr! Es iſt mein Weib. Sie wollen mich unglücklich machen. Prinz, ich beſchwöre Sie, treiben Sie mich nicht zum Wahnſinn. Laſſen Sie von meinem Weibe.“

„Von Herzen gern!“ antwortete Philipp trocken: „Was habe ich mit Ihrer Gemahlin zu ſchaffen?“

„Oh! Prinz! Prinz!“ rief der Mameluk: „Ich bin zum Aeußerſten entſchloſſen, und ſollte es mir das Leben koſten. Verſtellen Sie ſich keinen Augenblick länger vor mir. Ich habe Alles entdeckt. Hier, da — ſehen Sie — hier das Billet, das Ihnen das falſche Weib in die Hände drückte, und Sie, ohne es geleſen zu haben, im Gedränge verloren.“

Philipp nahm den Zettel. Mit Bleiſtift war von einer weiblichen Hand darauf geſchrieben: „Aendern Sie die Maske. Alles kennt Sie. Mein Mann beobachtet Sie. Mich kennt er nicht. Wenn Sie artig ſind, lohn' ich's Ihnen.“

„Hm!“ brummte Philipp: „Das iſt, ſo wahr ich lebe, nicht an mich geſchrieben. Ich bekümmere mich um Ihre Gemahlin wenig.“

— Himmel und Hölle, Prinz, machen Sie mich nicht raſend. Wiſſen Sie, wen Sie vor ſich haben? Ich bin der Marſchall Blankenſchwerd. Daß Sie meinem Weibe nachſtellen, iſt mir ſeit der letzten Redoute am Hofe nicht mehr unbekannt.“

„Herr Marſchall,“ verſetzte Philipp, „nehmen Sie mir's nicht übel, die Eiferſucht blendet Sie. Wenn Sie mich recht kennten, Sie würden von mir ſo tolles Zeug gar nicht denken. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Ihre Gemahlin ſoll Ruhe vor mir haben.“

— Iſt es Ihr Ernſt, Prinz?

„Vollkommen.“

— Geben Sie mir den Beweis.

„Wie verlangen Sie ihn?“

— Sie haben ſie bisher abgehalten, ich weiß es, zu ihren Verwandten nach Polen mit mir zu reiſen. Bereden Sie ſie jetzt dazu.

„Von Herzen gern, wenn Ihnen damit gedient iſt.“

— Alles, königliche Hoheit, Alles! Sie verhüten entſetzliches, unvermeidliches Unglück.

Der Mameluk plauderte noch ein Langes und Breites, bald weinerlich, bald flehend, bald drohend, daß dem guten Philipp bange ward, der Menſch könne in ſeiner Tollheit mit ihm vor aller Welt Händel beginnen. Und das war ihm eben nicht gelegen. Er war froh, daß er von ihm abkam.

Kaum hatte er ſich in der Maſſe der Uebrigen verloren, kniff ihn eine weibliche Maske, die ſchwarz beflort in tiefen Trauerkleidern einherging, freundlich in den Arm und flüſterte: „Schmetterling, wohin? — Flößt Ihnen die verlaſſene Wittwe kein Mitleiden ein?“

Philipp erwiederte gar höflich: „Schöne Wittwen finden nur der Tröſter zu viel; darf ich mich zur Zahl Ihrer Tröſter zählen?“

„Warum ſind Sie ſo ungehorſam, und änderten die Maske nicht?“ ſagte die Wittwe, indem ſie mit ihm ſeitwärts ging, wo ſie freier mit ihm ins Geſpräch treten konnte: „Glauben Sie denn, Prinz, daß Sie nicht von Jedem hier erkannt ſind?“

„Die Leute,“ verſetzte Philipp, „ſind doch ungewiß, und irren ſich in mir.“

„Wahrhaftig nicht, Prinz; und kleiden Sie ſich nicht auf der Stelle anders, ſo verlaſſe ich Sie für den ganzen Abend. Denn ich möchte meinem Mann keinen Anlaß zu einem Auftritte geben.“

Jetzt wußte Philipp, mit wem er es zu thun hatte. „Sie waren das ſchöne Roſenmädchen. Sind die Roſen ſo ſchnell verblüht?“

„Was iſt nicht vergänglich? Beſonders Männertreue! Ich ſah

wohl, wie Sie mit der Karmeliterin davon ſchlichen. Bekennen Sie nur Ihre Flatterhaftigkeit. Sie können nicht mehr läugnen.“

„Hm!“ verſetzte Philipp trocken: „Klagen Sie mich nicht an, ſonſt klag' ich Sie auch an.“

„Zum Beiſpiel, ſchöner Schmetterling?“

„Es gibt, zum Beiſpiel, doch keinen treuern Mann, als den Marſchall.“

„Das iſt er wohl. Und ich habe Unrecht, wahrlich, großes Unrecht, Sie zu viel angehört zu haben. Ich mache mir Vorwürfe genug. Er hat leider unſer Verhältniß ausgeſpürt.“

„Seit der letzten Redoute am Hofe, ſchöne Wittwe.“

„Wie Sie zu ausgelaſſen und unvorſichtig waren, ſchöner Schmetterling.“

„Machen wir's wieder gut. Trennen wir uns. Ich ſchätze den Marſchall. Ich mag ihn meinetwillen nicht leiden ſehen.“

Die Wittwe betrachtete ihn eine Weile ſprachlos.

„Haben Sie,“ fuhr Philipp fort, „wirklich einige Achtung für mich, ſo reiſen Sie mit dem Marſchall nach Polen zu Ihren Verwandten. Es iſt beſſer, daß wir uns nicht zu viel ſehen. Eine ſchöne Frau iſt ſchön; eine treue, tugendhafte Frau iſt aber noch ſchöner.“

„Prinz!“ rief die beſtürzte Marſchallin: „Iſt das Ihr Ernſt? Haben Sie mich je geliebt oder belogen?“

„Sehen Sie,“ ſagte Philipp, „ich bin ein Verſucher ganz eigener Art. Ich ſuche die Tugend und Treue unter den Weibern, und finde ſie ſo ſelten. Die Treueſte und Tugendhafteſte kann mich allein feſſeln — darum feſſelt mich keine. Doch, holla, nein, daß ich nicht lüge. Eine hat mich gefeſſelt. Aber, es thut mir leid, Frau Marſchallin, das ſind eben Sie gerade nicht.“

„Sie ſind in einer abſcheulichen Laune, Prinz!“ ſagte die Wittwe und das Zittern ihrer Stimme und das Auf- und Abwogen ihres Buſens verrieth, was in ihr vorging.

„Nein," erwiederte Philipp, „ich bin, ſo wahr ich lebe, in der ehrlichſten Laune von der Welt. Ich möchte gern einen dummen Streich wieder gut machen. Ich hab' es Ihrem Manne auch geſagt."

„Wie?" rief die Wittwe erſchrocken: „Sie haben dem Marſchall Alles offenbart?"

„Nicht eben Alles, nur was ich wußte."

Die Wittwe wandte ſich in heftiger Bewegung rechts und links. Sie rang die Hände. Endlich fragte ſie: „Wo iſt mein Mann?"

Philipp zeigte auf den Mameluken, der in dem Augenblick mit langſamen Schritten daher kam.

„Prinz!" ſagte die Wittwe mit einem Tone voll unausſprechlichen Zorns: „Prinz, verzeihe Ihnen Gott, ich kann Ihnen nie verzeihen. Solcher Abſcheulichkeit hielt ich nie das Herz eines Menſchen fähig. Sie ſind ein Verräther. Mein Mann iſt ein Ehrenmann im Mamelukenkleide, Sie ſind ein Mameluk im Ehrenkleide. In dieſer Welt ſehen Sie mich nicht wieder." — Mit dieſen Worten wandte ſie ihm ſchnell und ſtolz den Rücken, ging auf den Mameluken zu, und verlor ſich mit ihm, wie man ſah, in eine ſehr ernſte Unterredung.

Philipp lachte heimlich vor ſich in den Bart und dachte bei ſich: „Mein Subſtitut, der Nachtwächter, mag ſehen, wie er zurecht kommt. Ich ſpiele meine Rolle in ſeinem Namen ſo übel nicht. Wenn er nur morgen ſo ehrlich fortfährt, wie ich angefangen habe."

Er trat zu den Tanzenden, und erblickte mit Vergnügen die ſchöne Karmeliterin in den Reihen der Tänzerinnen an der Seite ihres überglücklichen Braminen. Dieſer ward den feuerfarbenen Domino kaum gewahr, ſo warf er ihm eine Kußhand zu, und bezeichnete pantomimiſch die Höhe ſeiner Seligkeit. Philipp dachte bei ſich: „Schade, daß ich nicht Prinz für Zeitlebens bin. Die Leute ſollten bald alle mit mir zufrieden ſein. Es iſt in der

Welt nichts leichter, als ein Prinz zu ſein. Mit einem Worte vermag er mehr, als der beſte Advokat mit einer langen Rede. Er hat das Vorrecht, geradezu zu gehen und frei von der Leber weg zu ſprechen. Ja, wenn ich Prinz wäre, dann wäre mein Röschen — für mich verloren. Nein, ich möchte nicht Prinz ſein."

Er ſah nach der Uhr, es war erſt halb zwölf Uhr. Da kam der Mameluk in Haſt auf ihn zu, zog ihn auf die Seite, und gab ihm ein Papier. „Prinz," rief der Mameluk, „ich möchte Ihnen zu Füßen fallen, und Ihnen im Staube danken. Ich bin verſöhnt mit meiner Frau. Sie haben ihr Herz gebrochen; aber es iſt gut, daß es geſchah. Sie will noch dieſe Nacht abreiſen. Sie will auf den Gütern in Polen bleiben. Leben Sie wohl. In welcher Stunde es auch ſei, ich erwarte Ihre Befehle, wenn es darauf ankommt, für Ihre königliche Hoheit in den Tod zu gehen. Mein Dank iſt ewig. Leben Sie wohl!"

„Halt!" rief Philipp, da der Marſchall ſchnell davon wollte: „Was ſoll ich mit dem Papier?"

Der Marſchall antwortete: „Es iſt meine Spielſchuld von voriger Woche, die ich faſt vergeſſen hatte, und jetzt bei der Abreiſe nicht vergeſſen möchte. Ich habe den Wechſel auf Ihre königliche Hoheit endoſſirt." Damit verſchwand der Marſchall.

5.

Philipp ſchielte in das Blatt, las da etwas von fünftauſend Gulden, ſteckte das Papier zu ſich und dachte: „Schade, daß ich nicht Prinz bin."

Indem wiſperte ihm Jemand ins Ohr: „Königliche Hoheit, wir ſind beide verrathen. Ich erſchieße mich." — Philipp ſah ſich mit großen Augen um und erblickte einen Neger.

— Was wollen Sie, Maske? fragte Philipp ganz gelaſſen.

„Ich bin der Oberſt Kalt!“ antwortete flüſternd der Neger: „Die unſelige Marſchallin hat dem Herzog Hermann geplaudert, und dieſer ſpeit jetzt Feuer und Flammen gegen Sie und mich.“

— Meinethalben! verſetzte Philipp.

„Aber der König erfährt Alles!“ ſeufzte der Neger ängſtlich: „Vielleicht werde ich dieſe Nacht ſchon arretirt und morgen auf die Feſtung gebracht. Ich erhänge mich lieber.“

— Davon haben Sie keinen Nutzen! ſagte Philipp.

„Soll ich mich lebenslänglicher Schande preisgeben? Ich bin verloren. Der Herzog wird blutige Genugthuung fordern. Sein Rücken iſt gewiß noch blau von der Tracht Schläge, die ich ihm gab. Ich bin verloren und das Bäckermädchen dazu. Ich ſpringe von der Brücke und erſäufe mich noch dieſe Nacht.“

„Behüte Gott! ſagte Philipp: Was hätten Sie und das Bäckermädchen davon?

„Ihre königliche Hoheit ſcherzt, und ich bin in Verzweiflung. Ich flehe unterthänigſt, nur ein paar Augenblicke unter vier Augen gönnen Sie mir.“

Philipp folgte dem Neger in ein einſames Seitengemach, wo wenige Kerzen einen düſtern Schein verbreiteten. Der Neger warf ſich, wie gelähmt, auf ein Sofa nieder und ſeufzte laut. Philipp fand auf einem Tiſche Erfriſchungen nebſt feinen Weinen, und ließ ſich's ſchmecken.

„Ich begreife nicht, wie Ihre königliche Hoheit ſo ruhig bei der verdammten Geſchichte ſein kann!“ ſagte der Neger: „Wäre nur der Schelm, der Neapolitaner Salmoni, noch hier, der den Geiſterbeſchwörer ſpielte; der Kerl war voller Ränke von den Zehen an bis zum Scheitel, und hätte uns vielleicht mit einer Liſt retten können. Jetzt hat er ſich aus dem Staube gemacht.“

— Deſto beſſer! erwiederte Philipp, und füllte ſein Glas von neuem: So ſchieben Sie alle Schuld auf ihn. Er iſt davon.

„Wie auf ihn ſchieben? Der Herzog weiß nun, daß Sie, ich, die Marſchallin und das Bäckermädchen in der Intrigue waren, um aus ſeinem Aberglauben Nutzen zu ziehen. Er weiß, daß Sie den Salmoni zur Geiſterbannerei beſtachen; daß ich mein Bäckermädchen, in das er verliebt war, abrichtete, um ihn in die Falle zu locken; daß ich der Geiſt war, der ihn zu Boden warf und ihm das Fell bläute. Hätte ich nur den Spaß nicht zu weit getrieben! Aber ich wollte ihm die Liebe zu meinem Mädchen ein wenig ausklopfen. Es iſt ein verdammter Streich. Ich nehme Gift.“

— Nehmen Sie lieber ein Glas Wein; er iſt gut! ſagte Philipp, und nahm mit friſcher Eßluſt ein friſches Stück Torte. Und überhaupt, ſetzte er hinzu, muß ich Ihnen offen geſtehen, lieber Oberſt, daß Sie für einen Oberſten ſehr feig ſind, und ſich da einer Narrengeſchichte willen gleich erſchießen, erſäufen, vergiften und aufhängen wollen. Es wäre ſchon an einem zu viel. Zweitens muß ich Ihnen ſagen, daß ich aus Ihrem Geſchwätz da unter einander noch zur Stunde nicht klug werde.

„Königliche Hoheit halten zu Gnaden, ich weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht. Der Kammerjunker des Herzogs — er iſt mein alter Freund — vertraute mir dieſen Augenblick, die Marſchallin ſei, vom Teufel geplagt, erſt vor wenigen Minuten zum Herzog getreten, und habe ihm geſagt: die Komödie im Haus des Bäckers hat Ihnen Prinz Julian geſtiftet, der Ihnen ſeine Schweſter nicht gönnte. Die Hexe, die Sie ſahen, war ich ſelbſt, als Abgeordnete der Prinzeſſin, um Zeugin Ihres Aberglaubens zu ſein. Prinz Julian hat das Verzeichniß Ihrer Schulden, das Sie in die Gruft warfen, aus welcher Sie die Schätze heben ſollten, ſo wie Ihren Revers gegen das Bäckermädchen, das Sie, nach der Vermählung mit der Prinzeſſin, als Mätreſſe zu ſich nehmen und adeln laſſen wollten. Und der Geiſt, der Sie abprügelte, war Oberſt Kalt, der Handlanger des Prinzen. Darum ging es mit Ihrer Ver-

mählung den Krebsgang. Machen Sie ſich keine Hoffnung länger; Sie warten vergebens. — So hat die Marſchallin dem Herzog geſagt, und iſt verſchwunden.“

Philipp ſchüttelte den Kopf und brummte: „Das ſind mir auch ſaubere Geſchichten! Solcher Streiche ſchämt man ſich ja im gemeinſten Pöbel. Was Teufeleien und kein Ende!“

„Nein,“ rief der Oberſt, „Raſenderes, Pöbelhafteres kann man nicht thun, als die Marſchallin. Das Weib muß eine Furie ſein. — Gnädigſter Herr, retten Sie mich.“

— Wo iſt denn der Herzog? fragte Philipp.

Der Kammerjunker ſagte, er ſei ſchnell aufgeſtanden und habe bloß gerufen: „Ich gehe zum König! — Denken Sie, Prinz, wenn der zum König geht und unſere Hiſtorie nach ſeiner Art malt.“

— Iſt denn der König hier?

„Allerdings. Er ſpielt im Nebenzimmer mit dem Erzbiſchof und dem Polizeiminiſter l'Hombre.“

Philipp ging mit großen Schritten durch das Kabinet. Hier war guter Rath theuer.

„Königliche Hoheit,“ ſagte der Neger, „retten Sie mich. Es gilt Ihre eigene Ehre. Es wird Ihnen leicht ſein. Uebrigens bin ich auf Alles gefaßt, und beim erſten böſen Wind über die Grenze. Ich packe ein. Morgen erwarte ich Ihre letzten Befehle über mein Verhalten.“ — Mit dieſen Worten verſchwand der Neger.

6.

„Es iſt hohe Zeit, daß du wieder Nachtwächter wirſt, Philipp!“ dachte Philipp bei ſich ſelber: „Du verwickelſt dich und deinen Subſtitut in gottloſe Händel, aus denen dich und ihn weder ſeine, noch meine Klugheit rettet. — Das alſo wäre der Unter-

ſchied zwiſchen einem Nachwächter und einem Prinzen? Dafür wend' ich keine Hand um. Lieber Himmel, wie viel tolle Dinge geſchehen bei den Erdengöttern hier unterm Hofhimmel, wovon wir uns bei Nachtwächterhorn und Webſtuhl, bei Spaten und Leiſten nichts träumen laſſen! Man bildet ſich ein, die Götter führen ein Leben, wie die Engel, ohne Sünden, ohne Sorgen. Saubere Wirthſchaft! Ich habe in einer Viertelſtunde hier mehr Bubereien gut zu machen, als ich in meinem ganzen Leben begangen habe."

„So einſam, mein Prinz?" flüſterte hinter ihm eine Stimme: „Ich preiſe mich glücklich, Ihre königliche Hoheit einen Augenblick allein zu treffen."

Philipp ſah ſich um. Es war ein Bergknappe in Gold und Seide und Juwelen. — Was wollen Sie? fragte Philipp.

„Nur einen Augenblick gnädigſtes Gehör!" antwortete der Knappe: „Es iſt dringend, das Reſultat Ihnen vielleicht lieb."

— Wer ſind Sie denn, Maske, wenn ich fragen darf?

„Graf Bodenlos, der Finanzminiſter, Ihrer königlichen Hoheit zu dienen!" verſetzte der Knappe, und lüpfte die Larve, um ein Geſicht zu zeigen, das mit den kleinen Augen und der großen kupferrothen Naſe eine Larve zu ſein ſchien.

— Nun, Herr Graf, was ſteht zu Befehl? fragte Philipp weiter.

„Darf ich freimüthig reden? Ich ließ mich ſchon dreimal bei Ihrer königlichen Hoheit melden, und genoß nicht die Gnade, vorgelaſſen zu werden. Und doch — Gott iſt Zeuge! — nimmt am ganzen Hofe Niemand an Ihrer königlichen Hoheit Wohl und Weh ſo lebhaften Antheil, als ich."

— Herr Graf, ich bin Ihnen verbunden! verſetzte Philipp: Aber was wollen Sie? Machen Sie's kurz.

„Darf ich vom Handelshaus Abraham Levi reden?" fragte der Bergknappe.

— So viel Sie wollen.

„Es hat ſich an mich wegen der fünfzigtauſend Gulden gewendet, die Sie ihm ſchuldig geworden ſind. Es droht, ſich an den König zu wenden. Und Sie wiſſen, welches Wort Sie dem Könige gaben, als er Ihre letzten Schulden zu zahlen befahl?“

— Können die Leute nicht warten? fragte Philipp.

„So wenig, als die Gebrüder Goldſchmidt warten wollen, die an Ihnen fünfundſiebenzigtauſend Gulden fordern.“

— Mir gleich. Wenn die Menſchen nicht warten wollen, ſo muß ich . . .

„Keine verzweifelten Entſchlüſſe, gnädigſter Herr! Ich bin im Stande, Alles wieder ins Gleis zu bringen, wenn . . .“

— Was denn, wenn?

„Wenn Sie mir Ihre Gnade ſchenken, wenn Sie mich nur einen Augenblick anzuhören geruhen. Ich hoffe, alle Ihre Schulden ohne Mühe zu decken. Das Haus Abraham Levi hat ungeheure Aufkäufe von Getreide veranſtaltet, ſo daß daſſelbe ſehr im Preis geſtiegen iſt. Ein Verbot der Kornausfuhr gegen die benachbarten Staaten wird den Preis um das Doppelte und Dreifache in die Höhe ſchnellen. Dann gibt man dem Abraham Levi Lizenzen, und Alles iſt in der Ordnung. Das Haus ſtreicht die Schulden, übernimmt für Sie die Zahlung der fünfundſiebenzigtauſend Gulden, und ich überreiche Ihnen die Quittungen. Alles aber hängt von dem Umſtande ab, daß ich noch einige Jahre an der Spitze der Finanzen bleibe. Gelingt es dem Baron Greifenſack, mich aus dem Miniſterium zu verdrängen, ſo bin ich ohnmächtig, für Sie zu handeln, wie es mein heißeſter Wunſch wäre. Es ſteht bei Ihrer königlichen Hoheit, daß Sie die Partei des Greifenſack verlaſſen, und unſer Spiel iſt gewonnen. Für mich iſt es einerlei, ob ich im Miniſterium bleibe, oder nicht. Ich ſehne mich nach Ruhe. Aber es iſt mir für Ihre königliche Hoheit nicht

gleichgültig. Kann ich die Karten nicht nach Gefallen miſchen, ſo habe ich verloren.“

Philipp wußte eine Weile nicht, was auf den Antrag erwiedern. Endlich, während der Finanzminiſter, auf Antwort wartend, eine Brillantdoſe hervorzog und eine Priſe nahm, ſagte Philipp: — Wenn ich Sie recht verſtehe, Herr Graf, wollen Sie das Land ein wenig aushungern, um meine Schulden zu zahlen. Denken Sie auch, wie viel Unheil Sie anrichten! Und wird es der König zugeben?

„Wenn ich an den Geſchäften bleibe, ſo laſſen Sie das meine Sorge ſein, gnädigſter Herr. Sobald die Preiſe der Lebensmittel ſteigen, wird der König ſogleich von ſelbſt an eine Kornſperre denken, und die Getreideausfuhr mit ſchweren Zöllen hemmen. Dann gibt man dem Haus Abraham Levi Ausfuhrbewilligungen für zehn Säcke, und es führt hundert aus. Nichts leichter, als das. Allein, wie geſagt, kommt der Greifenſack ans Ruder, wird daraus nichts. Ehe er ſich ins Fach hineinſtudirt, vergehen Jahre. So lange wird er aus Noth den ehrlichen Mann ſpielen, um nachher den König und das Land deſto ärger zu prellen. Er muß erſt ſein Terrain kennen. Es gibt keinen ärgern Juden, als den Greifenſack. Sein Geiz iſt ſtinkend.“

— Schöne Ausſichten! ſagte Philipp: Wie lange glauben Sie, muß ein Finanzminiſter auf ſeinem Poſten ſtehen, ehe er die Scheere an das Volk legen kann, um für ſich und unſereins etwas zu ſchneiden?

„Hm, wenn er Kopf hat, bringt er's in einem Jahre weit.“

— So ſollte man dem König rathen, alle zwölf Monate einen neuen Finanzminiſter zu machen, wenn er immer ehrlich bedient ſein will.

„Ich hoffe, gnädigſter Herr, ſeit ich die Finanzen führe, iſt dem König und dem Hofe nichts abgegangen.“

— Das glaub' ich, Graf, aber dem armen Volke deſto mehr. Es weiß die Menge der Steuern und Auflagen kaum noch zu erſchwingen. Sie ſollten ein wenig barmherziger mit uns umgehen.

„Mit uns? — Thue ich nicht Alles für den Hof?“

— Nein, barmherziger mit dem Volke ſollten Sie verfahren, meine ich.

„Mein Prinz, ich weiß, welche Achtung ich Ihren Worten ſchuldig bin. Der König mit ſeiner erlauchten Familie iſt das Volk, dem ich diene; das, was man Volk nennt, kann in keine Betrachtung kommen. Das Land iſt des Königs Eigenthum. Völker ſind nur in ſo fern achtbar, als ſie, gleich andern Nullen, die der Hauptzahl folgen, den Werth derſelben vergrößern. Aber es iſt hier nicht der Augenblick, den abgedroſchenen Wortkram über den Werth der Völker zu erneuern; ſondern ich bitte um gnädigſten Entſcheid, ob ich die Ehre haben ſoll, Ihre Schulden auf die bewußte Weiſe zu beſeitigen?“

— Antwort: nein, nein und nimmermehr auf Unkoſten von hunderttauſend und mehr armer Familien.

„Königliche Hoheit, es geht ja nur auf Rechnung des Hauſes Abraham Levi. Und wenn ich dies Haus nöthigte, Ihnen noch zu den Quittungen Ihrer Schulden fünfzigtauſend Gulden baar zuzulegen? Ich denke, es läßt ſich machen. Das Haus gewinnt durch die einzige Operation ſo viel, daß —“

— Vermuthlich auch für Sie, Herr Graf, noch ein artiges Trinkgeld herauskommt.

„Ihre königliche Hoheit belieben zu ſcherzen. Ich gewinne dabei nichts. Ich brenne nur vor Begierde, Ihre Huld wieder zu erhalten.“

— Sie ſind ſehr gütig.

„Alſo darf ich hoffen, mein Prinz?“

— Herr Graf, ich werde thun, was recht ist; thun Sie Ihre Pflicht.

„Meine Pflicht ist, Ihnen zu dienen. Morgen lasse ich den Levi berufen, schließe den Handel mit ihm ab, und habe die Ehre, Ihrer königlichen Hoheit die besagten Quittungen zu überreichen, nebst Anweisung auf fünfzigtausend Gulden."

— Gehen Sie! Ich mag davon nicht hören.

„Und Ihre königliche Hoheit wenden mir Ihre Gnade wieder zu? Denn ohne im Ministerium zu stehen, könnte ich dem Abraham Levi unmöglich —"

— Ich wollte, Sie und Ihr Ministerium und Ihr Abraham Levi säßen alle drei auf dem Blocksberg. Das sag' ich Ihnen, entsteht eine Kornsperre, läßt die Theurung der Lebensmittel nicht auf der Stelle nach, verkauft Ihr Judenhaus nicht das aufgespeicherte Getreide sogleich um den Ankaufspreis: so gehe ich ohne anders zum König, decke ihm alle Schelmereien auf, und helfe Sie sammt dem Abraham Levi aus dem Lande jagen. Verlassen Sie sich darauf; ich halte Wort.

Philipp drehte sich um, ging in den Tanzsaal und ließ den Finanzminister ganz versteinert hingepflanzt stehen.

7.

„Wann befehlen Ihre königliche Hoheit, daß der Wagen vorfahren soll?" flüsterte ihm eine Stimme zu, als er durch die Masken im Saal entlang ging. Es war ein dicker, holländischer Kaufmann mit einer Stutzperrücke, der die Worte an ihn richtete.

— Ich fahre nicht.

„Es ist halb zwölf Uhr vorbei, Prinz. Die schöne Sängerin erwartet Sie. Sie hat lange Weile."

— So mag Sie ſich etwas ſingen.

„Wie, Prinz, hätten Sie Ihren Sinn geändert? — Die reizende Rollina wollten Sie im Stich laſſen? — Den goldenen Augenblick verlieren, nach dem Sie ſeit zwei Monaten vergebens ſeufzten? — Ihr Billet, das Sie dieſen Morgen durch mich an Signora Rollina mit der Brillanten-Uhr ſchickten, that dieſes Wunder. Die ſtolze Spröde ergibt ſich. Sie waren den Mittag noch ſo hoch entzückt, und nun mit einem Mal ſo kalt wie Eis? Was iſt mit Ihnen vorgegangen? Die Verwandlung begreife ich nicht.“

— Das gilt mir gleich.

„Sie haben mir aber befohlen, Sie um halb zwölf Uhr zu begleiten. Hätten Sie andere Engagements?“

— Freilich.

„Etwa ein Souper bei der Gräfin Born? Sie iſt nicht am Ball erſchienen; wenigſtens iſt hier unter allen Masken keine Spur von ihr. Ich könnte ſie an ihrem Gang und ihrer eigenen Art, das niedliche Köpfchen zu tragen, unter Tauſenden unterſcheiden. Wie, Prinz?“

— Und wenn es wäre, müßt' ich's Ihnen anvertrauen?

„Ah, ich verſtehe und ſchweige. Wollen Sie aber der Signora Rollina nicht wenigſtens wiſſen laſſen, daß Sie nicht kommen werden?“

— Hat ſie mich zwei Monate nach ihr ſeufzen laſſen, ſo mag ſie auch einmal zwei Monate für mich ſeufzen. Ich gehe nicht.

„Alſo aus dem prächtigen Halsſchmuck, den Sie ihr zum Neujahrsgeſchenk beſtimmten, wird nun vermuthlich auch nichts.“

— Wenn's auf mich ankommt, ſchwerlich.

„Wollen Sie ganz mit ihr brechen, gnädigſter Herr?“

— Ich habe mit ihr noch nicht angebunden.

„Nun denn, Prinz — ſo darf ich offen ſein. So darf ich die

Wahrheit ſagen, die Sie vielleicht aber ſchon wiſſen. Ich vermuthe es wenigſtens aus Ihrer ſchnellen Sinnesänderung. — Nur Ihre Leidenſchaft für die Rollina ſchreckte mich ab, es Ihnen früher zu geſtehen. Sie ſind betrogen.“

— Von wem?

„Von der liſtigen Operiſtin. Sie würden die Gunſt derſelben mit einem Juden theilen müſſen.“

— Mit einem Juden?

„Nun ja, mit dem Sohn des reichen Abraham Levi.“

— Iſt der Schelm denn überall?

„Sie wiſſen alſo noch nicht? Ich ſage Ihnen die heilige Wahrheit. Wären Ihre königliche Hoheit nicht dazwiſchen gekommen, der Jude würde die feile Schöne öffentlich unterhalten. Es thut mir nur um die Uhr leid.“

— Mir nicht.

„Die Metze verdient den Staubbeſen.“

— Es wird Mancher nicht nach Verdienſt gewürdigt.

„Königliche Hoheit, nur zu wahr. Zum Beiſpiel, ich habe neulich ein Mädchen entdeckt — o Prinz, die ganze Stadt und das ganze Königreich hat nichts Schöneres, nichts Lockenderes aufzuzeigen. Aber wenige Menſchen kennen das himmliſche Geſchöpf. Puh, was iſt die Rollina daneben! Eine alte Hexe von Denner. Sehen Sie, ein Mädchen, ſchlank und ſchwank wie ein Rohr; eine Farbe, eine zarte Haut, wie Abendroth auf Schnee; ein Paar Augen, wie Sonnen; ein goldener, dicker Haarwuchs — kurz, in meinem Leben ſah ich nichts Schöneres. Aber wer würdigt dieſe Venus? Es iſt eine Liebesgöttin in bürgerlicher Haube. Auf dieſe müſſen wir Jagd machen.“

— Alſo ein Bürgersmädchen?

„Freilich nur eine Griſette, aber — nein, Sie müſſen ſie ſehen und Sie werden brennen. Was hilft da mein Schildern und Prei-

ſen! Was Sie ſich je in den ſchönſten Träumen Entzückendes träumen konnten, iſt da in der Natur verkörpert, und dabei noch die liebſte, zarteſte, unentweihteſte Unſchuld! — Man ſieht ſie aber ſelten. Sie weicht ſelten von ihrer Mutter. Doch kenne ich ihren Sitz in der Kirche und den Sonntagsſpaziergang, den ſie gewöhnlich mit ihrer Mutter vor das Ulmerthor macht. Auch habe ich ſchon ausgeſpürt, daß ein junger, hübſcher Kerl, ein Gärtner, ihr den Hof macht. Er kann ſie aber nicht heirathen, weil er ein armer Teufel iſt, und das Mädchen hat auch nichts. Die Mutter iſt Wittwe eines an der Auszehrung geſtorbenen Leinwebers."

— Wie heißt die Mutter?

„Wittwe Bittner im Milchgäßchen, und ihre Tochter, ſchön wie eine Roſe, heißt, was ſie in der That iſt, Röschen."

Dem guten Philipp wurde es bei dieſem Namen kalt und warm. Er hätte die beſte Luſt gehabt, dem Erzähler die geballte Fauſt auf den Kopf zu geben. „Sind ſie des Teufels?" rief Philipp.

„Gelt!" ſagte der Holländer: „Ich habe ſchon gut gekundſchaftet. Sie müſſen das niedliche Ding erſt ſehen. Oder wie, mein Prinz, ſollte Ihr Scharfblick ſchon die köſtliche Perle entdeckt haben? Kennen Sie ſie wirklich?"

— Ich kenne ſie allerdings.

„Deſto beſſer. Habe ich zu viel gelobt? Stimmen Sie nicht bei? Die ſoll uns nicht entgehen. Wir wandern mit einander zur Mutter. Sie ſpielen den Menſchenfreund. Die Armuth der Wittwe iſt Ihnen bekannt geworden. Sie mögen keine Nothleidende ſehen. Sie erkundigen ſich theilnehmend nach den Umſtänden der guten Frau, laſſen ein Geſchenk zurück, wiederholen die Beſuche, fahren in Mildthätigkeit fort, werden mit Röschen bekannter. Das Andere gibt ſich. Der Gärtner-Lümmel iſt bald beſeitigt; der hilft vielleicht noch, wenn man ihm ein Dutzend harte Thaler in die Hand drückt."

Philipp wußte vor Grimm nicht, was ſagen. „Der Donner ſoll drein ſchlagen, — —“ rief er.

„Wenn der Schlingel, der Gärtner, Umſtände macht?“ unterbrach ihn der Holländer: „O dafür laſſen Sie mich ſorgen. Königliche Hoheit, bekomm' ich durch Ihr Fürwort den Kammerherrnſchlüſſel, ſo gehört Ihnen das Mädchen. Den Gärtner ſtecke ich unter die Soldaten und ſchicke ihn zur Armee. Da kann er ſich für das Vaterland ſchlagen. Unterdeſſen ſind Sie Meiſter im Felde; denn das Mädchen hängt, glaube ich, doch mit bürgerlicher Steifheit dem Burſchen etwas an. Es wird überhaupt nicht leicht ſein, dem Mädchen die Vorurtheile aus dem Kopf zu bringen, die es unter der bürgerlichen Kanaille eingeſogen hat. Ich will es aber ſchon in die Schule nehmen.“

— Ich breche Ihnen den Hals dafür.

„Allzugütig. Nur Ihre Verwendung beim König, und den Kammerherrnſchlüſſel . . .“

— Herr, ich wollte, ich könnte Sie auf der Stelle . . .

„O ſagen Sie mir keine Schmeicheleien, gnädigſter Herr! Sie wiſſen, jeden Augenblick iſt mir das Leben für Sie feil. Hätte ich geahnet, daß Ihnen das ſüße Geſchöpf bekannt, daß es Ihnen nicht gleichgültig wäre, es läge längſt ſchon in Ihren Armen.“

— Kein Wort mehr davon! rief Philipp grimmig, ſo grimmig er mit gedämpfter Stimme an dieſem Orte und in der Nähe der tanzenden, lärmenden, ſchwärmenden und lauernden Masken rufen durfte, um ſich nicht zu verrathen: „Kein Wort mehr!“

„Nein, Thaten!“ fiel der Holländer fröhlich ein: „Schon morgen ſollen die Laufgräben gegen die Feſtung eröffnet werden. Dann rücken Sie vor. Sie ſind gewohnt, zu ſiegen. Mit den lauerſamen Vorpoſten werden wir bald fertig. Den Gärtner nehme ich auf mich; das Mütterlein geht zu Ihren goldenen Fahnen über. Dann Sturmſchritt!“

Philipp konnte ſich kaum mehr mäßigen. Er packte mit ſeiner Fauſt den Arm des Holländers und ſagte: „Herr, wenn Sie ſich unterſtehen —“

„Um Gotteswillen, gnädiger Herr, mäßigen Sie ſich in Ihrer Freude. Ich muß laut aufſchreien. Sie zerquetſchen mir den Arm.

— Wenn Sie ſich unterſtehen, fuhr Philipp fort, und ſtellen dieſem unſchuldigen Mädchen nach, ſo zerquetſche ich Ihnen, ſo wahr ich lebe, alle Knochen im Leibe.

„Gut, gut!“ ſeufzte der Holländer in ſchmerzlicher Angſt: „Geruhen Sie nur, mich loszulaſſen.“

— Finde ich Sie jemals auf das Mädchen hinſchielend, nur in der Nähe des Milchgäßchens, ſo ſind Sie ein Kind des Todes von meiner Hand. Darnach richten Sie ſich.

Der Holländer ſtand ganz verblüfft da. „Königliche Hoheit,“ ſagte er zitternd, „ich konnte nicht wiſſen, daß Sie das herrliche Mädchen ſo ernſthaft liebten, wie es ſcheint.“

— Sehr ernſthaft, das will ich vor der ganzen Welt geſtehen.

„Und werden wieder geliebt?“

— Was geht Sie das an? Reden Sie mir nie wieder davon. Denken Sie nie wieder an das Mädchen; Ihr Gedanke ſchon beſudelt. — Nun wiſſen Sie meine Meinung. Packen Sie ſich.

Mit dieſen Worten wandte ihm Philipp den Rücken, und der Holländer ging, hinter den Ohren kratzend, davon.

8.

Unterdeſſen hatte auch Philipps Subſtitut, als Nachtwächter, auf den Straßen der Stadt ſeine Rolle geſpielt. Es iſt wohl nicht nöthig, erſt zu ſagen, was Jeder von ſelbſt weiß, daß dies kein Anderer, als Prinz Julian war, der, des ſüßen Weines voll, auf den Einfall gekommen, in die Nachtwächterei hineinzupfuſchen.

Sobald er den Philipp verlassen hatte, rief und blies er von Straßenecke zu Straßenecke die Stunden nach Herzenslust, machte zu seinem Gesang allerlei komische Zusätze, und bekümmerte sich wenig um das vorgeschriebene Revier, das er zu behüten und zu beblasen hatte.

Indem er auf einen neuen Vers sann, ging seitwärts eine Hausthür auf, ein wohlgekleidetes Mädchen trat hervor und winkte mit einem lockenden Bst! bst! Dann zog es sich in die Dunkelheit des Hausgangs zurück.

Der Prinz ließ seine Verse fahren, und folgte der angenehmen Erscheinung. In der Finsterniß ergriff ihn eine zarte Hand, und eine weiche Stimme lispelte: „Guten Abend, lieber Philipp! Sprich leise, daß uns Niemand hört. Ich bin nur auf ein Augenblickchen von der Gesellschaft weggeschlichen, dich im Vorbeigehen zu grüßen. Bist du vergnügt?“

„Wie ein Gott vergnügt, du Engel!“ sagte Julian. „Wer könnte bei dir auch traurig sein?“

„Philipp, ich habe dir etwas Gutes zu sagen. Du sollst morgen Abend bei uns essen. Die Mutter hat es erlaubt. Kommst du auch?“

„Alle Abend, alle Abend!“ rief Julian; „und so lange du willst. Ich wollte, du könntest beständig bei mir sein, oder ich bei dir, bis an der Welt Ende. Das wäre ein Götterleben!“

„Höre, Philipp, in einer halben Stunde bin ich bei der Gregorienkirche. Da erwarte ich dich. Du fehlst doch nicht? Laß mich nicht lange warten. Dann machen wir noch einen Gang durch die Stadt. Nun geh', damit uns Niemand überrascht.“

Sie wollte gehen. Julian aber zog sie zurück in seinen Arm. „Willst du mich so kalt von dir scheiden lassen?“ fragte er, und drückte seinen Mund auf ihre Lippen.

Röschen wußte nicht, was zu Philipps Keckheit sagen. Denn

Philipp war immer ſo beſcheiden und zärtlich geweſen, daß er höchſtens einen Kuß auf ihre Hand gewagt hatte, ausgenommen einmal, da ihnen beiden die Mutter allen und jeden Umgang hatte verbieten wollen. Damals war von ihnen im Gefühl der höchſten Liebe und des höchſten Schmerzes der erſte Kuß gewechſelt worden; ſeitdem nie wieder. Röschen ſträubte ſich; allein der vermeinte Philipp war ſo ungeſtüm, daß man, um kein verrätheriſches Geräuſch zu machen, wohl das Sträuben aufgeben mußte. Sie vergalt den Kuß und ſagte: „Philipp, nun geh'!“

Er aber ging nicht, ſondern ſagte: „Da wäre ich wohl ein Narr. Meinſt du, ich wollte mein Nachtwächterhorn lieber, als dich? Mit nichten, du Herzchen.“

„Ach,“ ſeufzte Röschen, „es iſt aber doch nicht recht.“

„Warum denn nicht, du Närrchen? Iſt denn das Küſſen in deinen zehn Geboten unterſagt?“

„Ja,“ verſetzte Röschen, „wenn wir uns einander haben dürften, dann wär' es etwas Anderes.“

„Haben? Wenn es nichts Anderes iſt, alle Tage kannſt du mich haben, wenn du willſt.“

„Ach, Philipp, wie ſprichſt du auch heute ſo wunderlich! Wir können ja daran noch nicht denken.“

„Wahrhaftig, ich denke aber ganz ernſtlich daran. Wenn du nur willſt.“

„Philipp, haſt du ein Räuſchchen? Ob ich will? Geh', du beleidigſt mich. — Höre, Philipp, mir hat die letzte Nacht von dir geträumt.“

„War's was Schönes?“

„Du habeſt in der Lotterie gewonnen, Philipp. Da hatten wir beide Jubel. Du hatteſt dir einen prächtigen Garten gekauft. Kein ſchönerer Garten iſt in und außer der Stadt. Alles hatten wir da vollauf; Blumen an Blumen, wie ein Paradies, und große

Beete voll des feinſten Gemüſes, und die Bäume hingen ſchwer von Obſt. Ich ward beim Erwachen recht traurig, daß mich der Traum nur geneckt hatte. Sage mir, Philipp, haſt du etwa in die Lotterie geſetzt? Haſt du etwas gewonnen? Heute war ja Ziehung."

„Wenn ich bei dir, du ſchönes Kind, das große Loos gewänne, wer weiß, was geſchähe? Wie viel müßte ich dann gewinnen für dich?"

„Wenn du auch nur ſo glücklich wärſt, tauſend Gulden zu gewinnen. Dann könnteſt du ſchon einen artigen Garten kaufen."

„Tauſend Gulden? Und wenn es mehr wäre?"

„O Philipp, was ſagſt du? Iſt's wahr? Nein, betrüge mich nicht, wie mein Traum! Du haſt geſetzt, du haſt gewonnen. Geſteh' es nur!"

„So viel du willſt."

„O Gott!" rief Röschen, und fiel ihm freudetrunken um den Hals und küßte ihn mit glühender Freude: „Mehr als tauſend Gulden? Wird man dir auch das viele Geld wohl geben?"

Unter ihren Küſſen vergaß der Prinz das Antworten. Es ward ihm ganz wunderbar, die zarte, edle Geſtalt in ſeinen Armen zu halten, deren Liebkoſungen ihm doch nicht galten, und die er doch ſo gern für ſeine Rechnung genommen hätte.

„Antworte doch, antworte doch!" rief Röschen ungeduldig: „Wird man dir auch die Menge Geldes geben wollen?"

„Ich habe es ſchon; und macht dir's Freud', ſo geb' ich's dir."

„Wie, Philipp, du trägſt es mit dir?"

Der Prinz nahm ſeine Börſe hervor, die er, ſchwer von Gold, zu ſich geſteckt hatte, um ſie beim Spieltiſch anzuwenden. „Nimm und wäge, Mädchen!" ſagte er, und legte ſie, indem er die kleinen, zarten Lippen küßte, in Röschens Hand. „Bleibſt du mir dafür hold?"

„Nein, Philipp, wahrlich für dein vieles Geld nicht, wenn du nicht mein Philipp wärſt."

„Und wie, zum Beispiel, wenn ich dir noch einmal so viel geben würde, und nicht dein Philipp wäre?“

„So würf' ich dir deine Schätze vor die Füße, und machte dir einen höflichen Knix!“ sagte Röschen.

Indem ging eine Thür droben auf; man hörte Mädchenstimmen und Gelächter. Der Schimmer eines Lichts fiel von oben auf die Treppe. Röschen erschrak und flüsterte: „In einer halben Stunde bei der Georgienkirche!“ und sprang davon, die Treppe hinauf. Der Prinz stand wieder im Finstern. Er ging zum Hause hinaus und betrachtete das Gebäude und die erleuchteten Fenster. Die plötzliche Trennung war ihm natürlich sehr unzeitig geschehen. Zwar die Geldbörse gereute ihn nicht, mit der das Mädchen davon geflogen war; wohl aber, daß er das Gesicht der unbekannten Schönen nicht beim Lichte gesehen hatte; daß er nicht einmal ihren Namen wußte, und noch weniger, ob sie aus der Drohung, ihm das Geld vor die Füße zu werfen, Ernst machen würde, wenn er ihr in seiner wahren Gestalt erschiene. Inzwischen vertröstete er sich auf das Finde-mich bei der Gregorienkirche. Eben dies Plätzchen hatte ihm auch der Nachtwächter angewiesen. Julian verstand bald, daß er sein glückliches Abenteuer nur diesem, doch ohne dessen Willen, zu danken hatte.

9.

Sei es, daß der Geist des Weins durch die wachsende Kälte der Neujahrsnacht, oder durch Röschens Täuschung, in seiner Wirkung gesteigert ward: der Muthwille des fürstlichen Nachtwächters nahm überhand.

Mitten in einem Haufen von Spaziergängern blieb er an einer Straßenecke stehen, und stieß mit solcher Kraft ins Horn, daß alle Frauenzimmer mit lautem Schrei zurücksprangen und die Männer

vor Schrecken ſteif wurden. Dann rief Julian die Stunde und ſang dazu:

Der Handel unſrer lieben Stadt
Gewaltig abgenommen hat.
Selbſt unſre Mädchen, weiß und braun,
Sucht man nicht mehr zu Eheſrau'n.
Die Waare putzt ſich, wie ſie kann,
Und bringt ſich doch nicht an den Mann.

„Das iſt doch unverſchämt!“ riefen einige weibliche Stimmen im Haufen, „uns mit Waaren zu vergleichen!“ Von den anweſenden Männern aber lachten viele aus vollem Halſe. „Da capo!“ ſchrien einige luſtige Brüder. „Bravo, Nachtwächter!“ ſchrien Andere. „Was unterſtehſt du dich, Kerl, unſere Frauenzimmer auf öffentlicher Straße zu beleidigen!“ ſchnob ein junger Lieutenant, der ein hübſches Mädchen am Arm hatte, den Nachtwächter an.

„Herr Lieutenant, der Nachtwächter ſingt leider Gottes die Wahrheit!“ entgegnete ihm ein junger Müller: „Und gerade das Weibsbild, das Sie am Arm führen, beſtätigt die Wahrheit. He, Jüngferchen, kennſt du mich? Weißt du, wer ich bin? He? Geziemt ſich das für eine verlobte Braut, des Nachts mit andern Männern herumzuſchwärmen? Morgen ſag' ich's deiner Mutter. Ich will nichts mehr mit dir zu ſchaffen haben!“

Das Mädchen verhüllte ſich das Geſicht und zupfte am Arm des Offiziers, um davon zu kommen. Der Lieutenant wollte aber, ein Kriegsheld, vor dem Müller nicht ſo leicht Reißaus nehmen, und mit Ehren das Feld behaupten. Er ſtieß eine Menge Flüche aus, und da dieſer kein Wort ſchuldig blieb, ſchwang er den Stock. Plötzlich aber erhoben ſich zwei dicke ſpaniſche Rohre, von bürgerlichen Fäuſten geführt, warnend über dem Haupte des Lieutenants.

„Herr!“ rief ein breitſchultriger Bierbrauer dem Kriegsmanne zu: „Hier keine Händel wegen des ſchlechten Mädchens angefan-

gen. Ich kenne den Müller; er iſt ein braver Mann. Er hat Recht; und der Nachtwächter hat Recht, ſo wahr ich lebe! Ein ehrlicher Bürgersmann und Profeſſioniſt kann und mag kaum noch ein Mädchen aus unſerer Stadt zur Frau nehmen. Die Weibsbilder wollen ſich alle über ihren Stand erheben; ſtatt Strümpfe zu flicken, leſen ſie Romane; ſtatt Küche und Keller zu beſorgen, laufen ſie in Komödien und Konzerte. Im Hauſe bei ihnen iſt Unflat, und auf den Gaſſen gehen ſie geputzt einher, wie Prinzeſſinnen. Da bringen ſie dem Manne keine Mitgift ins Haus, als ein paar ſchöne Röcke, Spitzen und Bänder und Liebſchaften, Romane und Faulheit. Herr, ich ſpreche aus Erfahrung. Wären unſere Bürgerstöchter nicht ſo verderbt, ich wäre längſt verheirathet."

Alle Umſtehenden erhoben ein gellendes Gelächter. Der Lieutenant ſtreckte langſam das Gewehr vor den beiden ſpaniſchen Rohren und ſagte verdrießlich: „Das fehlt auch noch, hier von dem bürgerlichen Pack Bußpredigten zu hören!"

„Was, bürgerliches Pack," rief ein Nagelſchmied, der das zweite ſpaniſche Rohr führte: „Ihr adeligen Müßiggänger, die wir euch mit unſern Steuern und Abgaben füttern müſſen, wollt ihr von bürgerlichem Pack ſprechen? Eure Lüderlichkeit iſt an allem Unglück in unſern Haushaltungen Schuld. Es blieben nicht halb ſo viel ehrliche Mädchen ſitzen, wenn ihr hättet beten und arbeiten gelernt."

Nun ſprangen mehrere junge Offiziere dazu; aber auch Meiſter und Handwerksburſchen ſammelten ſich. Buben machten Schneebälle und ließen davon in die dickſten Haufen fliegen; um auch ihre Freude dabei zu haben. Die erſte Kugel traf den vornehmen Lieutenant auf die Naſe. Dieſer hielt es für Angriff des bürgerlichen Packs, und erhob abermals den Stock. Das Treffen begann.

Der Prinz, welcher nur den Anfang des Wortwechſels gehört hatte, war längſt wohlgemuth und lachend davon gezogen in eine

andere Straße, unbekümmert um die Folgen seines Gesanges. Er kam an den Palast des Finanzministers Bodenlos. Mit diesem Herrn stand er nicht in bestem Vernehmen, wie das schon Philipp erfahren hatte. Julian sah alle Fenster erleuchtet. Die Gemahlin des Ministers hatte große Gesellschaft. Julian in seiner satyrischen Poetenlaune pflanzte sich dem Palaste gegenüber hin und blies kräftig in sein Horn. Einige Herren und Damen öffneten, vielleicht weil sie eben nichts Besseres zu thun hatten, das Fenster, neugierig, den Nachtwächter zu hören.

„Nachtwächter!“ rief einer von den Herren herab: „sing' auch ein hübsches Stück zum Neujahr.“ Dieser Zuruf lockte noch mehrere von der Gesellschaft der Frau Ministerin an die Fenster.

Julian, nachdem er gewohntermaßen die Stunde gerufen, sang mit lauter Stimme gar vernehmlich:

Ihr, die ihr seufzt in Schuldennoth
Und ohne Witz zum Bankerot,
Fleht, daß der Herr in dieser Nacht
Euch zum Finanzminister macht,
Der ohne Finanzen läßt das Land,
Weil er sie behält in seiner Hand.

„Das ist ja zum Ohnmächtigwerden!“ rief die Frau Ministerin, die ebenfalls zu einem der Fenster getreten war: „Wer ist denn der niederträchtige Mensch, der sich dergleichen erfrecht?“

„Frau Exzellenz!“ antwortete Julian mit verstellter Stimme, indem er den jüdischen Dialekt annahm: „Ich wollte Ihnen doch ein kleines Vergnügen machen. Halten zu Gnaden, ich bin nur der Hofjude Abraham Levi; Frau Exzellenz kennen mich doch schon.“

„Wei mir!“ schrie eine Stimme oben am Fenster: „Ehrvergessener Kerl, wie willst du sein Abraham Levi? Bin ich nicht selber Abraham Levi? Du bist ein Betrüger!“

„Ruft die Wache!“ rief die Frau Miniſterin: „Laßt den Menſchen arretiren!“

Bei dieſen Worten verließen alle Gäſte in großer Behendigkeit die Fenſter. Aber auch der Prinz blieb nicht ſtehen, ſondern nahm im Doppelſchritt den Weg durch einige kleine Quergaſſen.

Ein Schwarm Bedienten, begleitet von einigen Finanzſekretären, ſtürzte aus dem Palaſte hervor und jagte umher, den Läſterer zu ſuchen. Plötzlich riefen Einige laut: „Wir haben ihn!“ Die Andern eilten dem Rufe nach. Wirklich hatten ſie den Nachtwächter des Reviers gefunden, der in großer Unſchuld auf dem Wege ſeines Berufs dahin trabte. Er ward umringt, übermannt und, wie ſehr er ſich auch ſträubte, wegen ſeiner ſarkaſtiſchen Einfälle auf die Hauptwache geſchleppt.

Der wachthabende Offizier ſchüttelte verwundert den Kopf und ſagte: „Man hat mir ſchon einen Nachtwächter zugeführt, der durch Verſe, die er auf die Mädchen der Reſidenz abgerufen, eine fatale Schlägerei zwiſchen Offizieren und Bürgerlichen verurſacht hat.“

Der neu eingebrachte Gefangene wollte durchaus nichts geſtehen und lärmte gewaltig, daß ein Haufe junger Leute, die wahrſcheinlich zu viel getrunken haben möchten, ihn in der Ausübung des ihm anvertrauten Amtes geſtört hätten. Einer der Finanzſekretäre ſagte ihm aber den ganzen Vers vor, der den gerechten Zorn der Frau Miniſterin und aller ihrer Gäſte erregt hatte. Sämmtliche Soldaten brachen in ein erſchütterndes Lachen aus. Der ehrliche Nachtwächter aber ſchwor mit Thränen, ihm ſei ſo etwas nicht in den Sinn geſtiegen.

Während man noch mit dieſem Verhör beſchäftigt war, der Nachtwächter ſeine Unſchuld betheuerte, die jungen Herren für alle Folgen ihres Betragens verantwortlich machte und die Finanzſekretäre in der That ſchon anfingen, zweifelhaft zu werden, ob

ſie nach den rechten Mann ergriffen hätten," rief die Schildwache draußen: „Wacht heraus ins Gewehr!"

Die Soldaten ſprangen davon. Die Finanzſekretäre fuhren fort, den Nachtwächter mit Fragen zu beſtürmen. Indem trat der Feldmarſchall in die Wachtſtube, begleitet vom wachthabenden Hauptmann.

„Laſſen Sie mir den Kerl da krumm ſchließen!" rief der Feldmarſchall, und zeigte mit der Hand hinter ſich. Zwei Offiziere traten herein, die einen entwaffneten Nachtwächter bei den Armen führten.

„Sind denn die Nachtwächter alle toll geworden?" rief der wachthabende Hauptmann ganz erſtaunt aus.

„Ich will dem Böſewicht morgen ſeine infamen Verſe bezahlen!" ſchrie der Feldmarſchall.

„Ihre Exzellenz," verſetzte der neugefangene Wächter zitternd und bebend, „ich habe, weiß der Himmel, keine Verſe gemacht, in meinem ganzen Leben keinen Vers!"

„Schweig, Schurke!" brüllte mit entſetzlicher Stimme der Feldmarſchall: „Du ſollſt mir auf die Feſtung oder an den Galgen. Und widerſprichſt du mit einem Muck noch, ſo haue ich dich auf der Stelle in Krautſtücke!"

Der wachthabende Hauptmann bemerkte dem Marſchall in aller Ehrerbietung: „es müſſe eine poetiſche Epidemie unter den Nachtwächtern in der Stadt ausgebrochen ſein; denn er habe nun ſchon drei dieſer Patrone in einer Viertelſtunde zu hüten bekommen.

„Meine Herren," ſagte der Feldmarſchall zu den ihn begleitenden Offizieren, „da der Kerl ſchlechterdings nicht eingeſtehen will, daß er den Vers geſungen habe, ſo beſinnen Sie ſich auf das Pasquill, ehe Sie es vergeſſen. Schreiben Sie es auf. Morgen wollen wir ihn ſchon zum Geſtändniß bringen. Jetzt will ich keine Zeit verlieren, und auf den Ball. Wer weiß es noch?"

Die Offiziere besannen sich. Einer half dem andern nach. Der Wachthabende schrieb, und da kam Folgendes heraus:

Der Federbusch auf leerem Kopf,
Im Nacken einen steifen Zopf,
Den Bauch zurück, die Brust heraus,
Das macht des Heeres Stärke aus.
Man wird bei Tanz und Geigenschall,
Bei Kuß und Spiele Feldmarschall.

„Willst du läugnen, Schurke?“ fuhr der Feldmarschall den erschrockenen Nachtwächter mit erneuerter Wuth an: „Willst du läugnen, daß du das gesungen hast, als ich aus der Thür meines Hauses trat?“

„Mag es gesungen haben, wer will, ich weiß nichts davon!“ antwortete der Nachtwächter.

„Warum liefest du denn davon, als du mich vortreten sahest?“ fragte der Marschall weiter.

„Ich bin nicht gelaufen.“

„Was?“ riefen die beiden Offiziere: „Du nicht gelaufen? Warst du nicht außer Odem, als wir dich am Markt hier endlich einholten?“

„Ja, ich war vor Schrecken außer mir, daß mich die Herren so gewaltthätig überfielen. Er liegt mir noch jetzt in allen Gliedern.“

Schließen Sie den hartnäckigen Hund krumm!“ rief der Marschall dem Wachthabenden zu: „Er hat bis morgen Zeit genug, sich zu besinnen.“ Mit diesen Worten eilte der Marschall hinweg.

Der Lärm auf den Gassen und die Spottgedichte der Nachtwächter hatten die ganze Polizei in Bewegung gesetzt. Noch in derselben Viertelstunde wurden zwei andere Nachtwächter, freilich nicht die rechten, ergriffen und zur Hauptwache geführt. Der eine sollte auf den Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein schmähliches Lied gesungen haben, des Inhalts: der Minister wäre nir-

gends auswärtiger, als in seinem Departement. Der andere war beschuldigt, vor dem bischöflichen Palaste gesungen zu haben: es fehle den Kirchenlichtern nicht an Talg, aber sie verbreiteten im Lande mehr Qualm und Rauch, als Helligkeit.

Der Prinz, welcher durch seinen Muthwillen allen Nachtwächtern der Residenz so schlimmes Spiel machte, entschlüpfte überall glücklich, und ward eben darum von Gasse zu Gasse kecker. Die Sache machte Geräusch. Man hatte sogar dem Polizeiminister, der beim König am Spieltische saß, von der poetischen Insurrektion der ehemals so friedlichen Nachtwächter rapportirt, und zum Beweis einen der Spottverse schriftlich überbracht. Der König hörte den Vers an, der gegen die schlechte Polizei selbst gerichtet war, die ihre Spürnase in alle Familiengeheimnisse der Stadt stecke, und doch im eigenen Hause nichts rieche, daher ihr wohl eine Prise zu gönnen sei. Der König lachte laut auf, und befahl, ihm einen der nachtwächterlichen Poeten einzufangen und herzubringen. Er stand vom Spieltische auf; denn er sah, der Polizeiminister hatte die gute Laune verloren.

10.

Im Tanzsaale neben dem Speisezimmer hatte Philipp, der gefürstete Nachtwächter, so eben von seiner Sackuhr vernommen, daß es Zeit sei, sich zum Finde-mich bei der Gregorienkirche einzustellen. Er selbst war froh, seinen Purpurtalar und Federhut an den Substituten zurückzugeben, denn ihm ward unter der vornehmen Maske nicht gar wohl zu Muthe.

Wie er eben die Thür suchte, um sich davonzuschleichen, kam ihm ein Neger nachgetreten und zischelte ihm zu: „Königliche Hoheit, Herzog Hermann sucht Sie allenthalben!“ — Philipp schüttelte ärgerlich den Kopf und ging hinaus; ihm nach der Neger.

Wie ſie beide in das Vorzimmer traten, flüſterte der Neger: „Bei Gott, da kommt der Herzog!“ und mit den Worten machte ſich der Schwarze wieder eilfertig in den Saal zurück.

Eine hohe lange Maske trat mit ſchnellen Schritten gegen den Philipp auf und rief: „Halten Sie einen Augenblick, ich habe mit Ihnen ein Wörtchen abzuthun. Ich ſuche Sie ſchon lange.“

— Nur geſchwind, entgegnete Philipp, denn ich habe keine Zeit zu verlieren.

„Ich wollte, ich müßte keine mit Ihnen verlieren. Ich habe Sie lang genug geſucht. Sie ſind mir Genugthuung ſchuldig. Sie haben mir blutige Beleidigung zugefügt.“

— Daß ich nicht wüßte.

„Sie kennen mich nicht?“ rief der Herzog, und zog die Larve ab: „Nun wiſſen Sie, wer ich bin, und Ihr böſes Gewiſſen muß Ihnen das Uebrige ſagen. Ich fordere Genugthuung. Sie und der verfluchte Salmoni haben mich betrogen.“

— Davon weiß ich nichts! antwortete Philipp.

„Sie haben die ſchändliche Geſchichte im Keller des Bäckermädchens angeſtellt. Auf Ihr Anſtiften hat ſich der Oberſt Kalt an meiner Perſon vergriffen.“

— Kein wahres Wort.

— Wie, kein wahres Wort? Sie läugnen? — Die Marſchallin Blankenſchwerd hat mir erſt vor wenigen Minuten Alles entdeckt. Sie war Augenzeugin bei der Geiſterkomödie, die Sie mit mir ſpielten.“

— Sie hat Ihrer Durchlaucht ein Mährchen aufgebunden. Ich habe an Ihren Händeln keinen Theil gehabt. Wenn Sie Geiſterkomödie mit ſich ſpielen ließen, war es Ihre Schuld.

„Ich frage Sie, ob Sie mir Genugthuung geben wollen? Wo nicht, ſo mache ich Lärm. Folgen Sie mir auf der Stelle zum König. Entweder Sie ſchlagen ſich mit mir, oder — zum König.“

— Ihre Durchlaucht .... ſtotterte Philipp verlegen: Ich habe weder Luſt, mich mit Ihnen zu ſchlagen, noch zum König zu gehen.

Das war Philipps voller Ernſt; denn er befürchtete, die Larve abziehen zu müſſen und in empfindliche Strafe wegen der Rolle zu fallen, die er wider ſeine Abſicht hatte ſpielen müſſen. Er machte daher gegen den Herzog allerlei Ausflüchte, und ſah nur immer nach der Thür, um irgend einmal den Augenblick erwiſchen und davon ſpringen zu können. Der Herzog hingegen merkte die Aengſtlichkeit des vermeinten Prinzen, und ward dadurch muthiger. Er nahm zuletzt den armen Philipp beim Arm, und wollte ihn zum Saale führen.

— Was wollen Sie von mir? rief Philipp in Verzweiflung, und ſchleuderte den Herzog zurück.

„Zum König!“ antwortete der Herzog wüthend: „Er ſoll hören, wie ſchändlich man an ſeinem Hofe einem fürſtlichen Gaſt begegnet.“

— Gut! ſagte Philipp, der ſich nicht mehr zu helfen wußte, als wenn er den Charakter des Prinzen wieder annähme: So kommen Sie; ich bin bereit. Zum Glück habe ich den Zettel bei mir, auf welchem Sie dem Bäckermädchen eigenhändig die Verſicherung ausſtellten ....

„Poſſen! Larifari!“ erwiederte der Herzog: „Das war einer von den Späßen, die man wohl mit einem dummen Bürgersmädchen treibt. Zeigen Sie ihn nur dem König. Ich werde mich darüber ausweiſen.“

Indeſſen ſchien es dem Herzog doch mit dem Ausweiſen nicht gar Ernſt zu ſein. Er ging gar nicht weiter darauf, Philippen zum König zu führen, und das war Philippen ſchon recht; deſto ungeſtümer beſtand der Herzog darauf, daß ſie beide in einen Wagen ſitzen und, der Himmel weiß wohin, fahren wollten, um die Ehrenſache mit Piſtolen und Säbeln abzuthun. Das war nun dem bedrängten Philipp gar nicht gelegen. Er ſtellte dem Herzog alle

bösen Folgen dieſes Schrittes vor. Jener aber in ſeinem Grimme ließ ſich durch nichts von ſeinem Verlangen abwendig machen; verſicherte, er habe ſchon Fürſorge für Alles getroffen, und werde nach Beendigung ihres Geſchäfts noch in der Nacht abreiſen.

„Wenn Sie nicht," fuhr der Herzog fort, „der feigſte Menſch in Ihrem Lande ſind, ſo folgen Sie mir zum Wagen, Prinz."

— Ich bin kein Prinz! antwortete Philipp, der ſich zum Aeußerſten getrieben ſah.

„Sie ſind es. Jeder hat Sie hier auf dem Balle erkannt. Ich kenne Sie am Hut. Sie hintergehen mich nicht."

Philipp zog die Larve ab, zeigte dem Herzog ſein Geſicht und ſprach: „Nun, bin ich der Prinz?"

Herzog Hermann, wie er das wildfremde Geſicht erblickte, prallte zurück und ſtand wie verſteinert. Seine geheimſte Angelegenheit einem Unbekannten verrathen zu haben, vermehrte ſeine Beſtürzung und Verlegenheit. Ehe er ſich noch aus dieſer ſammeln konnte, hatte Philipp ſchon die Thür in der Hand, und weg war er.

11.

Sobald ſich Philipp im Freien befand, nahm er blitzſchnell Hut und Seidenmantel ab, wickelte jenen in dieſen, und ſo, beides unter dem Arm, ſprang er die Gaſſe entlang, der Gregorienkirche zu.

Da ſtand Röschen ſchon in einem Winkel neben der hohen Kirchenpforte und harrte ſein.

„Ach, Philipp, lieber Philipp!" ſagte ſie zu ihm, ſobald ſie ihn erkannte, und drückte ſeine Hand: „Welche Freude haſt du mir doch gemacht! O wie glücklich ſind wir! Sieh, ich habe keine Ruhe mehr bei meinen Freundinnen gehabt. Gottlob, daß du da biſt. Schon ſeit beinahe einer Viertelſtunde ſtehe ich hier und friere. Aber ich denke vor Freuden gar nicht an die Kälte, die ich leide."

— Und ich, liebes Röschen, danke Gott auch, daß ich wieder bei dir bin. Hole der Geier all den Schnickschnack der großen Herren. Nun, ich erzähle dir schon ein andermal von den tollen Auftritten, die ich gehabt habe. Sage mir, Herzenskind, wie geht es dir auch? Hast du mich noch ein wenig lieb?

„Ei, du bist nun ein großer Herr geworden, Philipp, und da ist's wohl an mir, zu fragen, ob du mich noch ein wenig lieb hast?"

— Wetter, woher weißt du denn schon, daß ich ein großer Herr war?

„Du hast es mir ja selber gesagt. Philipp, Philipp, wenn du nur nicht stolz wirst, nun du so entsetzlich reich bist. Ich bin ein armes Mädchen, und nun freilich zu schlecht für dich. Aber, Philipp, ich habe schon bei mir gedacht, wenn du mich verlassen könntest, sieh', ich wollte lieber, du wärest ein Gärtner geblieben. Ich würde mich zu Tode grämen, wenn du mich verlassen könntest."

— Röschen, sage mir, was schwatzest du auch da? Ich bin eine halbe Stunde Prinz gewesen, und es war doch nur Spaß; aber in meinem Leben mache ich solchen Spaß nicht wieder. Nun bin ich wieder Nachtwächter, und so arm, wie vorher. Ich habe da wohl noch fünftausend Gulden bei mir, die ich von einem Mameluken bekommen — die könnten uns beiden aus der Noth helfen —, aber leider, sie gehören mir nicht.

„Du sprichst wunderlich, Philipp!" sagte Röschen, und gab ihm die schwere Geldbörse, die sie vom Prinzen erhalten hatte: „Da, nimm dein Geld wieder. Es wird mir doch im Strickbeutel fast zu schwer."

— Was soll ich mit dem vielen Gelde? Woher hast du das, Röschen?

„Du hast es ja in der Lotterie gewonnen, Philipp."

— Was? Hab' ich gewonnen? Und man hat mir doch auf dem Rathhause gesagt, meine Nummern wären nicht herausgekommen!

Sieh', ich habe geſetzt, und gehofft, es könne eine Terne für uns zur Ausſteuer geben. Aber der Gärtner Rothmann ſagte mir, als ich den Nachmittag zu ſpät auf das Rathhaus kam: „Armer Philipp, keine Nummer!“ — Juchheh, alſo doch gewonnen! Jetzt kauf' ich den größten Garten, und du biſt meine Frau. Wie viel iſt's denn geworden?

„Philipp, haſt du dir ein Räuſchchen in der Neujahrsnacht getrunken? Du mußt beſſer wiſſen, wie viel es iſt. Ich habe bei meinen Freundinnen nur unter dem Tiſche heimlich in die Börſe hineingeſchielt, und bin recht erſchrocken, als ich ein Goldſtück neben dem andern blitzen ſah. Da dachte ich: nun wundert's mich nicht, daß der Philipp ſo unbändig war. Ja, recht unbändig biſt du geweſen. Aber es war dir ja nicht zu verargen. Ich möchte dir ſelber um den Hals fallen und mich recht ſatt weinen vor Freuden.“

— Röschen, wenn du fallen willſt, ich mag es wohl leiden. Aber hier iſt ein Mißverſtändniß. Wer hat dir das Geld gebracht, und geſagt, es ſei mein Lotterieloos? Ich habe ja das Loos noch zu Hauſe im Kaſten, und kein Menſch hat es mir abgefordert.

„Philipp, treib' keine Poſſen. Du haſt's mir vor einer halben Stunde ſelber geſagt und mir ſelber das Geld gegeben.“

— Röschen, beſinne dich. Dieſen Morgen ſah ich dich beim Weggehen aus der Meſſe, da wir mit einander unſer Zuſammenfinden für dieſe Nacht verabredeten. Seitdem ſahen wir ja einander nicht.

„Außer vor einer halben Stunde, da ich dich blaſen hörte, und ich dich zu Steinmanns ins Haus hineinrief. Aber was trägſt du denn unter dem Arm für ein Bündelchen? Warum gehſt du bei der kalten Nacht ohne Hut? — Philipp, Philipp! nimm dich wohl in Acht. Das viele Geld könnte dich leichtſinnig machen. Du biſt gewiß in einem Wirthshauſe geſeſſen, und haſt dir mehr zu Gute gethan, als du ſollteſt. Gelt? Was haſt du da für ein Bündel-

chen? Mein Himmel, das ſind ja wohl Frauenzimmerkleider von Seide? Philipp, Philipp, wo biſt du geweſen?“

— Gewiß vor einer halben Stunde nicht bei dir. Du willſt dich, glaub' ich, über mich luſtig machen? Antworte mir, woher haſt du das Geld?

„Antworte mir erſt, Philipp, woher haſt du dieſe Frauenzimmerkleider? Wo biſt du geweſen?“

Da beide ungeduldig waren, Antwort zu haben, und keine Antwort gaben, fingen ſie an, auf einander etwas mißtrauiſch zu werden und zu zänkeln.

12.

Wie es gewöhnlich in ſolchen Rechtshändeln geht, wo ein liebendes Pärchen mit einander ſtreitet, ging es auch hier. Sobald Röschen das weiße Schnupftuch hervornahm und ihre Augen trocknete und das Köpfchen wegwandte, und ein Seufzer um den andern aus der Tiefe der Bruſt hervorzitterte, hatte ſie offenbares Recht, und er offenbares Unrecht. Und er geſtand ſein Unrecht, indem er ſie tröſtete, und bekannte: er ſei auf dem Maskenball geweſen, und was er unter dem Arm trage, ſei kein weibliches Gewand, ſondern ein Seidenmantel, nebſt Larve und Federhut.

Nach dieſem reumüthigen Eingeſtändniß aber begann erſt das ſtrenge Verhör über ihn. Ein Maskenball, das weiß jedes Mädchen in einer großen Stadt, iſt für unverwahrte Herzen ein gefährlicher Irrgarten und Kampfplatz. Man ſtürzt ſich in ein Meer anmuthiger Gefahren, und geht manchmal darin unter, wenn man kein guter Schwimmer iſt. Röschen hielt ihren Freund Philipp aber gerade nicht für den beſten Schwimmer; es iſt ſchwer zu ſagen, warum? Alſo mußte er zuerſt erklären, ob er getanzt habe? Auf

das Verneinen hin, fragte ſie, ob er keine Abenteuer und Händel mit weiblichen Masken gehabt habe? Das ließ ſich nicht verneinen. Er bekannte allerlei; doch ſetzte er jedesmal hinzu, die Frauenzimmer wären insgeſammt von vornehmer Abkunft geweſen und hätten ihn für einen Andern gehalten. Röschen wollte zwar ein wenig zweifeln; doch unterdrückte ſie den Argwohn. Als er aber auf ihre Frage: für wen man ihn gehalten habe, und von wem er ſeine Maske geliehen? immer den Prinzen Julian nannte, ſchüttelte ſie doch das ungläubige Köpfchen; und noch unwahrſcheinlicher war ihr ſein Geſchichtchen, daß der Prinz Nachtwächterdienſte gethan, während Philipp auf dem Balle geweſen. Er aber vernichtete alle ihre Zweifel mit der Verſicherung, der Prinz — denn dafür halte er ſeinen Subſtituten — werde, laut Abrede, in wenigen Augenblicken bei der Gregorienkirche erſcheinen, und die ſchöne Maske für den Nachtwächtermantel eintauſchen.

Nun ging dem erſchrockenen Röschen über ihr Abenteuer im dunkeln Hausgang ein Licht auf. War es ihr doch damals ſchon aufgefallen, daß der vermeinte Philipp ſo etwas Fremdartiges in ſeinem Weſen gehabt hatte. Da nun die Reihe an ſie kam, Alles haarklein zu beichten, wie ſie zu dem Gelde für das Lotterieloos gelangt wäre, ſtotterte ſie lange und ſuchte nach Worten herum, daß dem Philipp ganz bange ward.

Sie erzählte endlich Alles, was vorgefallen war; aber wie es zum Kuß und Gegenkuß kam, ſtockte ſie wieder mit der Sprache. Doch mußte es heraus.

„Es iſt nicht wahr!“ rief Philipp: „Ich habe dir keinen Kuß gegeben, und von dir keinen empfangen.“

„So hat es dir doch gegolten,“ ſagte Röschen leiſe und ſchmeichelnd. Philipp rieb ſich die blonden Haare auf dem Wirbel herum, damit ſie nicht zu Berge ſtehen ſollten.

„Höre Philipp, biſt du es nicht geweſen,“ ſagte Röschen

ängſtlich, „ſo glaube ich dir alles Unglaubliche, das du mir geſagt haſt, — ſo iſt es Prinz Julian in deinen Kleidern geweſen.“

Das hatte dem Philipp ſchon lange geahnet, und er rief: „Der Spitzbube! Er hat mich um deine Küſſe beſtohlen. Nun begreif' ich! Nur darum gab er mir ſeine Maske, nur darum wollte er auf eine halbe Stunde Ich ſein!“ — Und nun fiel ihm die Maske ein, die ihm von der Opernſängerin Rollina, dann von Röschen erzählt hatte, und er erneuerte ſein Verhör ſtrenger, als vorher: ob und wie ſie den Prinzen vorher geſehen? ob ihr nicht ein Mann aufgefallen ſei, ein vornehmer Herr, der ihr beim Kirchgehen nachgeſchlichen ſei, oder der ſich im Milchgäßchen Geſchäfte gemacht habe? oder ob nie ein Herr oder ſonſt Jemand zu ihrer Mutter gekommen ſei, um ſie mit Geld und Wohlthaten in ihrer Verlaſſenheit zu unterſtützen?

Röschens Antworten fielen ſämmtlich ſo beruhigend aus, und trugen ſo ſehr das Gepräge der unbefangenſten Unſchuld, daß Philipps Herz wieder leicht ward. Er warnte ſie vor den Schleichern und vor der Barmherzigkeit der Vornehmen, und Röschen hinwieder warnte vor den Gefahren der Maskenbälle und allen Abenteuern mit Frauenzimmern hohen Standes, durch welche mancher junge Menſch ſchon recht unglücklich geworden ſei. Man vergab ſich alle in der Unwiſſenheit begangenen Sünden, und Philipp ſtand im Begriff, den Kuß einzufordern, der ihm beſtimmt geweſen, und den er nicht empfangen hatte — als das Pärchen im beſten Augenblicke durch eine fremde Erſcheinung unterbrochen wurde.

Es kam im vollen Lauf und Sprung ein Menſch gegen ſie gerannt, der odemlos bei ihnen ſtehen blieb. An Mantel, Stange, Hut und Horn erkannte Philipp auf der Stelle ſeinen Mann. Dieſer hingegen ſuchte den Maskenträger. Philipp reichte ihm den Hut und Seidenmantel und ſagte: „Gnädigſter Herr, hier Ihre

Sachen. In dieſer Welt tauſchen wir die Rollen nicht wieder mit einander; ich käme zu kurz dabei!“

Der Prinz rief: „Nur geſchwind, nur geſchwind!“ warf die nachtwächterliche Amtstracht von ſich in den Schnee, band die Larve und den Mantel um, und ſetzte den Hut auf. Röschen ſprang erſchrocken zurück. Philipp bedeckte ſich mit ſeinem alten Filz und Mantel, und nahm Stange und Horn.

„Ich habe dir ein Trinkgeld verſprochen, Kamerad,“ ſagte der Prinz, „aber ſo wahr ich lebe, ich habe meinen Geldbeutel nicht bei mir.“

„Den habe ich!“ antwortete Philipp und hielt ihm die Börſe hin: „Sie gaben ihn meiner Braut da — aber, gnädigſter Herr, wir verbitten uns Geſchenke der Art.“

„Kamerad, behalte was du haſt, und mache dich geſchwind aus dem Staube; es iſt für dich hier nicht geheuer!“ rief der Prinz eilig, und wollte davon. Philipp hielt ihn am Mantel feſt: „Gnädiger Herr, wir haben noch Eins abzuthun!“

„Flieh', ſag' ich dir, Nachtwächter! Flieh', man ſtellt dir nach.“

„Ich habe keine Urſache zu fliehen, gnädigſter Herr. Aber ich habe Ihnen hier Ihre Börſe —“

„Die behalte. Lauf' was du kannſt!“

„Und einen Wechſel des Marſchalls Blankenſchwerd von fünftauſend Gulden zuzuſtellen.“

„Der Hagel, wie kommſt du mit dem Marſchall Blankenſchwerd zuſammen, Nachtwächter?“

„Er ſagte, es ſei eine Spielſchuld, die er Ihnen zu zahlen habe. Er will dieſe Nacht noch mit ſeiner Gemahlin auf ſeine polniſchen Güter.“

„Biſt du toll? Woher weißt du das? Wo gab er dir die Verrichtungen an mich?“

„Gnädigſter Herr, und der Finanzminiſter Bodenlos will bei Abraham Levi alle Ihre Schulden zahlen, wenn Sie ſich für ihn beim Könige verwenden wollen, daß er im Miniſterium bleibe.“

„Nachtwächter, du biſt vom hellen Teufel beſeſſen!“

„Ich habe ihn aber in Hochdero Namen abgewieſen!“

„Du den Miniſter?“

„Ja, gnädigſter Herr; hingegen habe ich die Gräfin Bonau mit dem Kammerherrn Pilzow wieder vollkommen verſöhnt.“

„Wer von uns beiden iſt ein Narr?“

„Noch Eins. Die Sängerin Rollina iſt eine gemeine Metze, gnädigſter Herr. Ich kenne deren Liebesgeſchichten. Sie ſind der Betrogene. Darum hielt ich es für Ihre königliche Hoheit unwürdig, ſich mit ihr einzulaſſen, und habe für dieſe Nacht das Abendmahl bei ihr abbeſtellt.“

„Die Rollina? Wie kamſt du zu der?“

„Noch Eins. Der Herzog Hermann iſt fürchterlich gegen Sie aufgebracht wegen der Kellergeſchichte. Er wollte Sie beim König verklagen.“

„Der Herzog? Wer hat dir denn das Alles erzählt?“

„Er ſelbſt. Sie ſind noch nicht ſicher. Zum König aber geht er nicht mehr, denn ich drohte ihm mit dem Zettel, den er dem Bäckermädchen gab. Hingegen wollte er ſich mit Ihnen auf Tod und Leben ſchlagen. Nehmen Sie ſich in Acht vor ihm.“

„Eins ſage mir: weißt du, woher der Herzog weiß, daß ich —“

„Er weiß Alles von der Marſchallin Blankenſchwerd; die hat es ihm ausgeplaudert, und daß ſie als Hexe bei dem Gaukelſpiel geſeſſen.“

Der Prinz nahm den Philipp beim Arm und ſagte: „Spaßvogel, du biſt kein Nachtwächter!“ Er drehte ihm das Geſicht gegen eine aus der Ferne herſchimmernde Laterne, und erſchrak, da er einen ihm vollkommen fremden Menſchen ſah.

„Bist du vom Satan besessen, oder . . . Wer bist du denn?“ fragte Julian, der vor Schrecken ganz nüchtern geworden war.

Ich bin der Gärtner Philipp Stark, Sohn des Nachtwächters Gottlieb Stark! antwortete Philipp ruhig.

13.

„Nun ja, den suchen wir eben! Halt, Bursch!“ riefen mehrere Stimmen, und Philipp, Röschen und der Prinz sahen sich plötzlich von sechs handfesten Dienern der löblichen Polizei umringt. Röschen that einen lauten Schrei. Philipp ergriff des erschrockenen Mädchens Hand und sagte: „Fürchte dich nicht!“ — Der Prinz klopfte dem Philipp auf die Achsel und sagte: „Es ist ein dummer Streich. Ich sagte dir nicht vergebens, du solltest dich zur rechten Zeit davon machen. Aber fürchte dich nicht; es soll dir nichts widerfahren.“

„Das wird sich hintennach ergeben!“ versetzte einer der Handfesten: „Einstweilen wird er mit uns kommen.“

„Wohin?“ fragte Philipp: „Ich bin in meinem Dienst; ich bin der Nachtwächter.“

„Das haben wir schon gehört, und eben deswegen kommt Ihr mit uns.“

„Laßt ihn gehen, ihr Leute!“ sagte Julian, und suchte in den Taschen nach Geld. Da er nichts fand, flüstette er Philippen heimlich zu, ihnen aus der Börse zu geben. Die Handfesten aber rissen beide auseinander und riefen: „Fort! Hier werden keine Abreden mehr genommen. Auch die Maske ist verdächtig und muß mit uns.“

„Die nicht!“ sagte Philipp: „Ihr wollt den Nachtwächter; der bin ich. Könnet ihr verantworten, mich aus meinen Berufsgeschäften zu nehmen, so führet mich, wohin es euch beliebt. Diesen Herrn aber laßt gehen.“

„Das ist nicht Eure Sache, uns zu lehren, wen wir für verdächtig halten sollen!“ versetzte einer der Polizeidiener: „Marsch, Alles mit uns!“

„Auch das Frauenzimmer?“ fragte Philipp: „Ich will nicht hoffen.“

„Nun, das Jüngferchen mag gehen. Für sie haben wir keinen Befehl. Aber Namen und Gesichtchen müssen wir für den Nothfall kennen, und den Aufenthalt.“

„Es ist die Tochter der Wittwe Bittner im Milchgäßchen!“ sagte Philipp, und ärgerte sich nicht wenig, als die Kerls alle das Gesicht des weinenden Röschens gegen den Schein der fernen Straßenlaterne drehten und begafften.

„Geh' heim, Röschen!“ sagte Philipp: „Geh' heim; fürchte nichts für mich. Ich habe ein gutes Gewissen.“

Röschen aber schluchzte laut, daß es selbst den Polizeidienern Mitleid einflößte. Der Prinz wollte diesen Umstand benutzen, um durch einen Sprung zu entkommen. Aber von den Handfesten einer war noch ein besserer Springer, stand mit einem Satz vor ihm und sagte: „Hollah! der hat ein schlechtes Gewissen; er muß mit uns. Vorwärts, marsch!“

„Wohin?“ fragte der Prinz.

„Direkte und schnurgeraden Wegs zu Seiner Excellenz dem Herrn Polizeiminister.“

„Hört, Leute,“ sagte der Prinz sehr ernst, doch leutselig — denn ihm war in dieser Geschichte gar nicht wohl zu Muth, weil er eben sein Nachtwächterstückchen nicht verrathen wissen wollte: „Hört, Leute, ich bin diesen Augenblick nur sehr zufällig zu diesem Nachtwächter gekommen; ihr habt mit mir nichts zu schaffen. Ich bin vom Hofe. Untersteht ihr euch, mich zu zwingen, mit euch zu gehen, werdet ihr euern Irrthum bereuen und morgen bei Wasser und Brod im Thurme sitzen.“

„Laßt den Herrn um Gotteswillen gehen, Leute!“ rief Philipp: „Verlaſſet euch auf mein Wort, es iſt ein großer Herr, der euch euern Dienſt garſtig verſalzen kann. Es iſt . . .“

„Schweig!“ rief Julian: „Es ſoll Niemand aus deinem Munde erfahren, wer ich bin, wenn du allenfalls errathen hätteſt, wer ich ſei. Hörſt du, Niemand! Niemand, ſage ich dir, es komme, wie es wolle. Hörſt du?“

„Wir thun unſere Schuldigkeit!“ entgegnete ein Polizeidiener: „und dafür ſetzt uns keiner in den Thurm. Das könnte aber am Ende wohl dem Herrn in der Maske ſelbſt widerfahren. Wir kennen dergleichen Sprachen ſchon und fürchten ſolche Drohungen nicht. Vorwärts, marſch!“

„Leute, nehmt Vernunft an!“ rief Philipp: „Es iſt ein ſehr angeſehener Herr am Hofe.“

„Und wenn's der König ſelber wäre, müßte er mit uns; das iſt unſere Pflicht; er iſt verdächtig!“ gab Einer zur Antwort.

„Ei ja,“ rief ein Anderer, „große Herren am Hofe haben wohl mit Nachtwächtern und Euresgleichen heimliche Dinge abzuthun und, wie vorhin, einander in die Ohren zu ziſcheln!“

Während man noch des Prinzen wegen hin und her ſtritt, kam ein Wagen, achtſpännig, mit brennenden Fackeln voran, daher gefahren, an der Kirche vorbei. „Halt!“ rief eine Stimme im Wagen, als dieſer eben an dem Haufen der Polizeidiener war, welche den Prinzen umringt hielten.

Der Wagen ſtand. Der Kutſchenſchlag öffnete ſich. Ein Herr ſprang heraus im Ueberrock, mit einem glänzenden Stern darauf, und ging zu der Menſchengruppe. Er ſtieß die Polizeibeamten zurück, betrachtete den Prinzen von oben bis unten und ſagte: „Richtig! erkannte ich doch gleich den Vogel an ſeinen Federn von weitem. Maske, wer ſind Sie?“

Julian wußte nicht, wohin ſich in ſeiner Verlegenheit drehen und wenden, denn er erkannte den Herzog Hermann.

„Antworten Sie mir!“ rief der Herzog mit donnernder Stimme. Julian ſchüttelte den Kopf und winkte dem Herzog, ſich fortzubegeben. Dieſer aber ward noch erpichter, zu wiſſen, mit wem er es auf dem Balle zu thun gehabt habe. Er fragte die Polizeibeamten. Dieſe ſtanden mit entblößten Häuptern um den Herzog und ſagten: ſie hätten Befehl, den Nachtwächter unmittelbar zum Polizeiminiſter zu führen; der Wächter habe gottloſe Verſe geſungen, wie ſie mit ihren eigenen Ohren gehört; ſei ihnen aber durch Kreuz- und Quergaſſen entſprungen; hier nun, bei der Kirche, hätten ſie ihn in vertraulichem Geſpräche mit der Maske ertappt, die ihnen beinahe verdächtiger ſcheine, als der Nachtwächter. Die Maske habe ſich für einen Herrn vom Hofe ausgeben wollen, allein das ſei offenbar Windbeutelei. Sie hätten daher für Schuldigkeit gehalten, die Maske zu arretiren.

„Der Menſch iſt nicht vom Hofe!“ erwiederte der Herzog: „darauf könnet ihr ſicher gehen; ich gebe euch mein Wort. Er hat ſich unerlaubter Weiſe auf dem Balle eingeſchlichen und Jeden glauben gemacht, er ſei Prinz Julian. Er hat ſich mir endlich entlarven müſſen, da er auch mich betrogen, und mir entwiſchte. Es iſt ein unbekannter Menſch, ein Abenteurer. Ich habe es dem Oberhofmeiſter gemeldet. Ihr Leute, führet ihn fort zum königlichen Palaſt, ihr habt einen guten Fang gethan.“

Mit dieſen Worten drehte ſich der Herzog um, ſtieg in den Wagen, rief noch einmal zurück: „Laßt ihn nicht entkommen!“ und fuhr davon.

Der Prinz ſah ſich verloren. Den Polizeidienern ſein Geſicht zu zeigen, hielt er für unſchicklich; durch dieſe wären ſeine Genieſtreiche allzu ſtadtkundig geworden. Minder Gefahr lief er, wenn

er vor dem Oberhofmeiſter oder dem Polizeiminiſter die Larve abzog. Alſo rief er entſchloſſen: „Meinethalben! Kommt!“

Er und Philipp gingen. Röschen ſah ihnen weinend nach.

14.

Philipp hätte beinahe an Hexerei glauben mögen, oder daß er träume. Denn ſo verworren und bunt es in dieſer Nacht zuging, war's ihm in ſeinem Leben noch nicht ergangen. Er hatte ſich eigentlich keine Vorwürfe zu machen, als daß er mit dem Prinzen die Kleider getauſcht, und dann, wider ſeinen Willen, deſſen Rolle auf dem Ball geſpielt hatte. Da aber der Prinz vermuthlich die Nachtwächterrolle ebenfalls nicht in der Regel geſpielt haben mochte — denn warum mußte er ſich als Nachtwächter verhaften laſſen? — hoffte er bei dieſem Gnade zu finden.

Beim Palaſte ſchlug dem armen Philipp das Herz ſtärker. Man nahm ihm Mantel, Horn und Stange ab. Der Prinz ſprach mit einem vornehmen Herrn einige Worte. Sogleich wurden die Polizeidiener weggeſchickt; der Prinz ging die Stiege hinauf, und der Philipp mußte folgen. „Fürchte dich nicht!“ ſagte Julian und verließ ihn. Philipp wurde in ein kleines Vorzimmer geführt, wo er lange allein blieb.

Endlich kam ein königlicher Kammerdiener und ſagte: „Kommt mit mir, der König will Euch ſehen.“

Philipp war faſt außer ſich vor Schrecken. Seine Knie wurden ſchwach. Er ward in ein ſchönes Zimmer geführt. Da ſaß der alte König lachend an einem kleinen Tiſche. Neben ihm ſtand der Prinz Julian ohne Larve. Sonſt war Niemand im Zimmer.

Der König betrachtete den jungen Menſchen eine Zeit lang, wie es ſchien mit einer Art Wohlgefallen.

„Erzähle mir Alles genau," ſagte der König zu ihm, „was du in dieſer Nacht gethan haſt."

Philipp gewann durch die leutſelige Anrede des ehrwürdigen Monarchen wieder Muth, und beichtete haarklein, was er gethan und erlebt hatte, von Anfang bis zu Ende. Doch war er klug und beſcheiden genug, das zu verſchweigen, was er in ſeiner Prinzenrolle von den Höflingen gehört hatte, und wodurch Julian hätte in Verlegenheit geſetzt werden können. — Der König lachte bei der Erzählung einige Male laut auf; dann that er noch einige Fragen über Philipps Herkunft und Beſchäftigung, nahm ein paar Goldſtücke vom Tiſche, gab ſie ihm und ſagte: „Nun geh' du, mein Sohn, und warte deines Berufs. Es ſoll dir nichts Leides geſchehen. Aber entdecke keinem Menſchen, was du in dieſer Nacht getrieben und erfahren haſt. Das befehle ich dir. Nun geh'!"

Philipp fiel dem König zu Füßen und küßte deſſen Hand, indem er einige Worte des Dankes ſtammelte. Als er wieder aufſtand, um fortzugehen, ſagte Prinz Julian: „Ich bitte unterthänigſt, daß Ihre Majeſtät dem jungen Menſchen erlauben wolle, draußen zu warten. Ich habe ihm für das Ungemach, das ich ihm dieſe Nacht verurſachte, noch eine kleine Schuld abzutragen."

Der König nickte lächelnd mit dem Kopfe, und Philipp entfernte ſich.

„Prinz!" ſagte der König, und warnte drohend mit dem aufgehobenen Finger: „Ein Glück für Sie, daß Sie mir die Wahrheit ſagten! Ich will auch diesmal noch Ihren wilden, albernen Poſſen Verzeihung widerfahren laſſen. Sie hätten Strafe verdient. Noch einmal ſolch' einen Pagenſtreich, und ich werde unerbittlich ſein. Nichts wird Sie dann entſchuldigen. Die Geſchichte mit Herzog Hermann muß ich noch näher kennen. Gut, wenn er fortgeht; ich mag ihn nicht. Von dem, was ſie über den Polizei- und Finanzminiſter ſagten, erwarte ich ebenfalls Beweiſe. Gehen

Sie jetzt, und geben Sie dem jungen Gärtner ein Trinkgeld. Er hat in Ihrer Maske vernünftiger gehandelt, als Sie in der seinigen.“

Der Prinz verließ den König. Er legte in einem Nebenzimmer den Ballanzug ab, den Ueberrock an, ließ Philippen rufen und befahl ihm, mit ihm in seinen Palast zu gehen. Hier mußte Philipp Alles, was er als Stellvertreter Julians auf dem Ball vernommen und gesprochen, Wort für Wort erzählen. Philipp gehorchte. Julian klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Höre Philipp, du bist ein gescheiter Kerl. Dich kann ich gebrauchen. Ich bin zufrieden mit dir. Was du in meinem Namen dem Kammerherrn Pilzow, der Gräfin Bonau, dem Marschall und seiner Frau, dem Oberst Kalt, dem Finanzminister und den Uebrigen gesagt, finde ich ganz vernünftig, und ich will es ansehen und halten, als hätte ich es selbst gesagt. Dagegen mußt du zu den Versen stehen, die ich in deinem Namen als Nachtwächter gesungen habe. Du wirst zur Strafe deines Nachtwächterdienstes entsetzt werden; das laß dir gefallen. Dafür mache ich dich zum Schloßgärtner bei mir. Ich gebe dir meine Gärten von beiden Schlössern Heimleben und Quellenthal. Das Geld, welches ich deiner Braut gegeben, soll ihre Aussteuer bleiben, und den Wechsel des Marschalls Blankenschwerd löse ich auf der Stelle bei dir mit fünftausend Gulden ein. Jetzt geh', diene mir treu und führe dich gut auf.“

15.

Wer war glücklicher, als Philipp! Er flog in vollem Sprung zu Röschens Haus. Noch war Röschen nicht zu Bette; sie saß mit ihrer Mutter am Tische und weinte. Er warf die volle Börse auf den Tisch und sagte odemlos: „Röschen, das ist deine Aussteuer! und hier fünftausend Gulden, die sind mein. Ich habe als Nachtwächter Fehler gemacht; dafür verliere ich die Anwartschaft

auf des Vaters Dienst, und übermorgen ziehe ich als Schloßgärtner des Prinzen Julian nach Heimleben. Und Ihr, Mutter, und Röschen müsset mit mir nach Heimleben. Mein Vater und meine Mutter müssen auch mit mir. Ich kann euch nun wohl Alle ernähren. Juchheh! Gott gebe allen Leuten ein solch' gutes Neujahr!"

Mutter Bittner wußte nicht, ob ihren Ohren trauen bei Philipps Erzählung, und ihren Augen beim Anblick des vielen Geldes. Aber als Philipp ihr Alles und wie es gekommen, doch eben nicht mehr als zu wissen nöthig war, erzählt hatte, stand sie schluchzend auf, umarmte ihn mit Freuden und legte dann ihre Tochter an sein Herz. Nun lief oder tanzte die freudetrunkene Frau im Zimmer herum, fragte: „Wissen das Alles auch dein Vater und deine Mutter schon?" und da es Philipp verneinte, rief sie: „Röschen, mache Feuer an, thue Wasser über, koche einen guten Kaffee für unser Fünf!" nahm ihr wollenes Mäntelchen, wickelte sich hinein und ging zum Hause hinaus.

Röschen aber vergaß an Philipps Herzen Feuer und Wasser. Sie standen noch in fester Umarmung, als Frau Bittner zurückkam, begleitet vom alten Gottlieb und Mutter Käthe. Die umringten segnend ihre Kinder; Mutter Bittner, wollte sie Kaffee, mußte ihn selber kochen.

Daß Philipp den Nachtwächterdienst einbüßte, daß Röschen nach vierzehn Tagen seine Frau ward, daß beide mit ihren Aeltern nach Heimleben zogen — das gehört nicht zum Abenteuer der Neujahrsnacht, welches Niemanden verderblicher ward, als dem Finanzminister Bodenlos. Man hat auch seitdem nicht gehört, daß Prinz Julian ähnliche Genieſtreiche gemacht habe.

Die Walpurgisnacht.

Der Versucher.

Ich befand mich fern vom Hause in Geschäften zu Prag. Es war im April. Wie angenehme Zerstreuung es auch für mich gab, konnte ich doch das Heimweh nach unserm Städtchen nicht unterdrücken, wo mein junges Weib schon sieben Wochen auf meine Heimkehr hoffte. Seit unserm Hochzeitstage waren wir nie so lange getrennt gewesen. Freilich Fanny schickte mir regelmäßig alle Wochen Briefchen zu, aber diese Zeilen voller Liebe, Verlangen und Wehmuth waren Oel ins Feuer. Ich wünschte Prag und den heiligen Nepamuk vierundvreißig Meilen nordostwärts hinter mir.

Wer nicht ein liebenswürdiges Weibchen von zweiundzwanzig Jahren hat, reizend wie die Liebe, umspielt von zwei blühenden Liebesgöttern; wer in solch ein Wesen nach fünfjähriger Ehe nicht fünfhundertmal verliebter ist, als den Tag vor der Hochzeit, dem erzähle ich vergebens von meinem Heimweh.

Genug, ich dankte jauchzend dem Himmel, als die Geschäfte endlich abgethan waren. Ich nahm bei den wenigen Bekannten und Freunden Abschied, und sagte dem Wirth, er solle die Rechnung geben. Andern Tages wollte ich mit der Post fort.

Am Reisemorgen erschien der Wirth, gehorsamst aufzuwarten,

mit zahlenreicher Rechnung; ich hatte des baaren Geldes nicht genug zur Tilgung meiner Schuld und zu Ausgaben unterwegs. Also wollte ich einen guten Wechsel verfilbern. Ich griff nach der Brieftasche, und suchte sie in allen Taschen, allen Winkeln. Sie war fort. Da ward mir nicht wohl; denn ich hatte für mehr denn vierzehnhundert Thaler Papier darin, und das ist doch keine Kleinigkeit unterm Himmel.

Es half mir auch nichts, daß ich die Stube umkehrte — die Brieftasche blieb verschwunden.

„Dacht' ich's doch," sagte ich zu mir selbst: „Wird der Mensch einen Augenblick seines Lebens froh, sitzt der Teufel gleich hinterm Hag und spielt ihm einen Possen. Man sollte sich in der Welt über nichts freuen, so hätte man auch der Höllenangst und des Verdrusses weniger. Ich habe es so oft schon erfahren."

Entweder war die Brieftasche gestohlen oder verloren. Ich hatte sie noch den Tag vorher in Händen gehabt; ich pflegte sie in der Brusttasche meines Rockes bei mir zu tragen. Auch lagen Fanny's Briefe darin. Es war mir, als hätte ich sie noch des Abends beim Entkleiden gefühlt. Wie nun meine theuern Papiere wieder bekommen? Denn wer sie hatte, konnte sie jede Stunde nach Belieben in Gold oder Silber verwandeln.

Da fing ich an zu fluchen, was sonst meine Leibsünde nicht ist. Ginge noch, wie in den guten, alten Zeiten, der Teufel herum, wenn auch wie ein brüllender Löwe, ich hätte auf der Stelle mit ihm einen Pakt geschlossen. Indem ich dies dachte, fiel mir eine Gestalt ein, die ich etwa acht Tage vorher beim Billard in einem verschlossenen Rothrock gesehen hatte, und die mir damals, wie ein menschgewordener Höllenfürst, vorgekommen war. Es überlief mich kalter Schauer. Und doch war ich so verzweifelt, daß ich dachte: „Meinethalben, und wenn er's wäre, jetzt würde er mir ganz willkommen sein, schaffte er mir nur die Brieftasche wieder.

Indem ward an meine Stubenthür gepocht. „Hollah!“ dachte ich: „Der Verſucher wird doch aus Spaß nicht Ernſt machen?“ Ich lief zur Thür; in Gedanken hatte ich den berüchtigten Rothrock, und glaubte in der That, der werde es ſein.

Und ſiehe — wunderliche Ueberraſchung! — da ich die Stubenthür öffnete, trat mit flüchtigem Kopfnicken der Verſucher herein, an den ich gedacht hatte.

Nähere Schilderung.

Ich muß erzählen, wo und wie ich die Bekanntſchaft dieſer Erſcheinung gemacht hatte, damit man mich nicht für einen Fantaſten halte.

An einem Abend war ich in ein Kaffeehaus oder Kaſino der Neuſtadt gegangen, wohin mich ſchon einmal ein Bekannter zum Billard geführt hatte. Ich hoffte, die neueſten Zeitungen zu finden. An einem Tiſchchen ſpielten zwei Herren nachdenkend ihre Parthie Schach. Einige junge Männer ſaßen am Fenſter in lebhaftem Geſpräch über Todtenerſcheinungen und Natur der menſchlichen Seele. Ein kleiner ältlicher Mann, in ſcharlachrothem Ueberrock, wanderte, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer auf und ab. Ich nahm ein Glas Danzigerwaſſer und die Zeitungen.

Niemand machte meine Andacht ſo rege, als der ſcharlachrothe Spaziergänger. Ich vergaß ſelbſt die Zeitungen und den ſpaniſchen Krieg. Er hatte, wie in der Kleidung etwas Geſchmackloſes, in Geſtalt, in Bewegungen, in Geſichtszügen etwas Auffallendes und Widerliches. Er war von weniger, als mittlerer Größe, aber ſtarknochicht, breitſchulterig; mochte fünfzig bis ſechszig Jahre haben, und ging mit dem Kopfe gebückt, wie ein Greis. Ein pechſchwarzes, glänzendes Haar hing ihm glatt und ſpießig um den Kopf. Das ſchwarzgelbe Geſicht mit der Habichtsnaſe und den vorragen-

den Backenknochen hatten etwas Abſtoßendes. Denn während alle Züge kalt und eiſern waren, ſchimmerte ſein großes Auge ſo lebhaft, wie das Auge eines begeiſterten Jünglings, ohne daß man darin Begeiſterung und Seele las. Der, dachte ich, iſt geborner Scharfrichter, oder Großinquiſitor, oder Räuberhauptmann, oder Zigeunerkönig. Des Spaſſes willen könnte der Mann Städte in Flammen auflodern und Kinder an Speeren zappeln ſehen. Ich möchte nicht mit ihm in einem Walde allein reiſen. Er hat gewiß in ſeinem Leben noch nicht lächeln können.

Allein ich irrte mich. Er konnte lächeln. Er hörte den jungen Herren am Fenſter zu, und lächelte: Aber, Gott ſei bei uns, das war ein Lächeln! Es überlief mich eiskalt. Die ſchadenfrohe Hölle ſchien aus allen Zügen zu ſpotten. Wenn der im rothen Rocke nicht der Teufel iſt, dachte ich, ſo iſt's ſein Bruder. Ich ſah ihm unwillkürlich nach den Füßen, den bekannten Pferdehuf zu beobachten, und richtig, er hatte einen Menſchenfuß, wie unſer einer, und ſein linker war ein Klumpfuß im Schnürſtiefel. Doch hinkte er damit nicht, und trat überhaupt ſo ſchleichend auf, wie über Eierſchalen, die er nicht zerdrücken wollte. Er hätte ſich für baares Geld ſehen laſſen können, um alle Voltaires abergläubig zu machen.

Den ſpaniſchen Krieg vergaß ich durchaus. Ich hielt zwar die Zeitung vor mich hin, ſchielte jedoch darüber hinaus, die merkwürdige Geſtalt länger zu beobachten.

Indem der Rothrock am Schachtiſch vorbeiging, ſagte einer der Spieler zu ſeinem düſter und verlegen da ſitzenden Gegner mit triumphirender Miene: „Sie ſind ohne Rettung verloren.“ Der Rothrock blieb einen Augenblick ſtehen, warf einen Blick auf das Spiel, und ſagte zum Sieger: „Sie ſind geblendet und beim dritten Zug unausbleiblich matt.“ Der Sieger lächelte vornehm; der Bedrängte ſchüttelte zweifelnd den Kopf und zog — beim dritten Zug war der vermeinte Sieger in der That ſchachmatt.

Während die Kämpfer ihr Spiel wieder aufstellten, sagte einer von den jungen Männern am Fenster zum Rothrock heftig: „Sie lächeln, Herr, unser Streit scheint Sie zu interessiren? Aber Ihr Lächeln sagt mir, daß Sie entgegengesetzter Meinung sind über die Natur der Welt und der Gottheit. Haben Sie Schelling gelesen?“

„Ja wohl!“ sagte der Rothrock.

„Und was will Ihr Lächeln sagen?“

„Ihr Schelling ist ein scharfsinniger Dichter, der die Gaukeleien seiner Einbildungskraft für Wahrheit hält, weil ihn Niemand widerlegen kann, als mit andern Fantasiegespinnsten, die nur mit noch größerm Scharfsinn vertheidigt werden müßten. Es geht den Philosophen heut' wie immer. Blinde disputiren über Farbentheorien, und Taube über die Kunst des reinen Satzes in der Musik. Alexander hätte gern Schiffbrücken zum Monde geschlagen, um ihn zu erobern, und die Philosophen, unzufrieden im Kreise der Vernunft, wollen gern übervernünftig werden.“

So sagte der Rothrock. Da gab's Lärmen. Er aber hielt nicht Stand, nahm den runden Hut und schlich davon.

Ich sah ihn seitdem nie wieder, aber vergaß die auffallende Gestalt mit der Höllenphysiognomie nicht, und fürchtete mich, sie im Traume zu erblicken.

Nun stand er unverhofft vor mir im Zimmer.

Die Versuchung.

„Um Verzeihung, wenn ich Sie störe!“ sagte er: „Habe ich die Ehre, Herrn Robert . . . zu sprechen?“

„Der bin ich in der That!“ erwiederte ich.

„Womit beweisen Sie das?“

Sonderbare Frage, dachte ich, ohne Zweifel ein Polizeispion.

Es lag ein halbzerriſſener Brief auf meinem Tiſch. Ich zeigte ihm die an mich gerichtete Zuſchrift auf dem Umſchlag.

„Ganz gut," ſagte er, „allein Sie tragen einen Namen, der ſo allgemein iſt, daß man dergleichen in allen Winkeln Deutſchlands, Ungarns und Polens findet. Geben Sie mir nähere Umſtände an. Ich möchte mit Ihnen Geſchäfte machen. Man hat mich an Sie adreſſirt."

„Mein Herr," ſagte ich, „verzeihen Sie, ich kann jetzt nicht an Geſchäfte denken; bin auf dem Sprung zur Abreiſe und habe noch tauſend Dinge zu beſorgen. Auch irren Sie ſich wohl in meiner Perſon, denn ich bin weder Staatsmann, noch Kaufmann."

Er maß mich mit großen Augen und ſagte: „So?" Er ſchwieg eine Weile, und ſchien im Begriff umzukehren, dann aber fing er an: „Sie haben doch Handelsgeſchäfte in Prag getrieben? Iſt nicht Ihr Herr Bruder auf dem Punkt geſtanden, Bankerot zu machen?"

Ich mußte feuerroth geweſen ſein, denn davon wußte, glaubte ich, außer meinem Bruder, keine Seele, als ich. Auch lächelte der Verſucher wieder ein ſchadenfrohes Lächeln.

„Mein Herr, Sie irren ſich noch einmal!" ſagte ich. „Zwar habe ich einen Bruder, und mehr, als einen, aber keinen, der Bankerot zu fürchten hätte."

„So?" murmelte der Verſucher, und ſeine Züge wurden wieder hart und eiſern.

„Mein Herr," — ſagte ich etwas empfindlich, denn es war mir gar nicht lieb, daß Jemand in Prag lebte, der von meines Bruders Umſtänden unterrichtet war, und ich fürchtete, der Schlaukopf wolle in mein Spiel ſehen, wie dem Schachſpieler im Kaffeehauſe. — „Sie ſind gewiß an den unrechten Mann gewieſen. Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich Sie erſuche, ſich kurz zu faſſen. Ich habe keinen Augenblick zu verſäumen."

„Gedulden Sie ſich nur eine Minute," erwiederte er, „es liegt

mir daran, mit Ihnen zu reden. Sie ſchienen unruhig und verlegen. Iſt Ihnen etwas Unangenehmes widerfahren? Sie ſind fremd hier. Ich zwar gehöre auch nicht nach Prag, und ſehe die Stadt ſeit zwölf Jahren wieder zum erſten Mal. Allein ich weiß zu allen Dingen guten Rath. Vertrauen Sie mir. Sie haben das Geſicht eines Biedermannes. Brauchen Sie Geld?“

Da lächelte oder vielmehr grinſete er wieder, als wollte er mir meine Seele abkaufen. Sein Thun war mir immer verdächtiger; ich ſchielte von ungefähr nach ſeinem Klumpfuß, und wirklich wandelte mich abergläubige Furcht an. In keinem Fall wollte ich mich mit dem verdächtigen Herrn einlaſſen, und ſagte: „ich hätte kein Geld nöthig. Da Sie es mir aber ſo großmüthig antragen, mein Herr, darf ich Sie um Ihren Namen bitten?“

„An meinem Namen kann Ihnen nicht viel liegen,“ erwiederte er, „der thut nichts zur Sache. Ich bin ein Mantenffel. Gibt mir der Name bei Ihnen mehr Zutrauen?“

„Ein Manteuffel?“ ſagte ich, und wußte in ſeltſamer Verlegenheit nicht, was ich ſagen ſollte, und ob das ganze Ding Ernſt oder Spaß ſei.

Indem ward an die Thür gepocht. Der Wirth trat herein und brachte einen Brief, der von der Poſt gekommen war. Ich nahm ihn.

„Leſen Sie nur den Brief erſt,“ fing der Rothrock an, „nachher können wir ſchon wieder ſprechen. Der Brief iſt ohne Zweifel von Ihrer liebenswürdigen Fanny.“

Ich ward verlegener als je.

„Wiſſen Sie nun endlich,“ fuhr der Fremde fort und grinſete: „wiſſen Sie nun endlich, wer ich bin, und was ich von Ihnen will?“

Es lag mir auf den Lippen, zu ſagen: „Mein Herr, Sie ſind, glaube ich, der Satan, und möchten meine arme Seele zum Frühſtück?“ doch hielt ich an mich.

„Noch mehr," setzte er hinzu: „Sie wollen nach Eger. Gut, mein Weg geht durch das Städtchen. Ich reise morgen ab. Wollen Sie einen Platz in meinem Wagen annehmen?"

Ich dankte, und sagte: ich habe schon Post bestellt.

Da ward er unruhiger, und sagte: „Es ist Ihnen nicht beizukommen. Aber Ihre Fanny, den kleinen Leopold und August muß ich doch im Vorbeigehen kennen lernen. Errathen Sie noch nicht, wer ich bin und was ich will? In des Teufels Namen, Herr, ich möchte Ihnen gern einen Dienst leisten. Reden Sie doch."

„Gut," sagte ich endlich: „Wenn Sie ein Hexenmeister sind, mir ist meine Brieftasche fortgekommen. Rathen Sie mir, wie ich sie wieder bekomme?"

„Pah, was ist an einer Brieftasche gelegen? Kann ich Ihnen sonst nicht . . ."

„In der Brieftasche waren aber wichtige Papiere, über vierzehnhundert Thaler an Werth. — Rathen Sie mir, was habe ich zu thun, wenn sie verloren ist? und was, wenn sie gestohlen ist?"

„Wie sah die Brieftasche aus?"

„Seidenüberzug, hellgrün, mit Stickerei, mein Namenszug von Blumen darin. Es war eine Arbeit von meiner Frau."

„So ist der Ueberzug mehr werth, als die vierzehnhundert Thaler." Er lächelte mich wieder dabei mit seiner fürchterlichen Freundlichkeit an; dann fuhr er fort: „Da muß Rath geschafft werden. Was geben Sie mir, wenn ich Ihnen den Verlust ersetze?"

Bei diesen Worten sah er mich scharf und sonderbar an, als wolle er mir die Antwort: „Ich verschenke Ihnen meine Seele!" auf die Zunge legen. Da ich aber verlegen still schwieg, griff er in die Tasche und zog meine Brieftasche vor.

„Da haben Sie Ihr Kleinod und die vierzehnhundert Thaler nebst Zubehör!" sagte er.

Ich war außer mir. „Wie kommen Sie dazu?“ rief ich, und blätterte in der Brieftasche, und fand, daß nichts fehlte.

„Gestern Nachmittag um vier Uhr fand ich sie auf der Moldaubrücke, und steckte sie ein.“

Richtig, um die gleiche Zeit war ich über die Brücke gegangen, hatte die Brieftasche in Händen gehabt und eingesteckt.

„Vermuthlich nebenbei gesteckt!“ sagte der Rothrock. „Nun aber wußte ich nicht, ob mein Fund von Einem zu Fuß oder zu Pferd, hinter oder vor mir verloren war. Ich blieb eine Stunde lang auf der Brücke, einen Suchenden abzuwarten. Als Niemand kam, ging ich in mein Wirthshaus. Ich las den Inhalt, die Briefe, um daraus den Verlierer zu erforschen. Eine Adresse zeigte mir Ihren Namen und Ihren Aufenthalt in diesem Gasthofe an. Darum machte ich mich jetzt zu Ihnen auf. Schon gestern Abend war ich hier und fand Sie nicht.“

Lieber Gott, wie kann man sich doch mit seiner Physiognomik täuschen! Ich hätte meinem Manteuffel um den Hals fallen mögen. Ich sagte ihm die verbindlichsten Dinge. Meine Freude war so übermäßig, als vorher mein Verdruß. Er wollte aber nichts von Allem hören. Ich gelobte mir, mein Lebtage nicht wieder meinen physiognomischen Urtheilen zu trauen.

„Grüßen Sie Ihre schöne Fanny von mir. Reisen Sie glücklich. Wir sehen uns einmal wieder!“ sagte er, und ging davon.

Heimkunft.

Nun wollte ich aufbrechen, abreisen. Ich zahlte dem Wirth. Mein Knecht, mit dem Koffer auf dem Rücken, ging vor mir her, ich die Treppe hinab. Da kam mein Bruder die Treppe herauf, derselbe, deswillen ich in Prag war.

Natürlich, aus der Abreise ward nun nichts. Wir gingen in

mein Zimmer zurück. Da hörte ich denn mit Vergnügen, die schwankenden Vermögensverhältnisse meines Bruders hätten sich zu ihrem Vortheil geändert. Ein sehr bedeutender Verlust war ihm durch glückliche Spekulation in Baumwolle und Kaffee sechsfach vergütet. Er war nach Prag geeilt, um seine Angelegenheit selbst zu berichtigen. „Jetzt habe ich mein Schäfchen ins Trockene gebracht," sagte er, „aber Angst habe ich ausgestanden. Nun gebe ich dem Handel gute Nacht. Ich lege mein Geld lieber zu mäßigen Zins, so laufe ich nicht Gefahr, heute ein Millionär, morgen ein flüchtiger Bettler und Betrüger zu sein. Darum komme ich, dir für deine brüderliche Treue zu danken, und mich mit meinen Leuten für immer aus einander zu setzen."

Ich mußte ihn zu verschiedenen Häusern begleiten. Aber er spürte meine Ungeduld und mein Heimweh; drum nach einigen Tagen rieth er mir, ohne ihn zurück zu reisen. Das that ich denn auch, weil sich sein Aufenthalt in Prag wohl auf mehrere Wochen verlängerte. Ich nahm Extrapost und flog meiner geliebten Heimath entgegen.

Unterwegs fiel mir noch immer der seltsame Mauteuffel ein. Ich konnte die Figur mit dem rothen Rock, dem Klumpfuß und der unvortheilhaften Gesichtsbildung nicht vergessen. Ich besann mich noch, daß ihm ein Büschel seiner schwarzen Haare über der Stirn emporstand. Vielleicht hat er ein kleines Horn darunter, und dann war der Beelzebub fertig vom Wirbel bis zur Sohle.

Zwar die Brieftasche hatte er wieder gebracht; ehrlicher konnte kein Mensch in der Welt sein. Er hatte Fanny's Briefe und meines Bruders mir gegebene Instruktion gelesen, so konnte er freilich von meinen Geheimnissen unterrichtet sein. Allein dann das Gesicht dazu — nein, so unleserlich schreibt die Natur sonst nicht! — Genug, hätte ich jemals an das Dasein eines Mephistopheles geglaubt, würde ich diesmal keinen Augenblick daran gezweifelt haben.

Ich hing dieſem Gedanken nach, und läugne ſogar nicht, daß ich mich recht willig dem Spiel meiner Einbildungen überließ. Er vertrieb mir die Langeweile. Ich nahm an, mein ehrlicher Manteuffel könnte wohl der ächte Teufel ſein; ſeine Ehrlichkeit eine Hinterliſt, um dem Himmel meine arme Seele wegzuſchnappen. Und wenn er es nun wäre, was könnte er mir wohl bieten? — Gold und Gut? — Ich war nie geldſüchtig. Einen Thron? Ja, den hätte ich wohl für acht Tage beſeſſen, um der Welt Frieden zu geben; aber dann wäre ich wieder in meine beſcheidene Wohnung zurück gegangen, um, ein zweiter Cincinnatus, eigenhändig Rüben zu bauen. — Hübſche Weiber? Einen Harem voll der ſchönſten Helenen, Armiden und Amanden? Nein, wenn ich an Fanny dachte, kamen mir die reizendſten Zirkaſſierinnen wie alte Weiber vor. Ich hätte keinen Strohhalm darum gegeben, einmal Doktor Fauſt zu ſein. Und wozu das? Ich war glücklich! Glücklich? Nein, das doch auch nicht ganz, eben weil ich gar zu glücklich war. Ich fürchtete mich ein wenig vor Freund Hain, dem Knochenmanne, der mit der verwünſchten Hippe mir meine Fanny, meine beiden Söhne, mich ſelbſt wegmähen konnte. Und dann wäre es doch die große Frage, ob und wie wir uns im Paradieſe wieder zuſammen finden würden? — Ich hätte wohl einen Blick ins künftige Leben geworfen, um mich zu beruhigen. Aber geſetzt, mein Teufel hätte mir den frommen Wunſch erfüllen, und mich, durch einen Spalt der Himmelspforte, hinüber blinzeln laſſen, was würde mir ein Unterthan Abramelechs anders habe zeigen können, als ſeine Hölle?

Doch genug von den Poſſen.

Ich war von Prag bis zum Städtchen zwei Tage und eine Nacht unterwegs. Aber den zweiten Tag ward's ſpät. Umſonſt ſchalt und ſpornte ich die Poſtknechte mit Wort und Geld — es ward immer ſpäter, immer dunkler, und ich immer ſehnſuchtsvoller. Ach, ſeit beinahe einem Vierteljahr hatte ich ja Fanny nicht ge-

ſehen! meine Kinder nicht, die um die junge Mutter, wie zwei Engel um eine raphaeliſche Madonna flatterten! — Ich zitterte vor Entzücken, wenn ich daran dachte, die Liebenswürdigſte ihres Geſchlechts, mein Weib, ſei noch heute in meinen Armen.

Es iſt wahr, ich hatte, ehe ich Fanny kennen lernte, auch ſchon geliebt gehabt. Es gab einſt eine Julie für mich, die mir durch den Stolz ihrer Aeltern entriſſen und einem reichen polniſchen Edelmann zum Weibe gegeben war. Unſere Liebe war die erſte für uns beide — an gegenſeitige Vergötterung und Raſerei grenzend. Wir ſchwuren uns noch in der Abſchiedsſtunde ewige Liebe über Leben und Grab hinaus, und Küſſe und Thränen hatten die Eide beſiegelt. Aber man weiß nun, wie es damit geht. Sie ward Frau Staroſtin, und ich ſah Fanny. Meine Liebe zu Fanny war eine heiligere, reifere, zärtlichere. Julie war einſt die Gottheit meiner Phantaſie; allein Fanny die Angebetete meines Herzens.

Es brummte die Glocke des heimathlichen Städtleins ein Uhr, da wir in die ſchlafende Straße einfuhren. Ich ſtieg beim Poſthauſe ab, ließ den Knecht nebſt dem Koffer zurück, weil ich ſelbſt, falls in meinem Hauſe Alles ſchlafen würde, wieder zurückkehren wollte, und ſchlich hinaus zur Vorſtadt, an deren Ende mein freundliches Haus im Schatten hoher Nußbäume mir ſchon von weitem mit ſeinen Fenſtern im Mondſchein entgegenſchimmerte.

Verhaßter Beſuch.

Und Alles ſchlief! — o Fanny, Fanny, hätteſt du gewacht, wie viel Jammer und Schrecken wäre mir erſpart worden! — Sie ſchliefen, mein Weib, meine Kinder, mein Geſinde, nirgends Licht! Ich wanderte zehnmal ums Haus herum — Alles verſchloſſen. Aus dem Schlaf jagen wollte ich doch Keinen. Beſſer

das Entzücken des Wiederſehens für die vom Schlummer erquickte Seele in der Morgenſtunde, als in der fieberiſchen Mitternacht.

Zum Glück fand ich mein neuangebautes ſchönes Gartenhaus offen. Ich trat hinein. Da ſtand auf einem Tiſchchen der Strickkorb meiner Fanny; da ſah ich im Mondſchimmer am Boden und auf den Seſſeln die Steckenpferde, Trommeln, Peitſchen meiner Kinder. Vermuthlich hatten ſie den Nachmittag hier zugebracht. O wie war mir unter dieſen Kleinigkeiten ſo wohl, als wäre ich bei meinen Lieben ſelbſt. Ich ſtreckte mich aufs Sofa, und beſchloß hier zu übernachten. Die Nacht war lau und mild, und der Duft blühender Bäume und Gartenbeete drang in mein Gemach.

Wer ſeit vierzig Stunden nicht geſchlafen hat, findet jedes Lager weich. Ich entſchlief in meiner Uebermüdung bald. Doch kaum hatte ich die Augen geſchloſſen, weckte mich das Knarren der Gartenhausthür wieder. Ich richtete mich auf; ich ſah einen Menſchen hereintreten: ich glaubte, es ſei ein Dieb. Aber man denke ſich mein Erſtaunen, es war der Freund Rothrock.

„Woher kommen Sie?“ fragte ich.

„Von Prag. In einer halben Stunde reiſe ich wieder ab. Ich wollte Sie doch im Vorbeigehen und Ihre Fanny ſehen, um mein Wort zu halten. Ich hörte von Ihrem Knecht, Sie ſeien erſt gekommen, und glaubte in Ihrem Hauſe Alles wach zu finden. Sie werden doch hier nicht übernachten wollen in der feuchten Kühle, und ſich eine Krankheit erſchlafen?“

Ich ging mit ihm hinaus in den Garten, und bebte an allen Gliedern, ſo hatte mich die ſonderbare Erſcheinung erſchreckt. Ich verſpottete zwar im Stillen meine abergläubige Furcht, aber doch konnte ich mich ihrer nicht erwehren. Der Menſch iſt nun einmal ſo. Die harten Züge des Prager Freundes waren im täuſchenden Mondlicht noch viel fürchterlicher, und ſeine Augen viel blitzender.

„Sie haben mich wirklich erſchreckt, wie ein Geſpenſt!“ ſagte

ich. „Ich zittere am ganzen Leibe. Wie kamen Sie dazu, mich im Gartenhause zu suchen? Sie sind, wie ein Allwissender.“

Er grinsete schadenfroh und sagte: „Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?“

„Wahrhaftig, ich kenne Sie jetzt nicht besser, als in Prag. Aber zum Spaß will ich Ihnen doch erzählen, wie Sie mir da vorkamen. Sie nehmen's nicht übel, ich dachte, wenn Sie kein Hexenmeister wären, möchten Sie wohl der Teufel selbst sein.“

Er grinsete wieder und entgegnete: „Wenn ich, zum Spaß gesagt, nun das letzte wäre, würden Sie mit mir gemeine Sache machen?“

„Sie müßten mir viel bieten, ehe ich einschlüge. Denn wahrhaftig, mein Herr Teufel, erlauben Sie, daß ich Sie zum Scherz so nenne, mein Glück ist vollkommen.“

„Oho, bieten würde ich Ihnen nichts, geben nichts. Das war wohl in alten Zeiten Sitte, da die Leute noch an einen Teufel glaubten, und sich vor ihm desto mehr hüteten — da mußte man kapituliren. Aber heutiges Tages, da Keiner mehr an den Teufel glaubt, und mit der Vernunft Alles ausrichten will, sind die Menschenkinder allzuwohlfeil.“

„Einmal hoffe ich, bei mir steht's anders, ob ich gleich den Beelzebub für ein Mährchen halte. Ein Quintchen Vernunft gibt mehr Tugend, als ein Zentner Teufelsglauben.“

„Das ist's eben! — Eine stolze Sicherheit, ihr Sterblichen — erlauben Sie, daß ich in der Rolle spreche, die Sie mir gaben — eure stolze Sicherheit liefert der Hölle mehr Rekruten, als eine Legion Werber in Satans Uniform. Seit ihr selbst angefangen habt, die Ewigkeit für ein Problem, die Hölle für eine orientalische Fabel zu halten; seit man Ehrlichkeit und Dummheit für Tugenden gleichen Kalibers erklärt; die Wollust eine liebenswürdige Schwäche, Selbstsucht, Seelengröße, Gemeinnützigkeit eine Narr-

heit, und abgefeimte Tücke Lebensklugheit nennet, gibt man sich in der Hölle keine Mühe mehr, euch zu fangen. Ihr kommt von selbst. Die Vernunft habt ihr auf den Lippen, die Macht von hundert Leidenschaften im Herzen. Der Heiligste unter euch Entnervten ist, wer die wenigste Gelegenheit zu sündigen hat."

„Das heißt recht teuflisch gesprochen!" rief ich.

„Allerdings!" antwortete der rothe Herr und grinsete wieder: „Aber ich rede die Wahrheit, weil ihr Leute nicht mehr an sie glaubt. So lange den Menschen noch Wahrheiten heilig waren, mußte Satan ein Vater der Lügen sein. Jetzt ist's umgekehrt. Wir armen Teufel sind immer die Antipoden der Menschheit."

„So sind Sie in diesem Stück wenigstens nicht mein Gegner; denn ich denke, wie Sie, mein philosophischer Herr Teufel."

„Gut, so gehören Sie mir schon an. Wer mir nur ein Haar reicht, dessen Kopf habe ich. Und — hier ist's kühl — mein Wagen ist vielleicht schon angespannt, ich muß abreisen. Also leben Sie wohl."

Er ging. Ich begleitete ihn wieder zum Posthause zurück, wo wirklich sein Reisewagen eben Vorspann erhielt.

„Ich dächte, Sie kämen mit mir noch hinauf ins Haus, und tränken mit mir zum Abschied ein Glas Punsch, den ich bestellt hatte, ehe ich zu Ihnen ging."

Ich nahm die Einladung an. Es that mir wohl, in ein warmes Zimmer zu kommen.

Die Versuchung.

Der Punsch stand schon auf dem Tisch, da wir ins Zimmer traten. Ein fremder Reisender ging finster und müde auf und ab; es war ein langer, hagerer, alter Mann. Auf den Stühlen

umher lag Gepäck; auch bemerkte ich einen Frauenzimmershawl und Strohhut, nebst weiblichen Handschuhen.

Als wir tranken, sagte der Fremde zum eintretenden Hausknecht, der das Gepäck holte: „Sagt meiner Gemahlin, wenn sie kommt, ich sei zu Bett. Wir reisen in aller Frühe fort.“ —

Ich wollte auch nicht wieder ins kalte Gartenhaus zurück, und bestellte mir die Nacht ein Bett. Der Fremde ging fort. Wir tranken den Punschnapf leer unter allerlei Geschwätz. Das Feuer des Rums erquickte und durchglühte mich. Der Rothrock eilte zu seinem Wagen, und indem ich ihm hineinhalf, sagte er: „Wir sehen uns noch einmal wieder.“ Damit rollte der Wagen weg.

Da ich ins Zimmer zurücktrat, war ein Frauenzimmer darin, welches den Shawl, die Handschuhe und den Hut holte. Wie sich die junge Schöne nach mir umdrehte, verlor ich fast alle Besonnenheit. Es war Julie, die erste Geliebte, im Begriff, mit ihrem Gemahl, wie ich nachher erfuhr, eine Lustreise nach Italien zu machen. Sie war nicht minder erschrocken, als ich.

„Um Gottes willen, ist es dein Geist, Robert?“

„Julie!“ stammelte ich, und alle Wonnen der ersten Liebe wachten wieder auf bei diesem überraschenden Anblick. Ich wollte mich ihr ehrerbietig nahen. Ihre Augen waren voll Thränen; ihre Arme offen. Ich lag weinend an ihrem Busen.

Erst als wir wieder zu uns selbst kamen, bemerkte sie, daß sie halb entkleidet war. „Hier ist nicht mein Zimmer!“ sagte sie, und warf sich den Shawl um. „Komm, Robert, wir haben uns viel zu sagen.“

Sie ging. Ich folgte ihr in ihr Zimmer. „Hier können wir uns einander frei erzählen!“ sagte sie, und wir setzten uns aufs Sofa. Nun ward denn erzählt. Ich lebte noch einmal im Fiebertaumel einer alten Liebe, die ich längst erloschen geglaubt hatte. Julie, durch ihren Stiefvaten nicht glücklich, hing mit ehemaliger

Seligkeit an mir. Sie war ſchöner, aufgeblühter, als ehemals. Sie fand auch mich ſchöner, wie ſie ſagte. — Die Flamme der Leidenſchaft wehte von Seele zu Seele in Küſſen.

Ein Zauber, den ich unmöglich beſchreiben kann, lag in Juliens Worten und Weſen. Alles von ehemals ward wieder hell; die erſte Bekanntſchaft auf dem Ball am Brauttage ihrer Schweſter; die Empfindungen, welche uns damals bewegten; dann unſer Wiederſehen im herzoglichen Schloßgarten; dann die Waſſerfahrt mit unſern beiderſeitigen Aeltern, und wie wir im Elyſium von Wörlitz Liebe geſtanden, Treue ſchworen. Dann — doch genug: für uns gab es nur Vergangenheit, keine Zukunft.

Plötzlich ging die Thür auf. Der lange, hagere Mann trat herein mit der Frage: „Wer iſt noch bei dir, Julie?“

Wir ſprangen erſchrocken auf. Der Staroſt ſtand eine ganze Weile ſprachlos, bleich wie eine Leiche. Dann mit drei Schritten fuhr er auf Julchen zu, ſchlang ihre langen, kaſtanienbraunen Locken um ſeine Fauſt, und ſchleuderte die Winſelnde zur Erde und ſchleppte ſie auf dem Boden herum, indem er rief: „Verrätherin! Nichtswürdige!“

Ich wollte ihr zu Hülfe eilen. Er ſtieß mich mit gewaltiger Kraft zurück, daß ich rücklings zu Boden taumelte. Wie ich mich wieder aufraffte, ließ er die Unglückliche fahren, und ſchrie mir zu: „Dich erdroßle ich!“ In der Verzweiflung nahm ich ein Meſſer vom Tiſch, und drohte, es ihm in die Rippen zu ſtoßen, wenn er nicht ſchwiege. Aber der Wüthende warf ſich gegen mich, ſpannte meinen Hals zwiſchen ſeine Hände ein, und drückte zu. Ich verlor die Luft. Ich fuhr in der Verzweiflung mit dem Meſſer nach allen Seiten um mich. Ich ſtieß es wiederholt gegen ihn. Plötzlich ſtürzte der Unglückliche nieder. Er hatte das Meſſer im Herzen.

Julie lag wimmernd am Boden neben ihrem ermordeten Mann. Ich ſtand da, wie eine Bildſäule. „O,“ dachte ich, „wäre es

doch nur ein Traum, und läge ich erwachend auf dem Sofa meines Gartenhauſes. Verflucht ſei der Rothrock! verflucht die Brieftaſche! — O meine armen Kinder! o meine geliebte, unglückliche, fromme Fanny! — Nahe an den Schwellen meines häuslichen Paradieſes werde ich zurückgeſchleudert in eine Hölle, die ich nie kannte! — Ich bin Mörder!“

Der Lärmen im Zimmer hatte die Leute im Hauſe geweckt. Ich hörte fragen, rufen, gehen. Mir blieb nichts übrig, als die Flucht, ehe ich entdeckt ward. Ich ergriff das brennende Licht, um mir zum Hauſe hinaus zu zünden.

Vollendung des Gräuels.

Indem ich die Treppe hinabging, nahm ich mir vor, in mein Haus zu eilen, meine Frau, meine Kinder zu wecken, ſie noch einmal an mein Herz zu drücken, dann wie ein Kain in die Welt hinaus zu flüchten, um nicht der Gerechtigkeit in die Hände zu fallen. Aber ſchon auf der Treppe ſah ich meine Kleider ganz vom Blut des Staroſten überſchüttet. Ich zitterte, erblickt zu werden.

Die Hausthür nach der Straße war verſchloſſen. Als ich zurückeilte, um durch den Hof zu entkommen, hörte ich von der Treppe herab Menſchen eilen, ſchreien und rufen hinter mir. Ich lief über den Hof, zur Scheune. Ich wußte, von da hinaus käme ich in Gärten und Felder außerhalb des Städtchens. Aber die mir nachſetzten, eilten behend genug. Ich war kaum in der Scheune, als mich einer beim Rock erwiſchte. Mit Höllenangſt riß ich mich los, und ſchleuderte meine brennende Kerze in die neben mir hoch aufgethürmten Strohwellen. Es gab plötzlich Flammen. So hoffte ich mich zu retten. Es gelang. Man ließ von mir los, vermuthlich um den Brand zu tilgen. So entkam ich ins Freie.

Ich ſtürzte blindlings fort, ſetzte über Häge und Gräben. Meine Fanny, meinen Auguſt, meinen Leopold noch einmal zu ſehen, daran war nicht zu denken. Der Trieb der Selbſterhaltung überſchrie alle andern Gefühle des Herzens und der Natur. Wenn ich an meine geſtrige Heimkunft, an meine Erwartungen auf den heutigen nahen Morgen dachte, konnte ich das Geſchehene gar nicht für möglich halten. Aber meine blutigen, klebrigen Kleider, der kühle Morgenwind, der mich durchſchauerte, ſagte mir nur zu ſehr das Gegentheil. Ich lief faſt athemlos, bis ich nicht mehr konnte. Hätte ich ein Mordwerkzeug bei mir geführt, wäre ein Strom in meiner Nähe geweſen, ich würde aufgehört haben zu leben.

Triefend vom Schweiße, ohne Athem, erſchöpft an allen Kräften, mit zitternden Knien, ſetzte ich meine Flucht in langſamern Schritten fort. Ich mußte zuweilen ſtehen bleiben, um mich zu erholen. Ich war mehrmals daran, ohnmächtig niederzuſinken.

So gelangte ich nach dem nächſten Dorf bei unſerm Städtchen. Indem ich davor ſtand, und noch überlegte, ob ich es umgehen, oder keck durchwandern ſollte — denn noch war es mondhell, und die Sonne nicht zum Aufgang — fieng es im Dorfthurm an zu läuten. Bald klangen mir auch von andern entfernten Ortſchaften Glockentöne. Es war Sturmgeläute.

Jeder Ton zermalmte mich. Ich ſah mich um. O Gott, hinter mir weite dunkelrothe Gluth; eine ungeheure Flammenſäule, die bis zu den Wolken hinaufleckte! Das ganze Städtchen ſtand in Flammen. Ich — ich war der Mordbrenner! — O meine Fanny, o meine Kinder, welch ein entſetzenvolles Erwachen aus dem ſtillen Morgenſchlummer hat euch euer Vater bereitet! —

Da ergriff es mich, wie bei den Haaren, und hob mich in die Höhe, und meine Sohlen wurden leicht wie Federn. Ich lief in mächtigen Sprüngen um das Dorf herum einem Kiefernwald zu. Die Flammen meiner Heimath leuchteten wie Tageshelle, und die

heulenden Sturmglocken dröhnten mit zerreißenden Klängen durch mein zerrüttetes Weſen.

Wie ich die Nacht des Waldes erreicht hatte, und ſo tief hinein war, daß ich nichts mehr vom rothen Licht der Feuersbrunſt gewahren konnte, in welcher bisher immer mein Schatten vor mir hergaukelte, konnte ich nicht weiter. Ich fiel zur feuchten Erde nieder, und brüllte meinen Schmerz aus. Ich ſchlug mit der Stirn gegen den Boden, und raufte krampfhaft Gras und Wurzeln aus. Ich hätte ſterben mögen, und wußte es nicht zu machen.

Untreuer, Mörder, Mordbrenner, das Alles faſt in gleicher Stunde. O der Rothrock hatte wohl Recht: es gibt unter euch keine Heiligen, als denen die Gelegenheit zur Sünde fehlt. Bietet dem Teufel nur ein Haar: ſo hat er euern Kopf. Welches unſelige Schickſal führte den Satan ins Gartenhaus zu mir! Hätte ich ſeinen Punſch nicht genommen, ich hätte Julien geſehen, ohne Fanny's zu vergeſſen; hätte ich dies gekonnt, der Staroſt wäre nicht ermordet; ich würde meine Heimath nicht in Brand geſteckt haben — ich läge nicht hier in der Verzweiflung, mir ſelbſt zum Gräuel, der Menſchheit zum Fluch.

Inzwiſchen heulten die Sturmglocken unaufhörlich, und ſchreckten mich wieder empor. Ich freute mich, daß es noch nicht Tag war. So durfte ich hoffen, noch eine gute Strecke unbekannt zurückzulegen. Aber ich ſank wieder weinend nieder, da ich mich erinnerte, es ſei der erſte Mai, es ſei meiner Fanny Geburtstag. Wie hatten wir Glücklichen ihn ſonſt im Kreiſe der Unſerigen heiter gefeiert! Und heut! welch ein Tag! welch eine Nacht! — Da durchfuhr mich der Gedanke: es iſt Walpurgisnacht! — Sonderbar! der alte Aberglaube machte dieſe Nacht von jeher zur Nacht des Schreckens, in der böſe Geiſter ihr Feſt begangen haben ſollten, und der Teufel ſeine Hexen auf dem Gipfel des Blocksberges verſammelte. Faſt hätte ich an die Wahrheit der albernſten Ab-

ſcheulichkeit glauben mögen. Der verdächtige Rothrock fiel mir wieder lebhafter mit allen ſeinen ſonderbaren Reden ein. Jetzt — warum ſoll ich läugnen? — jetzt hätte ich meine Seele darum gegeben, er wäre wirklich geweſen, der er ſich bei mir im Gartenhaus ſcherzend genannt hatte, um mich zu retten, um mir mein Gedächtniß zu rauben, um mir mein Weib, meine Kinder in irgend einem Winkel der Erde wieder zu geben, wo wir unentdeckt leben könnten.

Aber die Sturmglocken tobten lauter. Ich ſpürte das Grauen des Morgens. Ich flog auf vom Boden, und ſetzte meine Flucht fort im Gebüſch und kam zur Landſtraße.

Kain.

Hier holte ich friſchen Athem. Alles Geſchehene war ſo gräßlich, ſo plötzlich — ich konnte ſelbſt nicht daran glauben. Ich ſah mich um — aber durch die Kiefern glühte der rothe Wiederſchein der Feuersbrunſt. Ich betaſtete mich, und beſudelte meine Finger mit dem Blut des Staroſten.

Das verräth mich dem Erſten, der mich findet! dachte ich, und riß mir die befleckten Kleider vom Leibe und verbarg ſie in dichtes Geſträuch, und wuſch mir die Hände im Thau des Graſes rein. So, halb entkleidet, rannte ich auf der Landſtraße hin.

„Wer biſt du nun?“ ſprach ich zu mir ſelbſt: „Wer dich erblickt, wird dir nachſetzen. Nur Wahnſinnige oder Mörder laufen im Hemd durch die Wälder; oder ich muß ſagen, ich ſei beraubt worden. Würde mir ein Bauer begegnen, den ich übermannen könnte, er müßte mir ſeinen Kittel geben. So wäre ich für die erſten Augenblicke geborgen. Ueber Tag kann ich im Dickicht der Wälder verborgen bleiben, Nachts meinen Lauf fortſetzen. Aber woher ſoll ich Nahrung nehmen? Woher Geld? — Jetzt fiel mir

bei, wie ich meine Briefstasche im weggeworfenen Rock gelassen und mich aller Baarschaft beraubt hatte.

Ich stand still und war unentschlossen. Einen Augenblick dachte ich daran, umzukehren und meine Briefstasche zu suchen. Aber — das Blut des Staroſten! ich hätte es nicht wieder sehen mögen, und wäre eine Million zu holen gewesen. — Und zurückgehen, die spielende Feuergluth zwischen den Kiefern beständig vor Augen haben . . . nein, die Flammen der offenen Hölle lieber! — So wanderte ich weiter.

Da hörte ich das Rasseln eines Wagens — vielleicht eine Feuerspritze und zu Hilfe eilende Bauern. — Jach stürzte ich mich ins Gebüsch, von wo ich die Landschaft beobachten konnte. Ich zitterte wie ein Espenblatt. Da kam langsam, von zwei Pferden gezogen, ein geschmackvoller, offener Reisewagen, und mit Koffern gepackt Ein Mann saß darin, und lenkte die Rosse. Er fuhr immer langsamer, und hielt endlich still nahe vor mir. Er stieg aus, ging um den Wagen herum, besah ihn von allen Seiten; dann verließ er den Wagen und ging abwärts vor mir über die Straße ins Gebüsch.

„Dir wäre geholfen, wenn du im Wagen säßest!“ rief's in mir: „Deine Beine sind wie gebrochen. Sie schleppen dich nicht mehr. Du wärest gerettet. Kleider, Geld, schnelle Flucht, Alles wäre vorhanden. Der Himmel will sich deiner annehmen. Benutze den Wink. Der Wagen ist leer. Schwing' dich hinein!“

Gedacht, gethan. Denn mit Ueberlegen war kein Augenblick zu versäumen. Jeder ist sich selbst der Nächste, man rettet sich, wie man kann. Verzweiflung und Noth haben kein Gesetz. Ein Satz, und ich war aus dem Gebüsch auf der Straße, von der Straße im Wagen. Ich ergriff den Leitriemen, und lenkte die Rosse mit dem Wagen um, von meiner brennenden Heimath ab. Da sprang der Eigenthümer aus dem Wald hervor, und in dem

Augenblick, da ich den Pferden die Peitsche fühlen ließ, wollte er ihnen in die Zügel fallen. Er stand vor ihnen. Ich schlug heftiger — jetzt mußte Alles gewagt sein. Die Rosse bäumten sich und drangen vorwärts. Der Eigenthümer fiel und lag unter den Pferden. Ich fuhr über ihn weg. Er schrie Hilfe. Seine Stimme durchbohrte mich. Es war eine bekannte Stimme — eine geliebte Stimme. Ich traute meinen Ohren nicht. Ich hielt still, und lehnte mich aus dem Wagen, um nach dem Unglücklichen zu sehen. — Ich sah ihn! — Aber — ich schaudere, indem ich's sage — ich sah meinen Bruder, der seine Sachen in Prag unerwartet abgethan, oder andere Ursachen zur Heimreise gehabt haben mußte.

Ich saß da, wie vom Blitz gerührt; gelähmt, erstarrt. Unter mir winselte der Geräderte. Das hatte ich nicht gewollt, nicht gedacht. Ich schleppte mich langsam aus dem Wagen. Ich sank zu meinem geliebten Bruder nieder. Das schwere Rad war ihm über die Brust gegangen. Ich rief mit bebender, leiser Stimme seinen Namen. Er hörte mich nicht mehr; er erkannte mich nicht mehr. Er hatte ausgelitten. Ich war der Verruchte, der ihm ein Leben geraubt hatte, das mir so theuer war, als das meinige. — Entsetzlich, zwei Morde in gleicher Nacht! freilich beide unwillkürlich, beide in der Verzweiflung begangen. Aber sie waren doch begangen, und Folgen des ersten Verbrechens, das ich hätte meiden sollen.

Meine Augen wurden naß; aber es waren nicht Thränen der Wehmuth über den geliebten Todten, sondern Thränen der rasenden Wuth gegen mein Schicksal, gegen den Himmel. Nie in meinem Leben hatte ich mich mit einem groben Verbrechen besudelt. Ich war gefühlvoll für das Schöne, Gute, Große und Wahre gewesen. Ich hatte keine süßere Freude gehabt, als am Glücklichmachen. Und nun, ein verdammter Leichtsinn — ein unseliger Augenblick von Selbstvergessenheit — und das — und das frevelvolle Spiel des Zufalls oder der Nothwendigkeit hatten mich zum

elendeſten, verworfenſten Weſen unter dem Himmel gemacht. O, prahle doch Niemand mit ſeiner Tugend, mit ſeiner Kraft, mit ſeiner Beſonnenheit! — Es gehört nicht mehr als eine Minute dazu, in der man ſeine beſſern Grundſätze ein wenig auf die Seite ſtellt, — nicht mehr als eine Minute, und der Engelreine iſt aller Schandthaten fähig. Wohl ihm, wenn ſein Verhängniß es beſſer mit ihm will, als mit mir; und ihm nicht, elenderweiſe einen Bruder zu rädern, in den Weg legt!

Doch nichts von Moral. Wer ſie hier nicht von ſelbſt gefunden hat, für den gibt es keine. Ich will zum Ende meiner Unglücksgeſchichte eilen, die kein Dichter jemals ſchauerlicher erſinnen konnte.

Reue.

Ich küßte die bleiche Stirn meines Bruders. Da hörte ich Stimmen im Walde. Erſchrocken fuhr ich auf. Sollte ich mich ertappen laſſen über dem Leichnam des Geliebten, den ich erſt berauben wollte, und dann tödtete? Ich war, ehe ich mich ſelbſt beſann, im tiefſten Gebüſch, und überließ die Leiche nebſt Roß und Wagen ihrem Schickſal. Nur der allmächtige Trieb zum Leben wachte noch in mir: alles Andere war todt. — Ich ging in Betäubung durch Strauch und Dorn; wo die Büſchung am finſterſten, die Verzweigung am dichteſten verſchlungen war, dahin eilte ich. Wer dich findet, rief's in mir, der wird dich tödten, Kain, Brudermörder!

Ermattet blieb ich auf einem Felſenſtein im Innerſten des Waldes ſitzen. Die Sonne war aufgegangen, ohne daß ich's bemerkt hatte. Ein neues Leben wehete durch die Natur. Die grauſenvolle Walpurgisnacht lag hinter mir mit meinen Verbrechen; aber die Kinder derſelben gaukelten wie Teufel auf meinem Wege hin. Ich ſah meine jammernde Fanny mit den verwaiſeten Kin-

dern — ich ſah die troſtloſe Familie meines unglücklichen Bruders — ich ſah das Hochgericht — den Henkerzug, den Rabenſtein.

Da ward mir das Leben plötzlich zur Bürde. Hätte ich mich doch vom Staroſt erdroſſeln laſſen, ſprach ich bei mir ſelbſt, ich hätte es ja verdient. Ich war ja ein Verräther an meiner Fanny und an der Treue, die ich ihr tauſendmal geſchworen. — Oder wäre ich doch umgekehrt, wie das Städtchen hinter mir brannte. Ich hätte Weib und Kind noch einmal küſſen und dann nach dem Abſchied mich in die Flammen ſtürzen können. So hätte ich mir doch den Brudermord erſpart.

Ich fürchtete das Leben, weil ich mich vor neuen Verbrechen fürchtete, die mir mit jedem Schritt unvermeidlich ſchienen. So tief hatten mich die bisherigen Ereigniſſe erſchüttert, daß ich glaubte, dem Sünder bringe jeder Athemzug eine Sünde. Ich dachte an Selbſtmord — aber auch dazu war ich mittellos. So beſchloß ich, mich der Obrigkeit ſelbſt auszuliefern, ihr meine Vergehen reumüthig zu bekennen. Dann — freilich unter traurigen Verhältniſſen, hatte ich doch noch Hoffnung, meine Fanny, meinen Leopold und Auguſt noch einmal in meinem Leben an die Bruſt zu drücken, Verzeihung von ihnen zu erflehen, und von ihren Thränen begleitet in die Ewigkeit hinüberzuwandern. Ich konnte noch manche häusliche Verhältniſſe anordnen, meiner Fanny noch manchen nützlichen Rath und Aufſchlüſſe über verſchiedene Angelegenheiten geben.

Dieſer Gedanke gewährte mir einiges Vergnügen. Ich ward ruhiger. Das Leben hatte ich aufgegeben, nun hörten die Furien des Gewiſſens auf, in mir zu wüthen, da ſie hatten, was ſie wollten.

Ich ſtand auf und ging; doch wußte ich nicht wohin. In der Betäubung und Höllenangſt hatte ich ſelbſt die Gegend vergeſſen, aus der ich gekommen war. Die Waldung lag finſter und dick um mich her. Ich ſehnte mich nach dem Schimmer der Feuersbrunſt,

die ſollte mich zu meinen Richtern leiten. Doch gleichviel. Jeder Schritt, jeder Weg mußte mich immer zuletzt dahin bringen.

Indem ich eine Weile gegangen war, erhellte ſich der Forſt. Ich kam auf eine ſchlechte Landſtraße, und ſchlug ſie ſogleich ein, unbekümmert, wohin ſie gehe.

Der Verſucher.

Ich hörte nahe vor mir Pferde wiehern. Ich erſchrak. Die Liebe des Lebens erwachte von neuem. Ich gedachte in die Wildniß zurück zu flüchten. Du haſt zwar gefehlt; du biſt zwar Verbrecher der entſetzlichſten Art, aber du kannſt wohl noch glücklich werden, wenn du dich diesmal retteſt. Denn ein vollendeter Böſewicht warſt du nie, wenn gleich der leichtſinnigſte. So dachte ich, aller Vorſätze vergeſſend, und mit meinen Gedanken ſchon in einer fernen Einſamkeit, wo ich, unbekannt der Welt, mit Weib und Kindern unter fremdem Namen leben könnte. Aber bei dem Allem war ich doch vorwärts gegangen.

Da erblickte ich, als ſich die Straße bog, dicht vor mir Pferde, einen umgeſtürzten Wagen mit einem zerbrochenen Rade, und zu meinem Entſetzen oder Entzücken daneben ſtehend – den wohlbekannten Rothrock.

Als er mich erblickte, grinſete er mich nach ſeiner Gewohnheit an, und ſagte: „Willkommen hier! Habe ich nicht geſagt, daß wir uns wiederfinden würden? — Ich warte ſchon die ganze Nacht. Mein Poſtillon iſt in das Städtchen zurück, Hilfe zu holen, und kehrt nicht wieder.“

„Er hat dort mehr zu helfen, als hier,“ ſagte ich: „denn die Stadt iſt in vollem Feuer.

„Dachte ich's doch,“ erwiederte er, „denn ich ſah es an der

Röthe des Himmels. Aber was wollen denn Sie im Walde? Was ſuchen Sie hier? Warum helfen Sie nicht löſchen?“

„Ich habe wohl andere Dinge zu löſchen, als Holzbrand.“

„Dachte ich's doch. Sagte ich es Ihnen nicht vorher?“

„Retten Sie mich. Ich bin ein heilloſer Verbrecher geworden — ich ward leichtſinniger Gatte, Mörder, Mordbrenner, Straßenräuber, Brudermörder, Alles ſeit dem Augenblick, da Sie mich verlaſſen hatten; Alles binnen drei Stunden. Und doch, ich ſchwöre es Ihnen, ich bin kein ſchlechter Menſch.“

Der Rothrock ſtampfte mit dem Klumpfuß auf den Boden, da ich dies ſagte, als wäre er voll Unwillens. Aber ſeine Geberden blieben hart und eiſern. Auch gab er keine Antwort. Da erzählte ich ihm das beiſpielloſe Unglück dieſer Nacht. Er blieb ganz gelaſſen.

„Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?“ ſagte er endlich.

„Meine Seele! meine Seele!“ ſchrie ich: „denn nun fange ich an zu glauben, daß Sie in der That der ſind, für den ich Sie in Prag, bei mir ſelbſt ſcherzend, hielt.“

„Und der wäre?“

„Der Satan.“

„So falle vor mir nieder und bete mich an!“ brüllte er mit gräßlicher Stimme.

Ich fiel auf die Knie, wie ein Wahnſinniger, vor ihm, und hob die gefalteten Hände, und rief: „Rette mich! — rette mein Weib und meine Kinder von dem Verderben! Sie ſind unſchuldig. Bringe uns in eine Wüſte, wo wir Brod und Waſſer haben und eine Höhle. Wir wollen uns ſelig machen, wie in einem Paradieſe. Aber wiſche die Erinnerung an die Walpurgisnacht aus meinem Gedächtniß, ſonſt iſt auch im Paradieſe die Hölle. Kannſt du das nicht, ſo iſt mir's beſſer, ich ſterbe büßend auf dem Hochgericht.“

Wie ich dies sagte, hob er den Klumpfuß und stieß damit verächtlich gegen mich, daß ich rücklings zu Boden taumelte. Ich wollte meine Bitten wiederholen, aber er unterbrach mich und sagte: „Da seht mir den frommen, gefühlvollen Mann! da seht mir den stolzen Sterblichen in der Herrlichkeit seiner Vernunft! da seht mir den Philosophen, der den Teufel wegläugnet und die Ewigkeit in gelehrte Zweifel bringt! Er krönt seine Schandthaten mit der Anbetung des Satans."

„Daran, Satan, erkenne ich dich," schrie ich wüthend: „daran, daß das sanfte Mitleid in deiner eisernen Brust fehlt, welches doch sonst das warme Menschenherz bewohnt. Ich will auch kein Mitleid von dir, der nur schadenfrohen Hohn kennt. Ich wollte deine Gunst kaufen, mit meiner Seele kaufen. Sie könnte sich ja noch bessern; sie kann ja den Weg zur Reue finden und zur Gnade. Sie könnte dir ja noch entschlüpfen, wenn du sie am sichersten zu haben glaubst."

Düster entgegnete er mir: „Nein, mein Herr, ich bin der Teufel nicht, wie Sie glauben. Ich bin ein Mensch, wie Sie. Sie waren ein Verbrecher. Jetzt sind Sie ein Wahnsinniger geworden. Aber wer mit seinem bessern Glauben einmal gebrochen hat, der ist auch mit seiner Vernunft bald fertig. — Ich verachte Sie. Und wenn ich Ihnen helfen könnte, wahrhaftig, ich möchte Ihnen nicht helfen. Ihre Seele fordere ich nicht. Sie ist zur Hölle reif, ohne daß der Satan dafür einen rothen Heller bietet."

Hoffnung.

Eine Weile stand ich zweifelhaft und verlegen vor ihm. Scham und Wuth, Reue und Entschlossenheit zu jedem Verbrechen, das mich für den Augenblick retten konnte, kämpften in mir. Ich kann nicht beschreiben, was in mir vorging; denn was die Geschichte

des flüchtigen Augenblicks war, würde unter meiner Feder ſich zu einem Buche ausdehnen: und doch könnte ich's nicht in aller Klarheit darſtellen.

„Wenn Sie nicht der ſind, wofür ich Sie halte," ſagte ich endlich, „ſo müßte ich wünſchen, daß Sie es wären. Retten Sie mich, ſonſt bin ich verloren. Retten Sie mich, denn Sie allein ſind an meinem entſetzlichen Schickſal ſchuldig."

„So macht's der Menſch!" ſagte er grinſend: „Er will immer der Reine ſein, und hätte er ſich auch im Bruderblut gebadet."

„Ja, Sie, mein Herr, waren die erſte Urſache alles namenloſen Gräuels dieſer Nacht. — Warum kamen Sie in der Nacht zu meinem Gartenhauſe, wo ich ruhig und harmlos ſchlief, um den Anbruch des Morgens zu erwarten? Hätten Sie mich nicht geweckt, wäre Alles nicht geſchehen, was geſchehen iſt."

„Aber weckte ich Sie zu Treuloſigkeit und Mordbrand? So macht's der Menſch. Wenn er Tauſende gemeuchelmordet hat, möchte er alle Schuld auf den Bergmann wälzen, der das Eiſen aus den finſtern Schachten der Erde heraufgeholt hat. Herr, auch Ihr Athemholen iſt am Verbrechen Urſache, weil Sie ohne Athem es nicht begehen konnten. Aber ohne Athem hätten Sie auch kein Leben gehabt."

„Warum ſpielten Sie denn im Garten bei mir die Rolle des Teufels, und ſagten ſo bedeutungsvoll, wer dem Satan nur ein Haar bietet, deſſen Kopf zerrt er ſich daran nach, wie an einem Seil?"

„Gut das! habe ich darum Lüge geſprochen? Wer könnte die Wahrheit fürchterlicher bezeugen, als Sie ſelbſt? Habe ich das Haar von Ihnen begehrt? oder haben Sie es mir angeboten? — Aber, Herr, da Sie Julien, Ihre erſte Geliebte, ſahen, da hätten Sie Ihrer Fanny eingedenk ſein müſſen. Sie vertrauten Ihrer Tugend zu viel, oder vielmehr, Sie dachten an keine Tugend,

Religion und Tugend hätten Ihnen gesagt: fliehe heim zum Gartenhaus. Herr, der Mensch, sobald sein Versuchungsstündchen schlägt, darf sich, der Sünde gegenüber, auch das Erlaubteste nicht erlauben. Der erste leichtfertige Gedanke, den man durchschlüpfen läßt, ist das bewußte Haar in des Teufels Klaue."

„Sie haben Recht. Konnte ich aber das voraussehen?"

„Allerdings konnten Sie."

„Es war unmöglich. Denken Sie nur an das abscheuliche Zusammentreffen der Umstände."

„Daran hätten Sie, als eine Möglichkeit, denken sollen. Konnten Sie nicht an den Staroſten denken, da Sie sein Weib im Arm hielten? nicht an die Feuersbrunst, da Sie das Licht in das Stroh schleuderten? nicht an den Brudermord, da Sie die Rosse gegen die Brust des Eigenthümers antrieben? — denn der, oder ein anderer, jeder Mensch ist Ihr Bruder."

„Mag sein. Aber bringen Sie mich nicht zu größerer Verzweiflung. Sie müssen wenigstens zugeben, daß der erste Fehltritt hätte ohne alle andern Gräßlichkeiten geschehen können, wenn nicht das Schrecklichste zusammengetroffen wäre, was immer zusammentreffen könnte?"

„Sie irren! Was lag denn Schreckliches darin, daß der Staroſt seine Frau besuchte? was denn Schreckliches darin, daß man in der Scheune Stroh hatte, wie in allen Scheunen? was Schreckliches, daß Ihr unglücklicher Bruder friedlich auf dem Rückweg begriffen war? Nein, Herr, was Sie ein abscheuliches Zusammentreffen heißen, konnte für Sie, wenn Sie auf rechtschaffenen Wegen geblieben wären, ein erfreuliches gewesen sein. Die Welt ist gut, das Gemüth macht sie zur Hölle. Der Mensch ist's, der erst Dolch und Gift macht; außerdem wären die Dinge friedliche Pflugschar oder heilsame Arznei geworden. Denken Sie an keine Rechtfertigung."

Da ſchrie ich verzweiflungsvoll auf, denn ich überſah meine ganze Abſcheulichkeit. „O!“ rief ich, „bis zu dieſer Nacht bin ich ſchuldlos geweſen, ein guter Vater, ein treuer Gatte, ohne Vorwürfe. — Jetzt bin ich ohne Ruhe, ohne Ehre, ohne Troſt!“

„Nein, Herr, auch darin muß ich widerſprechen. Sie ſind in dieſer Nacht nicht erſt geworden, was Sie ſind, ſondern Sie ſind es längſt geweſen. Man wird nicht in einer Stunde vom Engel zum Teufel, wenn man nicht ſchon alle Anlagen zum Teufelwerden beſitzt. Es fehlte nur an Gelegenheit, daß der inwendige Menſch auswendig wurde. Es fehlte Ihnen die Julie und die Einſamkeit. Im Stahl und Stein ſchläft das Feuer, wenn man's gleich nicht ſieht — nur zuſammengeſchlagen, es wird ſchon funkeln. Ein Funke nebenbei fliegt ins Pulverfaß, und eine halbe Stadt mit ihrer Glückſeligkeit wird in Schutt und Trümmern gegen den Himmel geſchleudert. Lobe mir doch Keiner die frommen Leute, die in ſtolzer Unſchuld den armen Sünder zum Galgen begleiten! — daß ihrer nicht mehrere daran hängen, iſt bloß Gunſt des Zufalls.“

„So tröſte ich mich. So iſt, wenn Sie die Wahrheit ſprechen, die ganze Welt nicht beſſer, als ich und Sie dazu.“

„Nein, Herr, Sie irren abermals. Ich gebe Ihnen die halbe Welt preis, aber nicht die ganze. Ich glaube noch an Tugend und Seelengröße, woran Sie eben mit Ihrer vermeinten Seelengröße nie ſtark glaubten. Aber die halbe Welt, ja! und beſonders in unſern Tagen, wo der Grundzug der Gemüther Schlaffheit, Selbſtſucht und feige Gleisnerei iſt. Das iſt auch der Ihrige. Darum ſtehen Sie auch hier als Verdammter.“

„Sie können Recht haben; aber ich bin nicht beſſer und ſchlechter, als alle andern Menſchen dieſer Zeit.“

„Was Sie ſind, das ſcheint Ihnen die Welt zu ſein. Wir ſehen nie das Draußen in uns, ſondern uns ſelbſt in dem Draußen. Es iſt Alles nur Spiegel.“

„Um Gotteswillen, Herr!“ rief ich außer mir, „retten Sie mich, denn die Zeit verrinnt. Wenn ich ſchlecht war, könnte ich nicht beſſer werden?“

„Allerdings. Noth bringt Kraft.“

„Retten Sie mich und Weib und Kind! Ich kann beſſer, ich will beſſer werden, da ich mit Schaudern ſehe, welcher Verbrechen ich fähig war, deren ich mich nie fähig gehalten haben würde!“

„Es kann werden. Aber Sie ſind ein Schwächling. Schwäche iſt die Säugamme der verruchteſten Thaten. Ich will Sie retten, wenn Sie ſich ſelbſt retten können. Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?“

„So ſind Sie ein Engel, mein Schutzgeiſt.“

„Ich bin Ihnen nicht vergebens im Garten erſchienen vor Verübung der Gräuel. Ich warnte Sie. Doch Muth! Wer Glauben und Muth für das Göttliche bewahrt, behält Alles.“

R e t t u n g.

Indem der Rothrock dieſe Worte ſprach, kam es mir vor, als wenn ſein gluthfarbenes Kleid wie helle Flammen um ihn brannte; und wie grünes Feuer ſchoß es um uns her aus dem Boden empor; aber es waren nur die Bäume. Die Farben zuckten vor meinen Blicken wunderbar durch einander. Zuletzt loſch Alles aus. Ich lag in Ohnmacht. Ich wußte nichts mehr von mir. Es war mir etwas geſchehen.

Dann fühlte ich eine dumpfe Rückkehr des Bewußtſeins, im Ohr einen fernen Ton; ums Auge eine Dämmerung von in einander verſchillernden Strahlen. Wie Gedanke, Klang und Licht heller wurden, ſann ich über meinen Zuſtand, aber ich konnte nicht ergründen, was mir geſchehen ſei.

Entweder iſt es Ohnmacht, oder Wahnſinn, oder Sterben —

dachte ich: Reißt sich die Seele von ihren Nerven, der Geist von seiner Seele los: was bleibt noch? Es geht mit den Sinnen ein Weltall aus, und der Geist schmilzt als unselbstständige Kraft ins Reich der Kräfte ein. Dann wäre der Mensch eine Schaumblase, ausgeworfen an der bewegten, ewig wechselnden Oberfläche vom Ozean des Alls; in sich abspiegelnd die grünenden Eilande und die Unendlichkeit des Himmels. Und die abspiegelnden Eilande und Himmel verfliegen in der Wasserblase, die ins All zurückgeht. — Nein, nein, rief's in mir: darum warst du Verbrecher, weil du den Glauben an Gott und dich selbst verloren, und dich den Hirngespinnsten einseitiger Klügelei ergeben hattest. Das gewaltige Geisterall ist kein todtes Meer, und der Menschengeist kein Schaum.

So ungefähr dachte ich, und schlug die Augen auf. Und über mir schwebte, wie von Wolken gehalten, der Alte in freundlichem Ernst; ich sah nicht mehr die harten, eisernen Züge, sondern ein mildes Wesen in seinen verklärten Mienen. Doch blendete mich der Glanz, und ich schloß die Augen bald wieder zu, und träumte fort. Ich konnte kein Glied regen.

Was ist mir oder wird aus mir, dacht' ich; denn mich däuchte, ich hörte Getümmel von Städten und Dörfern an mir vorüberziehen, bald Sausen bewegter Wälder, bald Ströme rauschen und Meeresbrandungen an Klippen, bald Glockenton der Heerden und ferne Hirtengesänge.

„Was geschieht mir? wohin komme ich?" seufzte ich leise mit großer Anstrengung.

Ueber mir hing immer die Gestalt des Alten, und sein Auge war sorgsam auf mich niedergerichtet. „Ich rette dich!" sagte er mit unendlich sanftem Ton: „Fürchte dich nicht mehr. Du hast dein Leben und deinen Tod gesehen. Schwächling, werde Mann. Ein zweites Mal rette ich dich nicht wieder."

Darauf dämmerte es mir wieder vor meinen Augen, und mir

war, als läge ich in einer Felsenhöhle, in welche das Tageslicht durch enge Klüfte hineinschimmerte. Aber der Alte hing noch immer über mir; da sagte er: „Jetzt bist du gerettet und ich verlasse dich. Ich habe deine Wünsche erfüllt.“

„Aber,“ seufzte ich, „meine Fanny, meine Kinder! gib sie mir noch in diese Wüste.“

Der Alte sprach: „Sie gehören dir schon.“

„Und das Gedächtniß meiner Gräuel wische aus für alle Ewigkeit, wenn du kannst.“

Der Alte sprach: „Ich will es verwischen, es wird dich nicht mehr betrüben.“

Indem er dies sagte, zerfloß es über mir, wie ein Dunst, und ich starrte die grauen Felsen über mir an, und begriff von Allem nichts. Aber mir war unaussprechlich wohl. Und doch glich Alles einem Feenmährchen.

Wie ich noch die Felsen über mir anstarrte, drückte ein unsichtbares Wesen seine Lippen auf die meinigen. Ich fühlte einen warmen Kuß.

Die neue Welt.

Der Kuß machte mich irdisch. Ich glaubte die Augen offen zu haben, doch merkte ich, daß sie geschlossen waren; denn ich hörte leise Tritte um mich rauschen, und sah doch in der Höhle Niemanden.

Da hauchte mich ein neuer Athem an, und zwei zarte Lippen rührten abermal an die meinigen. Das Gefühl des Lebens trat wieder in meine äußern Sinne. Ich hörte Kinderstimmen flüstern. Traum und Wahrheit schwammen verworren durch einander, und trennten sich immer bestimmter, bis ich zum hellen Bewußtsein und deutlicher äußern Klarheit kam.

Ich spürte, ich liege hart und unbequem. Es war mir, als

ſei es auf dem Sofa in meinem Gartenhauſe. Ich that die Augen auf, und meine Fanny hing über mir. Mit ihren Küſſen hatte ſie mich erweckt. Unſere Kinder klatſchten freudig in die Hände, als ſie mein Erwachen ſahen, und kletterten aufs Sofa und über mich hin, und riefen eines ums andere: „Papa, guten Morgen, Papa!“ — Und mein Weibchen klammerte ſich feſt um mich; und mit den Augen voller Freudenthränen machte es mir doch Vorwürfe, daß ich die ganze kalte Nacht im Gartenhauſe geſchlafen; und wäre Chriſtoph, unſer Knecht, nicht vor einer Viertelſtunde aus dem Poſthauſe gekommen, und hätte Lärmen mit den Mägden in der Küche getrieben und deine Ankunft verrathen, kein Menſch hätte davon gewußt.

Aber der ſchwere Walpurgistraum hatte mir dermaßen zugeſetzt, daß ich lange lag, und weder den Augen noch Ohren zu trauen wagte. Ich ſuchte die phantaſtiſche Höhle der Wüſte, und immer war es das Gartenhaus. Da lagen noch Trommeln, Steckenpferde und Peitſchen am Boden herum. Auf dem Tiſch ſtand noch Fanny's Strickkörbchen — alles wie ich es gefunden, als ich hier mein Nachtlager wählte.

„Und Chriſtoph iſt erſt jetzt aus dem Poſthauſe gekommen?“ fragte ich. „Hat er dort die ganze Nacht geſchlafen?“

„Freilich, du Wunderlicher!“ ſagte Fanny und ſtreichelte mir die Wange: „Er behauptet ja, du ſelbſt habeſt es ihm ſo befohlen. — Warum auch hier auf dem ſteinharten Sofa übernachten? Warum haſt du uns nicht aus den Betten getrieben? Wie gern wären wir doch zu deinem Empfang bereit geweſen!“

Ich erſchrak freudig. „Ihr habt alſo ſanft und ruhig geſchlafen die Nacht?“ fragte ich.

„Nur zu gut!“ ſagte Fanny: „Hätte mir ahnen können, daß du hier im Gartenhaus wärſt — aus dem Schlafe würde nichts geworden ſein. Ich würde zu dir geſchlichen ſein, wie ein Ge-

ſpenſt. Weißt du auch, daß es Walpurgisnacht war, wo die Hexen und Kobolde ihr Weſen treiben?“

„Ich weiß es nur zu gut!“ ſagte ich, und rieb mir die Augen und lächelte fröhlich, daß alle meine Verbrechen Traum geweſen waren; daß weder Poſthaus noch Stadt gebrannt, weder der Rothrock von Prag, noch die längſtvergeſſene Julie mich beſucht hatten.

Ich ſchloß die liebenswürdige Fanny feſter und ſeliger an mein Herz; ſie und die Kinder auf meinem Schoos, empfand ich heute lebendiger, als jemals, das Glück des reinen Herzens und guten Gewiſſens. — Es blühte um mich eine junge Welt; mehr als einmal ward ſie mir zweifelhaft, wie neuer Traum. Ich ſah oft nach den freundlichen Dächern unſers Städtchens, mich zu überzeugen, daß ich kein brennendes Licht ins Stroh geworfen hatte.

Nie hatte ich im Leben einen zuſammenhängendern, klarern, ſchrecklichern Traum geträumt. Nur zuletzt, wo er ſich mit dem Wachen vermählte, war er fantaſtiſcher geworden.

Wir zogen im Triumph durch den ſchönen Garten ins heitere Wohnhaus, wo mich alles Geſinde freundlich bewillkommte. — Nachdem ich mich umgekleidet hatte, ging ich, beladen mit allerlei Spielwerk für meine Söhne, in Fanny's Zimmer zum Frühſtück. Da ſaß die junge Mutter neben den jauchzenden Kleinen. Jeder neue Anblick der Lieben ſtrömte neues Entzücken durch mich hin. Ich ſank ſchweigend an Fanny's Bruſt; ich gab ihr mit Freudenthränen im Auge das für ſie in Prag gekaufte Angebinde, und ſprach: „Fanny; heut' iſt dein Geburtstag.“

„Noch nie habe ich ihn ſchöner gefeiert,“ ſagte ſie, „als diesmal! Ich habe dich ja wieder. Ich habe auch deine Freunde und meine Geſpielinnen einladen laſſen, den Tag deiner Wiederkunft recht fröhlich zu begehen. Gelt, das nimmſt du nicht übel? — Nun aber ſetze dich zu uns. Nun erzähle mir haarklein, wie es dir ergangen?“

Aber der drückende Traum ſtand noch zu nahe vor mir. Ich dachte mich ſeiner am beſten zu entledigen, wenn ich ihn erzählen würde. Fanny horchte und ward ſehr finſter. „Wahrhaftig,“ ſagte ſie am Ende lächelnd, „man ſollte an Hexerei der Walpurgisnacht glauben. Du haſt eine ganze Predigt geträumt. Werde frommer, du Frommer, denn gewiß hat dein guter Engel mit dir geſprochen. Schreibe deinen Traum auf. Solch ein Traum iſt merkwürdiger, als mancher Lebenslauf. Ich halte, du weißt es, viel auf Träume. Sie bedeuten wohl nichts voraus, aber ſie bedeuten doch manchmal uns ſelbſt. Es ſind zuweilen die klarſten Seelenſpiegelungen!“

Der Verſucher mit der Verſuchung.

Ein zwar nicht außerordentlicher, doch immer merkwürdiger Zufall erhöhte an dem gleichen Tage das Anziehende meines Walpurgistraums.

Meine Frau hatte Freunde und Freundinnen aus dem Städtchen zu einem kleinen Familienfeſt eingeladen. Wir ſpeiſeten, wegen der Schönheit des Mittags, in dem obern geräumigen Saal des Gartenhauſes. — Der Walpurgistraum war ſchon in meiner Erinnerung durch eine lieblichere Wirklichkeit halb verwiſcht.

Da meldete mein Bedienter einen fremden Herrn, der mich ſprechen wollte, einen Baron Manteuffel von Droſtow. — Fanny ſah, daß ich erſchrak. „Du wirſt doch nicht,“ ſagte ſie lachend, „vor dem Verſucher zittern, wenn er die Verſuchung nicht mitbringt; und ſelbſt nicht vor der Verſuchung, an meiner Seite?“

Ich ging hinab. Da ſaß auf dem gleichen Sofa, wo ich geſchlafen, leibhaftig der Rothrock von Prag. Er ſtand auf, begrüßte mich, wie einen alten Bekannten, und ſagte: „Sie ſehen, ich halte Wort. Ich muß jetzt Ihre liebenswürdige Fanny ſehen, die ich

aus ihren vertraulichen Briefen ganz zufällig kennen lernte. Werden Sie nicht eifersüchtig. Und — fuhr er fort, indem er in den Garten hinauszeigte — ich bringe noch ein paar Gäste mit, meinen Bruder und seine Frau. Aber meine Schwägerin kennt Sie schon. Wir sind unvermuthet in Dresden zusammengetroffen, und machen nun die Reise mit einander in Gesellschaft."

Ich bezeugte ihm meine Freude. Indem trat ein dicker, starker Herr aus dem Garten in das Kabinet, wo wir sprachen; neben ihm ein Frauenzimmer in Reisekleidern. Denke sich Jeder meinen Schrecken! — Es war Julie, die Gemahlin des Staroſten.

Julie war minder verlegen, als ich, wiewohl ſie ſich anfangs auch entfärbte. Ich führte nach den erſten Höflichkeiten meine Gäſte in den obern Saal hinauf — ich ſtellte ihnen meine Fanny vor. Der zum Beſucher verwandelte Verſucher von Prag ſagte ihr die ſchmeichelhafteſten Artigkeiten. „Ich habe," ſagte er, „Sie ſchon in Prag angebetet, als ich ohne Vorwiſſen Ihres Gemahls, hinter alle kleinen Geheimniſſe kam, die Sie ihm anvertrauten."

„Ich weiß Alles!" ſagte Fanny: „Mit vierzehnhundert Thalern bezahlten Sie die Geheimniſſe. Sie ſind aber bei dem Allem ein böſer Mann, denn Sie haben meinem Robert eine unruhige Nacht gemacht."

„Damit iſt's noch nicht abgethan, Fanny," ſagte ich, „denn ſiehe den lieben Verſucher, und dort — ich ſtellte ihr die Gemahlin des Staroſten vor — Julie!"

Weiber ſind nie lange verlegen. Sie umarmte Julien wie eine Schweſter, und ſetzte den Verſucher rechts, die Verſuchung links neben ſich. „So weit als möglich von dir!" rief ſie mir mit ſchelmiſchem Warnen zu.

Fanny und Julie, ob ſie ſich gleich nie geſehen hatten, waren bald Herzensſchweſtern, hatten ſich ungemein viel zu ſagen, und freuten ſich, mich zum Gegenſtand ihrer Neckereien zu machen.

Für mich war das ein ganz eigenes Fest, diese Gestalten neben einander zu sehen; beide liebenswürdig — aber Julie nur ein schönes Weib, Fanny ein Engel.

Julie, wie ich auf den Spaziergängen im Garten von ihr erfuhr, war sehr glücklich. Sie liebte ihren Mann von Herzen, wegen seines edeln Gemüthes. Aber für ihren Schwager, den Rothrock, hatte sie die zärtliche, ungemessene Ehrfurcht eines Kindes. Er war, wie sie mir erzählte, ehemals lange Zeit auf Reisen gewesen, und lebte jetzt in Polen auf einem kleinen Gut, nahe bei den Gütern ihres Mannes, als wohlthätiger Philosoph, zwischen Büchern und landwirthschaftlichen Arbeiten. Sie sprach von ihm mit Begeisterung, und behauptete, auf Erden wohne kein edlerer Mensch, als dieser. — Ich machte mir dabei die Nutzanwendung, man müsse der Physiognomie nicht allzusehr trauen.

„Warum fragten Sie mich denn in Prag," sagte ich nachher zu dem ehrwürdigen Rothrock, mit den geheimnißvollen Worten: „Kennen Sie mich nun, und was ich von Ihnen will?" — Denn eben diese Worte waren mir in Prag aufgefallen, und hatten nachher im Traume am wirksamsten wiedergeklungen.

„Aber mein Gott!" rief er: „Ich mochte Ihnen sagen, als ich die Brieftasche brachte, was ich wollte, und mochte es Ihnen noch so nahe legen, daß ich der Finder sei; daß Sie nur Zutrauen zu mir haben, nur einige Kennzeichen des Verlustes angeben sollten: Sie blieben ja zurückhaltend, als wäre ich der verdächtigste Mensch. Und doch sah ich Ihnen die Unruhe an; und doch konnte ich kaum daran zweifeln, den rechten Mann vor mir zu haben."

Nun erzählte ich ihm meinen Traum. „Herr," rief er, „die Walpurgisgeister sollen leben! Der Traum verdient ein Kapitel in der Moralphilosophie und Psychologie zu sein. Wenn Sie ihn nicht haarklein aufzeichnen, so schreibe ich ihn selbst nieder, und schicke Ihnen das Ding gedruckt zu. Es sind da wunderbar gol-

dene Lehren. Nur ist mir's doch lieb, daß ich am Ende die Ehre habe, als Engel des Lichts darin zu glänzen, sonst möchte ich das Abenteuer Ihrer Walpurgisnacht nicht weiter erzählen hören."

Wir brachten mit einander einen seligen Tag zu: ich mit dem wahrhaft weisen Mantenffel, Fanny mit Julien.

Als wir Abends von einander schieden, und wir die lieben Gäste begleiteten, sagte Fanny zu mir, da wir vor der Thür des Posthauses standen: „Hier wird Abschied genommen, und nicht die schöne Versuchung einen Schritt weiter begleitet! Dein Walpurgistraum enthält auch für mich gute Lehren. Kennst du mich nun, mein Herr, und was deine Fanny von dir will?"

Der Blondin von Namur.

Man weiß eben nicht, was an der folgenden Geschichte Wahres sein mag, aber für wahrhaft wird sie vom ersten französischen Erzähler gegeben, der sie zu Brüssel unter dem Titel: Histoire de Mr. Le Blond, ou Aventures secrètes et plaisantes de la cour de la Princesse de***, in klein Oktav, drucken ließ. Sie macht ein Gegenstück zu der bekannten Geschichte des Scharfrichters von Landau, den man entführte, eine unbekannte hohe Person köpfen ließ, und wieder, wohl belohnt, mit verbundenen Augen vor den Thoren von Landau absetzte. Nur das Abenteuer unsers Blondins ist weniger schauderhaft. Abenteuer solcher Art mögen übrigens zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten wohl gar nicht selten gewesen sein.

Mutter und Sohn.

In der schönen Stadt Namur in Flandern wohnte eine alte fromme Wittwe sehr eingezogen und still. Wer sie nicht in der Messe sah, wo sie keinen Tag fehlte, oder in ihrem Kramladen, wo sie mit Seidenzeug und feinen Spitzen handelte, wußte von ihrem Dasein nichts. Vielleicht wäre Frau Le Blond auch so unbekannt gestorben, als sie gelebt hatte, wenn sie nicht einen Sohn gehabt hätte, der ganz ohne sein Zuthun die Aufmerksamkeit der Stadt, wenigstens einer Hälfte derselben, und zwar noch dazu der schönen, an sich zog, da er kaum fünfundzwanzig Jahre

alt sein mochte. Er war ein guter Junge, Frau Le Blond hatte ihn aufs frömmste erzogen; bösere Gesellschaften, als seine Mutter und die nächsten Verwandten, sah er nie; Geld hatte er nie viel in der Tasche, denn Frau Le Blond hatte von ihrem Manne nichts geerbt, und der kleine Seiden- und Spitzenhandel warf wenig genug ab; er war sehr mäßig in seinen Wünschen; sehr fleißig, sehr ehrlich, sehr verständig. Aber alle diese Tugenden würden ihn in Namur nicht bekannt gemacht haben, wenn er nicht der schönste Jüngling gewesen wäre, zwanzig und dreißig Meilen weit in der Runde. Warum er so schön war, und wie er es war, wer könnte das erzählen? Genug, wenn man ihn sah, mit der eigenen Lieblichkeit seiner Gesichtszüge, mit dem wunderbarfreundlichen Blick seiner blauen Augen: so sagte Jeder, er sei schön. Und wegen seiner krausen, goldigen Locken um die Schläfe, nannte ihn ganz Namur nur, statt Herr Le Blond, schlechtweg den Blondin. Es war damals Mode, daß ein junger Herr von Welt den Degen an der Seite und die Perrücke auf dem Kopf haben mußte; aber Frau Le Blond wollte aus Sparsamkeit nichts davon wissen. Sie ließ ihrem Sohn statt des Degens die Elle, und statt der Perrücke das blonde Lockengekräusel. Und Jedermann oder vielmehr Jedemännin fand das gar allerliebst und naiv.

Der ehrliche Blondin selbst bekümmerte sich übrigens am wenigsten darum, ob man die Elle und das Haar allerliebst fände oder nicht. Er hielt sich für einen Menschen, wie andere waren, und wußte nicht, mit welcher Gewalt er zuweilen im Vorbeigehen die Augen und Herzen der Mädchen von Namur an sich zog. Daß ihn die Frauen und Töchter mit unwillkürlicher Güte ansahen, wenn sie ihn ansahen, war er von Kindesbeinen her gewohnt, darin war ihm nichts Befremdendes; er gab sich auch durchaus keine Mühe, darüber Betrachtungen anzustellen. Wenn die gefälligen Landsmänninnen ihn gelegentlich in lange Gespräche ver-

strickten, dachte er nur, sie schwatzen doch alle gern, nach Weiberart. Wenn ihm eine oder die andere einmal in Selbstvergessenheit die Hand drückte, drückte er ehrlich wieder und ließ sie gehen.

Sie gingen und kamen gern, selbst aus bessern Häusern, zur Frau Le Blond in den Laden, um Seidentuch zu kaufen oder Spitzen. Frau Le Blond sagte: „Siehst du, mein Kind, der Himmel segnet unsere Frömmigkeit, unsere Ehrfurcht, unsern Fleiß.“ Der Sohn dankte dem Himmel für die Güte.

Inzwischen war doch merkwürdig, daß dieser himmlische Segen, wie ihn Frau Le Blond nannte, seine eigenen Launen hatte. Denn sie war gewiß so fromm, so ehrlich, so fleißig, wie ihr Sohn; trotz dem, wenn sie im Laden allein war, konnte sie selten mit den Käuferinnen Handels einig werden. Man fand sie immer im Preis der Waaren zu theuer, zu unmäßig. Hingegen dem Sohn, ob er gleich nicht weniger forderte, zahlte man, ohne einen Denier abzumarkten. „Ei nun,“ sagte die Mutter, „ich bin eine alte, mürrische, schwache Frau. Du hast ein besseres Mundwerk. Am besten, ich setze mich in die Ruhe. Ich habe lange genug gewirthschaftet, gehandelt, geworben, zusammengescharrt. Jetzt arbeite du. Nimm eine Frau. Ich will meine alten Tage bei dir pflegen.“

Der Sohn fand das sehr billig. Es war ihm aus dem Laufe der Welt die uralte Sitte sehr wohl bekannt, daß man in gewissen Jahren eine Frau nehme, ohne daß er sich weiter darum härmte, wozu?

Des Blondins Noth.

Frage, woher nun eine Frau nehmen? — „Dafür will ich schon sorgen, mein Kind!“ sagte Frau Le Blond: „Laß mich schaffen.“

„Wie wär's, Mütterchen, wenn ich Marien nähme, mein Mühmchen? Ihr wißt ja, Mütterchen, der Oheim hat schon lange

gesagt, Marie und ich müßten ein Paar geben. Es ist ein wirthschaftliches Mädchen. Schon als Kinder spielten wir zuweilen Mann und Frau mit einander. Der Oheim sprach mir noch vor einigen Tagen davon."

„Mit mir auch!" sagte Frau Le Blond: „Aber Herzenskind, daraus kann nun und nimmermehr etwas werden, und zwar aus hundert und fünfzig Ursachen. Von diesen will ich dir nur das erste halbe Dutzend sagen. Also erstens: so lange es mit unserm Handel im Laden kümmerlich ging, sah uns dein Herr Oheim über die Achsel an. Jetzt, da der stolze Herr bemerkt, daß meine Kundschaft wächst, wird er höflich. Ich traue dem alten Fuchs nicht. Zweitens: Marie ist recht gut, recht brav, recht wirthschaftlich; aber sie hat nichts. Ein Kaufmann muß nicht fragen, was seine Frau ist, sondern was sie hat. Sie hat kein Vermögen; du auch nicht. Null mit Null multiplizirt, bringt Null. Drittens: Ihr seid beide Geschwisterkinder; weltliche und geistliche Gesetze untersagen in der Regel die Verheirathung so naher Verwandten. In meinem Leben gebe ich dazu die Einwilligung nicht, selbst wenn die Gesetze einwilligten. Viertens — —"

„Schon genug, Mütterchen!" sagte der belehrte Sohn: „Es war nur so ein Einfall von mir. Wählt mir eine andere."

Frau Le Blond hatte nach wenigen Tagen eine andere, die Tochter des reichen Messerschmieds Paulet. Reich war das Mädchen, aber häßlich, wie die Nacht; der Buckel und ein von den Pocken zerstörtes Auge waren noch die kleinsten Unliebhlichkeiten der Jungfrau. Darum hatte sie wohl auch noch keinen Mann gefunden, wenn sich auch Liebhaber zum Gelde gezeigt hätten. Herr Paulet, der Messerschmied, ward auf der Stelle mit Frau Le Blond Handels einig, und Jungfrau Paulet, die nie gehofft, daß sich ein Anbeter ihres Antlitzes in den vier bekannten Welttheilen entdecken lassen würde, glühte, als sie nun gar vom holden Blon-

din hörte, vor Scham und Wonne ſo ſehr, daß ſie im ganzen Geſichte grün wurde.

Dem guten Blondin aber, als er von der neuen Acquiſition hörte, ward's ebenfalls ganz grün vor den Augen. Nachdem er ſich vom erſten Entſetzen erholt hatte, hob er alle zehn Finger in die Höhe und ſprach: „Mütterchen, ſeht, ich will Euch nicht ein-, ſondern zweihundert und fünfzig Gründe an den Fingern herzählen, warum ich die Jungfrau Paulet nicht zur Frau nehmen kann. Erſtens bekomme ich, wenn ich nur an ſie denke, das Fieber; zweitens Uebelkeiten; drittens Schwindel; viertens Sauſen in den Ohren; fünftens — —“

„Halt!“ rief Frau Le Blond, welche die übrigen paar hundert Gründe nicht hören wollte: „du ſprichſt wie ein Apotheker, nicht wie ein Kaufmann. Laß uns rechnen, wenn wir das Paulet'ſche Geld zehnmal im Jahre beim Handel umwenden, wie viel wir gewinnen?“

Mutter und Sohn kamen aber in ihren Rechnungen nie auf die gleiche Summe hinaus. Das gab viel Aerger und Noth. Frau Le Blond beſtand auf ihr altes Köpfchen und der Blondin auf ſein junges Herzchen. Es geht manchmal ſo; man weiß es ja wohl. Sie ward mürriſcher; er trauriger. Ungeachtet es rauhes Winterwetter war, ging er doch jetzt lieber luſtwandeln, als im Sommer oder Frühling, um nicht daheim der Mutter Rechnungen zu hören. Ja, wäre es nicht aus Liebe und Dankbarkeit gegen die Mama geweſen, er würde in die weite Welt gelaufen ſein, um nichts mehr von der fieberbringenden Braut zu hören. Einmal war er ſchon ziemlich auf dem Sprung.

Die Erſcheinung.

Eines Morgens befand er ſich nach ſeiner Gewohnheit in der Kirche, die Meſſe zu hören. Nicht weit von ihm kniete ein Frauenzimmer, welches koſtbar, doch einfach in Reiſekleider gehüllt, das Geſicht mit einem goldgeſtickten Schleier bedeckt hatte. Die Betende, obgleich ſie den Roſenkranz fleißig durch die Finger ſpielen ließ, ſchien doch nicht viel Andacht zu haben. Sie ſchien den Blondin mit Aufmerkſamkeit zu beobachten; dann flüſterte ſie mit ihrer Nachbarin, und dann ward der Blondin wieder in Augenſchein genommen.

Der Blondin ſah das wohl, aber er gab nicht viel darauf. Er dachte nur: „Die mag wohl auch nicht ſo häßlich ſein, als der mir zugedachte Schatz.“ Aber das dachte er beim Anblick jedes Frauenzimmers, und vermehrte damit nur ſein Herzeleid. Als er die Kirche verließ, bemerkte er, daß die Beterinnen ſich ebenfalls erhoben nnd davon gingen. Einige Herren folgten ihnen ehrerbietig, halfen ihnen vor der Kirchthüre in eine prächtige Kutſche, ſetzten ſich ſelbſt in eine zweite, und fuhren davon. Der Blondin ſchloß daraus, es müßten hohe Herrſchaften ſein.

Dieſe vorübergehende Erſcheinung ward ihm nur dadurch merkwürdiger, daß er ſie am andern Tag wieder hatte. Als er, um ſich die Grillen zu vertreiben, durch die untere Stadt über die ſteinerne Sambrebrücke ging, fiel ihm ein, den Schloßberg zu erſteigen. Auf den Stufen der untern Bergſtiege begegneten ihm die in der Kirche erblickten Herren; auch ſtanden da wartend die beiden bekannten Kutſchen. Da er weiter hinauf kam, wo der Weg am Berge die zweite Krümmung macht, kam ihm die Fremde im goldgeſtickten Schleier mit ihrer Begleiterin entgegen, langſam im Geſpräch und Umſchauen. Denn man überſieht von da gar ſchön ganz Namur, wie es zwiſchen den zwei Bergen liegt, von

der Maas und Sambre und dem Flüßchen Veverin durch- und umfloſſen.

Allein Frauenzimmer, wenn ſie eine Treppe hinabgehen, müſſen nicht viel plaudern oder umſchauen. Es gibt leicht einen Fehltritt, zumal wenn noch Schneeflecken den Weg ſchlüpfrig machen. Die Verſchleierte gab davon einen lebendigen Beweis. Sie fiel mit einem lauten Ach. Der Blondin flog zur Hülfe die Stufen hinauf, und richtete die Fremde höflich empor, welche darauf dankend und freundlich ſeinen Arm zur Stütze nahm bis den Berg hinab. Sie hatte ſich aber am Fuß ein wenig wehe gethan; darum ſtand ſie öfters ſtill, um zu ruhen. Sie that dem höflichen Blondin allerlei Fragen, und da ſie hörte, daß er unter anderm auch einen Spitzenhandel führe, verlangte ſie davon zu kaufen, nannte ihm einen Gaſthof, wo ſie wohne, und die Stunde, in welcher er die Spitzen zu ihr bringen ſollte. Er habe nur nach der Gräfin St. Silvain zu fragen. Sie hätte vielleicht noch viel mehr mit dem Blondin geplaudert, wären die Herren nicht wieder die Treppe hinaufgekommen, um ſich wegen des Zögerns der Frauenzimmer zu unterrichten. Sie erzählte den Ehrfurchtsvollen ihr kleines Unglück, die darüber faſt in Ohnmacht fielen, ſie äußerſt behutſam hinab und zum Wagen führten, und den Blondin ſtehen ließen.

Dieſer ſetzte ſeinen Gang fort, erzählte der Frau Le Blond davon, und fragte in der beſtimmten Stunde nach der Gräfin St. Silvain im angezeigten Gaſthofe. Er ward in ihr Zimmer geführt. Sie war wieder in Reiſekleidern, das Geſicht mit dem goldgeſtickten Schleier verdeckt. Er legte ihr zwei Schachteln voll der köſtlichſten Spitzen vor. Sie aber hatte bald gewählt, zahlte, was er forderte, legte noch einige Goldſtücke hinzu für ſeine Bemühung, und verzettelte ihn wieder in ein Geplauder, wie den Morgen auf der Treppe des Schloßberges. Da er unter anderm ſagte, daß er in ſeinem Leben noch nicht weit außer Namur ge-

kommen ſei, ſagte die Gräfin: „Wollen Sie in meine Dienſte treten? Da ſehen Sie ganz Frankreich. Ich gebe Ihnen mehr Gehalt, als ihr Handel einträgt. Ich mache Sie zu meinem und meines Gemahls Geheimſchreiber.“

Sie ſagte das mit einer ſo weichen, gütigen Stimme, daß wenig gefehlt hätte, der Blondin wäre durch die weiche Stimme verführt worden; beſonders wenn ihm dabei Jungfrau Paulet einfiel, die einen etwas näſelnden Ton hatte. Aber ſeine alte Mutter verlaſſen — das konnte er doch nicht über ſein Herz bringen. Und hatte er ſchon zehnmal geſchworen, lieber in die weite Welt zu laufen, als die Tochter des reichen Meſſerſchmieds Paulet zu heirathen — er gab dennoch der Gräfin abſchlägige Antwort und verſicherte, er könne nicht von ſeiner betagten Mutter ſcheiden.

Aber er rechnete es auch, als er heim kam, der Frau Le Blond hoch an. Dieſe, welche ſich von ihrem Sohne nichts, als ihre mütterliche Zärtlichkeit, hoch anrechnen laſſen wollte, ſprach: „Geh', wenn du willſt, Ungehorſamer! Aber die Jungfrau Paulet mußt du doch nehmen. Denn ich ſehe, es iſt dein Heil, und ich bin mit Herrn Paulet ſchon zu weit im Handel, als daß ſich's da mit Ehren zurücktreten ließe.“

Der Blondin, erbittert, lief wirklich folgenden Tages zur Gräfin; allein er kehrte ruhig wieder zum Laden zurück, denn die Gräfin war ſchon abgereiſet.

Kriegsnoth.

Die Erſcheinung war bald vergeſſen. Aber Frau Le Blond vergaß nicht die Jungfrau Paulet. Inzwiſchen macht Gewohnheit alles erträglich. Der Blondin hörte täglich davon, und ſagte täglich Nein. So ging ein Jahr darüber hin, und dann kam andere Plage.

Nämlich der König von Frankreich, Ludwig der Vierzehnte, hatte sich in den Kopf gesetzt, mit aller Gewalt ein großer Mann zu sein. Man hieß ihn auch damals schon Ludwig den Großen; aber was thut man nicht einem Herrn zu gefallen, dem ein paarmal hunderttausend Mann zu Gebote stehen! Mit seinen Heerschaaren rückte er in höchsteigener Person endlich auch im Jahr 1692 vor Namur, und machte mit einem Aufwand von vielen hundert Zentnern Pulver alle Heirathsplane der Frau Le Blond in Betreff ihres widerspenstigen Sohnes und der Messerschmiedstochter zu Schanden. Denn nach einer achttägigen Belagerung eroberte er die Stadt, und nach zweiundzwanzig Tagen die Schlösser, und Frau Le Blond ward vom Schrecken krank und starb.

Der Blondin war dem Könige von Frankreich zwar für seine militärische Einmischung in das Heirathsgeschäft sehr verbunden; aber der Tod der Mutter betrübte ihn doch. Die gute Mama hinterließ ihm inzwischen mehr Vermögen, als er erwartete. Sie hatte, ohne sein Vorwissen, schöne, gewichtige Rollen Goldes gespart, die eben hinreichten, einen alten Entwurf, nämlich sein Waarenlager zu erweitern, in Ausführung zu bringen. Dies geschah. Schon nach einem Vierteljahr verließ er das kleine Haus, worin sein enger Kramladen in einer kleinen Straße lag, und miethete sich ein geräumiges, zierliches Gewölb in einer der größten und belebtesten Straßen der Stadt. Seine Kunden und Kundinnen fanden sich auch da bald wieder ein. Nicht wenig freute ihn noch in der neuen Wohnung ein Gärtchen, das ihm hinter dem großen Hause zu Theil ward; denn er liebte die Zucht der Blumen über Alles. Das Gärtchen war links und rechts und hinterwärts mit andern Häusergärten benachbart, so daß man auf dem Fleck Bodens doch eigentlich recht im Grünen war. Nur kleine Häge von Hagenbuchen und Weißdorn, worin oft große Lücken ausgedorrt waren, trennten ein Paradies von dem andern, so daß man

alle wie ein Gemeingut der Nachbarſchaft anſehen konnte. Der Blondin hatte in ſeinem Theile ſogar eine Laube von wildem Jasmin. Da beſchloß er ſeine ſchönſten Stunden zu leben und die italieniſche Grammatik auswendig zu lernen, um mit der Zeit nach Italien ſo gut briefwechſeln zu können, wie andere Seiden- und Spitzenhändler von Flandern. Der Eigenthümer des prächtigen Hauſes, welches er im Bodengeſchoß bewohnte, war der Präſident des hohen Oberamts (souverain baillage), und bekümmerte ſich wenig um ſeinen Miethsmann.

Es ging Alles ganz Vortrefflich. Die Kundinnen im Laden ließen den guten Blondin nicht im Stich; ſie hatten immer etwas zu beſehen, zu unterſuchen und zu kaufen. Der Blondin ſchien täglich ſchöner zu werden; die Namureſinnen aber behaupteten, ſein Waarenlager ſei das beſte in der Stadt, ſein Preis der billigſte.

Hingegen mit der italieniſchen Grammatik ging's denn nicht ſo gut. Italieniſche Sprachmeiſter gab's zu Namur nicht. Es war ein mühſeliges Geſchäft. Dazu kam unverhofft noch eine andere Störung ſeiner Lektionen.

Die Störung.

Wie er nämlich an einem warmen Sommermorgen, mit der italieniſchen Grammatik unterm Arm, nach ſeiner Gewohnheit in das Gärtchen ging, — und wie er in die Laube trat, ſaß darin ein Frauenzimmer, ebenfalls mit einem Buche in der Hand, und lernte fleißig. Es war ein Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, zart und prangend wie eine Lilie; kurz, ein Mädchen, wie Herr Le Blond in ſeinem Leben nicht geſehen hatte. Denn ſolchen warmen Schnee des Angeſichts und Halſes, und ſolche Wangen von Karmin aufgeröthet, Lippen wie Gluth, Augenbraunen wie mit chineſiſchem Tuſch gemalt in ſeinem Halbbogen, und um das

reizende Köpfchen ein dunkeles Lockengewimmel, wie ein Stück der ägyptischen Finsterniß, sah man nicht leicht in der Welt.

Der Blondin stand auch ganz verblüfft. Nicht weniger verlegen war die Schöne beim Eintritt des Blondins, der ihr wie ein Wesen aus einer andern Welt vorkam. Sie schien noch nie einen Blondin gesehen zu haben. In der Verwirrung verbeugte sie sich vor ihm, und er knixte beinahe, und beide baten tausendmal um Verzeihung, ohne sich noch im mindesten beleidigt zu haben. Endlich ward doch ein Gespräch angezettelt; die Schöne führte es zwar lebhaft, aber etwas unverständlich. Denn erstens war des Blondins Seele ihr mehr in die Augen, als in die Ohren getreten; zweitens sprach sie das Französische gar wundersam fremd aus, mit ganzen eingemengten italienischen Redensarten. Doch ergab sich aus Allem, sie beide seien Nachbarn. Das hinter dem Le Blond'schen Garten gelegene Gärtchen gehörte zu dem großen Hause, welches hinterwärts an der Hauptstraße St. Fiacre läge, die mit der langen Straße parallel liege, in welcher Herr Le Blond wohne. Er sei gekommen Italienisch zu lernen; und sie mit einer französischen Grammatik, weil sie erst seit drei Monaten aus Italien angelangt sei, und sich nun so gut als möglich ins Französische einüben wollte.

Wie sie noch beide in diesen gegenseitigen Erklärungen begriffen waren, die etwas langsam zu Stande kamen — denn sie mußten oft Hände und Geberden zu Hilfe nehmen, um das Französische ins Italienische und das Italienische ins Französische zu übersetzen — rief eine weibliche Stimme den Namen Jacqueline. Darauf beurlaubte sich Jacqueline, und nahm die Grammatik vom Tische und verschwand.

Der Blondin stand noch fest am Boden gewurzelt, und wußte selbst nicht, wie ihm geschehen war. Die Jasminlaube schien ganz verwandelt zu sein; jedes Blättchen durchsichtig wie Smaragd.

Er ſelbſt empfand eine Art Schwindel, als wenn er behext worden wäre. Er ſetzte ſich auf dieſelbe Stelle des Bänkchens, wo ſie geſeſſen war, und es durchſchauerte ihn, als er die Stelle berührte. Er redete wie im Rauſch, und bekomplimentirte ſich noch mit der längſt verſchwundenen Schönheit, als wenn ſie zugegen wäre. Jetzt erſt verwünſchte er recht von Herzen ſeine Unwiſſenheit in der ſüßtönenden Sprache Toskana's. Er ſchwor auch bei allen Heiligen und Heiliginnen, nun Tag und Nacht die Grammatik nicht fahren zu laſſen, um der Nachbarin ſagen zu können — — er wußte ſelbſt nicht was?

Wie er aber zur Grammatik griff, ſah er ein fremdes Buch auf dem Tiſche. Es war die franzöſiſche. Jacqueline hatte, in der verzeihlichen Verwirrung, des Blondins Grammatik genommen. Er wagte kaum das Heiligthum anzutaſten, welches ihre zarten Fingerſpitzen geweiht hatten, und verwünſchte ſein Schickſal, daß er nur Herr Le Blond und nicht jene beneidenswürdige italieniſche Grammatik ſei, welche, von Jacqueline entführt, von ihren Händen getragen, jetzt eine Bewohnerin ihres Zimmers war.

Er genas den ganzen Tag nicht; und wären ſeine Käufer oder Käuferinnen im Laden, ſaß er gewiß im Hinterſtübchen, und ſtarrte durchs Fenſter nach der Jasminlaube und zum großen Hauſe dahinter hin. Erſt am Abend fiel ihm bei, daß es ſchicklich wäre, der ſchönen Nachbarin die vertauſchte Grammatik zurückzutragen und leigenhändig zu überreichen. Er machte ſich ſogleich auf; in wenigen Sprüngen hatte er durch ein Quergäßchen die geliebte Straße St. Fiacre erreicht. Das große Haus, ein wahrer Palaſt, war leicht entdeckt. Unten über einem Kaufmannsgewölbe las er mit großer Schrift auf ſchwarzem Schilde den Namen der Geſchwiſter Buonvicini, Putzhändlerinnen von Milano.

So weit ging Alles gut. Allein jetzt bemächtigte ſich ſeiner eine ungewöhnliche Angſt oder Muthloſigkeit. Er ging am Palaſt

vorüber, die lange Straße hinunter, und erſt in ziemlicher Entfernung hatte er ſich wieder erholt. „Warum ſoll ich nicht hineingehen?“ dachte er: „Ich will ja in dem Hauſe kein Verbrechen üben.“ Er kehrte um. Aber mit jedem Schritte, welchen er dem Palaſt näher kam, ſtieg neue Aengſtlichkeit in ihm auf. „Was wird ſie ſagen, wenn ſie dich mit der Grammatik erblickt? Wird ſie nicht glauben, du ſeieſt ein äußerſt zudringlicher Narr? Könnteſt du nicht warten, bis ſie ſelbſt ihr Buch fordert? Und welche von den Geſchwiſtern Buonvicini iſt eigentlich Jacqueline? Wer weiß denn, ob ſie eben zu Hauſe iſt? Dann wäre die Grammatik fort, das einzige Unterpfand deiner Hoffnungen, ſie noch einmal wieder zu ſehen.“

Mit ſolchen Betrachtungen war er ſchon wieder ſteifen Schrittes am Palaſt vorbei, die Straße entlang. Je mehr er ſich entfernte, je reger ward die Sehnſucht zum Palaſt. Er ſchwenkte wieder um, und ging — richtig wieder vorbei. So trieb er's noch eine Stunde, bis es völlig finſter geworden. Dann ſchlich er ziemlich müde, ziemlich verdrießlich in ſein Hinterſtübchen heim.

Der Irrthum.

Der gute Blondin tröſtete ſich indeſſen bald. Jacquelinens Grammatik legte er, als Geißel für nochmaliges Zuſammentreffen mit deren Beſitzerin, hinter Schloß und Riegel in Staatsgefangenſchaft. Das Nachteſſen ſchmeckte zwar nicht; aber man lebt zuweilen recht gut von Luft, und baut recht ſchöne Schlöſſer in die Luft.

So, zum Beiſpiel, gefiel ihm über die Maßen wohl, daß Jacqueline ihres Standes eine Putzhändlerin war. Der Stand paßte ganz auserwählt für ſeinen Seiden- und Spitzenladen. Er machte allerlei Pläne; zum Beiſpiel auch den, daß die reizende Jacqueline die Einzige in der Welt ſei, die ſich dazu eigne, Herrn Le

Blonds Frau zu werden. Die einzige Frage war nur: wie sie gewinnen?

Der Blondin hatte alles Uebrige gut berechnet, und auch ganz richtig gerechnet, — nur in einem Stücke hatte er sich gewaltig verrechnet. Nämlich, Jacqueline gehörte zwar in den Palast, aber nicht zu den Geschwistern Buonvicini. Sie war die einzige Tochter des französischen Generals de Fano, der in der Belagerung von Namur eine derbe Schußwunde empfangen hatte, und seitdem in der Stadt geblieben war, seiner Haut zu pflegen. Das fiel dem guten Spitzenhändler nicht von weitem ein, daß er nach der Eroberung der Tochter von einem der tapfersten Generale Ludwigs des Vierzehnten trachte. Er, als ein schlechter Politiker, wußte gar nichts vom Dasein eines Generals de Fano.

Jacqueline ihrerseits — denn da ich dem Leser einmal ein Geheimniß verrathen habe, mag ich auch wohl das andere mit in den Kauf geben — Jacqueline war gewiß mit nicht geringerer Verwirrung aus der bezauberten Jasminlaube gegangen. Der Blondin war ihr nicht aus dem Gedächtniß gekommen; die Mädchen haben aber ihr treuestes Gedächtniß im Herzen. Und das Bild eines Blondins im Herzen haben, ist für die Unbefangenheit eines Mädchens eine äußerst mißliche, ja sogar gefährliche Sache.

Sie war begierig zu wissen, wer der Blondin sei. Aber das bloße verdächtige Wort Blondin hätte sie gegen ihre Mutter, oder gegen die Kammerfrau, nicht aussprechen können; sie fürchtete, man möchte gleich etwas anderes errathen. Sie begnügte sich also, nur durch Umwege zur wissenswürdigen Sache zu gelangen; und als sie einmal erfahren hatte, in dem großen Hause, zu welchem die Jasminlaube gehöre, wohne der Präsident des hochlöblichen Oberamtes, war sie schon längst hinlänglich belehrt. Der Blondin war also offenbar der Sohn des Herrn Präsidenten.

Die Vertauschung der Grammatik hatte sie ebenfalls bald genug

bemerkt. Aus einem Papierzeichen ſchloß ſie, daß der Lernbegierige bei der Konjugation io amo ſtehen geblieben war, was ſie ſchon recht gut und richtig ins Franzöſiſche durch j'aime zu überſetzen wußte. Sie ward diesmal beim Ueberſetzen aber ganz verwirrt und unruhig, und ging mehr als einmal des Tages in das Zimmer ihrer Kammerfrau, wo man durchs Fenſter die Jasminlaube ſehr deutlich ſehen konnte.

Alle Morgen ſahen die jungen Leute gleich nach Sonnenaufgang durchs Fenſter nach der Laube. Einer wartete nur auf den Andern, um die Grammatik zurückzuſtellen. Weil aber Jeder wartete und Keiner zuerſt erſchien, gingen drei Tage fruchtlos vorüber. Jacqueline war recht ungeduldig, und der Blondin ſtarb vor Sehnſucht.

Die Lehrſtunden.

Endlich am vierten Morgen — die Sonne war noch nicht einmal aufgeſtanden — beſchloß Herr Le Blond, ſeine Jasminlaube wieder zu beſuchen. Und wie er ans Fenſter trat, ſah er im Garten der Putzhändlerinnen ſchon Jacquelinens Geſtalt im weißen Morgenkleide zwiſchen den Gebüſchen wandeln. Blitzſchnell ſtand er, die Grammatik unterm Arm, zwiſchen ſeinen Blumenbeeten, und ſtellte ſich emſig ſuchend; beim Bücken aber ſchielte er verſtohlen nach der lebendigen, jenſeits der Laube umherwandelnden Blume. Sie näherte ſich dem Jasmingewölbe, er auch, man zeigte einander die Gefangenen; man beſchloß die Auswechſelung derſelben.

Als einmal Sprache gewonnen war, gerieth man ſehr natürlich auf das Kapitel von der Sprache und deren Erlernung. Jacqueline klagte über Schwierigkeiten des Franzöſiſchen; der Blondin über das Mühſelige des Italieniſchen. Einer fühlte bei der Klage des Andern die ſüße Tugend des Mitleidens, und die Anerbietungen

ergaben ſich von ſelbſt, daß Einer des Andern Lehrer und Schüler ſein wollte. Die erſte Stunde nach Sonnenaufgang ward von beiden dem Unterricht geweiht, vermuthlich weil in beiden Grammatiken das Sprichwort ſtand: Morgenſtunde hat Gold im Munde. Und die Jasminlaube taugte für die Lernbegierigen ganz vortrefflich zur Schulſtube.

Der Anfang ward auf der Stelle gemacht. Sie ſetzten ſich neben einander auf das Bänkchen, und nahmen ſehr ernſthaft die Grammatik zur Hand.

Ohne Zweifel hätte man in den Sprachen gleich in der erſten Stunde die beſten Fortſchritte gemacht, wäre man einander nur nicht gar zu nahe geſeſſen. Aber wenn der Blondin von Jacquelinens Arm berührt wurde, oder gar ſeine Schläfe von einer ihrer ſchwarzen Locken, durchſchauerte es ihn ſonderbar; er vergaß den Zuſammenhang des Vortrags, und ſeine Stimme gerieth ins Stocken, als wäre er von Engbrünſtigkeit gequält. Oder wenn Jacquelinens Hand unvorſichtig im Nachweiſen der Buchſtaben und Silben der Grammatik von des Blondins Hand berührt ward, geſchah ihr zuweilen, daß ſie keinen Buchſtaben mehr ſehen konnte, ungeachtet ſie doch ſonſt eben nicht über Blindheit zu klagen hatte.

Mit dem Lernen in der erſten Stunde konnte man es nicht gleich zu genau nehmen; man verſprach ſich mehr von der zweiten. Die Lernbegierde der jungen Leute war ſo außerordentlich groß, ſo muſterhaft, daß beide ſchon vor Sonnenaufgang am andern Morgen in der Jasminlaube bei der Grammatik ſaßen. Allein es begegnete nun, daß der Lehrer zuweilen ganz verwirrt ſprach, und die Schülerin ſo viel Ungeſchicklichkeit bewies, daß ſie ihren niedlichen Zeigefinger beim Leſen ſtatt auf die untern Zeilen auf die obern legte. Nothwendig mußte er ihre Hand nehmen und ſie an die rechte Zeile zurückführen. Aber da verloren beide das Gedächtniß; Keines wußte mehr von der rechten Zeile. Beide waren ſtumm

wie die Fiſche, glühten wie im Fieber, und ſtarrten, als wären ſie im tiefſten Nachdenken über die Eigenthümlichkeit der zu lernenden Sprache, das Lehrbuch an, deſſen Zeilen verworren durch einander liefen.

In der dritten Stunde wollte man, wie billig, nachholen und beſſer machen, was in den beiden erſten verſäumt oder ſchlecht gerathen war. Bisher hatte der Blondin unterrichtet, jetzt ward die Schülerin Schulmeiſterin. Er geſtand demüthig, er ſei im Selbſtunterricht beim Verbum io amo ſtehen geblieben; und bat die Lehrerin, ihn zu überhören: da er glaube, es ziemlich auswendig zu wiſſen. Um ihren Vortheil damit zu verbinden, könne ſie jedesmal ſein Italieniſch ins Franzöſiſche überſetzen.

Man ließ ſich aufs Bänkchen nieder; legte die Grammatik weg, und der Blondin, um ſich gegen alle Zerſtreuung zu ſchützen, dachte, es ſei gerathener, ein- für allemal die Hand ſeiner Lehrerin zu nehmen, und feſtzuhalten, um nicht etwa mitten im Aufſagen ſie von ungefähr zu berühren. Ein ſtilles Beben ergriff bei dieſer Gefangennahme die reizende Lehrerin; aber der Schüler bemerkte es glücklicherweiſe nicht, weil ihn ſelbſt ein unwillkürliches Zittern befiel.

Nach langem Stillſchweigen, was jedoch beiden kurz zu ſein dünkte, hob endlich der Blondin die Lektion an: „Das erſte Tempus, oder die gegenwärtige Zeit, io amo.“ — Gut, daß er die Ueberſetzung erwarten mußte, denn mehr konnte er unmöglich hervorbringen.

Sie überſetzte, indem ſie beſchämt die Augen niederſenkte, mit flüſternder Stimme: „J'aime, ich liebe.“

Es währte ziemlich lange, ehe er Kraft genug gewann, ſtotternd zu ſagen: „Tu ama.“

Sie unterdrückte zitternd einen Seufzer und ſagte: „Tu aimes, du liebſt.“

Er fuhr fort, und zog ihre Hand unwillkürlich an seine schlagende Brust: „Egli ama, er liebt.“

„Il aime, er liebt!“ setzte sie leise hinzu und warf verstohlen einen Blick auf ihn. Er hatte die schöne Hand auf der Brust, alles Italienische rein vergessen, und fing an: „Nous aimons, wir lieben.“

„Das ist nicht recht,“ sagte die Lehrerin: „hübsch italienisch müssen Sie es sagen!“

Er sah ihr ins schwarze Auge, und sagte mit einem Gnade bettelnden Blick wieder: „Nous aimons, wir lieben.“

Das Ins Auge sehen taugt durchaus nicht zum Lernen. Sie erwiederte bewußtlos: „Nous aimons, wir lieben;“ besann sich aber schnell, und mahnte ihn wieder, es sei nicht recht.

„Aber,“ sagte er, „es ist doch auch keine Sünde!“ und legte zitternd ihre Hand an seine brennenden Lippen.

Gegen solchen Beweisgrund konnte sie nun freilich nicht viel einwenden. Dennoch ward sie unruhig, vermuthlich über die Vernachlässigung der Sprache. Stumm saßen sie neben einander, und da sich ihre Blicke einander begegneten, sanken ihre Stirnen sanft gegen einander, während beide lispelten: „Nous aimons.“

Mehr als dies lernten sie auch wirklich in dieser Stunde nicht. Aber sie glaubten wunderviel gelernt zu haben, da ihre Seelen mit einander eine neue Sprache redeten, die weder italienisch noch französisch war. Es vergingen volle zwei Stunden über die Lektion, und Einer wußte so viel, als der Andere, da man endlich scheiden mußte.

Der Helfer.

Die Lernbegierde ward von Tag zu Tag größer. Und waren auch zuweilen die Morgen gar kühl, eine einzige Lektion machte

die ganze Luft ſchwül. Man lernte ohne Grammatik ſprechen, denn man hatte außerordentlich viel zu ſagen.

Der Blondin liebte freilich nur die Putzhändlerin und Jacqueline den Präſidentenſohn; — aber auch, als beide ihren Irrthum erfuhren, ward er nur mit Seufzern und Thränen gebüßt. Man liebte um ſo inniger, um ſo geheimer, je hoffnungsloſer der Wunſch zur ewigen Verbindung durch Prieſterhand war.

„Wenn ich nur reich wäre!“ ſeufzte er. — „Wenn ich nur arm wäre!“ ſeufzte ſie.

Das Unglück zu vergrößern, kam endlich noch der Winter dazu, machte die verſchwiegene Jasminlaube durchſichtiger und ſtreuete Schnee über die Gartengänge, der jeden Fußtritt darin verrieth. Man ſah ſich ſeltener, allenfalls von den Fenſtern her, oder in der Kirche, oder im Dunkeln auf verabredeten Gängen um die Stadt. Die Liebe weiß immer Wege zu finden.

Trotz aller Wege fand ſich aber doch kein einziger zum Ziel. Beide ſchworen zwar mehrmals ewige Treue, aber zweifelten doch ſelber, daß ſie jemals den Schwur erfüllen könnten.

Eines Tages ſaß der Blondin in traurigem Nachdenken um ſein Schickſal in einem der angeſehenſten Weinhäuſer von Namur. Der Nektar wollte ihm nicht ſchmecken. Jacquelinen hatte der Unglückliche ſeit acht Tagen nicht geſprochen. Sie war indeſſen bei den Großen der Stadt auf Bällen und Gaſtmählern geweſen, und dieſen Tag ſogar in ſeinem eigenen Hauſe mit ihren Aeltern zum Nachteſſen und Tanz beim Oberamtspräſidenten eingeladen. Darum — er ging ſonſt nie in ein Weinhaus — hatte er in der Verzweiflung gegen Abend ſeinen Laden geſchloſſen und war davongelaufen, um nicht anhören zu müſſen, wie Jacqueline ihm über dem Kopf tanze. Ach, er war ſehr unglücklich.

Neben ihm ſaß ein Herr im grauen Ueberrock, ſchon bei Jahren, ſtill und ernſt. Er trank ein Glas Pontak ums andere.

„Nicht so," sagte endlich derselbe zu ihm, „Sie sind der Herr Le Blond?"

Der Blondin sah ihn an, und erkannte an der breiten Narbe, welche der Fremde über die linke Wange hatte, daß er ihn schon seit zwei Tagen mehrmals gesehen, einmal im Laden bei sich, wo derselbe ein kostbares Stück Seidenzeug gekauft; dann wohl zwanzigmal auf der Straße vor seinem Hause auf und ab; dann in der Kirche; jetzt wieder hier. Der Herr hatte übrigens etwas Widerliches in seinem hagern, gelben Gesicht, und ein Paar Augen, die düster funkelten. Der Blondin beantwortete seine Frage.

„Sie scheinen nicht vergnügt zu sein!" fuhr der Fremde fort.

„Wohl möglich. Man ist nicht immer bei Laune."

„Trinken Sie."

„Das macht mich nicht heiterer."

„Es thut mir leid. Kann ich Ihnen nicht helfen?"

„Daß ich nicht wüßte."

„Versuchen Sie's mit mir. Sie interessiren mich, junger Mann, mehr als Sie glauben. Sie kennen mich nicht, aber lassen Sie uns Freunde werden. Ich helfe Ihnen gewiß, wenn Sie nur Vertrauen haben."

„Sie sind sehr gütig."

„Hat Sie Jemand beleidigt?"

„Keineswegs, mein Herr."

„Oder ein verliebter Verdruß?"

„Nichts weniger als das, mein Herr."

„Oder fehlt's an Geld — ich will ja helfen."

Der Blondin sah dem zudringlichen Helfer mit großen Augen ins gelbe Gesicht.

„Reden Sie doch!" fuhr der Helfer fort. „Brauchen Sie viel? Ein paar tausend Livres, oder mehr? Sie sind ein Glückskind. Sie könnten der reichste Mann von ganz Namur sein."

„Wie so?“

„Das sage ich Ihnen, sobald Sie es sein wollen.“

„Wer möchte nicht gern reich sein?“

„Gut. Aber hier — das begreifen Sie — hier, wo jeden Augenblick unser Gespräch behorcht werden kann, läßt sich von solchen Dingen nicht viel reden. Ich bin fremd in Namur. Wollen Sie mich in meinen Gasthof begleiten, mit mir auf meinem Zimmer zu Nacht speisen?“

Der Blondin sah den Fremden mißtrauisch an. Und doch gefiel ihm für den fatalen Abend, da Jacqueline über seinem Hinterstübchen tanzte, das Abenteuer schon der Zerstreuung wegen gar nicht übel. „Ich will's versuchen!“ dachte er bei sich, und ging mit.

Der Schatz.

Der Fremde bewohnte im Gasthofe einige prächtige Zimmer. Ein paar Bedienten flogen auf seinen Wink sogleich, ein ausgesuchtes Nachtessen zu bestellen. Der Blondin war betroffen über alles, was er sah; denn er bemerkte, daß der Fremde in seinem grauen Rock ein Mann von ungewöhnlichem Reichthum sein müsse, der sich wohl andere Leute, als einen armen, verliebten Spitzenhändler zur Gesellschaft wählen könnte.

„Mit wem habe ich die Ehre zu reden?“ fragte etwas verlegen der Blondin.

„Nennen Sie mich nur Abubeker,“ erwiederte der Graurock; „ich bin von Geburt eigentlich ein Chaldäer.“

„Mein Gott, ein Chaldäer! Wie kommen Sie so weit aus Asien in unsere Gegenden?“

„Wie's wohl so geht,“ erwiederte jener; „theils Langeweile, theils Wißbegier treiben mich umher. Ich denke von hier ein wenig nach Island zu reisen, sobald die Frühlingswitterung wärmer wird.“

„Nach Island! Und sind Sie schon lange aus Asien abgereist?“

Der Chaldäer schien einen Augenblick nachzurechnen, und sagte dann ganz nachlässig: „Wohl, ungefähr in vierzehn Tagen sind es hundert und zweiundzwanzig Jahre, seit ich abreiste.“

Der Blondin glaubte nicht recht gehört zu haben. Der Chaldäer wiederholte ganz trocken: „Hundert und zweiundzwanzig Jahre.“

„Mein Himmel, hundert und zweiundzwanzig Jahre!“ rief der Blondin. „Aber, wenn Sie erlauben, wie alt ungefähr wären Sie?“

„Dreihundert und zwölf Jahre voll.“

„Dreihundert — —“ schrie der Blondin.

„Zwölf Jahre voll!“ setzte der Chaldäer ruhig hinzu: „Ich glaube es wohl, es befremdet Sie das; Sie mögen glauben, ich habe Lust, mit Ihnen zu scherzen. Sie werden noch ganz andere Dinge erleben, wenn Sie mit mir vertrauter werden. Glauben Sie aber, was Sie wollen, und richten Sie den Menschen nie nach seinen Worten, sondern nach seinen Thaten.“

Der Blondin fand diese Reden sehr sonderbar, dachte aber: „Der Herr möchte sein Späßchen mit meiner Leichtgläubigkeit treiben. Wir wollen sehen, wer den Andern am meisten überlistet.“

Die Bedienten. meldeten, das Nachtessen sei gerüstet. Man begab sich in einen Speisesaal, der mit Wohlgerüchen erfüllt war. Am Tisch nur zwei Gedecke, für den Blondin und den Chaldäer. Sie setzten sich. Die feinsten Speisen und Weine füllten den Tisch. Die Bedienten zogen sich zurück.

„Jetzt, lieber Freund,“ sagte Abubeker, „lassen wir's uns schmecken; verbannen Sie allen Kummer, der Sie plagt. Reden Sie offenherzig mit mir, wie ich mit Ihnen rede.“

Der Blondin ließ sich's zwar schmecken, ward auch gegen Ende der Mahlzeit ziemlich heiter durch den Geist des köstlichen Weins; aber statt dem Fremden sich zu offenbaren, stieg sein gerechtes Miß-

trauen Er hätte gern mehr von dem Chaldäer gewußt, ungeachtet ihm dieser während der ganzen Essenszeit von Schicksalen zu Wasser und zu Lande unglaubliche Dinge berichtet hatte.

„Ja, Herr Abubeker," sagte der Blondin, „Sie erzählen mir offenbare Feenmährchen. Bilden Sie sich denn wirklich ein, daß Ihnen ein vernünftiger Mensch das aufs Wort glaubt?"

„Es ist mir gleichgültig," versetzte der Chaldäer, „ob Sie mir glauben oder nicht; nur ist es Ihr eigener Schade. Daß ich in geheimen Wissenschaften wohl bewandert bin, mögen Sie aber doch merken. Haben Sie noch nie von der Nekromantie gehört?"

„Allerdings, aber nie viel davon gehalten. So viel ich weiß, läuft es dabei meistens auf Betrug, Gaukelei und Taschenspielerkünste hinaus."

„Gar möglich bei euch unwissenden Leuten hier in Europa; bei uns zu Lande in Chaldäa ist es doch etwas anderes."

„Lassen Sie ein Kunststück sehen!" sagte der Blondin.

„Ich mache keine Kunststücke," erwiederte Abubeker: „Aber — sehen Sie, junger Mann, Ihre Gesichtszüge haben mich für Sie gewonnen. Ich schwöre Ihnen, Sie sind unter einem glücklichen Stern geboren. Reden Sie offen mit mir: worin kann ich Ihnen helfen? Meine Hilfe ist Ihnen mehr werth, als alle Taschenspielerei. Zum Beispiel: sind Sie als Kaufmann in Verlegenheit? Brauchen Sie Geld?"

Der Blondin lächelte mißtrauisch über den Tisch hin: „Es könnte sein."

„Gut!" rief der Chaldäer: „Warum hielten Sie damit zurück und sagten's mir nicht gleich? Sie sind bestimmt, einen Schatz bei den Ruinen der Burg Valerien des Anges zu heben."

„Einen Schatz?"

„Wohl, und noch dazu einen beträchtlichen."

„Warum heben Sie ihn nicht für sich selbst, Herr Abubeker?"

„Weil er mir nicht bestimmt ist, und weil ich ihn gar nicht gebrauche.“

„Wann soll ich ihn heben?“

„Sobald Sie die Reise nach Valerien des Anges machen wollen.“

„Bedarf es dazu noch Vorbereitungen oder besondere Umstände und Anstalten?“

„Nicht die mindesten.“

Der Blondin war an dem trockenen Ernst des Chaldäers fast irre, und doch glaubte er, dieser wolle sich mit ihm belustigen. Er besann sich, und sagte endlich: „Gut, Herr Abubeker. Um Ihnen aber die Wahrheit zu sagen, ich muß morgen schon einen fälligen Wechsel von fünftausend Livres zahlen. Wenn mir der Schatz gewiß ist, würden Sie nicht die Güte haben, mir bis zur Erhebung desselben fünftausend Livres vorzustrecken?“

Der Blondin schwieg und heftete beobachtend seinen Blick auf die Züge des Chaldäers, um sich an dessen unvermeidlicher Verlegenheit zu weiden. Der Chaldäer aber veränderte sein Gesicht nicht im geringsten, und sagte ganz ruhig: „Mit Vergnügen. Sie sollen sie haben.“ Dann wendete sich das Gespräch wieder auf Nekromantie und die Abenteuer des Fremdlings.

Herr Le Blond brach endlich gegen Mitternacht auf und wollte sich beurlauben. Aus Schonung mochte er den großsprecherischen Chaldäer nicht an die fünftausend Livres erinnern, und war mit der angenehmen Zerstreuung zufrieden, die er den Abend in dessen Gesellschaft genossen. Ohnehin hatte er die Geschichte von dem fälligen Wechsel nur erdichtet, um den Nekromanten auf die Probe zu stellen. Allein dieser bat ihn, einen Augenblick zu verweilen, entfernte sich ins Nebenzimmer, brachte vier Geldsäcke und legte einen nach dem andern auf den Tisch. Dann befahl er einem der Bedienten, Herrn Le Blond mit der Laterne zu seiner Wohnung zu begleiten, dem andern, ihm das Geld nachzutragen.

Der Blondin war bestürzt. Er dankte verbindlich und empfahl sich. Die Bedienten begleiteten ihn zu seinem Hause, wo Herrn Le Blonds Diener ihn erwartete. Dem gaben die Diener des Chaldäers das Geld und verschwanden.

Die Reise nach Valerien des Auges.

Dieses in seiner Art außerordentliche Ereigniß brachte den Herrn Le Blond um allen Schlaf. Er mußte beinahe anfangen, das Unglaublichste zu glauben.

Als er folgenden Tages ziemlich spät erwachte, war der Chaldäer sein erster Gedanke, wie es sonst nur Jacqueline zu sein pflegte. Jetzt nüchterner, als vorigen Abend, sah er ein, daß der vorgebliche dreihundert- und zwölfjährige Herr ihn offenbar zum Narren gehabt, und ihn statt mit fünftausend Livres, vermuthlich mit einigen Säckchen voll Sand und Blei heimgeschickt habe. Er mochte die Säcke, die noch immer da lagen, nur nicht aufthun, um sich die Beschämung, so lange als möglich, zu ersparen. Neugier überwog endlich. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er statt Sand und Blei in jedem Säckchen fünfzig Louisd'or fand, neu, wie aus der Münze gekommen.

„Falschmünze und nichts anderes!“ dachte er, und nahm die Goldwage. Alle waren vollwichtig. Er schickte ein paar Stücke zum Goldschmied; sie hatten ihr gehöriges Korn.

Jetzt stand dem Blondin der Verstand still, wie man zu sagen pflegt. An Wahrheit dessen wenigstens, was der Chaldäer von einem Schatze gesprochen hatte, konnte, nach einer so gewichtigen Vorausbezahlung, nicht ganz zu zweifeln sein. Was hätte auch den Fremden bewegen sollen, mit Herrn Le Blond so kostbaren Spaß zu treiben? Es muß etwas an der Sache sein. Der Blondin

beſchloß jetzt offenherzig dem Chaldäer ſeine Noth zu klagen, nämlich ſeine Armuth, Jacquelinens Liebe und ihrer beider Wunſch.

Er ging ſogleich den Morgen zum Herrn Abubeker. Der ältliche Herr, dem man bei der Lebhaftigkeit ſeiner Bewegungen gewiß nicht dreihundert- und zwölfjähriges Alter zugemuthet hätte, empfing den Blondin ſehr freundſchaftlich. „Haben Sie den Wechſel abgethan?“ fragte er. Der Blondin geſtand, daß er ſeinen unbekannten Freund mit der Wechſelgeſchichte nur habe prüfen wollen; bat um Verzeihung, und verſprach ihm jetzt das Innerſte ſeiner Bruſt aufzuſchließen. Er that's; erzählte haarklein von der Jasminlaube, von den Lektionen, von dem Irrthum mit dem Schilde der Geſchwiſter Buonvicini, von Jacquelinens Liebe, von des Generals de Fano Stolz, und daß er keine Hoffnung habe, jemals die Hand der Geliebten zu empfangen.

Der Chaldäer hörte aufmerkſam zu. „Freund,“ ſagte derſelbe endlich nach einigem Beſinnen, „warum verzweifeln Sie? Heben Sie den Schatz; kaufen Sie ſich ein Landgut mit ſchönen Einkünften; treten Sie, als reicher Eigenthümer, vor den General, und er ſchlägt Ihnen ſeine Tochter nicht ab.“

„Aber täuſchen Sie mich nicht mit der Hoffnung eines Schatzes?“

„Welches Intereſſe kann ich haben, Sie zu betrügen? Hingegen darf ich Ihnen nicht bergen, Sie haben mich mit der Wechſelgeſchichte getäuſcht. Sie hätten es nicht thun ſollen. Sie verzögern damit ohne Zweifel die Hebung Ihres Schatzes um einige Tage, vielleicht um einige Wochen, die Sie deswegen länger abweſend ſind.“

Der Blondin kämpfte mit ſich ſelber zwiſchen Zweifel und Zuverſicht.

„Was habe ich zu thun, wenn ich mit Ihnen gehen ſoll?“ fragte er nach einer Weile.

— Sie beſtellen Ihr Hausweſen, ſchweigen gegen Jedermann

von dem, was wir vorhaben, und geben eine Reise vor, die Sie in Handelsgeschäften machen müssen. Am besten, Sie verkaufen Ihr Waarenlager mit Bausch und Bogen. Denn nach Hebung des Schatzes bedürfen Sie dieses Kleinhandels nicht mehr. Oder geben Sie Ihre Habe einem Freund in Verwahrung.

„Darf ich auch Jacquelinen nichts sagen?“

— Von der Abreise wohl; von Ihrer zuversichtlichen Hoffnung wohl, bald im Stande zu sein, öffentlich um ihre Hand werben zu können. Nichts von Valerien des Anges, nichts vom Schatz.

„Wann soll die Reise vor sich gehen?“

— In drei Tagen bin ich nicht mehr in Namur.

Der Blondin versprach, sich zur Abreise zu bereiten. „Denn,“ dachte er, als er wieder in seinem Hinterstübchen allein war, „was wage ich eigentlich? Wird Jacqueline nicht mein, was habe ich von der Welt? Ich will den Schatz heben.“

Ehe drei Tage verflossen, war er fertig; Jacqueline von seiner Abreise belehrt, unter tausend Schwüren mit der Hoffnung des freudigsten Wiedersehens entlassen, und der Seiden- und Spitzenladen geschlossen.

Er setzte sich in des Chaldäers Reisewagen und fuhr mit ihm von Namur ab; aber nicht am hellen Tage, sondern um Mitternacht. Wie die Glocken der Kathedralkirche zwölf Uhr schlugen, gab der Kutscher Abubekers den Pferden die Geißel zu fühlen.

Die Hebung des Schatzes.

Der Chaldäer blieb sich unterwegs gleich, eben so großsprecherisch, eben so unbefangen und zuversichtlich, wie im Gasthof zu Namur. Den ganzen Tag ward schnell mit abwechselnden Pferden gereiset in verschlossener Kutsche. Das Wetter war neblicht und regnerisch. Selbst Trank und Speise ward im Wagen genossen,

nirgends angehalten. Abends in der Dunkelheit hielt man vor einem einsamen Jagdhause, oder dergleichen, in einem Walde. Eine Art Jäger, in ziemlich abgetragenen Kleidern, empfing die Reisenden, führte sie in ein Zimmer, dessen Fensterscheiben meist zerbrochen und mit Papier verklebt waren, dessen ehemals kostbare Tapeten, halb vermodert, in Stücken herunterhingen, und zündete ein wohlthuendes Kaminfeuer an. Des Chaldäers Bediente trugen Wein und kalte Küche herbei, während der Jäger mit seinem Knecht ein paar Matratzen in die Stube auf den Boden legte, um Nachtlager zu rüsten.

„Uebernachten wir hier?“ fragte der Blondin, und sah sich verlegen um, denn es war ihm in dieser Herberge gar nicht geheuer.

„Zehn Schritte von hier ist die Ruine von Valeriens des Anges. Mitternacht zwölf Uhr, nicht später, nicht früher, müssen wir da sein. Trinken wir inzwischen hier bei den warmen Kaminflammen, und erquicken wir uns.“

Den Blondin durchbebte ein kalter Schauer. Alle schreckhaften Erzählungen und sonderbaren Erscheinungen traten ihm schnell ins Gedächtniß, die bei Erhebung unterirdischer Schätze stattgefunden haben sollen. Er fragte: „Werden wir dergleichen auch erleben müssen?“

Der Chaldäer schüttelte lächelnd den Kopf, und sagte: „Possen! Fürchten Sie sich vor Ammenmährchen?“

Man verkürzte den langen Winterabend so gut als möglich bei Wein und Gespräch. Aber der Blondin war theils von der vergangenen schlaflosen Nacht, theils von der Reise selbst sehr ermüdet. Der Chaldäer gab sich alle Mühe, ihn durch wunderbare Erzählungen zu ermuntern.

Als es stark auf Mitternacht ging, ward auch der Chaldäer ernsthafter, und da er Le Blonds Schläfrigkeit bemerkte, stellte er sich vor ihn und fragte: „Sie haben mich doch sonst durch keine

Unwahrheit hintergangen? — Sie könnte Ihnen und mir in den Ruinen nachtheilig werden.“

„Ich verſichere auf Ehre,“ ſagte Le Blond, „außer der Erdichtung von Wechſeln, die ich — —“

„Schon das war übel. Ihre Neigung zum Schlaf in einer ſo wichtigen, über das Glück Ihrer Tage ſo entſcheidenden Stunde wird mir verdächtig. Ich habe einen ähnlichen Fall erlebt, da ein ſolcher Schatzheber in vierwöchentliche Ohnmacht verfiel, ſobald er den Schatz gehoben hatte.“

„Ei, das wäre ſchrecklich!“ rief Le Blond.

„O ſo ſchrecklich eben nicht für den Schläfer in ſeiner Ohnmacht; denn er hatte die lebhafteſten und ſüßeſten Träume von der Welt, und hätte nichts Beſſeres gewünſcht, als nie aus der Ohnmacht zu erwachen. Allein für mich war das Erwarten ſeiner Geneſung und ſeines Erwachens peinlich.“

„Aber der Schatz wurde doch trotz dem gehoben?“ fragte der Blondin weiter.

Der Chaldäer ſah nach der Uhr, winkte dem Blondin, zu ſchweigen und ihm zu folgen, zündete eine kleine Blendlaterne an, und ſtieg eine ſchmale Treppe hinab. Der Blondin folgte, aber ſo ſchlaftrunken, daß er kaum wußte, was er that. Sie gingen eine kurze Strecke durch den Wald bis zum Schutte einer eingefallenen Mauer. Der Chaldäer bedeutete durch Winke, hier liege der Schatz. Während der Chaldäer bei der Blendlaterne in einem Buche las, hatte ſich's der Blondin auf einem Mauerſtück bequem gemacht und ſich zum Ruhen niedergeſetzt. Der Chaldäer las noch, als der Blondin in feſten Schlaf fiel.

Der Traum.

Das war nun freilich ein Schlaf zur ganz unrechten Zeit. Doch abwehren konnte ihn Herr Le Blond unmöglich. Da er endlich erwachte, oder erwacht zu sein glaubte, war es schon heller Tag. Er rieb sich die Augen aus. Er lag auf einem köstlichen Bett, in der milden Dämmerung grünseidener Umhänge. Er schob diese zurück, und erblickte sich in einem der niedlichsten Schlafgemächer; Stühle und Tische vom feinsten Holz, mit Vergoldungen; die Wände mit schönen Gemälden geschmückt, deren Inhalt meistens die Macht und Schalkheit des Liebesgottes darstellte. Auf einem Tischchen blühten in vergoldeten Vasen mehrere Rosenstöcke.

Es fiel dem guten Blondin schwer, sich an das Vergangene zu erinnern. Er wußte nur sehr dunkel noch vom Kaminfeuer im Waldhause, vom Gang zur alten Mauer, von Abubekers Lesen im Buche bei der Blendlaterne. Er erhob sich im Bett und suchte nach dem Chaldäer.

Auf sein Geräusch öffnete sich eine Nebenthür; ein Kammerdiener in dick mit Gold besetzter Livree trat herein; der winkte hinter sich. Zwei andere Bediente kamen auf den Zehen herbei, und hinter ihnen ein betagter Herr, welcher sogleich schweigend nach des Blondins Puls griff, und ihm darauf in einem silbernen Löffel Arznei reichte.

„Es ist gar nicht nöthig!“ sagte Le Blond: „Ich fühle mich zwar ein wenig betäubt, aber sonst ganz wohl.“

Der Arzt schüttelte den Kopf und sagte: „Ich beschwöre Ew. Durchlaucht, nur diese paar Tropfen! Sie werden Ew. Durchlaucht sehr wohl thun.“

Herr Le Blond betrachtete den Arzt mit großen Augen, und verlangte, man solle ihn mit der Arznei verschonen. Dann erkundigte er sich nach Herrn Abubeker.

Die Anwesenden sahen sich bedenklich unter einander an, und man las deutlich in ihren Mienen, daß sie ihn für wahnsinnig hielten. Endlich fragte der Arzt: „Wen verstehen Ew. Durchlaucht unter dem Abubeker?“

„Ei, der mit mir gestern Abend hier ankam, der Chaldäer.“

„Ew. Durchlaucht sind schon seit geraumer Zeit hier, und kamen in Begleitung der Frau Herzogin, Ihrer Gemahlin, an.“

„Ich? Gemahlin? Herzogin? Geraume Zeit? Ich bitte Sie, verschonen Sie mich mit dem Spaß und Ihren närrischen Titulaturen, und erlauben Sie mir aufzustehen. Wo sind meine Kleider?“

Die Bedienten und der Arzt warfen einander mit peinlicher Verlegenheit Blicke zu. Endlich verneigten sich alle, ihn unterthänigst zu bitten, nur so lange ruhig zu bleiben, bis man von seiner Gemahlin Verhaltungsbefehle eingezogen habe. Einer der Bedienten, meistens alte Leute, ging fort. Der Blondin hielt die Menschen für närrisch, oder das Ganze für Spaß des Chaldäers. Er fragte, ob er zu Valerien des Anges sei?

„Ew. Durchlaucht sind in Ihrem Jagdschlosse Charmes, um in dieser Eingezogenheit Höchst Ihrer Gesundheit zu pflegen!“ erwiederte ein Kammerdiener.

Bald nachher erschien der Abgeschickte mit Befehl, Sr. Durchlaucht die Kleider zu geben.

„Geruhen Ew. Durchlaucht Dero Morgenanzug zu nehmen, oder befehlen Sie die Uniform, oder die Jagdkleider?“

„Nichts! Ich bitte um meine Kleider, und dann dem durchlauchten Spaß ein Ende zu machen.“

Man brachte die Kleider, welche vom feinsten Zeuge, dazu einen Ueberrock, von blauem Tuch, auf dessen linker Seite ein silberner Stern eingestickt war.

Jetzt verlor der Blondin die Geduld. Er forderte seine eigenen Kleider mit Ungestüm. Alle erschraken; und der Arzt hatte noch

Muth, ihn demüthig zu beschwören, nicht ungnädig zu werden; der Zorn könne den schwersten Rückfall der Krankheit verursachen. Andere Kleider, als diese, habe er nie gehabt. Herr Le Blond ergab sich in sein Geschick, und hoffte, sei er einmal angekleidet, den Chaldäer zu finden. Die Bedienten waren geschäftig, ihm beim Ankleiden zu helfen; zum Waschen brachten sie ihm in silbernen Becken wohlriechendes Wasser. Dann ward Frühstück im feinsten chinesischen Porzellan aufgetragen.

Er aß und trank. Alles war ihm fremd und sonderbar. Solche Pracht des Geräthes hatte er in seinem Leben nie gesehen. Er trat ans Fenster; er sah, daß er in einem alten, hochgelegenen Schlosse wohne, mit Aussicht über einen weiten Wald, durch welchen sternförmig Alleen gehauen waren.

„Wie weit ist Namur von hier?“ Das wußte keiner. Er fragte wiederholt nach Herrn Abubeker, beschrieb den Chaldäer auf alle Weise, erzählte, daß er dreihundert und zwölf Jahre alt sei, und was er von ihm wußte. Die Bedienten zuckten die Achseln, ihre Unwissenheit zu entschuldigen. Der Arzt versicherte, eine solche Gestalt habe man hier noch nie gesehen; und wegen der dreihundert und zwölf Jahre griff er dem Blondin geschwind wieder nach dem Puls.

„Meine Herren,“ sagte Le Blond verdrießlich: „entweder bin ich närrisch, oder Sie sind es. Denn daß ich wache und gar nicht träume, das fühle ich deutlich. Bei wem bin ich hier?“

„Ihro Durchlaucht sind nebst Ihrer Frau Gemahlin in Hochdero eigenem Schlosse Charmes!“ sagte der Arzt.

„Was Gemahlin? Ich bitte Sie, halten Sie mich nicht länger für einen Wahnsinnigen oder Tölpel. Ich war nie verheirathet. Wo wäre denn meine sogenannte Gemahlin?“

„Ich werde Ihrer Durchlaucht sogleich von Dero Wünschen melden, die Sie äußern!“ rief einer der Bedienten und entfernte sich.

„Poſſen!“ rief Le Blond, und machte Miene, das Schlafzimmer zu verlaſſen. Aber er bemerkte, daß er nur in Pantoffeln ſei, und forderte ſeine Stiefeln.

Indeſſen öffnete einer der Bedienten die Thür ſehr weit und ſagte: „Ihro Durchlaucht, die Herzogin!“

Die Herzogin.

Im leichten Morgenkleide, welches aber eben ſo geſchmackvoll als koſtbar war, trat ein junges Frauenzimmer herein, auf deſſen Wink ſich ehrfurchtsvoll der Arzt und Bediente entfernten. „Ich will einen Augenblick mit meinem Gemahl allein ſein!“ ſagte ſie: „Bleibt vor der Thür ſtehen.“

Der Blondin, da er die junge, ihm unbekannte Schöne freundlich gegen ſich zuwandern ſah, wußte nicht mehr, was ſagen. Er verbeugte ſich ehrerbietig und machte eine Bewegung, als wollte er ſich entſchuldigen, konnte aber kein Wort hervorbringen. Sie legte holdlächelnd ihre Hände auf ſeine Achſeln, ſah ihm lange ſchweigend und forſchend in die Augen, und ſagte dann: „Wie befinden Sie ſich heute? Nicht ſo, Sie wollen gut ſein; denken auch nicht mehr an Spitzenladen und Zauberer, Jacquelinen und vergrabene Schätze, von denen Sie immer und ewig ſeit einem halben Jahre ſprechen. Wie froh wäre ich, wenn ich bald wieder mit Ihnen nach Paris an den königlichen Hof zurück könnte! Erſt heut' empfing ich von der Herzogin von Nemours Briefe, worin ſie ſich nach Ihrer Geneſung aufs Angelegentlichſte erkundigt.“

„Die Herzogin von Nemours?“ ſagte der Blondin, dem das vertrauliche Anlehnen der ſchönen Geſtalt, ihr zärtlicher Blick, ihre Stimme ein Erröthen ums andere abjagte und ihn ſeltſam bewegte: „Gnädige Frau, ich weiß nicht, wo ich bin. Beinahe ſollte ich an Hexerei glauben. Ich bitte Sie, reißen Sie mich

aus dem Irrthum. Ich will Ihnen meine ganze Geſchichte bis zum heutigen Tage erzählen. Dann richten Sie.“ Er erzählte.

„Mein Gott!“ rief die Herzogin: „das haben Sie ſchon viel hundertmal erzählt. Eben deswegen mußten wir nach dem Rath der königlichen Leibärzte Paris verlaſſen, um alles Aufſehen zu vermeiden, welches Ihre Gemüthskrankheit nothwendig erregte. Ich bitte Sie, halten Sie ſich wenigſtens ruhig; vermeiden Sie Ihre Träumereien, denken Sie gar nicht mehr daran; finden Sie ſich wieder in Ihre wirkliche Lage hinein; betrüben Sie mich nicht mehr mit Ihren ſeltſamen Einbildungen. Wollen Sie das?“

„Alles, was Sie befehlen, gnädige Frau. Aber entweder bin ich jetzt wirklich verrückt, oder ich muß an Zauberei glauben, oder der Zauberer verblendet Sie und alle Ihre Leute. Denn ich ſchwöre, ich bin kein Herzog; ich bin der Seidenhändler Le Blond von Namur; ich habe —“

„Ach, ſchon wieder das alte Lied!“ rief die Herzogin unwillig: „Und Sie haben mir doch verſprochen, vernünftig zu ſein! Alſo Alles vergebens. Sie kennen mich alſo noch immer nicht wieder?“

Der Blondin ſchüttelte den Kopf, und doch war ihm in dem ganzen Weſen, ſelbſt in der Stimme der Herzogin viel Bekanntes. „Es iſt mir, als hätte ich ſchon einmal die Ehre gehabt, in Ihrer Geſellſchaft oder Nähe geweſen zu ſein; allein ich —“

„Gottlob!“ rief die Herzogin: „Es fängt in Ihrer Vernunft an zu dämmern. Das iſt ſeit langer Zeit das erſte Mal, daß ich Sie ſo reden höre. Nur Geduld! Sie werden ſich bald wieder auf Alles beſinnen. Schonen Sie Ihrer. Thun Sie ſich nur Gewalt an, und verbannen Sie Ihre Einbildungen. Reden Sie wenigſtens nie mehr davon; geben Sie ſich wenigſtens nicht mehr vor unſern Bedienten mit Ihrer Krankheit bloß. Sie ſind der Herzog von Melfi; Sie mein Gemahl, und könnten ſo glücklich ſein, wenn Sie nicht . . .“

„Ich der Herzog von Melfi, ich — gnädige Frau — Ihr Gemahl — — in der That, ich muß wahnsinnig sein, wenn ich das glauben soll.“

„Mein Lieber, Sie sind wahnsinnig, weil Sie's nicht glauben; weil Sie immer zum Fenster hinausspringen, wie rasend in die Wälder laufen wollen. Daher mußte ich die Fenster vergittern, die Schloßpforten verriegeln und bewachen lassen; darum habe ich mich seit einigen Tagen von Ihnen entfernt halten müssen; darum muß ich selbst noch die Leute hier an der Thür draußen Wacht stehen lassen. Sie haben mich ja schon einmal tödten wollen, so wenig lieben Sie mich!“

„Was?“ rief Herr Le Blond: „Ich zum Fenster hinausspringen — ich Sie tödten wollen?“ — Mein Verstand läuft im Ring herum. Sagen Sie um Gotteswillen, wie könnte mir das einfallen?“

„Sie wollen mich also nicht mehr erschrecken?“

„Gewiß nicht, gnädige Frau.“

„Wollen nie wieder von Ihren alten Grillen sprechen, wenigstens sich vor Ihren Bedienten nicht mehr lächerlich machen, sondern Herzog, Gebieter, mein Gemahl, kurz Alles das sein, was Sie wirklich sind?“

„Gnädige Frau!“ sagte der Blondin, und traute Augen und Ohren nicht: „Ich weiß zwar in der That nicht, was ich wirklich bin. Den Chaldäer hole der Kukuk! Aber ich bin Alles, was Sie aus mir zu machen für gut finden.“

Da schloß ihn die Herzogin in ihre Arme und drückte ihre schönen Lippen dankbar auf seinen Mund. Es strömte Fiebergluth durch alle seine Adern. Er vergalt schüchtern den Kuß und folgte ihr nun an ihrer Hand in die andern Zimmer.

Der Herzog.

Ein Gemach übertraf das andere an Pracht und Bequemlichkeit. So oft er aber behauptete, in seinem Leben dergleichen nicht gesehen zu haben, hielt ihm die Herzogin lächelnd-drohend die Hand auf den Mund. „Was haben Sie mir versprochen?“ rief sie dann, und er gehorchte willig.

„Ich begreife zwar die ganze Komödie nicht, die man mit mir spielt,“ dachte er bei sich selbst, sobald er, auf das weichste Ruhebett hingeworfen, einen Augenblick allein war: „weiß auch nicht, aus welchen Absichten man mit mir spielt; oder ob ich rase, oder ob der Nekromant, der verdammte Chaldäer, mich bezaubert hat? Inzwischen will ich den Ausgang des Dinges abwarten. Ewig kann es doch nicht währen. Oder“ — hier stockten seine Gedanken; denn er erinnerte sich betroffen, was ihm Herr Abubeker im Waldhause beim Kaminfeuer von einer Person erzählt hatte, der er einen Schatz gehoben, und die in einer vierwöchentlichen Ohnmacht gelegen, worin sie die schönsten Träume von der Welt gehabt zu haben behauptete. „Es wäre,“ dachte er, „der tollste Streich von der Welt, wenn ich im Waldhause ohnmächtig auf der Matratze läge, und der gute Chaldäer neben meinem Bette, während ich hier ein Herzog zu sein glaube oder mit aller Gewalt sein soll. Gleichviel. Ich muß den Verlauf der Dinge abwarten.“

Er spielte in der That auf der Stelle seine Herzogenrolle sehr glücklich. Allein mit der schönen Herzogin, die er als Gemahl behandeln sollte, gerieth er jedesmal in Verlegenheit. Er wagte in Ehrerbietung kaum zu ihr aufzublicken. Nur ihre Zärtlichkeiten konnten ihn kühner machen.

Das Schloß war einsam gelegen, rings in einem ungeheuern Forst begraben, von außen alt und verwittert, auf einem Felsen, mit Gräben umzogen, über welche eine Zugbrücke hing. Von

innen ſah man ſchmale, dunkle Gänge, davon einige ſelbſt am Tage mit Lampen erleuchtet werden mußten. Hingegen herrſchte in allen Sälen, Zimmern und Gemächern fürſtliche Pracht, verſchwenderiſcher Reichthum, üppiger Ueberfluß an der Tafel. Die Dienerſchaft war nicht groß. Drei männliche Bedienten und zwei weibliche, der Arzt und ein halbblinder Kaſtellan, Köche, Stallknechte machten den Hofſtaat aus.

Am meiſten intereſſirte ihn die Herzogin. Er konnte nicht läugnen, daß ſie ſehr liebenswürdig ſei, und bedauerte, freilich nur im Stillen, daß ſie in dem unbegreiflichen Wahn beharrte, ſie ſei ſeine Gemahlin, und daß ſie ihre zärtliche Vertraulichkeit einem Unwürdigen weihe. Aber, wie geſagt, er widerſprach zuletzt gar nicht mehr, um ſie nicht zu betrüben. Sie war ausgelaſſen luſtig, wenn er gebieteriſche Miene gegen die Bedienten annahm und den Herzog von Melſi in aller Form darſtellte. Sie gab ihm eigenhändig alle drei Stunden von der ihm verordneten Arznei ein, ſo ſehr er auch dagegen .proteſtirte und ſich auf ſein vollkommenes Wohlbefinden berief. Aber er mußte die Tropfen trinken, um ſeine reizende Gemahlin nicht zu betrüben. Auch ſchienen ſie ſchon darum gut, weil ſie ihm von ihrer zarten Hand gereicht wurden. Den alten Arzt überhäufte ſie mit Lobſprüchen wegen der trefflichen Wirkungen ſeiner Kunſt, an die Niemand weniger, als unſer Herzog von Melſi glaubte. Denn mitten in allen unbegreiflichen Umgebungen fühlte er doch, der Irrthum müſſe nothwendig auf der Seite der Andern ſein, ob ihm gleich unerklärlich blieb, auf welche Weiſe er in die Feenwelt gerathen ſei.

Aber ſchon nach einigen Tagen hatte er ſich an die Feenwelt ſo ganz gewöhnt, als wäre er ſeit Kindesbeinen dieſes prächtigen Müßiggangs theilhaftig geweſen. Seine Gemahlin ſchien ſich von Tag zu Tag zu verſchönern; und ſelbſt Jacquelinens Andenken ſchien ſich durch den Gang der Gegenwart zu verdunkeln. Die Tage floſſen

in ungemeiner Schnelligkeit hin; man ſang; man ſpielte Schach und Karten; man ließ ſich die neueſten Werke der Dichter vorleſen; man ging endlich ſogar auf die Jagd. Die Herzogin war eine treffliche Reiterin, und mit ihrer Flinte traf ſie das aufſteigende Wild glücklicher, als der ungeſchicktere Herzog, der ſich beim Schießen lange Zeit übel geberdete. Aber auch darin erwarb er bald Vollkommenheit, und ſeine Gemahlin hatte dabei nur einen neuen Triumph, indem ſie ſtandhaft behauptete, er wäre unter Allen am Hofe der beſte Schütz geweſen, und der König ſelbſt habe ihm einſt, bei Erlegung eines ſechszehnendigen Hirſches im Park des Herzogs von Orleans, das Zeugniß gegeben, es komme ihm im Jagen keiner gleich.

Wenn der erſtaunte Herzog von Melſi dergleichen hörte, pflegte er mit komiſcher Verziehung des Geſichts hinter den Ohren zu kratzen und zu denken: „Ich weiß leider kein Wörtchen davon. Aber daß ich ein vollkommener Narr geworden, das weiß ich ſehr gut.“

Doch dergleichen wagte er nicht mehr laut zu ſagen, um nicht auf die Stirn ſeiner ſchönen Nachbarin Wölkchen des Verdruſſes zuſammenzuziehen. Darum verſtellte er ſich, ſo gut er konnte, und bald ward ihm der eingeführte Ton Bedürfniß und Gewohnheit. Die Herzogin las ihm aus Briefen verſchiedener Fürſten Glückwünſche zu ſeiner Geneſung vor, und was ihm von Allem das Tollſte ſchien, er mußte den Fürſten und Herzogen und Prinzeſſinnen, ſelbſt dem König Ludwig dem Vierzehnten, für ihre Theilnahme danken, als wäre er längſt mit ihnen bekannt geweſen. Seine Gemahlin lachte ſich faſt krank, wenn er einen ſeiner Briefe vorlas, worin die kaufmänniſche Schreibart des Spitzenhändlers mit den Schriften des Herzogs von Melſi bald in Zwietracht oder Eintracht ſtand.

Das Geheimniß.

Es verſtrich in dem Getändel mancher Monat. Der Frühling erſchien. Vögel ſangen weit umher im Walde. Wieſen grünten. Felſen umſpannten ſich mit Blumen.

Da dachte der gute Blondin öfters an ſeine Jasminlaube und an Jacquelinen und die italieniſchen Lektionen. Es kam ihm zuweilen unbeſchreibliche Sehnſucht, und quälte ihn mit Heimweh. Dann ward für ihn das Zauberſchloß ein bunt geſchmückter Kerker.

Aber, ſelbſt wenn er dieſe Gefangenſchaft hätte verlaſſen können, er würde es nicht gethan haben, weil er es nicht mehr konnte. Die verſchloſſenen Thore und aufgezogenen Brücken hielten ihn weniger, als ſein Herz. Er liebte ſeine Gemahlin aufrichtig und von ganzer Seele; und in der That war ſie ſehr liebenswürdig durch ihr Gemüth. Noch mehr fühlte er ſich an ſie gefeſſelt, als ſie ihm eines Morgens erröthend und ſelig geſtand: ihre höchſten Wünſche wären erfüllt, Mutter zu werden. Von dieſem Augenblick an war ſie ihm das Theuerſte auf Erden; und wollte Jacquelinens Bild ihm das Gegentheil beweiſen, ſo ſuchte er ſich loszureißen, wie von einer Erbſünde.

Auch die Herzogin ſchien, ſeit dem Geſtändniß, ihre Zärtlichkeit für ihn zu verdoppeln; aber in ihren Augen las er nicht ſelten unerklärliche Schwermuth, die mit jedem Tag ſichtbarer ward. Oft ſtarrte ſie ihn lange und ſchweigend an, und brach dann plötzlich in ein lautes klagendes Schluchzen aus, und ihre Thränen ſchienen nicht aufhören zu können. Umſonſt ſuchte er ſie zu beruhigen, zu tröſten, oder ihr die Urſachen ihres Kummers abzuſchmeicheln. Sie blieb die Gleiche, und ſuchte ſich wegen ihres wunderlichen Betragens zu entſchuldigen mit allerlei Vorwänden. Der Arzt, welchen der bekümmerte Gatte befragte, wiegte den Kopf lächelnd und ſagte: „Dieſe Schwermuth iſt ſehr erklärlich. Ihre

Durchlaucht geruhen darüber ohne Besorgniß zu sein. Die Umstände Dero Frau Gemahlin bringen es nicht anders mit sich."

Das schien Sr. Durchlaucht ein sehr vernünftiger Grund zu sein. Wenn er aber die Herzogin, ihre Thränen, ihre Liebkosungen schärfer beobachtete, schien es, als wenn noch ein ganz besonderes Geheimniß auf ihrer Seele laste. Sie sagte sogar einmal die räthselhaften Worte: „Eben daß das Ziel meiner Wünsche erreicht ist, macht mich höchst glücklich und doch höchst traurig."

Eines Abends, da sie ihren Gemahl fast nicht aus den Armen ließ, und Thränen und Fröhlichkeit bei ihr, wie Sonnenschein und Regen im Aprilwetter, wechselten, beschwor er sie von neuem, ihm das Räthsel ihres wunderlichen Betragens zu lösen. Er bat so dringend, daß sie endlich sagte: „Gut, Sie sollen es morgen erfahren." Sie zog ihn zum Nachtessen, und bat ihn, im Glase Wein für diesmal seine Neugier zu begraben.

Als er erwachte, war das Geheimniß, welches ihm die Herzogin offenbaren wollte, der erste seiner Gedanken. Aber er erstaunte nicht wenig, sich auf einer Matratze liegend, in dem alten Zimmer mit zerrissenen Tapeten zu finden, wo er zuletzt mit dem Chaldäer gewesen. Im Kamin glühten noch einige Kohlen. Der alte Jäger in seinem abgetragenen Rock stand am Fenster, und kaum bemerkte er das Erwachen des Schläfers, lief er behend zur Thür hinaus, und rief: „Herr Abubeker, er wacht!"

Der Chaldäer trat nach einigen Augenblicken ins Zimmer, und seine Frage war: „Wie befinden Sie sich?"

„Ganz leidlich; der Kopf ist nur ein wenig betäubt!" sagte Le Blond: „Aber vor allen Dingen erklären Sie mir, wo ich bin? welches Teufelsspiel treiben Sie mit mir?"

„Wo sollten Sie anders sein, als in Valerien des Anges?"

„Wo iſt mein Schloß, meine Gemahlin, die Herzogin von Melſi? Wo ſind meine Bedienten?“

Der Chaldäer lachte laut auf: „Es ſcheint, Sie leben noch in Ihren Träumereien. Aber Scherz bei Seite. Nehmen Sie dieſe Tinktur; die wird Ihnen alle Kräfte wiedergeben. Denn es iſt kein Spaß, über vier Monate bewußtlos da zu liegen. Wir haben viel Noth mit Ihnen gehabt. Hier nehmen Sie dieſe Tinktur; trinken Sie!“

Der Blondin wollte ſich anfangs weigern, aber da der Chaldäer feſt verſicherte, eher würde er ihm keine Antwort geben, trank er. Es floß wie Feuer durch ſeine Kehle. „Nun ſagen Sie mir,“ fuhr der Blondin fort, wo iſt die Herzogin, meine Gemahlin? Ich will ſchlechterdings zu ihr!“

„Herr Le Blond,“ antwortete der Chaldäer mit der ihm eigenen Trockenheit, „beſinnen Sie ſich, wo Sie ſind, warum Sie hier mit mir ankamen? Machen Sie ſich nicht etwa lächerlich, indem Sie aus Träumen reden, wie ein Wahnſinniger. Was wollen Sie mit Ihren Schlöſſern, Bedienten und Herzoginnen? Vielmehr habe ich das vollkommenſte Recht, Ihnen wegen der Angſt Vorwürfe zu machen, die Sie mir durch eine Ohnmacht verurſachten, an der Sie ſelbſt Schuld waren, weil Sie mich nicht mit aller Offenherzigkeit behandelten. Ich hatte Sie ja mehr denn einmal genug dazu aufgefordert und vor der ſchlimmen Folge gewarnt. Warum thaten Sie mir das?“

„Scherzen Sie doch nicht, Herr Abubeker!“ rief der Blondin halb unwillig: „Wo iſt das alte Schloß Charmes? wo die Herzogin von Melſi, meine Gemahlin?“

Der Chaldäer ſchüttelte unzufrieden den Kopf und ſagte nach einer Weile: „Es gibt in Frankreich keine Herzogin von Melſi, kein Schloß Charmes. Wie kamen Sie, als Seidenhändler, zur Hand einer Prinzeſſin? Was denken Sie denn? Die ruhige Ueber-

legung eines Augenblicks könnte hinreichen, Sie von Ihrem Wahn zu überzeugen.“

„Aber ich habe ja noch Briefe vom Herzog von Orleans, vom Herzog von Guimené, von der Herzogin von Nemours, von — von — ja, vom König selbst!“

„Wo haben Sie sie denn?“

Der Blondin sah sich um. Er lag auf der Matratze, und zwar in seinen Reisekleidern, die er von Namur mitgenommen. Er rieb sich die Augen, rieb die Stirn und sprang auf. Eben ging die Sonne nieder.

„Was ist denn das?“ rief Le Blond: „Ist's jetzt Morgen oder Abend?“

„Abend ist's!“ antwortete der Chaldäer.

Der Blondin schüttelte den Kopf; er war irre an sich und der Welt. Er ging nachdenkend im Zimmer auf und ab, blieb wieder stehen; untersuchte seine Taschen; und da er gar keine Spur vom herzoglichen Zustande weder um, noch an sich erblickte, rief er: „Was ist denn Blendwerk? Wo ich bin oder wo ich war? Sie werden mir doch nicht weiß machen wollen, daß ich länger als ein Vierteljahr regelmäßig träumte, wie ich alle Tage aß, trank, schlief und wieder aufstand?“

„Und Sie, mein Herr,“ versetzte der Chaldäer endlich mit hörbarem Verdruß in der Stimme: „und Sie werden mir doch nicht zumuthen, mich mit Ihnen um den Inhalt Ihrer Träume zu zanken? Denken Sie von Ihrem Zustande, was Sie wollen; aber danken sollten Sie mir, daß ich Sie aus Ihrer Ohnmacht rettete.“

„Ihnen danken? Nein, Herr Abubeker, Sie verrechnen sich. Es ist eben nicht ergötzlich, aus einem Herzog von Melst, Seiden- und Spitzenkrämer zu werden.“

„Gut, Herr Le Blond, ich widerspreche nicht mehr,“ sagte der Chaldäer trocken, „aber meine Zeit ist kostbar. Der Wagen

ist angespannt, wir müssen einsitzen, nach Namur zurück. Ist's gefällig, so folgen Sie mir."

„Keineswegs, nicht von der Stelle, bis ich weiß, wo ich bin. Das Schloß Charmes und meine Gemahlin können nicht weit von hier sein."

„Wenn Sie daran glauben, Herr Le Blond, so bleiben Sie. Ich meines Theils reise ab nach Namur. Leben Sie wohl."

Der Chaldäer machte in der That Miene, davon zu gehen. Es schien dem Blondin nicht räthlich, allein zurückzubleiben in unbekannten Gegenden. Er rief dem Reisegefährten zu, der schon die Thüre öffnete: „He, Herr Abubeker, ein Wort! Was ist denn aus dem Schatz geworden, den wir heben wollten?"

„Davon läßt sich im Wagen sprechen, wenn Ihre Sinne besser entwirrt sein werden."

Der Blondin schüttelte mißvergnügt den Kopf und folgte dem Chaldäer. Der Wagen stand in der That vor dem Waldhäuschen angespannt, Bediente vorn und hinten auf. Man setzte sich ein, und die Pferde flogen durch Wald und Nacht leichtfüßig dahin.

Trennung.

Der Blondin seufzte tief im Stillen, als er neben seinem Zauberer dasaß, der gar keine Neigung zu haben schien, das Schweigen zu brechen. Das flüchtige Fuhrwerk schien ihn in Schlaf einwiegen zu wollen. Herr Le Blond machte inzwischen über diese Flüchtigkeit zwei wichtige Bemerkungen. Die eine bestand in der Vermuthung, daß der Schatz, wenn er gehoben wäre, und im Wagen läge, keine allzugroße Last sein müsse. Die andere, daß Herr Abubeker seinen Zauber bei allem dem in guter Ordnung haben müsse, da man während der Nacht mehrmal Pferde wechselte,

die schon alle bereit standen und die Fortsetzung der schnellen Reise kaum einige Minuten unterbrachen.

„Jetzt auf den Schatz zu kommen," sagte der Blondin, „wie ist's dem ergangen? Haben wir ihn gehoben?"

„Allerdings!" erwiederte der Chaldäer sehr schläfrig: „Er ist durch Ihre Ohnmacht nicht so beträchtlich ausgefallen, als ich erwartete; aber doch bedeutend genug, Ihnen zeitlebens bequeme Tage zu machen."

„Wie viel beträgt er etwa?"

„Ich weiß nicht."

„Haben wir ihn im Wagen?"

„Ja wohl!" sagte gähnend der Chaldäer: „Aber wenn Sie erlauben: ich bin des Schlafs bedürftig. Ich werde es Ihnen recht sehr danken, wenn Sie mir einige Stunden Ruhe gönnen. Denken Sie inzwischen nach, welchen Gebrauch Sie davon machen wollen."

Abubekers Schläfrigkeit kam dem guten Blondin zu sehr ungelegener Stunde. Er suchte den Reisegefährten durch allerlei Bemerkungen und Fragen munter zu erhalten.

„Das ist schon entschieden!" sagte Herr Le Blond: „Habe ich den Schatz, so reise ich so lange die Kreuz und Quer durch Frankreich, bis ich mein Schloß Charmes und meine Gemahlin wieder gefunden habe."

„Das sicherste Mittel, mein Herr, daß Ihnen das Geld wieder aus dem Kasten verschwindet. Denn Ihr guter Genius gab es Ihnen nicht, daß Sie es für einen Traum verschwenden. — Es thut mir leid um die Mühe, die ich mir für Sie gab. Denn schon jetzt haben Sie durch Ihre thörichten Entschlüsse einen Theil davon eingebüßt. Sie sollen, was Sie haben, mit Weisheit anwenden."

Herr Le Blond gerieth bei dieser Erklärung in eine kleine Ver-

legenheit. „Was nennen Sie denn mit Weisheit anwenden, wenn ich fragen darf?“

„Sie lieben die Tochter des Generals in Namur — wie heißt er doch gleich?“

„Mein Gott!“ schrie der Blondin: „davon kann ja die Rede nicht mehr sein. Ich bin ja schon vermählt. Ich bin nahe daran, Vater zu werden.“

„Ach, schweigen Sie!“ fuhr der Chaldäer heftig auf: „Sie bringen mich mit Ihrer lächerlichen Träumerei in Wuth. Und ich sage Ihnen, durch dies Wort haben Sie abermals einen beträchtlichen Theil Ihres Schatzes verloren. Werden Sie nicht vernünftiger, so kündige ich Ihnen an, daß Sie Alles, und endlich auch selbst mich verlieren.“

Der Blondin schwieg. Der Mann war ihm immer ein Räthsel gewesen; jetzt ward er ihm verdächtig. Er fing an sich zu überreden, der Chaldäer habe mit ihm ein Späßchen getrieben, aber keineswegs einen Schatz heben wollen. Nur konnte er nicht wohl begreifen, warum der Abenteurer sich den Spaß so viel Geld kosten ließ. Auch sein Aufenthalt zu Charmes, der nun schlechterdings zum bloßen Traum gemacht werden sollte, war ihm mehr als Spaß. Er hätte die Unterredung gern fortgesetzt, aber aus dem Schnarchen des Chaldäers schloß er, daß auf mancherlei Anfragen keine Antwort erfolgen würde.

Als nach einer halben Stunde — der Morgen graute schon — der Wagen vor einem Haus hielt neben einer Brücke, um frischen Anspann zu nehmen, gähnte der Chaldäer mächtig auf; doch schien er wieder in den Schlaf zurückkehren zu wollen. Der Blondin konnte sich nicht länger halten, stieß den Nachbar an und sagte: „Offenherzig gesprochen, Herr Abubeker, ich habe Alles wohl überlegt und erwogen; haben Sie mit mir Komödie spielen wollen, oder treiben Sie noch Scherz mit mir? Halten Sie mich denn

in allem Ernſt für albern genug, zu glauben, daß ich ein Vierteljahr lang habe ohnmächtig liegen, habe träumen können . . .“

Der Chaldäer pfiff ſich ein Morgenlied, um nichts zu hören. Der Blondin aber fuhr ganz ruhig fort: „Sie überreden mich in Ewigkeit nicht. Denn ich bin jetzt im Stande, Ihnen den unwiderſprechlichſten Beweis zu geben, daß ich wirklich wachend in Charmes war, wirklich der Gemahl der Herzogin . . .“

Herr Abubeker ließ ihn nicht ausreden, ſondern donnerte ihn heftig an, aber in einer wildfremden Sprache, von welcher der Blondin kein Wort verſtand.

„Sprechen Sie auch, damit ich Sie verſtehe,“ ſagte der Blondin.

„Sie haben Recht; ich vergaß mich, Herr Le Blond!“ ſagte der Chaldäer, und rückte näher an ihn, und fuhr mit zorniger, doch gedämpfter Stimme fort, indem er Le Blond's Hand mit Heftigkeit drückte: „All mein Warnen und Reden war nun bei Ihnen vergebens. Sie haben ſich um einen Theil Ihres Glückes gebracht. Hüten Sie ſich, wenn Sie nicht Alles einbüßen wollen. Ich muß Sie auf andere Weiſe behandeln. Hören Sie mich aufmerkſam an! Vergeſſen Sie Ihren Traum. Laſſen Sie in Ihrem ganzen Leben von deſſen närriſchem Inhalt keine Sylbe über Ihre Lippen kommen, weder gegen mich von dieſem Augenblick an, noch gegen irgend einen andern Menſchen; noch ſchreiben Sie davon eine Zeile, noch malen Sie davon. Genug, begraben Sie in Vergeſſenheit Ihre Träumerei. Unter dieſer Bedingung ſehen Sie mich einſt wieder und Ihr Glück, ſonſt nie.“

Bei dieſen Worten öffnete ſich die Thür des Wagens; der Chaldäer ſtieg ab, und im gleichen Augenblick ſtieg ein breitſchultriger, ſtarker Kerl ein, ſetzte ſich ohne Feierlichkeit neben den Blondin, und der Wagen rollte über die Brücke ſchnell davon.

Herr Le Blond machte zu dem neuen romanhaften Streich große

Augen; noch mehr, als der neue Reisegefährte eine Pistole hervorzog, und sagte: „die ist scharf geladen!“ — dann ein langes Messer hervorzog und sagte: „das ist scharf; wollen Sie die Spitze mit dem Finger prüfen?“

„Ich habe gar keine Neigung dazu, mein Herr,“ sagte der bestürzte Le Blond, „und glaube Ihnen gern auf Ihr Wort. Wozu aber diese Umstände?“

„Beim ersten Schrei, den Sie thun,“ versetzte der Reisegefährte, „bei der ersten verdächtigen Bewegung, die Sie machen, habe ich die Ehre, Ihnen dieses Messer zwischen die Rippen zu stoßen oder die Kugel durch den Kopf zu jagen. Es thut mir unendlich leid, daß wir Beide in so gespannten Verhältnissen leben müssen. Zu Ihrer eigenen Sicherheit muß ich Sie bitten, sich gefälligst die Augen von mir verbinden zu lassen, bis es mir erlaubt sein wird, sie Ihnen wieder zu öffnen.“

„Aber — warum das?“ fragte der Blondin erschrocken.

„Weil Sie mein Gefangener sind!“ antwortete der fürchterliche Nachbar, und zog ein Tuch hervor. „Ist's gefällig?“ fuhr er fort, und spielte mit der Dolchspitze um Herrn Le Blond's Brust.

Wider eine so dringende Einladung ließ sich im Grunde nicht viel sagen. Der Blondin neigte sein Haupt verzagend dem Tuche entgegen, und schnell genug waren ihm die Augen so fest zugeschnürt, daß er auch keinen Schein des Tages mehr wahrnahm.

Nun hatte unser Abenteurer gut Ueberlegung anstellen; denn der Nachbar schien stumm geworden zu sein, und antwortete auf keine Frage. Höchstens bot er von Stunde zu Stunde Wein und kalte Küche. Herr Le Blond bereuete bald, sich mit dem Chaldäer jemals eingelassen zu haben; bald bereuete er, daß er sich dessen Zorn zugezogen, wodurch er auch des Schatzes verlustig geworden. Er gedachte vielmals der letzten Worte Abubekers, und beschloß in seinem Herzen, dessen Befehl zu erfüllen. So blieb

ihm wenigſtens Hoffnung, den Wundermann irgend einmal wieder zu ſehen. Denn ſo ganz natürlich ging's mit dieſem doch nicht zu.

Ich weiß nun eben nicht, wie lange die Reiſe dauerte; denn der Blondin, welcher weder Tag noch Nacht unterſcheiden konnte, wußte es ſelbſt nicht. Er wachte, ſchlief dazwiſchen, träumte, wachte wieder, aß und trank, und fand die Reiſe ſehr lang, weil ſie langweilig war. Am meiſten quälte ihn, zu wiſſen, was aus ihm werden ſolle, wohin es mit ihm ginge? Darauf antwortete aber der Nachbar nie.

Alles auf dem alten Fleck.

„Steigen Sie aus, wenn ich bitten darf!“ ſagte der Nachbar.

Herr Le Blond gehorchte. Der Nachbar, wie gewöhnlich, war ihm dazu behülflich. Er ſtand auf feſtem Boden, ohne zu wiſſen, wo, und erwartete, was weiter geſchehen ſolle? Da hörte er den Wagen hinter ſich wegfahren. Doch blieb er mißtrauiſch ſtill. Als aber nach einer ziemlichen Weile der Nachbar ſich nicht wahrnehmen ließ, redete ihn Herr Le Blond an. Keine Antwort. Es kam ein anderer Wagen; der rollte aber vorbei. Er wagte endlich die Binde etwas zu lüpfen. Der Dolch des Nachbars ließ ſich deswegen nicht zwiſchen den Rippen verſpüren. Er riß das Tuch von den Augen, er ſah darum nicht heller. Alles ſchwarz und dunkel. Der gute Blondin fürchtete in allem Ernſt blind geworden zu ſein, wenn er ſich nicht umgewendet und erleuchtete Fenſter einer langen Reihe Häuſer geſehen hätte. Er betrachtete die Gegend genauer. Es war die wohlbekannte Hauptſtraße von Namur, in der er wohnte; ja er ſtand vor dem großen, prächtigen Hauſe des Oberamts-Präſidenten, und zwar vor ſeinem eigenthümlichen Seiden- und Spitzenladen, der aber verſchloſſen war, weil es

Mitternacht sein mochte. Der Reisewagen des Chaldäers und die gefährliche Gesellschaft darin waren verschwunden.

Nach langem Pochen öffnete der schlaftrunkene Ladenhüter des Herrn Le Blond die Thür, nicht wenig verwundert und erfreut, seinen Gebieter wieder zu begrüßen; nahm den Reisekoffer, der vor der Thür auf der Straße stand, und erzählte im Hinterstübchen alle Laden- und Stadtneuigkeiten, die er wußte, und nach welchen der Blondin durchaus nicht begierig war.

Folgenden Morgens — man könnte sagen, folgenden Mittags, denn Herr Le Blond, von seinen Abenteuern und Reisen ermattet, that einen festen Schlaf — war Alles wieder auf der alten Stelle: das Hinterstübchen, die Aussicht auf die Jasminlaube, jeder Tisch, jeder Stuhl, jeder Schrank. Der Blondin rieb sich die Augen — es stand Alles beim Alten. Das Vergangene glich einem Traum; nichts war erklärlich darin; die Geschichte mit dem Herzogthum zu Charmes am allerwenigsten. Es war, so kam's dem Blondin vor, bloße Gaukelei und Teufelei; der vorgebliche Chaldäer entweder der Beelzebub in eigener Person, oder ein Schwarzkünstler, der ihn vermuthlich zu irgend einem Hexenstückchen gebraucht hatte. Er packte mit einiger Neugier seine Reisekiste aus; drei alterthümliche blinde Goldstücke lagen oben auf den Kleidern. Er wühlte begierig weiter, denn er hielt sie für Vorboten eines darunter liegenden Schatzes; aber nichts weiter gab's. Alles Uebrige lag in derselben Ordnung unversehrt, wie er es eigenhändig auf der gleichen Stelle im Hinterstübchen eingepackt hatte den Abend vor der Abreise mit dem Chaldäer nach St. Valerien des Anges.

Nicht Alles auf dem alten Fleck.

Er that einen tiefen Seufzer. Außer den drei alten, blinden Goldstücken und den fünftausend Livres, die ihm der Chaldäer vor

der Abreiſe im Wirthshauſe gegeben, hatte er nichts von dem ganzen Abenteuer? Was war da zu thun? Er mußte es ſich gefallen laſſen, wieder in den Spitzenladen zu treten, und auf die Kundinnen zu warten, die ſich aber während ſeiner Abweſenheit ganz verloren zu haben ſchienen.

Je weniger er im Laden zu ſchaffen hatte, je fleißiger lauerte er im Hinterſtübchen am Fenſter, um die geliebte Jacqueline zu erblicken. Sie kam aber nicht zum Vorſchein. Er ging des Tags zwanzigmal in das Gärtchen und in die Jasminlaube, um ſich zu zeigen. Alles umſonſt. Jacqueline blieb unſichtbar. Aber je öfter er zur Laube kam, je mehr verſchwand aus ſeiner Phantaſie das Bild der Herzogin von Melſi; je lebendiger erwachte die Erinnerung an die reizende Jacqueline, an die Seligkeit der Lehrſtunden, an die Thränen und Gelübde der ewigen Treue. Mit ſeiner ewigen Treue hatte es freilich eigenes Bewandtniß gehabt im Schloſſe Charmes, das fühlte er wohl ſelbſt; und er fürchtete ſich, daß Jacqueline ihm wohl ungefähr auf ähnliche Weiſe Treue gehalten habe. Dann pflegte ihm recht daran zu liegen, ſeine ehemalige Herzogenſchaft für einen Fiebertraum zu halten, wiewohl ſein zartes Gewiſſen ihm bemerkbar machte, daß Untreue im Traume auch Untreue ſei.

Am Abend lief er zwanzigmal die Straße St. Fiacre auf und ab, und beobachtete alle Fenſter des großen Hauſes, in welchem die Geſchwiſter Buonvicini von Milano wohnten. Aber ſeine Entdeckungsreiſen blieben vergebens. Er ſah die ſchöne, mit jeder Stunde von ihm heißer geliebte Jacqueline nicht.

Am folgenden Tage ward es noch ſchlimmer. Denn auf ſein banges Nachforſchen um den General de Fano und deſſen Familie erfuhr er — faſt wäre er in Ohnmacht geſunken — der Herr General ſei ſchon vor mehrern Wochen von Namur abgereiſet, ver-

muthlich nach Italien, und ſeine geſammte Haushaltung habe ihn begleitet.

Er lief mit dieſer entſetzlichen Botſchaft ins Hinterſtübchen, warf ſich auf ſein Bett und weinte wie ein Kind. Nun erſt fühlte er, was ihm die göttliche Jacqueline geweſen, da er ſie ohne Hoffnung verloren ſah. Sein Leben war zerriſſen. Er verfluchte ſein Schickſal und nebenbei den gottloſen Chaldäer, der ihn um ſeine Treue, um ſeine Kunden im Spitzenladen, um ſein Herzogthum, um ſeine Herzogin und um Jacquelinen gebracht hatte.

Doch kann man auch nicht immer weinen und fluchen. Der arme Blondin ging wieder in alter Weiſe ſeinen kleinen Handelsgeſchäften nach, verſchloß Gram und Sehnſucht in ſich, und ſchlich ohne Troſt, ohne Freude, ohne Freund umher, wie ein Lebensmüder. Von ſeinem Abenteuer mit dem Chaldäer offenbarte er keinem Menſchen, ſo oft ihn auch wohl Bekannte fragen mochten, wo er während der mehrmonatlichen Abweſenheit geweſen? Er wußte ohnehin ſelbſt nicht, was er von dem Vorfall halten ſollte. Denn er vernahm von allen Seiten her, weil er bei Gelehrten und Ungelehrten nachſpürte, daß es keinen Herzog und keine Herzogin von Melſi, kein Schloß Charmes, ja nicht einmal ein ſogenanntes St. Valerien des Anges gebe. Der Chaldäer war ein Windbeutel vom Hauſe aus, und hatte ſich in ſeiner Zauberwelt eine ganz eigene Geographie gemacht.

Nach ſechs Wochen hatte der Blondin, nur die göttliche Jacqueline nicht, ſonſt Alles ziemlich vergeſſen, da begegnete ihm wieder ein

Chaldäerſtreich.

Er bekam nämlich eines Morgens vom Briefträger, unter andern Handelsbriefen, einen mit der Aufſchrift: Herrn De Blond de Laure. Stadt, Straße und Haus, ſelbſt ſein Vorname, waren ſo richtig angegeben, daß der Brief keinem Andern angehören

konnte, als ihm. Daß man ihm aber sein Le in ein vornehmes De verwandelt hatte, befremdete ihn nicht so sehr, denn das konnte für einen Schreibfehler gelten. Allein der Zusatz de Laure machte ihn doch stutzen. Er erbrach den Brief. Er war datirt vom Landhaus de Laure bei Gaillac, im Gouvernement Languedoc. Der Verfasser des Briefes unterschrieb sich Martin Chrispin, allerunterthänigster Diener und Verwalter des gnädigen Herrn. Der Inhalt war ungefähr folgender: Da Herr St. Valerien des Anges das herrliche Gut de Laure, sammt allen Ländereien und dazu gehörigen Rechtsamen, für Herrn de Blond gekauft habe, wolle sich der bisherige Verwalter seinem neuen Gebieter unterthänigst zu Gnaden empfehlen, und bitten, daß ihm seine jetzige hohe Herrschaft ihr Zutrauen gewähren möge. Alle Dienerschaft auf dem Gute wünsche nichts sehnlicher, als den gnädigen Herrn bald daselbst persönlich verehren zu können. Auch frage der unterthänige Martin Chrispin an, ob er dem gnädigen Herrn, falls er sich nicht sobald nach de Laure bemühen werde, die einlaufenden Gelder vierteljährlich in guten Wechseln übermachen müsse?

Herr Le Blond las den Brief wohl zehnmal. Endlich warf er ihn auf die Seite und sagte: „Der Martin Chrispin ist ein Narr!“ — Inzwischen machte ihm doch der Name des Herrn St. Valerien des Anges viel Nachdenken, der das Landgut für ihn gekauft haben sollte. „Steckt da etwa der Chaldäer dahinter, und will er mir einen neuen Streich spielen in seiner Manier?“ fragte der Blondin. „Nicht also, Herr Abubeker! Diesmal bekommen Sie mich nicht wieder in Ihr Teufelsgarn.“ — Er legte den Brief zu den drei alten, blinden Goldstücken.

Acht Tage nachher kam abermals ein ziemlich dicker Brief. Es war ein alter, Form Rechtens ausgefertigter Kaufbrief, vom Gut de Laure, worin Käufer und gegenwärtiger Eigenthümer genannt ward; dabei lagen dankbar ausgestellte Quittungen für die baar

durch Herrn Le Blond an den ehemaligen Besitzer geschehenen Zahlungen. Bei diesen Papieren fand sich ein kleiner Zettel, auf welchem die Worte standen:

Mein Herr!

Hier haben Sie den in eins der angenehmsten und einträglichsten Landgüter verwandelten Schatz. Genießen Sie mit Schweigen. Abubeker.

Der Blondin hatte durchaus keine Ursache, an der Aechtheit des Kaufbriefes zu zweifeln; dennoch traute er dem Chaldäer nicht. Der jährliche Zins allein von dem Gute in Languedoc betrug ja mehr, als gegenwärtig sein ganzes Vermögen und Waarenlager in Seidenzeugen und Spitzen. Wie hätte der Chaldäer zur Verschenkung so ungeheurer Summen kommen sollen? Welche Absicht konnte der räthselhafte Mann dabei haben? Denn das wollte, trotz allen schon gemachten Erfahrungen, dem Herrn Le Blond nicht in den Kopf, daß der hagere, gelbe Freund Abubeker mit seinen funkelnden Augen aus Chaldäa gekommen, dreihundert und zwölf Jahre alt sei, und in Gottes Welt umher fahre, um irgend einer guten Haut einen verborgenen Schatz zuzuweisen. Das wäre ein Handwerk neuer Art gewesen.

Ganz vorsichtig zog er links und rechts Erkundigungen vom Gouvernement Languedoc, der Stadt Gaillac und den Ländereien von de Laure ein. Und da sich das Dasein dieser Güter nicht länger bezweifeln ließ, wollte er noch über die Aechtheit des zu Gaillac ausgestellten Kaufbriefes Sicherheit. Er wandte sich also eines Tages ohne Umstände an den Oberamtspräsidenten, in dessen Hause er wohnte, erzählte demselben, wie er eine beträchtliche Erbschaft von einem Vetter in Ostindien oder dergleichen gemacht, sich dafür die Güter zu de Laure gekauft habe u. s. w. Der Oberamtspräsident, welcher den Blondin bisher kaum als Miethsmann einiger Aufmerksamkeit werth geachtet, horchte mächtig auf, da er von

den Reichthümern des jungen Mannes hörte. Es kam darauf an, die Aechtheit des Kaufbriefes zu prüfen. Der Oberamtspräsident nahm den Pergamentbrief, verglich Siegel, Unterschriften, machte einen freundlichen Bückling, nannte ihn erst „mein Freund", dann, wie er das Pergament noch einmal betrachtet hatte, „mein bester Herr de Blond", dann, da er die Kaufsumme noch einmal las, „Herr Le Blond", und endlich, da er die Reihe wichtiger Rechtsame durchschaute, welche an den Ländereien hafteten, „Herr de Laure".

Der Blondin ahnete schon aus dieser von Minute zu Minute sich steigernden Artigkeit des Oberamtspräsidenten, daß der Chaldäer ehrlich zu Werke gegangen sei. Man bat ihn, sich niederlassen zu wollen. Man fragte, wie er zu der seltsamen Grille käme, den Spitzenhandel auch nur eine Stunde länger fortzusetzen? Man ersuchte ihn dringend, seine Besuche zu wiederholen; der Präsident bot ihm ein ganzes, noch unbewohntes Stockwerk seines Hauses, Küche, Keller, Stallung, Equipage an.

Das Gerücht von der großen Erbschaft des Blondin lief bald durch ganz Namur; der Seiden- und Spitzenvorrath ward in Bausch und Bogen verkauft; Glückwünsche kamen von allen Seiten, Einladungen in die besten Häuser, wo irgend eine vormalige schöne Kundin wohnte; die halbe Stadt behauptete, mit ihm verwandt zu sein.

Aber das Alles machte ihn nicht glücklicher. Was bisher das Hauptgeschäft seines Lebens war, Geld zu sammeln, ward ihm, nun er sich, wie durch einen Zauberstab, an das glänzende Ziel versetzt fand, ganz gleichgültig. Nur Jacqueline lag ihm im Sinn. Er wäre gar zu gern, mit der Grammatik unterm Arm, wieder Sprachmeister bei ihr geworden. In Namur mochte er nicht bleiben. Er beschloß, den General de Fano in allen Welttheilen aufzusuchen, und sollte er darüber wieder zum armen Manne werden.

Nach de Laure.

Will man Reisen in alle Welttheile machen, muß man Geld haben. Der Blondin verließ Namur, um sich zuerst der Kassen seines unterthänigen Martin Chrispin zu versichern.

Seine Reise war ohne Abenteuer, obgleich er sich unterwegs oft aus dem Wagen legte, um sich nach dem Schlosse Charmes umzusehen. Er hatte schon die Provinz Languedoc erreicht, und fuhr noch Abends von Alby weg, einer anmuthigen Stadt auf der Höhe, um einige Meilen gegen Gaillac zu kommen, als ihm das unverhofftesse aller Abenteuer zustieß.

Er war nämlich ausgestiegen, eine Höhe zu Fuß hinauf zu wandern, während der Wagen langsam nachfuhr. Da kam auf der Landstraße den Berg herab ein vierspänniger Wagen, von einigen Reitern begleitet. Alles im schnellsten Trab. Der Blondin hatte kaum Zeit, auf die Seite zu springen. Indem er den flüchtigen Blick auf die Reisenden im Wagen warf, erkannte er oder glaubte er zu erkennen, was er in Ewigkeit nicht beisammen vermuthet hätte. Da saß der gelbe, hagere Chaldäer im tiefsten Gespräch verloren neben der wunderlieblichen Jacqueline. Er stand wie versteinert, rieb sich die Augen, denn es wollte dunkel vor ihnen werden; sah wieder auf, aber nun sah er gar nichts mehr; denn Wagen, Jacqueline, Chaldäer, Roß und Mann waren verschwunden, wie ein Luftbild. Da er aber das Luftbild noch in der Ferne über den steinigen Weg rasseln hörte, machte er geschwind links um, den Berg hinab, an seinem Wagen vorbei. Seinem Kutscher rief er nur zu, sogleich nach der Stadt Alby umzukehren. Das Umwenden der Kutsche auf der Bergstraße war eben so leicht nicht. Während dazu mit großer Noth die Versuche geschahen, hatte der Blondin schon den Fuß des Hügels erreicht. Die Reisenden aber wurden von ihm nicht mehr erblickt.

Deſto unbändiger lief er, bis er athemlos an einem Maulbeerbaum niederſank.

Indem jagten einige andere Reiter daher, an ihm vorüber, kehrten wieder um, da ſie ihn erblickten, und fragten, ob ihm in der Gegend ein Wagen begegnet wäre, worin ein Herr mit einem Frauenzimmer geſeſſen?

„Allerdings!“ rief Le Blond, der nun ſeinerſeits auch fragen wollte. Allein die Reiter ließen ihn nicht zu Worte kommen. Man ſah ihnen Angſt, Zorn und Eile an. „Hat die Dame geſchrien?“ fragten ſie.

„Keineswegs!“

„War ihr Mund verknebelt?“

„Ich glaube nicht.“

„Machte ſie keinen Verſuch, ihrem Entführer zu entrinnen?“

„Entführer?“ ſtammelte der Blondin, und verlor faſt das Bewußtſein.

„Wohin ſind ſie?“

Der Sprachloſe zeigte nur mit der Hand nach der Weltgegend, und die Eilfertigen ſprengten davon.

„Alſo entführt von dem Chaldäer!“ ſeufzte der Blondin, und ſtieß alle Verwünſchungen gegen denſelben aus, die ihm eiferſüchtige Wuth einflößen konnte. Zwar fiel ihm bei, daß eigentlich ein dreihundert- und zwölfjähriger Liebhaber kein gefährlicher Nebenbuhler ſein ſollte; aber wer kann einem Hexenmeiſter trauen?

Sobald ſein Wagen herbeikam, warf er ſich hinein, und nun ging's wie geflügelt nach Alby. Es fing ſchon an zu dämmern, als man in die Stadt einfuhr. Nun war die Frage, wohin weiter in der Nacht.

„Ins Wirthshaus!“ ſagte der Blondin, der unterdeſſen zur Ueberlegung gekommen war. Denn Thorheit ſchien es ihm, in fremdem Lande, in dunkler Nacht umher zu reiſen. Er hoffte

dafür in Alby über Jacquelinen, oder ihren Vater oder den gottlosen Chaldäer etwas zu erfahren.

Er erfuhr aber nichts, ungeachtet er sogar in ein öffentliches Konzert ging, welches den Abend gegeben ward, und wo er alle seine Nachbarn befragte und von einer Entführung erzählte.

Die letzte Erscheinung des Chaldäers.

Er legte sich gramvoll ins Bett. Von der Reise ermüdet, schlief er bald ein. Aber noch graute der Tag kaum, so weckte ihn ein heftiges Rütteln. Er schlug die Augen auf, und sah zwischen seinen beiden Bedienten, welche in Nachtkleidern, schlaftrunken mit brennenden Kerzen vor seinem Bette standen, den Chaldäer. Der Chaldäer winkte; die Diener setzten die Kerzen auf den Nachttisch und entfernten sich.

„Herr Le Blond: ich versprach Ihnen, Sie noch einmal zu sehen!“ sagte der Chaldäer.

„Es ist mir sehr angenehm,“ erwiederte der Blondin, der die ganz unerwartete Erscheinung wie ein Gespenst anstarrte; „aber Herr Abubeker — —“

„Still! Ich heiße hier nicht Abubeker, sondern unter den Franzosen trage ich einen französischen Namen. Ich heiße jetzt St. Valerien des Anges.“

„Ganz wohl, Herr St. Valerien des Anges; aber — —“

„Ich habe mein Werk an Ihnen vollbracht, Herr Le Blond. Jetzt reise ich nach Island, um mir an den Flammen des Hekla den Stein der Weisen zu pulvern.“

„Vortrefflich, Herr St. Valerien des Anges; aber erlauben Sie mir nur eine Frage: muß das Fräulein de Fano auch beim Pulvern helfen?“

„Welche Thorheit!“

„Aber Sie haben meine Geliebte entführt. Nehmen Sie alle meine Schätze wieder, und geben Sie mir Jacquelinen.“

„Ich das Fräulein entführt? Wer sagt Ihnen das?“

„Mein linkes und rechtes Auge. Sie jagten gestern auf der Straße mit ihr an mir vorbei.“

„Unnütze Eifersucht. Ich führte sie Ihnen zu. Ich bin mit einer Fee vermählt auf dem Kaukasus. Ihren bösen Argwohn sollte ich strafen, wenn ich zürnen könnte. — Doch meine Zeit ist kurz. Ihr Glück ist gemacht. Genießen Sie es als ein Weiser. Reden Sie nie von Ihrem Traum, nie davon, wie Sie zu dem Landgut de Laure gekommen sind. Schwätzerei brächte Ihnen den Tod. Verstehen Sie mich? — In dem Augenblick, da Sie dies Gebot übertreten, wird Sie auf meinen Wink, und wäre ich tausend Meilen von Ihnen, einer meiner Dienstgeister ergreifen, durch alle Lüfte davon schleppen und in den brennenden Kessel des Hekla hineinwerfen.“

„Ich möchte ihn nicht bemühen. — Aber Jacqueline?“

„Sie weiß jetzt, daß Sie hier in der Stadt sind.“

„Woher wußten Sie's denn?“

„Hätte es mir nicht meine Kunst gesagt, so müßte ich's auch schon im Konzert gewußt haben, wo ich Sie sah.“

„Und Jacqueline? wo ist sie?“

„Geduld! folgen Sie der Einladung, die heute an Sie kommen wird. Leben Sie wohl. Seien Sie durch Schweigen glücklich.“

Der Chaldäer ging davon.

Herr Le Blond war außer sich. Er sprang aus dem Bette, warf einige Kleider um, rief die Bedienten, schickte sie dem Chaldäer nach, um zu erfahren, ob er vielleicht und wohin er, und ob er etwa mit einem Frauenzimmer verreise. — Ungeachtet der Blondin an das Wort des übernatürlichen Mannes zu glauben anfing, so plagte ihn doch die Eifersucht. Denn er fühlte, Jacque-

line ſei wohl mehr werth, als eine hundertjährige Fee auf dem Kaukaſus. Er lief auch ſelbſt in der Stadt herum, den Chaldäer noch einmal zu erblicken; aber eben ſo vergebens, als ſeine Bedienten. Ganz Albi ſchlief.

Er mußte ſich alſo auf Abubekers Verheißungen verlaſſen. „Prellt er mich diesmal nicht,“ dachte er, „ſo iſt er wahrhaftig ein Ehrenmann; ſo glaube ich an ſeine dreihundert und zwölf Jahre, an ſeinen Kaukaſus, an ſein Steinepulvern am Heklafeuer, und ſogar, daß ich nur von Charmes und meiner Herzogin von Melſi geträumt habe.“ — Die Zeit ward ihm lang. Er ſah den ganzen Morgen zum Fenſter hinaus, der Botſchaft Jacquelinens oder der Einladung zu ihr gewärtig.

Gegen Mittag ward nach ihm gefragt. Dem Blondin pochte das Herz. Aber er verwunderte ſich ſehr, als ein ſtattlicher Herr erſchien, der ihm die Einladung brachte, den Erzbiſchof von Albi zu beſuchen und bei ihm zu Mittag zu ſpeiſen. Er ſagte zwar zu, aber das Ding ward ihm verdächtig. Denn wie kam er dazu, vom Erzbiſchof eingeladen zu werden? Vielleicht ein Chaldäerſtreich, durch den Abubeker Zeit zu gewinnen hoffte, Jacquelinen deſto bequemer ins Sichere zu bringen.

Seit der Blondin einmal Herzog geweſen war, wenn auch nur im Traum, war ihm nichts leichter, als eine vornehme Rolle zu ſpielen. Der erzbiſchöfliche Hof machte dem Er-Spitzenhändler daher gar keine Verlegenheit. Mittags kam der Staatswagen Sr. Gnaden; der Herr de Laure im zierlichen Kleide, doch immer als Reiſender, ſtieg ein, und nach wenigen Minuten ward vor dem großen biſchöflichen Garten in der Vorſtadt Chateauvieux gehalten.

Er ſtieg aus. Der Erzbiſchof mit mehrern Herren wandelte im Garten. Es war ein prächtiger Tag. Die erſten Begrüßungen und Höflichkeiten gingen bald vorüber. Der Blondin ſchien Allen ſchon bekannt zu ſein; Alle ſprachen ihm von ſeinem prächtigen Landgut de Laure; Alle beklagten, daß ſein Freund St. Valerien des Anges ſo bald und ſo plötzlich habe abreiſen müſſen.

„Auch wir müſſen nähere Bekanntſchaft mit einander ſchließen,“ ſagte ein alter Herr mit ſteifem Fuß, „denn durch Ihren Ankauf von de Laure ſind wir beide die nächſten Nachbarn geworden. Ich bin der General de Fano. Meine Tochter behauptet, Ihre Bekanntſchaft ſchon in Namur gemacht zu haben.“

Der Blondin ward roth und blaß. Der alte General bemerkte es und lächelte ſchlau. „Geben Sie mir Ihren Arm zur Stütze; das Mädchen iſt drüben in der Laube. Es weiß ſchon, daß Sie hier ſind.“

Der Blondin bebte, wie vom Fieberfroſt ergriffen. Er läugnete nicht, Jacquelinens Bekanntſchaft zu Namur gemacht zu haben, und läugnete noch manches Andere nicht, was ſonſt nicht zu läugnen war. Muthiger ſetzte er dann hinzu: „Ich wünſchte, mein Freund St. Valerien des Anges hätte Ihnen Alles geſagt, was er wußte, was er wohl hätte ſagen ſollen — daß ich auch gern Ihrem Herzen der nächſte Nachbar geworden wäre.“

„Das hat er redlich!“ erwiederte der General, „und er wird Ihnen auch geſagt haben, daß ich es mir zur Ehre rechne, Sie als meinen Sohn zu begrüßen.“

Der Blondin, von Erſtaunen und Entzücken übermannt, würde dem General gern dankbar zu Füßen gefallen ſein, wenn nicht in dem gleichen Augenblick deſſen liebenswürdige Tochter zum Vor-

ſchein gekommen wäre, vor welcher man den Fußfall noch lieber gethan hätte.

Was ſoll ich weiter erzählen? Der Chaldäer hatte alles eingeleitet, alles wohl gemacht. Jacqueline wußte durch ihn des geliebten Blondins Glücksvergrößerung, nahe Ankunft — alles. Ihr Vater, welcher ſich mit einem ſteifen Bein aus der Laufbahn der Ehre zurückgezogen und nur ein mäßiges Vermögen erſpart hatte, war ſehr wohl zufrieden, den reichen Schwiegerſohn zu bekommen. Der wunderbare Chaldäer hätte auch wahrſcheinlich den großen Landſitz de Laure nicht gekauft, wäre es ihm nicht geweſen, um den liebekranken Blondin recht in Jacquelinens und des Generals Nähe zu pflanzen.

Was ſoll ich erzählen, daß Herr de Laure, noch an der Tafel des Erzbiſchofs, zum Bräutigam Jacquelinens proklamirt ward; daß er in Geſellſchaft ſeiner Auserwählten und ihres Vaters in ſein Schloß einzog; daß die Hochzeit glänzend war; daß der Blondin aber von allem Glanz dabei doch nichts glänzender fand, als die Thräne der Freude in Jacquelinens Augen, da ſie im köſtlichen Brautſchmuck ihm um den Hals fiel — nur eine flüchtige Minute der Einſamkeit ward dazu benutzt — und ſagte, indem ſie ihre Arme um ihn ſchlang, mit ſeelenvoller Stimme: „Io amo!“ — „Tu ami!“ rief er, und kniete vor der freudeſtrahlenden Göttin.

„Egli ama!“ rief ſie ſelig, hob ihn auf, und indem beide liſpelten: „Noi amiamo!“ erſtarben alle andern Worte.

Kriegerische Abenteuer eines Friedfertigen.

Neunundvreißigster Geburtstag.

Am 6. Oktober 1806 — ich wohnte in einem etwas erhaben gelegenen kleinen Gelehrtenstübchen zu Berlin — war mein neunundvreißigster Geburtstag. Als ich erwachte, die Kirchenglocken läuteten schon, es war an einem Sonntag, überlief mich kalter Schauder. Denn, dacht' ich, übers Jahr ist dein vierzigster Geburtstag; der vierzigste!

Im neunzehnten Jahre erwartet der Jüngling noch mit Vergnügen die Ehre des Zwanzigers; denn so lange er in den Zehnern läuft, hält ihn die Welt für unreif zu allerlei Dingen, für die er doch wohl reif sein möchte. Aber im neunundzwanzigsten Jahre bringt der junge Mann schon sauersüße Miene zum dreißigsten Geburtstag. Die Flatter- und Flitterzeit des Lebens ist vorbei. Aber gar der vierzigste! — ach, — vierzig Jahre! Und ohne Amt und ohne Lebensgenossin!

In diesem Falle war ich; wahrlich nicht aus eigener Schuld. Daher beschloß ich in meinem eigenen Rath, so lange ich noch Mitglied vom Orden der Hagestolzen sein müsse, nie älter als neunundvreißig, nie jünger als achtundvreißig zu sein, und sollte ich darüber neunundachtzig werden und neunundneunzig.

Mit diesem verzweiflungsvollen, doch weisen Entschluß stand ich auf und wählte meine Sonntagskleider. Aber, wie gesagt, die Seele war voll bittern Schmerzes.

Bald vierzig, und noch einsam! noch immer nichts, als ein armer Candidatus theologiæ, ohne Anstellung, ohne Aussichten! — nicht einmal die Lehrerstelle an einer Stadtschule hatte ich erringen können. Wozu meine ganze Gelehrsamkeit, mein dreißigjähriger Fleiß, mein, ich darf's wohl sagen, reiner Lebenswandel? Ich hatte keine Verwandte, keine Fürsprecher, keine Gönner. Da lief ich noch immer, Woche aus, Woche ein, von Straße zu Straße, Privatunterricht zu geben, mir ein ärmliches, freudenloses Leben zu fristen. In Erholungsstunden war ich Schriftsteller, arbeitete in Journalen und Almanachen. Ach, das ist saure Arbeit! Die Buchhändler zahlten mir die Prachtschöpfungen meiner Musen nur mit Kupfermünze.

Man hatte mich zwar überall lieb; man lobte meine Talente, aber Keiner half mir — höchstens ward ich zu Gast geladen. O ihr Himmelsträume meiner Jugend, wie hattet ihr mich getäuscht! — Andere, die nicht gearbeitet hatten, freuten sich der Goldärnten. Nun bedauerten sie mich. Hätten sie mich lieber gehaßt! — Und die gute Friederike, ach sie war mir vergebens treu! auch sie mußte verblühen, wie eine Alpenblume in der Einsamkeit, die Niemand kennt.

Hier schossen mir die Thränen ins Auge. Ich überließ mich ungehindert meinem Schmerz. Ich schluchzte und weinte, wie ein Kind. O, hätte mich mein guter Vater das geringste Handwerk erlernen lassen!

Friederike war seit neun Jahren meine versprochene Braut. Fromm, wie eine leidende Heilige, stand sie so unverwandt und vergessen und arm in der Welt, wie ich; sah nur auf mich. Sie war eines Hofraths Tochter, der nach einem Bankerott plötzlich

gestorben war. Ihre alte Mutter, die in einer kleinen Stadt der Neumark an der polnischen Grenze in kläglichen Umständen lebte, war zu arm, um ihre Tochter bei sich zu haben. Friederike diente in einem Hause zu Berlin, als Gesellschafterin einer gnädigen Frau, oder redlicher gesprochen, als — Kammerjungfer, und unterstützte die bedürftige Mutter. — Trotz meines fröhlichen Humors wäre ich oft verzweifelt, hätte mich die edle Friederike nicht wie ein besserer Engel wieder erhoben.

Nun aber rückt' ich den Vierzigern zu, und Friederike war schon sechsundzwanzig! Ich noch immer ein armer frommer Candidatus theologiæ, und sie — Kammerjungfer.

Der Brief.

Unter diesen trostlosen Betrachtungen hatte ich mich angekleidet. Da ward gepocht. Der Briefträger trat herein. Ein dicker Brief; er kostete mich fünf Groschen. Schwere Ausgabe für eine fast zum Boden leere Kandidaten-Kasse!

Ich warf mich gemächlich auf meinen Strohsessel hin, um ein Viertelstündchen aus Adresse und Siegel den Schreiber zu errathen. Das thue ich immer gerne, meine Neugier zu bekämpfen; nebenbei auch, mich am Spiele schöner Hoffnungen zu ergötzen, deren Erfüllung mir aus dem Brief entgegensteigen könnte. Die Frage war, ob ihn öffnen, oder das Lesen bis morgen verschieben? — Denn heute war mein Geburtstag, und an einem Geburtstag mochte ich keine, vielleicht üble, Nachricht lesen. Sie wäre mir schlimme Vorbedeutung fürs ganze Jahr gewesen. Man ist abergläubig, wenn man unglücklich ist, trotz aller Freigeisterei nebenbei.

Ich zog das Loos. Es entschied für Nichtentsiegeln. Böses Zeichen! — „Nein, dem Schicksal Trotz geboten, und die abergläubige Furcht verbannt!“ flüsterte in mir die Neugier im Panzer-

rock des Heldenmuthes. — Weg war das Siegel, und ich las — las, und meine Augen wurden von Thränen dunkel. — Ich mußte den Brief weglegen, um mich zu faſſen. Ich las ihn wieder — o ewige Vorſehung, o Friederike! — Ich warf den Brief hin, und mich auf die Knie, und beugte meine Stirn auf den Erdboden nieder, und weinte vielleicht die erſten Thränen des Entzückens in meinem Leben, und dankte dem Allverſorger im Himmel für ſo viele Gnade.

Der Brief kam nämlich von meinem einzigen Gönner, einem Handelsmann in Frankfurt am Main, in deſſen Familie ich lange, als Hauslehrer, gelebt hatte. Durch Zufall — o nicht doch; wo ein Gott iſt, da iſt kein Zufall! — genug, durch Verwendung meines gütigen Freundes hatte ich in den Patrimonialgütern eines mediatiſirten Reichsgrafen den förmlichen Ruf als Pfarrer erhalten, mit ſiebenhundert Gulden Gehalt, freier Wohnung, Garten, Holz u. ſ. w., und dazu noch die Hoffnung, wenn ich das Glück hätte, dem Herrn Reichsgrafen perſönlich zu gefallen, Lehrer ſeines jungen Sohnes, mit beſonderer Gehaltzulage, zu werden. Zu dem Ende ſollte ich mich am neunzehnten Oktober unfehlbar in Magdeburg einfinden, wo an dieſem Tage der Herr Graf auf einer Reiſe eintreffen würde, und mich zu ſehen verlangte. — Mein Frankfurter Mäcen konnte mir vom Charakter des Grafen, ſeines Freundes, nicht Lobeserhebungen genug machen. — Im Briefe lag die Vokation ſelbſt eingeſchloſſen, vom Grafen unterſchrieben.

So ſtand ich nun unverhofft am Ziele meiner zwanzigjährigen Wünſche! — Ich vollendete in der Geſchwindigkeit meinen Anzug, und, mit der Vokation in der Taſche, ging ich ſogleich — nein, flog ich zu der einzigen Freundin.

Ihre Herrſchaft war zum Glück in der Kirche. Ich fand Friederiken allein. Sie erſchrak, als ſie mich ſah. Ich war athemlos. Mein Geſicht glühte. Meine Augen funkelten. Sie führte mich

ängstlich in ihr Stübchen. Ich wollte ihr mein Glück verkünden, aber ich konnte nicht reden. Ich weinte — schloß sie mit Heftigkeit an mein Herz, und legte mein brennendes Gesicht auf ihre Schulter.

Sie zitterte erschrocken in meinen Armen. „Welches Unglück ist Ihnen denn begegnet, daß es Ihren alten schönen Muth so ganz zermalmt hat?“ sagte sie. — „Ach, Friederike!“ rief ich: „des Leidens ist mein Herz gewohnt; ich wollte wohl das schwerste Schicksal mit Lächeln begrüßen. Aber die Freude ist mir ein ungewohnter Gast; gegen sie stehe ich ganz ohne Waffe. Ich schäme mich, aber sie beugt mich Philosophen mit Zentnerlast.“

„Die Freude, Herr Doktor?“ sagte Friederike erstaunt.

Wohlverstanden, ich war von Universitäten her Magister bonarum artium, wollte aber aus modischer Bescheidenheit lieber Doktor der Philosophie, als Meister aller freien Künste heißen.

„Wissen Sie noch,“ rief ich, „als wir uns im Garten von Sanssouci zum ersten Mal gestanden, wie lieb wir uns wären? Es sind nun neun Jahre. O Friederike! und den Schwur der Tugend und Liebe, den wir damals unter dem sternenvollen Himmel vor dem Allgegenwärtigen schworen, haben wir, wenn gleich hoffnungslos, doch treu gehalten, bis heute. Willst du mir nun folgen, Friederike?“ setzte ich leise hinzu und schüchtern; zum ersten Mal nannte ich sie du — „dich erwartet eine ländliche Wohnung, ein freundlicher Garten, ein — willst du mein Glück mit mir theilen? — sieh her, da ist die Vokation, ich bin Pfarrer geworden.“

Sie las die Briefe. Freude umstrahlte ihr schönes Antlitz immer heller, je weiter sie las. So reizend war sie mir nie erschienen. Dann ließ sie die Hände sinken mit den Briefen, und sah stumm und erröthend zu mir empor, und über ihre Wangen

perlten einige Thränen nieder. „Ich gehe mit dir, wohin du willst, Ferdinand!“ stammelte sie, und sank schluchzend an meine Brust. O das erste Du von ihren Lippen und meinen Taufnamen, den ich für mich seit dem Tode meiner geliebten Mutter von keinem Menschen mehr gehört hatte!

Wir waren seliger, als die Engel im höchsten aller Freudenhimmel. Nach einer Weile riß sich die Liebliche von mir los, streckte die gefalteten Hände weinend empor, sank dann auf die Knie, und lag mit dem Gesicht auf dem Stuhl in der Stellung einer Betenden.

Endlich richtete sie sich wieder auf, und indem sie mich mit unbeschreiblich schönem Lächeln ansah, war ihre erste Frage: „Ist denn das Alles wahr? Es ist mir wie Traum. Zeigen Sie mir doch die Briefe. Ich weiß kein Wort mehr von Allem, was darin steht.“

Verlobung und Abschied.

„Es versteht sich von selbst,“ sagte ich, „den Boden meiner Pfarrei betrete ich nicht, ohne vermählt zu sein. Wie könnte ich auch in den ersten Tagen meines Berufs die weltliche Sorge um Anordnung unserer kleinen Wirthschaft übernehmen? Wo ist meine Studierstube? wo unser Wohnzimmer? Du, Friederike, mußt mir doch das Alles zeigen. Du mußt mir das fremde Haus zur freundlichen Heimath machen. Nur vergiß mir nicht, daß mein Arbeitsstübchen ein Fenster hinaus in deinen Blumengarten habe, damit ich dich im Frühjahr zuweilen sehen kann, wenn ich studiere, und du draußen pflanzest.“

Sie erröthete, lächelte verschämt, und wollte davon nichts hören. Aber doch sprach sie von neuen Fensterumhängen, und wie der Garten eingerichtet werden müsse, und ob es nicht besser und

wohlfeiler sei, Alles, was man gebrauche, in Frankfurt einzukaufen? Dann auch von der alten Mama, die wir zu uns nehmen wollten, und von Küche und Keller.

Unter solchen Umständen blieb nun wohl nichts anderes übrig, als ernst ans Werk zu schreiten, die gnädige Herrschaft um Friederikens Entlassung anzugehen, mein Kandidatenstübchen und meine Lektionen aufzukündigen, uns, als Brautleute, von der Kanzel proklamiren zu lassen u. s. w.

Alles ging in löblicher Ordnung von Statten. Glückwünsche und kleine Geschenke träufelten mir von allen Seiten zu. Ich war bald reicher, als ich seit vielen Jahren gewesen. Einer meiner Berliner Freunde, dessen Kinder ich unterrichtet hatte, bot mir zu der bevorstehenden Reise nach Magdeburg seinen leichten Reisewagen an, den ich nicht ausschlug.

Ich versah mich mit den nöthigen Pässen. Es war stürmische Zeit; Krieg und Kriegsgeschrei rings umher. Unser König stand mit seinem Heer schon in Thüringen dem bisher unbezwungenen Napoleon gegenüber. Doch blieben wir ziemlich unbesorgt. Es war gar nicht daran zu zweifeln, daß die Franzosen gleich in den ersten vierzehn Tagen über den Rhein zurückgejagt sein würden. Aus Spekulation hatte ich wirklich in meinem Dachstübchen schon fünfundzwanzig preußische Kriegs- und Siegeslieder gemacht, worin ich alle künftig zu liefernden Schlachten so genau beschrieb, daß nur der Name des Schlachtfeldes hinzuzusetzen übrig blieb. Ich hoffte damit von Buchhändlern in Berlin einen schönen Thaler Geld zu gewinnen. Aus Vorsicht steckte ich das Manuskript der Siegeslieder gleich zu mir, um nöthigen Falls schon in Magdeburg die ersten drucken zu lassen.

Am 14. Oktober, am Tage des Untergangs der alten preußischen Herrlichkeit bei Jena und Auerstädt, nahm ich von Friederiken Abschied. Seit neun Jahren die erste Trennung! Gleich

nach meiner Rückkehr von Magdeburg ſollte unſere Hochzeit in Berlin und die Abreiſe zum Pfarrhauſe ſein. So reizend auch die Fernſicht ſchimmerte, konnten wir uns doch beim Abſchiede damit nicht tröſten. Uns war, als würden wir auf ewig von einander geriſſen. Ich läugnete zwar, als Doktor der Philoſophie, herzhaft alles Ahnungsvermögen des Menſchen hinweg; aber als Bräutigam glaubte ich mit frommer Einfalt daran. — „Ferdinand! Ferdinand! Gott ſei mit dir! ſei glücklich! aber wir ſehen uns nie wieder!“ rief Friederike ſchluchzend.

Reiſe nach Magdeburg.

Am 15. Oktober fuhr ich vergnügt, wie ein Gott, zum Brandenburger Thor hinaus; meine Vokation und die Siegeslieder in der Taſche. In Potsdam mußte ich einiger Geſchäfte willen übernachten. Abends ging ich hinaus nach Sansſouci. – Im Garten auf der klaſſiſchen Stelle, wo einſt die ſiebenzehnjährige Friederike mir ewige Liebe ſchwor, erneuerte ich nach neun Jahren mein treues Gelübde. Dann ſchrieb ich der Theuren bis tief in die Nacht eine Iliade von meinen Hoffnungen und Träumen; ſchilderte die Seligkeit unſers künftigen häuslichen Lebens in der Pfarrwohnung, fern vom Getümmel der großen Welt.

„Du und ich, Friederike, was bedürfen wir mehr, um den ganzen Himmel auf die Erde niederzuziehen? Unſere Hütte, unſer Gärtchen wird für uns der ſchönſte Theil von Gottes Schöpfungen heißen. Unbeneidet von Andern, werden wir ſelbſt Engel nicht beneiden.“

Unter den Melodien des letzten Wunſches von Salis entſchlummerte ich — meine Träume waren nur buntere, glänzendere Fortſetzungen des Wachens. Früh ging's den andern Tag auf den Weg. Ich war mein eigener Kutſcher, und das Roß gar fromm

und brav. Unterwegs pflog ich vorübergehend im Geist Gespräche, die ich in Magdeburg mit dem Grafen halten wollte, um mich ihm von der glänzendsten Seite zu zeigen, — oder mit Friederiken, wenn ich sie im Pfarrhause herumführen würde, und sagen könnte: sieh', Engel, dies ist dein Königreich. Zur Abwechslung hielt ich im Geist auch wohl meine Antrittspredigt in der Kirche, vor allem versammelten Volk, das in mir seinen Seelenhirten ehrte, und vor der anwesenden hohen Herrschaft. Ich sprach sehr rührend; kein Auge in der Gemeinde blieb trocken. Man betete mich fast an. Meine Friederike fiel mir um den Hals, und gab mir den süßesten des Lohns, einen Kuß.

Zu Brandenburg war im Wirthshause alles sehr lebendig. Man sprach von großen Schlachten, die zwischen Napoleon und dem geliebten König vorgefallen sein sollten; Prinz Louis Ferdinands Heldentod bei Saalfeld sei furchtbar gerächt worden; in den Thüringer Wäldern hemmen die Leichname der erschlagenen Weltüberwinder den Lauf der Ströme. — „Und wie ist's dem Kaiser Napoleon ergangen?" fragte ich dazwischen. — Man vermißt ihn. — „Und der Marschall Lannes?" — Todt. — „Und Davouſt?" — Todt! — „Und Ney?" — Todt! — alles todt! —

Da konnte ich mich nicht länger halten — ich griff nach meiner Tasche, um die Siegeshymnen herauszuziehen. Ein alter Mann hinter mir setzte seine Pfeife ab, und bückte sich, wie von ungefähr, und murmelte mir mit der tiefsten Baßstimme ins Ohr: „Wollte Gott, es wäre an dem! aber ich weiß, alles ist falsch. Es ist gewiß großes Unglück begegnet."

Die Hand ward mir bei diesen Worten in der Tasche lahm. Ich ließ die tyrtäischen Gesänge einstweilen an Ort und Stelle. „Großes Unglück? Und ich in Magdeburg? Konnte sich Napoleon mit seiner Armee nicht zwischen mich und Friederiken drängen?" Es ergriff mich, wie Fieberfrost.

Aber außer dem alten, unheilweissagenden Manne jubelte das Volk im Wirthszimmer so laut, so überzeugend; jeder beschrieb die Schlachten und Siege des Königs so umständlich mit allen Nebenereignissen, daß man dergleichen schlechterdings nur mit eigenen Augen gesehen oder nur von Augenzeugen erfahren haben konnte. Ich pflichtete, wie billig, der Stimmenmehrheit bei, und ging ruhig schlafen.

Böse Ahnungen.

Am folgenden Tag begegneten mir unterwegs auf der Landstraße einzelne Kuriere, die von Magdeburg oder von der Armee zu kommen schienen, und nach Berlin eilten. Das feierliche Schweigen dieser Eilboten war mir sehr verdächtig; denn die Freude pflegt sich sonst, auch unaufgefordert, mitzutheilen.

In einem Dorfe zwischen Ziesar und Burg war eine große Menge Volks zusammengelaufen. Ich fuhr gegen den Haufen, aber er theilte sich nicht. Nun erst bemerkte ich vor einem großen Hause gesattelte Pferde, und im Hause an den Fenstern preußische Husaren.

„Was gibt's Neues?“ fragte ich die umstehenden Leute, während ich mit dem Wagen hielt. — „Ach, du mein Herr und Gott!“ schrie ein altes Bauernweib: „der König hat ja Alles verloren, und die Franzosen sind schon unterwegs, und vielleicht schon in einer Stunde hier.“

Natürlich gab ich auf die Nachricht nicht viel. Aber doch wollte ich mich näher belehren, und lenkte gegen das große Gebäude, sprang vom Wagen und ging hinein. Alle Stuben wimmelten von Menschen. Husaren, Bauern, Beamte standen gedrängt durch einander, schmauchten ihre Pfeife, tranken, fluchten, erzählten. — Keiner machte ein frohes Gesicht. Bald war die Rede von der

Niederlage der Preußen; von der Nähe der Franzosen; bald von einem Herrn Oberstwachtmeister, der wegen seiner schweren Wunden nicht länger zu Pferde sein konnte, sondern gefahren werden müsse. Man sollte eine Chaise herbeischaffen; man hatte Boten in die Nachbarschaft ausgeschickt.

Ich war außer mir vor Schrecken, suchte ein Plätzchen an einem der Tische, und ließ mir von dem elenden Bier geben, um Gelegenheit zu haben, den Hergang der Dinge genauer zu erfahren und Maßregeln nehmen zu können. Nach zehn Minuten verloren sich die Husaren aus den Stuben; es hieß: sie sitzen auf! Ich drängte mich zum Fenster, um sie abreisen zu sehen, und sah sie wirklich im gleichen Augenblicke davon eilen, und zwischen ihnen — meinen Berliner Reisewagen im vollen Trab davon gehen.

Da hatte ich gut zum Fenster hinausrufen: „Halt, es ist mein Wagen!“ — In einer Minute war alles verschwunden. Ich arbeitete mich durch die Menge der Bauern hinaus ins Freie. Der Platz war leer; mein Wagen fort.

„Beruhigen Sie sich!“ sagte ein kleiner, hagerer Mann, welcher hier das Ansehen eines Beamten hatte: „der Herr Oberstwachtmeister schickt Ihnen den Wagen heute wieder zurück. Er will ihn nur bis zum nächsten Ort mitnehmen. Der gute Herr war an seinen Wunden sterbenskrank, und wählt den nächsten Weg zu seinen Gütern.“

„Wer ist denn aber dieser Herr Oberstwachtmeister?“ fragte ich. Keiner wußte es. — „Und wohin ist er mit dem Wagen?“ Keiner wußte es. — Ich lief durchs Dorf in der Richtung, wie der Wagen mit seiner Begleitung gegangen war. Vor dem Dorf spaltete sich der Weg in drei bis vier andere. Aber nirgends war eine deutliche Spur der Flüchtlinge zu bemerken; nirgends fand ich Leute, die mir Nachweisung geben konnten; alle waren vor dem großen Hause versammelt, zu dem ich traurig zurückkehrte. Nie-

mand bekümmerte sich um meine Verlegenheit; jeder dachte an die Nähe seiner eigenen Noth, an die Nähe der Franzosen.

„Schreiben Sie, protokolliren Sie das mir widerfahrene Unrecht!“ sagte ich zu dem Beamten: „Das ganze Dorf, Sie selbst sind der Gewaltthat Zeuge. Schreiben Sie, daß ich auf Unkosten des Herrn Oberstwachtmeisters hier im Dorfe liegen bleibe und zehre, bis er mir den Wagen zurückgeschickt hat, und daß ich mir übrigens auf dem Wege Rechtens alle übrige Genugthuung vorbehalte.“

Der Schreiber schrieb; ich ließ mir Abschrift des Protokolls geben, und legte sie zu den Siegesliedern. Die Nacht verstrich; der folgende Tag verstrich. Meine Ungeduld stieg aufs Höchste. Der Wagen kam nicht wieder.

Nun brach der neunzehnte Oktober an. O Himmel, und der Herr Reichsgraf erwartete mich in Magdeburg! Ich verlangte auf Unkosten des Oberstwachtmeisters eine Fuhre, wenigstens ein Pferd, um mich an meinen Bestimmungsort begeben zu können. Allein der Oberstwachtmeister hatte so wenig Kredit, daß man mir auf seinen Namen nichts, mir sogar, ohne Zahlung meiner Schuld, keinen freien Abzug gestatten wollte.

Zum Glück hatte ich meine Baarschaft bei mir. Kanzioniren konnte ich mich wohl. Aber auch mit meiner Garderobe war der Oberstwachtmeister durchgegangen. Wovon sollte ich dem Berliner Freund für Roß und Wagen Ersatz geben; wovon mir neue Kleider und Wäsche kaufen, mit Friederiken die weite Reise zur Pfarre machen? — Wahrhaftig, eine schwere Prüfung des Glaubens für den designirten Pfarrer!

Ich schnitt mir einen Knotenstock, und wanderte muthig zu Fuß den Weg nach Magdeburg. Der Herr Reichsgraf dort wird dir schon helfen! dachte ich und sang, als ich so einsam durch Duft und Herbstnebel hinwanderte, wohlgemuth mit Gallis:

Wann, o Schicksal, wann wird endlich
Mir mein letzter Wunsch gewährt?
Nur ein Hüttchen still und ländlich,
Und ein eigner, kleiner Herd!
Und ein Freund, bewährt und weise,
Freiheit, Heiterkeit und Ruh' —
Ach! — und dieses seufz' ich leise —
Zur Gefährtin sie dazu?

Die Rückkehr.

Einzelne Haufen preußischer Soldaten von allerlei Regimentern, mit und ohne Gewehre, Marketender und Troßwägen kamen mir entgegen, und zogen stillschweigend an mir vorüber. Ich hatte den Muth nicht, die Kriegshelden anzureden.

„Ei, sieh' da, Herr Doktor!“ wohin?“ rief mich eine Stimme an, als ich zwischen den Gartenhägen des Städtchens Burg abermals auf einen Trupp Soldaten stieß. Es war ein Lieutenant, den ich in Berlin kennen gelernt hatte, weil er mit mir in einem Hause wohnte. Ich pflegte ihn immer scherzweise Karl den Großen zu nennen, weil er sein adeliches Geschlechtsregister bis zu diesem Sachsenbekehrer hinaufführte.

„Nach Magdeburg, Herr Lieutenant.“

Sie kommen nicht mehr hinein, Herr Doktor; die Franzosen belagern es schon mit 150,000 Mann. Kehren Sie mit mir um, wenn ich Ihnen rathen darf. Fort nach Berlin! der Feind folgt uns schon auf dem Fuße. Alles ist verloren. Braunschweig todt; Möllendorf gefangen; vom König weiß kein Mensch mehr. Die Reserve unter Prinz Eugen vom Würtemberg ist gestern bei Halle aufgerieben.“

„Aber, Herr Lieutenant, ich muß — muß heute nach Magdeburg.“

„So rennen Sie in die Bajonnette der Franzosen. Glück auf die Reise, Herr Doktor!“ — Indem Karl der Große dies sagte, sprengten zwei Dragoner neben uns weg, und schrien: „Der Feind ist schon bei Wittenberg über die Elbe!“ — Da verdoppelte die Infanterie ihre Schritte, und ich — weil ich doch das Belagerungskorps vor Magdeburg nicht allein abtreiben konnte, leistete schnellfüßig dem Lieutenant Gesellschaft, und kehrte dem Reichsgrafen den Rücken zu. — Adieu Pfarrhaus, Paradiesgarten und Hochzeit!

Solchen Streich hatte mir das Schicksal noch nie gespielt, so alt ich auch geworden war. Die Schlacht von Jena zerstörte alle meine Hoffnungen, die nie blühender gewesen waren. Also wieder Doktor, Hagestolz, und arm wie eine Kirchenmaus! Ich wußte nicht, wer durch Napoleons Kriegsglück mehr verloren hatte, der König oder ich?

Aber nun fand mich mein unbarmherziges Fatum wieder auf dem alten, gewohnten Platz, wo ich ihm Stirn bieten konnte. So lange ich noch etwas zu verlieren hatte, war ich voller Furcht und Zittern. Jetzt, da mir auch nicht mehr das letzte Kleid auf dem Leibe gehörte, wenn der Berliner Freund Roß und Wagen bezahlt haben wollte, kehrte mein heiterer Geist zurück, der alles Unglücks spottete.

Beförderung zum Feldprediger.

„Frisch auf, ich folge der Fahne Karls des Großen!“ sagte ich lachend zum Lieutenant: „und flehe um seinen großmüthigen Schutz bis Berlin.“

„Wetter! Sie sollen dabei so übel nicht fahren. Ich habe noch eine halbe Kompagnie bei mir — alles tapfere Preußen, die den Teufel nicht scheuen. Hätte ich noch eine Kanone, ich würde vor zwei Regimentern Franzosen nicht weichen. Wetter! an des

Herzogs von Braunschweig Stelle wäre mir das bei Jena nicht geschehen. Kommen Sie, Doktor, ich mache Sie zum Feldprediger meiner halben Kompagnie.“

So oft wir durch ein Dorf kamen, ließ der Lieutenant seine aus den Flüchtlingen verschiedener Regimenter zusammengesetzte Armee in Reihe und Glied aufmarschiren, und so zog er stolz, beim Wirbel der Trommel, an den Bauern vorüber, indem er kommandirte: „Gewehr in Arm!“ Wer kein Gewehr hatte, zog demüthig bei der Bagage hintennach. Als Feldprediger war da mein natürlicher Platz. Ich machte nebenbei Bekanntschaft mit der Marketenderin, welcher der Wagen gehörte. Diese ehrenwerthe Dame ging rüstig zu Fuß neben ihrem magern Gaul her, und erzählte mir sehr umständlich die Geschichten von Saalfeld und Auerstädt, und tadelte Stellungen und Manövres der Preußen auf dem Schlachtfelde. Ich hatte nichts gegen ihre strategischen Beweise einzuwenden. Denn an der Spitze von zweimalhunderttausend Mann eine Schlacht zu verlieren, traue ich mir selbst Geschicklichkeit genug zu.

Elisabeth, so hieß die Kriegskünstlerin — und was noch mehr war, sie glich auch der Königin Elisabeth von England auf ein Haar, wie man sie noch auf Kupferstichen sieht — hatte auch eine hohe Schulter und behauptete, wie die Geliebte des Grafen Essex, ewige Jungfrau sein und bleiben zu wollen — Elisabeth also hatte eine muntere Laune, viel Witz, sogar viel Belesenheit in der neuesten Literatur von Spieß und Kramer, und sang beständig Berliner Opernarien mit helltönender Silberstimme. Weil ich ihren schlechten Branntwein mit baarem Gelde zahlte, — Karl der Große stellte für sich und seine Kriegsmacht nur Bons aus, — hatte ich ihre vorzüglichste Gunst erworben. Vermöge ihres Genies und Branntweinfasses hatte sie auf unsere Truppen, und durch diese auf den Heerführer, so viel Einfluß, daß sie ein wirkliches Mit-

glied des Kriegsrathes ward, und überall mitsprach, wo über Fortsetzung des Zuges gesprochen werden mußte.

Weil ihr altes Roß so marode war, als die Helden von Saalfeld und Auerstädt irgend sein konnten; weil das Branntweinfaß nur dem müden Gaul, die Kompagnie aber treu und fest dem Branntweinfaß, der Oberfeldherr aber der Kompagnie folgte, so dirigirte im Grunde unsere Königin Elisabeth den Zug, und wir machten den Tag nie mehr, als zwei bis drei Meilen. Auch ward es immer so eingerichtet, daß wir unser Nachtquartier nie in einer Stadt, sondern in irgend einem Dorfe nahmen, wo der Soldat freies Spiel, und die Königin für ihren Gaul unentgeldliche Rationen hatte. Einen Tag um den andern gab's Rasttag.

Zwar kamen wir auf diese Weise nicht weit, aber unser Heer vergrößerte sich von Tag zu Tag durch einzelne Haufen Soldaten, die sich ihm zugesellten, so daß wir bald gegen zweihundert Mann stark waren; dabei hatten wir zwei Mann Dragoner und vier Trompeter.

Nun Generaladjutant.

Karl der Große nahm mich am vierten Tage des Abends auf die Seite. Ich sah es ihm längst an, daß er über große Plane brütete. — „Herr Doktor", sagte er, „im Kriege macht man sein Glück. Ich bin seit acht Jahren Lieutenant; jetzt oder nie werde ich General. Ich kommandire gegenwärtig fast zweihundert Mann. Ehe wir die Oder erreichen, habe ich vielleicht zweitausend gesammelt, die ich unserm König zuführe. Ich führe sie ihm aber erst nach einigen Heldenthaten zu. Ich falle mit meinem Korps in Sachsen ein, und agire dem Feind im Rücken."

„Wie? Sie wollen nicht nach Berlin?" fragte ich, und dachte an die verlassene Friederike.

„Nein, rechts ab, gegen Mittenwalde! Doktor, die Feldpredigerstelle taugt für Sie nicht. Ich dächte, Sie würden Soldat. Ich gebe Ihnen einen Militärhut, blauen Ueberrock, Degen und Pferd. — Sie sollen mein Generaladjutant werden. Ich weiß, Sie verstehen Mathematik, und zeichnen gut. Ich kann Sie beim Rekognosziren gebrauchen und zum Krokiren der Gegenden.“

Da half kein Opponiren. Ich nahm die Stelle des Generaladjutanten an, weil sie mir auf den Rücken eines Pferdes half, mit dem ich desto schneller Friederiken wieder zu sehen hoffte. Ich gelobte Karl dem Großen Treue, und vertauschte die designirte Pfarre mit dem Schwert Petri, doch gedachte ich Niemandem ein Ohr abzuhauen.

Der Feldherr zählte noch den gleichen Abend sein Heer, ernannte neue Kapitäne, Korporale und Lieutenante; stellte mich als seinen künftigen Adjutanten vor, und entwickelte den staunenden Preußen seine Riesenplane.

„Ja, Kameraden,“ rief er, und spreizte beide Arme auseinander: „es ist beschlossen! Wir wollen durch unsere Thaten den Namen der Preußen wieder ruhmreich machen. Der Geist des großen Friedrichs umschwebt uns. Das zitternde, blutende Vaterland sieht auf uns — wie, Kameraden, sollen wir in schmähliche Knechtschaft fallen? Was haben wir zu wählen? Sieg und Ruhm von der Welt, oder eine ungeheure Reise in französische Knechtschaft. — Wer mir treu sein, wer mir für Gott, König und Vaterland folgen will, der rufe mit: Sieg oder Tod!“

Diese Rede entflammte das ganze Heer. Die meisten schrien: „Sieg oder Tod!“ nur einige, denen noch nach den Fleischtöpfen Berlins gelüstete, riefen mit komischem Enthusiasmus dazwischen: „Sieg oder Brod!“

Die Königin Elisabeth war auch bei dem feierlichen Auftritt zugegen. Man sah es ihr an, wie empfindlich sie gekränkt sei,

die wichtigste Maßregel ohne ihr Vorwissen ergriffen zu sehen. Eine Prise nahm sie um die andere; bald schüttelte sie den Kopf hohnlächelnd; bald nickte sie für sich trotzig und drohend hin.

Den folgenden Morgen — wir waren unweit Brandenburg — rückte das Heer aus. Karl der Große mit imperatorischer Hoheit voran; ich auf einem hartmäuligen Roß, welches das letzte Nachtquartier auf dem Wege der Requisition hatte liefern müssen, neben ihm. Links ging die breite Landstraße nach Berlin, rechts der enge, kothige Karrweg des Ruhms und unsterblichen Namens nach — Mittenwalde, glaube ich. — Wir, das heißt, der Imperator und ich — ich aber wahrhaftig mit blutendem Herzen — zögerten nicht einen Augenblick am Scheidewege, sondern schlugen die Heldenbahn rechts ein. — Die Armee folgte. Den Schluß des Zuges machte die Marketenderin mit ihrem Wagen. Als sie am Scheidewege war, lenkte sie links ab, in die Straße nach Berlin.

Kaum sah die Arrieregarde das Branntweinfaß den breiten Weg dahinziehen, so schwenkte auch sie, und marschirte ihm, ohne ein Wort zu sagen, nach. Ein Nachbar steckte mit seinem Beispiel den zweiten an; einer nach dem andern drehte sich um, ließ die Unsterblichkeit des Namens im Stich, und folgte dem rumpelnden Wagen, bis der Imperator und ich noch allein beisammen ritten, er vertieft in Kriegsoperationsplanen, ich voller Wehmuth um die verlassene Braut.

Nun denke sich jeder den zügellosen Schmerz Karls des Großen, als er von ungefähr bemerkte, daß sein Heer hinter uns verschwunden war! Da marschirte es hin, dem geliebten Fasse nach, uns den Rücken kehrend, ach, und an der Spitze der Heerschaaren die Königin Elisabeth auf der Branntweintonne sitzend, wie auf einem Triumphwagen. Dabei sang sie mit hellgellender Kehle:

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht.

Der Imperator schäumte vor Wuth. Wir ritten der bundesbrüchigen Kriegsschaar nach. Wir kommandirten: Halt! aber erst, als die stolze Königin ihren Wagen in seinem Siegeslaufe zu hemmen geruhte, gehorchten unsere zuchtlosen Helden.

Jetzt stimmte der heldenmüthige Lieutenant seine Philippica mit donnernder Stimme an — nicht Xenophons, nicht Plutarchs Helden sprachen mit größerer Kraft. Die Soldaten hörten der Rede mit vieler Andacht und Aufmerksamkeit zu; doch bemerkte ich, daß sie sich nicht enthalten konnten, von Zeit zu Zeit auf Elisabeths Zauberwagen hinzuschielen, damit er ihnen nicht entwische.

Ich weiß auch nicht, was trotz der Beredsamkeit unsers Oberfeldherrn aus allem zuletzt geworden wäre — denn Königin Elisabeth fing wieder ihr äußerst verdächtiges Wackeln mit dem Kopfe an — wenn nicht ein neuer Auftritt unsere ganze Neugier rege gemacht hätte.

Marsch mit der Armee Karls des Großen.

In vollem Galopp kam plötzlich ein Husarenlieutenant die Berliner Straße daher gegen uns angesprengt. Wie der grimmige Kaiser Chaumigrem in der asiatischen Banise die Geschichte des blutigen, jedoch muthigen Pegu mit einem Donnerwetter von Verwünschungen eröffnet, so kündigte sich uns dieser ohne weiteres Präludium mit einem fünf Minuten langen Fluch an. „Wohin wollt ihr in Teufels Namen? Die Franzosen sind in Berlin eingerückt! Wir sind abgeschnitten. Der König ist über Küstrin nach Westpreußen zurück! Wir müssen versuchen, uns nach der Oder, nach Schlesien zurückzuschleichen!“ —

„Wetter!“ brüllte ihm Karl der Große zu: „Wir sind Preußen, Herr, und schleichen nicht. Wir hauen uns durch!“

Dies Bonmot imponirte dem wüthenden Chaumigrem, der seinen schwarzen Knebelbart strich, und ganz ehrerbietig zu unserm Feldherrn herantritt.

„Wenn Sie sich an meine Truppen anschließen wollen, die ich gesammelt habe, um sie unserm König zu retten," sagte der Lieutenant mit großer Hoheit, „so sind Sie uns willkommen. Ich übergebe Ihnen in diesem Fall das Kommando über die gesammte Kavallerie, welche vorhanden ist (nämlich zwei Dragoner und vier Trompeter), und welche ich sonst noch erwarte; alles aber unter meinem Befehl. — Und jetzt — Bataillon, rechts um! mir nach. Der erste, der nach Berlin denkt, wird als Ausreißer behandelt; ich lasse ihn am ersten besten Baum aufhängen. Marsch!"

Und vorwärts ging's wieder die enge, schmutzige Ehrenbahn nach Mittenwalde. Keiner sah sich nach Berlin mehr um, zwar nicht aus Furcht vor den Galgen-Bäumen, sondern aus Furcht vor den Franzosen. Selbst Elisabeth folgte tief gedemüthigt der Armee; sie war auch bescheiden von ihrer Triumphtonne herabgestiegen. Im ganzen Heere aber herrschte unaussprechliche Bestürzung. Die Franzosen schon in Berlin? Wo kommen die Kerls alle her? Sie schneien doch nicht vom Himmel herab?

Auch ich ließ das Haupt hängen. So hatte Napoleon denn die Hälfte der preußischen Monarchie, die Hauptstadt des Reichs Friedrichs des Großen, und selbst meine Friederike in seiner Gewalt. O, sie hatte wohl Recht, als sie mit unglückahnendem Geiste beim Abschiede rief: „Ferdinand, wir sehen uns nie wieder!"

Welch ein schrecklicher Umschwung der Dinge in wenigen Tagen! Preußens einst vom ganzen Welttheil gefürchteten Heere zertreten; ein herrlich aufgeblühtes Königreich durch einen einzigen Schlag zertrümmert; meine Braut in der Gewalt des galantesten und tapfersten Volks der Welt; mein Patron und Reichsgraf in einer Stadt belagert, die schon Tilly einst verbrannt hatte; meine

Pfarrei, Gott weiß wo? und ich der friedliebende Doctor philosophiæ, Magister bonarum artium, designirter Pfarrer u. s. w., von allem nichts mehr, sondern — Generaladjutant Karls des Großen.

Ohne Scherz, wenn ich, mein Fatum erwägend, zuweilen neben meinem Lieutenant-General oder neben dem grimmigen Chaumigrem hinritt, in Phantasien verloren, mit Friederikens Bild, oder mit meinem Gelehrtenstübchen in Berlin beschäftigt, und dann plötzlich etwa durch einen Fehltritt meiner Rosinante erwachte — die unbekannten Gegenden der Mittelmark vor mir, die fremden Gesichter mit den Knebelbärten neben mir, das fortschreitende Heer hinter mir erblickte — ich mußte mich bei der Nase zupfen, in Arm zwicken, um mich zu überzeugen, daß ich wache.

Zuweilen verdroß es mich, statt kriegerische Abenteuer mitzumachen, nicht auf Flügeln der Liebe nach Berlin geflogen zu sein. Was hätten auch die Marschälle des Kaisers von Frankreich einem armen Magister bonarum artium zu Leide thun wollen, der seine berühmten Siegeslieder glücklicherweise noch nicht hatte drucken lassen? Aber dann versöhnte mich ein einziger Gedanke immer wieder mit meinem Verhängniß — nicht der Gedanke an Friederikens treue Liebe, oder an des Siegers Großmuth, sondern der Gedanke — an meinen Geldbeutel. Wovon sollte ich in Berlin leben? Meine Hauslektionen waren schon Andern übertragen; meine Siegeslieder vergebens gemacht. Als Generaladjutant hatte ich auf gut soldatisch wenigstens freie Zehrung, freies Quartier. Wer weiß, dachte ich, wie weit du es noch in der kriegerischen Laufbahn bringen kannst? War nicht Moreau ein bloßer Advokat, der nachher als Feldherr das Gegenstück zum Xenophontischen Rückzug lieferte? Wer steht dafür, daß nicht auch ein Doktor der Philosophie die Welt durch seine Rückzüge in Erstaunen setzt?

Durch allerlei bösen Wind von Franzosen, die auf der Seite

von Berlin umherschwärmen sollten, wurde unser Heerhaufen immer mehr südwärts verschlagen. Wir sprachen zwar, um uns als Männer zu Großthaten zu begeistern, viel vom Durchhauen; aber Chaumigrem hatte doch mit dem Durchschleichen auch nicht ganz Unrecht gehabt. Denn wir marschirten Kreuz und Quer die elendesten Dorfwege, nicht anders, als gingen wir hausiren. Unser Elisabethswagen hatte vielfachen Vorspann; wir machten zwei Tage lang doppelte Märsche, und die braven Bauern gaben uns treulich Nachricht von allen Seiten, wo sie Franzosen gesehen hatten, und beschenkten uns voll mitleidiger Freigebigkeit mit Nahrung und Trank. Aber Alle riefen: Schlagt euch nach Schlesien. Die Franzosen sind schon in Frankfurt an der Oder."

Ein siegreiches Treffen.

„In der That," sagte der Lieutenant zum grimmigen Chaumigrem und mir, als wir am zweiten Abend nach dem Abmarsch von der Berliner Landstraße unser Hauptquartier in einer elenden Dorfschenke genommen und die Posten ringsum aufgestellt hatten: „in der That operire ich dem Kaiser Napoleon schon im Rücken."

Er lächelte dabei mit wohlgefälliger Miene, die zu verstehen gab, er denke sich noch weit mehr dazu, als er sagte.

„Mag sein," sagte Chaumigrem, „wenn er uns morgen nur nicht auf unserm Rücken operirt!" — Es überlief mich eiskalt, denn ich dachte ganz natürlich auch an den lieben meinigen.

Chaumigrems barbarischer Einfall gab uns Stoff zum Nachdenken. Wir schwiegen alle drei still. Plötzlich fuhren wir von unsern Sitzen auf, und standen steif und gerade, wie die Kerzen — denn im Dorfe fiel ein Gewehrschuß um den andern, und unsere Soldaten schrien draußen: „Franzosen! Feinde! Alles heraus!"

Die Trommel wirbelte; die vier Trompeten schmetterten um

die Wette. Chaumigrem war todtenblaß. Ich, um mein höllisches Entsetzen zu verbergen, wüthete in der Wirthsstube herum, und rief: „Halloh! drauf los, brave Preußen; drauf los!“ und suchte die Thür — war aber, der Himmel weiß es, wie mit Blindheit geschlagen. Ich fand keine Thür; ich sprengte in der Angst der alten Wirthin die Schränke auf, und rief dabei mit immer höher steigender Stimme: „Preußen heraus! brave Preußen, verlaßt mich nicht!“ — Die Wirthin lamentirte kläglich; die Kinder schrien Zeter; Hund und Katzen sprangen flüchtend über Tisch und Stühle bis zum heißen Kachelofen hinauf.

Die Verwirrung, dies Geschrei um mich her, vermehrte mein Grausen, denn ich glaubte nicht anders, als die Franzosen seien schon im Zimmer und spießten unbarmherziger Weise die Kinder. Wenn sich der Himmel nur dies einzige Mal meiner erbarmt, dachte ich, so will ich in meinem Leben nie wieder Generaladjutant sein.

Mein Toben und Lärmen, welches Karl der Große und sein versteinerter Chaumigrem, zum Glück für mich, ganz anders und sehr ehrenvoll für mich auslegten, flößte auch ihnen neuen Muth ein. Sie zogen die Degen, gingen zu den vor dem Hause versammelten Truppen hinaus, und ich folgte ihnen. — Ach wie wohl that mir's, da ich draußen in der Dunkelheit stand! nun sah mich Niemand. - Ich konnte jetzt, wenn die Noth am größten werden sollte, ungestört einen Moreau'schen oder Xenophontischen Rückzug machen. Ich bin nicht furchtsam, aber diesmal hatte mich doch ein panischer Schrecken unterjocht. Ohnehin bin ich von Natur des Abends etwas ängstlicher, als am Tage.

„Adjutant vor, mit zwanzig Mann sogleich zum Kirchhof; dort ist unser Posten angegriffen! Wenn's nöthig ist, schicken Sie her; und wir rücken mit Sukkurs nach. Bis jetzt ist's nur Postengefecht.“ So befahl mir der Lieutenant; zwanzig Mann setzten sich

gegen den aus der grauen Dämmerung hervorschwebenden Kirchthurm in Bewegung, und ich unglückseliger Magister bonarum artium mußte mit dem bloßen Degen voran.

Plagt denn diesen Lieutenant da der Teufel? dachte ich, weiß er denn nicht mehr, daß ich zu Berlin im Dachstübchen wohnte?

Allein es war genug, mir Muth zuzutrauen, und das Ehrgefühl gab mir ihn. Als wir den Kirchhof erreicht hatten, ward mir's plötzlich schwarz vor den Augen, denn wir rückten geradezu gegen eine alte Mauer, auf welcher dürres Gesträuch wehete. Ich aber hielt die Mauer für französische Truppen, die Strauchäste für Bajonnette, sprang auf die Seite, und schrie mit Grausen, als sähe ich Gespenster: „Feuer! gebt Feuer!"

Erst beim Pulverblitz erkannten wir, daß wir einer ehrwürdigen Mauer unser Treffen lieferten.

„Pardon! Pardon!" riefen aber im gleichen Moment mehrere Stimmen. Und sieben Mann leichter französischer Infanterie krochen unter der Mauer, wo sie sich verborgen hatten, hervor, und — streckten vor dem Magister bonarum artium das Gewehr. Hätten die Narren geschwiegen, wir würden sie nicht bemerkt haben.

Die Gefangenen wurden entwaffnet, gezählt und ins Hauptquartier gebracht. Daß ich mit einigem Stolz vor Karl dem Großen beim Schimmer der Stalllaternen, Lampen und Kienspäne aufzog, läßt sich denken. Er umarmte mich vor der ganzen Armee und sagte: „Herr Adjutant, Ihr Muth, Ihre Klugheit macht Ihnen Ehre. Ich werde Ihr Betragen bei dieser Affaire Sr. Majestät dem König aufs vortheilhafteste vorzustellen wissen."

Von unsern Gefangenen erfuhren wir nun, was ich aber auch schon auf dem Kirchhof wußte, daß eine Kompagnie französischer leichter Infanterie bestimmt war, in das abgelegene Dorf einquartiert zu werden; daß sie sich jedoch auf der Stelle nach einigem Gepläukel zurückgezogen habe, da sie überrascht war, Preußen

zu finden, und (wie die Feinde glaubten) in großer Zahl (vermuthlich wegen der Menge unserer ausgestellten Wachen, und des Lärmens unserer Trommeln und vier braven Trompeter). Die sieben Gefangenen hatten sich zufällig zu weit vorgewagt.

Ich ließ vor Freuden meine Weltüberwinder aufs beste bewirthen, mit Allem, was man hatte. Es waren in meinem Leben die ersten Menschen, die ich gefangen, die ersten Kriegshelden Napoleons, die ich gesehen hatte. Die Kerls frenten sich dankbar meines Schutzes, und es war mir dabei eigentlich zu Muth, als müßte ich mich um den ihrigen bewerben. Denn als ich sie fragte, ob viel Franzosen in der Gegend herum wären? vernahm ich mit Schaudern, es sei ein ganzes Armeekorps unter Marschall Davouſt, von Sachsen aus, im Zuge nach Berlin.

Ich übersetzte diese Aussage meinen anwesenden Generalen.

Karl der Große, entzückt über den Erstlingssieg seines Heeres, rieb sich beständig die Hände, und sagte: „Wetter! also operire ich doch wirklich der französischen Armee im Rücken!“

Chaumigrem hingegen ward wieder bleich, und seine Augen wurden stier und kalt, wie Glasaugen.

Zweites Treffen, und dessen Folgen.

Was mich bei meiner denkwürdigen Waffenthat am meisten erquickte, war die Ueberzeugung, daß durch dieselbe keiner meiner Nächsten das Leben, nicht einmal einen Tropfen Bluts verloren hatte. Freilich war dies nicht mein Verdienst. Das Verdienst aber der Feldherren in den Schlachten, wie in kleinen Treffen, scheint mir überhaupt zweideutig zu sein. Geringscheinende, oft ganz übersehene Ereigniſſe, der glückliche Einfall eines Korporals, das Bonmot eines Trommelschlägers, die zufällige Stimmung des gemeinen Mannes, wirkt gewiß oft mehr, als das Genie des Be-

fehlehabers im großen Getümmel zum guten Ausgang. Ueberhaupt sind die Regimenter, Bataillone und Kompagnien auf dem Schlachtfelde bei weitem nicht so ganz Maschine, wie man gewöhnlich zu glauben beliebt. Ich wünschte die Schlachten bei Marathon, Pharsalia, Marengo und Jena einmal von einem Allwissenden psychologisch beschrieben zu lesen.

Als der Morgen graute, standen wir schon zum Aufbruch fertig. Es war sehr kalt; aber unser Imperator meinte, wir würden einen heißen Tag erleben. Die Bauern erzählten, daß ringsum alle Dörfer von feindlichen Truppen wimmelten. Im Kriegsrath ward beschlossen, auf Holzwegen durch die Wälder zu defiliren. An Wegweisern fehlte es uns nicht.

Kaum aber hatten wir das Dorf verlassen, so sahen wir vor uns in der Ebene von verschiedenen Seiten her französische Truppen in schnurgerader Richtung gegen uns anrücken, selbst vom Walde, der uns aufnehmen sollte.

Der Lieutenant-General ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Mit stoischer Ruhe stellte er sein Heer in Schlachtordnung.

Der linke Flügel lehnte sich an eine Pfütze, der rechte an einen alten Nußbaum.

„Kameraden," sprach er, „vergeßt heute nicht, daß ihr Preußen seid. Wir haben keine Fahne, aber seht auf den weißen Federbusch meines Hutes, er wird Euch überall auf dem Wege des Ruhms vorschweben."

Dieser Gedanke mahnte mich an Heinrich IV., der einmal unter minder mißlichen Umständen ein Aehnliches sagte.

„Können wir gegen die Uebermacht nicht siegen, so können wir Preußen doch auch nie besiegt werden!" fuhr er fort: „Das Schlimmste, was uns begegnen kann, ist, daß wir heute mit Ziethen, Schwerin, Winterfeld und Friedrich dem Großen zu Nacht essen, statt in einem elenden märkischen Dorf."

Kräftiger hatte Leonidas nicht zu seinen dem Tode fürs Vaterland geweihten Spartanern bei den Thermopylen gesprochen, als hier mein Karl der Große, welcher den lacedämonischen König, vielleicht ohne zu wissen, sehr unglücklich parodierte.

Unsere Truppen schienen inzwischen den irdischen Speck, die Klöße und Rüben der Mark den Gastmählern im Elysium bescheiden vorzuziehen. Ach, eine Brodrinde aus Friederikens Hand wäre mir auch köstlicher gewesen, als Ambrosia in Gesellschaft aller Helden der Vorwelt.

Es war ein schauerliches Schauspiel, die einzelnen französischen Kolonnen langsam über die Stoppelfelder heranrücken zu sehen. Von Zeit zu Zeit hörte man das Getöse ihrer Trommeln von fern.

Ich saß sehr verlegen auf meinem Rosse unweit des Nußbaumes, am rechten Flügel der Armee; alle Glieder bebten mir vor Frost. Dem guten Chaumigrem, der auf dem linken Flügel an der Pfütze oder einem Weiher postirt war, wo seine vier Trompeter einen wahren Teufelslärm machten, mag auch nicht viel wärmer gewesen sein.

Zum letzten Male vor Eröffnung des Blutbades kam Karl der Große zu mir hergesprengt. „Herr General-Adjutant, heute ist der Tag, wo sich Ihr Genie auszeichnen wird!“ sagte er: „Aber ich bitte Sie um Gotteswillen, überlassen Sie sich nicht dem Ungestüm Ihres Muthes allzusehr. Bleiben Sie immer besonnen. Falle ich im Treffen, so übernehmen Sie das Kommando. Der Feind ist zu stark. Werden wir geworfen, so ziehen wir ins Dorf hinter uns, und vertheidigen uns bis auf den letzten Mann auf dem Kirchhof.“

Damit sprengte er davon und überließ mich Unglückseligen dem Ungestüm meines Muthes.

Die Königin Elisabeth hatte unterdessen mit ihrem Wagen eine kühne Bewegung um die Pfütze gemacht, vermuthlich einen

dortigen Feldweg zu erreichen. Dies hinderte aber wahrscheinlich den grausamen Chanmigrem an allfälligen Kavallerie-Evolutionen; denn er fluchte mörderlich, und zwang die weinende Marketenderin, mit ihrem Fuhrwerk vor der Fronte des ersten Treffens hinweg ihre Richtung gegen meinen Nußbaum zu nehmen.

Dies zufällige Manöver entschied den betrübten Ausgang der Schlacht, noch ehe sie angefangen hatte.

Fortsetzung.

Denn in eben dem Augenblick, als unsere tapfere Schaar mit den Blicken der Sehnsucht und Liebe an den Schätzen des vorüberfahrenden Wagens hing, donnerte des Feindes erster Kanonenschuß gegen uns. Und, o Schrecken! die Kugel fuhr, wie aufs beste gezielt, mitten ins große Branntweinfaß, daß der Nektar in krystallener Klarheit herausfluthete, während die Rosse mit dem Wagen im Schrecken querfeldein sprengten.

Nun war's, als wäre mit dem Göttertrank der erschlagenen Tonne auch die Seele unsers Heeres entflohen. Das Vordertreffen wankte: die Arrieregarde machte eine retrograde Bewegung nach dem Dorfe zu. Karl der Große rief: vorwärts marsch — aber da war kein Leben mehr; nichts ging vorwärts. Er hatte in der Angst vergessen, daß sein weißer Federbusch auf dem Wege des Ruhms voranleuchten sollte — nun aber hielt er beständig hinter der Fronte, daher glaubten unsere Leute steif und fest, der Weg des Ruhms gehe dem Dorfe zu.

Jetzt fiel der zweite Kanonenschuß. Mein Roß hatte sich schon über den ersten arg verwundert; beim zweiten fing es an, die Unruhe seines Herrn zu theilen. Ich konnte mich nicht enthalten, gelegentlich den Kopf umzudrehen, um mich zu überzeugen, ob der Weg ins Dorf noch sichtbar sei.

Darauf begannen die Feinde ein kleines Gewehrfeuer. Einzelne Kavallerie sprengte gegen unsern Flügel an. Da schrie ich, gleich einem Besessenen: „Feuer! gebt Feuer! schießt!“ — drückte den Hut in die Augen, und dachte: helf' euch Gott! — fort wollte ich, ins Dorf. Aber ehe ich die hartmäulige Bestie unter mir umdrehen konnte, gaben neben mir meine gehorsamen Soldaten Feuer. Darüber erschrak mein Gaul nicht weniger als ich. Er flog mit mir unter dem Nußbaum erst hoch in die Luft, und dann hinaus ins Freie. Ein paar französische Chasseurs zu Pferde schossen auf mich. Da sie mich aber nicht fallen sahen, vielmehr sahen, wie ich mit geschwungenem Säbel (ich hatte zwar den Säbel in der Hand, hielt aber mit der gleichen Hand den Hut am Kopf fest, was mir ein martialisches Aussehen geben mochte), wie, sag' ich, mit Wetterschnelle auf sie losflog, drehten sie um, und jagten davon.

Mein Pegasus, umsonst waren Zaum und Gebiß, hatte den Kopf zwischen die Beine gelegt, und setzte, wie rasend, den Feinden nach. Ich fluchte, ich weinte, ich schrie: „Halt! Brr! halt!“ — Nichts! im Galopp, im gestreckten Galopp riß es mich fort. Die Chasseurs ereilten einen schmalen Fahrweg zwischen Zäunen; mein hölliſches Streitroß wählte die gleiche Straße. Die Feinde, die sich nun nicht mehr schwenken konnten, überfiel wahrscheinlich ein Grausen, da ich ihnen, wenn gleich wider meinen Willen, fast im Nacken war. Sie spornten ihre müden Gäule noch mehr, und meine verhexte Rosinante, die muthig mit mir durchging, verdoppelte ihre Sprünge.

Die flüchtigen Chasseurs hielten mich vermuthlich für einen Teufelskerl, der darauf geschworen hatte, ihnen das Blut abzuzapfen. Denn sie sahen sich von Zeit zu Zeit nach mir mit Geberden voller Entsetzen um. Ach, die guten Herren! hätten sie nur gewußt, wie mir bei diesem Siege zu Muthe war.

Und immer weiter, hopp, hopp, hopp,
Ging's fort im sausenden Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Als wir um die Ecke eines Kieferwaldes bogen, kamen wir auf eine geräumige Fläche, wo von französischer Seite ein Lager aufgeschlagen war. Hier verlor ich den Steigbügel von den Füßen — meine Flüchtlinge zerstreuten sich — einige Soldaten im Lager legten auf mich an und schossen. Meine Bestie that einen Satz seitwärts, und ich fiel, wie ein Sack, herab auf den Boden.

Adieu, Friederike! gute Nacht, falsche Welt! seufzte ich; denn ich so gut, als die Soldaten, glaubten, ich sei todt. Die Kerle sprangen lachend zu mir. Auch die Flüchtlinge kamen zu mir heran. Ich stand zitternd auf. Man forderte mir den Degen ab. Ich gab ihn. Die Infanteristen wollten mich plündern. Die Chasseurs aber nahmen mich in Schutz, und schworen, ich sei ein Mann von Ehre und Muth. Ein so unverdientes Lob vom Feinde selbst freute mich gar sehr, noch mehr aber, daß ich nirgends eine Wunde an mir fühlte.

Jetzt war ich Kriegsgefangener. Man führte mich zu einem einzelnen Bauernhaus; unterwegs büßte ich meine Uhr, meinen Geldbeutel und den goldenen Fingerring ein, den ich zum Andenken Friederikens trug.

Ein Oberst, der neben mehrern Offizieren in dem Bauernhause am Frühstück saß, fragte mich, nachdem man ihm die Geschichte meiner Gefangennahme, und wie ich die Chasseurs bis ins Lager verfolgt habe, erzählt hatte, nach meinem Rang. — Was sollte ich antworten? Designirter Pfarrer? Maître des arts? Docteur en philosophie? — Die Herren hätten mich für wahnsinnig gehalten.

Karl der Große hatte mich zu seinem Generaladjutanten erhoben. Also antwortete ich dem Frager ohne Bedenken: Adjutant-

général. — Kleider machen Leute; aber Titel auch. — Ich mußte mich sogleich mit zum Frühstück niedersetzen — kalten Braten, Malaga, Liqueur. Der humane Oberst sagte mir einige Worte des Trostes wegen meiner Gefangenschaft: „Das ist der Wechsel des Kriegsglücks. Vor fünfzig Jahren hatten die Herren Preußen Friedrich den Großen, wir ein Roßbach; jetzt haben wir Napoleon den Großen, Sie ein Jena.“

Kriegsgefangenschaft.

Die Offiziere setzten sich zu Pferde. Ich ward der Wache im Lager übergeben. Den alten Fieberfrost hatte ich noch immer nicht verloren; darum befreundete ich mich mit der Gluth des Wachtfeuers.

Was mag aus dem Lieutenant Leonidas und seiner tapfern Schaar geworden sein? was aus der Königin mit ihrem gesprengten Fasse? seufzte ich. Und was wird aus mir werden? Man hatte mir schon vorläufig angekündigt, ich werde nach Frankfurt an der Oder gebracht, und von dort mit einem Transport Kriegsgefangener nach Frankreich geführt werden. Mein aus dem aufrichtigsten Gemüth dargebotenes Ehrenwort, nie wieder, wenn man mich frei ließe, gegen Se. Majestät den Kaiser der Franzosen die Waffen zu tragen, war vom Obersten nicht angenommen worden. Mein Schicksal, hieß es, müsse höhern Orts entschieden werden.

Also nach Frankreich, du armer Doktor! auf eine Festung. O wie plötzlich hat sich Alles umgestaltet! Säßest du noch auf deinem Dichterstübchen mit der stillen Aussicht auf eine lange Reihe von Dächern; läsest du deinen Plutarch von großen Männern, oder auch nur die Zeitung für die elegante Welt, und Coulissen-Anekdoten bei einer Pfeife Tabak! Was könnte deiner Seligkeit abgehen? Wenn du dein Tagewerk beendigt, deine Lehrstunden von

Haus zu Haus gegeben hätteſt, würdeſt du dich mit Friederiken von einer ſchönen Zukunft unterhalten, oder könnteſt du in deiner poetiſchen Einſamkeit neue Grenadierlieder in Vater Gleims Manier ſchreiben!

Hier fielen mir die preußiſchen Siegeslieder ein, die ich noch immer in der Taſche bei mir trug. Raſch fuhr ich mit der Hand zu den Manuſkripten, ſah mich um, ob ich beobachtet wäre, und ſchleuderte ſie ins Feuer. Denn Siegeslieder in feindlicher Gefangenſchaft — Lieder voller Hohn und Verachtung gegen Napoleon und ſein Heer — die konnten mir den Kopf koſten! — Ich ſah ſie nun mit eben dem Vergnügen in den Flammen ſterben, mit welchem ich ſie im Feuer der Begeiſterung einſt zur Welt gebracht hatte. Selbſt daß ich in der erſten Angſt zu tief gegriffen, und meine Vokation zum Pfarrer mit verbrannt hatte, konnte meine Freude nicht mindern.

Plötzlich ſtanden einige Soldaten vor mir — dieſelben, die mich vom Pferde geſchoſſen — und fragten: „Was haben Sie da heimlich verbrannt?“ Sie ließen einige Worte von Eſpionage fallen, und vom Füſiliren. Ich war verlegen um eine Antwort: das verbeſſerte meine Sache nicht. Die Kerls, ich merkte es gar wohl, ſuchten Händel an mir. Sie erklärten mich verdächtig, führten mich in die Wachthütte, wo ich Ueberrock und Stiefel ausziehen und den Hut abgeben mußte. Sie nahmen das Alles mit ſich fort. Ich ſah weder die Kerls, noch meine Kleider wieder.

Den Tag über ward ich noch einige Male wegen der verbrannten Papiere in Frage genommen. Und da ich auf meinen Ausſagen beharrte, es ſeien Kleinigkeiten, Familienangelegenheiten, Privatbriefe geweſen, wurde ich von zwei Mann, die Angeſichts meiner ihre Gewehre luden, fortgeführt, wie es hieß, ins Quartier des Generals.

Ohne Rock, barhäuptig und barfüßig, im feuchtkalten Oktober-

wetter, mußte ich nun mit meinen Begleitern eine Spazierreise von drei Stunden Weges machen. Kothig und zerlumpt, rein ausgeplündert, war ich ärmer als ein Bettler; denn selbst die Freiheit fehlte mir. Ja sogar mein Leben war ein schlecht verstichertes Gut, weil die Franzosen im Felde einen zu kurzen Prozeßgang lieben. Angeklagt wegen Espionage hängt man den armen Teufel auf, oder füsilirt ihn, und bekümmert sich hintennach nicht weiter um ihn, ob er's übel nimmt.

Wiederfinden.

Mit Anbruch der Nacht dehnte sich eine ganze Reihe flammender Wachtfeuer vor meinen Blicken aus. Dahin ging unser Marsch. Hier war ein ansehnliches Lager. Ich ward in ein außer dem Dorf gelegenes, schönes Landhaus geführt. Alle Zimmer glänzten erleuchtet; Schildwachen zu Fuß und zu Pferd vor der Thür. Offiziere in glänzenden Uniformen von allen Waffen gingen aus und ein. Man führte mich vor ein Militärbüreau. Man las den Bericht über mich, fragte um meinen Namen und Grad, und rief dann: „Fort mit ihm zu den andern Gefangenen!“ — Einer der anwesenden Offiziere sagte: „Es ist eine Schande, wie man den ausgeplündert hat!“ — Ein anderer sagte: „Gehen Sie, ich werde um Kleider für Sie sorgen.“

Man führte mich ins Lager, und hier ward ich einem Offizier übergeben, der die Bewachung der Kriegsgefangenen unter sich hatte. Diese lagen neben brennenden Scheiterhaufen umher, und genossen ihr kärgliches Abendbrod. Ich gesellte mich zu ihnen.

Siehe, da saß mit seinem blassen Antlitz und pechschwarzen Knebelbart mein grimmiger Chaumigrem, neben ihm Karl der Große; beide aßen eine dampfende Suppe aus großer irdener

Schüssel, welche die Königin Elisabeth dienstgefällig, in Ermangelung eines Tisches, auf ihrem jungfräulichen Schoos hielt.

„Ei, sieh' da, mein Feldherr!“ rief ich entzückt beim Anblick dieser lieben, bekannten Gesichter: „Ist das die Mahlzeit, welche Sie im Elysium bei Ziethen, Schwerin, Winterfeld und Friedrich dem Großen versprochen hatten?“

Als der Lieutenant meine Stimme hörte, sprang er freudig auf, und schloß mich in seine Arme: „Wie, Herr Adjutant, Sie leben noch? Gottlob, so ist unserm König doch noch ein braver Mann erhalten! O wie viel haben wir Sie schon bedauert. Aber daß Sie auch Ihre verdammte Hitze nicht mäßigen konnten? Ich sah es wohl, wie Sie es mit den Chasseurs aufnahmen, wie Sie sie in die Flucht trieben. Ihr Beispiel begeisterte wieder meine schon etwas muthlosen Leute. Wir stürzten mit gefälltem Bajonnette gegen den Feind. — Verwundete gab es auf beiden Seiten. Wir schlugen uns eine halbe Stunde lang. Aber da waren wir umringt. Wir mußten das Gewehr strecken. Kommen Sie, Herzensadjutant, theilen Sie unsere Suppe mit uns.“

Noch einmal ums andere umarmte mich der wackere Lieutenant-General; auch der tapfere Chaumigrem war aufgesprungen, und hatte mich in seine Arme geschlossen. Die Königin bot mir ihren blechernen Löffel, und so vergaß ich mein Elend.

Nach einer halben Stunde kam der wachthabende Offizier mit einem Korporal. „Wer von Ihnen, meine Herren, ist der Generaladjutant?“ — Karl der Große lächelte selbstzufrieden, und zeigte mit dem Finger auf mich; denn der französischen Sprache war er nicht mächtig.

„Herr Adjutant,“ sagte der Offizier, „es thut mir leid, Sie sind schändlich mißhandelt worden. Hier schickt man Ihnen aus dem Hauptquartier einige Kleider, wenn Sie davon Gebrauch machen können, und ein paar Bouteillen Wein zur Erquickung.

Seien Sie überzeugt, daß Franzosen auch ihre Feinde, als Männer von Ehre, zu schätzen wissen, und daß Plünderer und Marodeurs nur Ausnahmen von der Regel sind.“

Ich sagte meinen edelmüthigen Feinden das Verbindlichste, was ich ersinnen konnte, und es that mir leid, daß ich für den Augenblick nicht eine schönere Phrase zu spenden hatte, als die, daß mich heut die Eroberer der Welt (les conquérans de l'univers, im Französischen tönt so etwas größer, als in dem gewissenhaften Deutschen) zweimal besiegt hätten. Wir Deutschen mögen uns nun dagegen sträuben, wie wir wollen, die Franzosen sind doch das geistreichste Volk des heutigen Europa's, und die Griechen unsers Weltalters. Selbst ihre gemeinsten Soldaten studieren im Aeußern auf Grazie und Würde, wie bei uns nur Schauspieler auf der Bühne; ein treffender Einfall bezaubert sie, ein guter Gedanke belohnt sie, und das Ehrgefühl erhebt sie alle. — Es ist in dem Volke doch etwas Geistiges, und nicht alles daran Kartoffel und Bier.

Selbstranzionirung.

Den folgenden Tag wurden die Kriegsgefangenen nach Frankfurt an der Oder geführt. Ich kannte die liebe Stadt recht gut, und auch ich hatte die Ehre, vielen wackern Leuten dort bekannt zu sein. Doch schien mir die Ehre gegenwärtig eins der überflüssigsten Güter meines Lebens, weil ich dadurch ums Leben selbst kommen konnte. Denn gesetzt, ein ehrlicher Frankfurter wäre aus der Hausthür hervorgesprungen, hätte den Generaladjutanten als seinen lieben Doktor begrüßt, hätte meinen Kriegs- und Siegesliedern nachgefragt — —

Als der Zug unters Thor kam — o wie schlug mir das Herz! — drückte ich mir den großen Offiziershut tief in die Augen, und

die Naſe ſchob ich nach damaliger Stutzermode tief hinab ins dicke Halstuch. Ich ſchämte mich, in die wohlbekannte Stadt, wie ein Verbrecher, unter Gefangenen einzuziehen: und Verbrecher war ich doch wohl ein wenig, denn ich war ein wenig Betrüger und Anmaßer von militäriſchen Würden, die mir nicht gehörten.

Ein Troß von neugierigen Gaffern umſchwärmte mich unaufhörlich — ach nein, ich will die guten Leute ſo hart nicht nennen. Sie kamen auch wohl aus Mitleiden, oder aus Begierde, irgend einen Freund, einen theuern Anverwandten unter uns zu finden. Obſchon der Abend dämmerte, verbarg ich mich doch im tiefſten Haufen meiner zerlumpten Schickſalsgefährten, die alle mit offenem Antlitz ſtolz einherſchritten, als wollten ſie ſagen: ſeht uns nur an, das leiden wir für König und Vaterland. Ich hätte es zwar mit gutem Gewiſſen auch ſagen können: aber eine Tugend, zu der man wider Willen gekommen iſt, ſteht der Sünde um ein Haar ähnlich. Endlich kamen wir von Pontius und Pilatus, von General- und Platzkommandant ins Nachtquartier; wir Offiziere in ein ſchlechtes Wirthshaus zuſammengeſchoben, mit Ehrenwache, ob wir gleich unſer Ehrenwort mündlich und ſchriftlich gegeben hatten, uns nicht ſelbſt zu ranzioniren.

Ich bekenne, mit dieſem Ehrenwort hatte ich's gar nicht ehrlich gemeint. Denn als ich meinen Generaladjutanten-Titel niederſchrieb, dachte ich: der Generaladjutant möge ſein militäriſches Ehrenwort halten, aber ohne Verbindlichkeit für den Herrn Doktor und Magiſter.

Sobald es dunkel ward, bat ich um Erlaubniß, noch Freunde in der Stadt beſuchen zu dürfen; ich meinte irgend eine nachläſſige Thorwache. Man ſchlug es mir höflich ab. Allein da mich Niemand an der Stubenthür aufhielt; da mich Niemand unter der Hausthür fragte: wohin wollen Sie? da mir Niemand auf der Straße den Weg verrannte; da mir es ſogar Niemand übel nahm,

daß ich vors Thor ging, frische Luft zu schöpfen — die Schildwache hielt mich vermuthlich für einen französischen Offizier — so trug ich kein Bedenken, mein Glück weiter zu versuchen. Ich lief, auf gut Deutsch gesagt, davon, oder ich ranzionirte mich selbst, wie es edler in der Kriegssprache heißt; denn selbst in dieser hat man Worte erfunden, um Sünden und Schanden zu bedecken, deren sich sonst der Krieg nie schämt; retrograde Bewegungen statt Reißaus; Requisitionen statt Brandschatzungen u. s. w. Ein Beweis von der fortschreitenden Kultur selbst bei dem Stande, der sonst von Amtswegen alle Kultur zu zerstören pflegt, und dem man wenigstens Offenheit und Geradheit nachzurühmen pflegt.

Stallknecht und Kutscher.

Ich mochte eine Stunde gelaufen sein — denn der elenden, kothigen Straße zum Trotz lief ich mich außer Athem — fand ich's räthlich, gemächlicher einher zu schreiten. Unter meinen müden Füßen spürte ich einen milden Sand; rings um mich her säuselte im Abendlüftchen ein Kieferhain; über meinem Haupte wallte der berühmte Silbermond durch graue, gebrochene Wolken. Ich fand meine Lage sehr romantisch, sogar poetisch; hätte aber doch ein gutprosaisches Nachtessen nebst Strohbett nicht verschmäht.

Die Frage entstand: wohin wollen Sie, Herr Exgeneraladjutant? wovon gedenken Sie in Zukunft zu leben? — Ich wußte wahrhaftig weder das eine noch das andere. Und es ist gut, daß man in der Welt zuweilen solche kleinliche Nebendinge nicht weiß. Eben das reizt die Lust des Lebens, wenn man so auf Gerathewohl im Weltall fortschreitet, ohne zu wissen wohin. Neugier und Hoffnung tragen uns weiter. Ich habe einen reichen Mann gekannt, der vollauf zu leben hatte, und den Spleen dazu. Vielleicht war sein Ueberdruß und Ekel am Einerlei des Lebens gerade

eine Folge seines Reichthums. Er verachtete das Leben, das ihm nie eine Sorge machte. Er war nahe daran, Selbstmörder zu werden, vermuthlich um der langen Weile eines Daseins zu entgehen, mit dem er nichts zu machen wußte. Und was hielt ihn von einem Tage zum andern ab, den Faden seiner Stunden zu zerreißen? — Die Haude-Spenersche Zeitung. Er wollte nur noch immer vor seinem Tode wissen, was aus der Welt werden würde? — Und wenn er die Zeitungen gelesen hatte, dachte er: das wäre also nach meinem Tode geschehen, wenn ich mich gestern mit einer Kugel selbstranzionirt hätte. Es ist doch gut, daß ich dies noch vor meinem seligen Ende erfahren habe. Und so überlebte sich der herzbrave Mann von einem Zeitungstage zum andern, bis ein paar Kaufleute die Gefälligkeit hatten, ihm durch einen sehr höflichen Spitzbubenstreich, Bankerott genannt, einen großen Theil seines Vermögens abzunehmen. Nun hatte er Noth zu arbeiten; und die Noth heilte seinen Spleen. Der Hunger ist nie heftiger, als wenn man nicht weiß, womit ihn stillen; und das Leben nie reizender, als wenn man nicht weiß, wie es retten.

Das mochten unterwegs im obenerwähnten säuselnden Kieferhain auch meine Gedanken sein. Ich schleppte mich auf müden Füßen weiter, voller Neugierde, was aus mir noch werden, und wohin ich am Ende von meinem Schicksal verschlagen würde. Da bellten Hunde — da leuchteten ferne Fenster — ich kam also zu einem Dorfe.

Vor dem Wirthshause stand eine offene halbe Chaise mit zwei Rossen bespannt, und zwar in der gleichen Richtung des Wegs, den ich zu wählen hatte. Das Standbrett hinter dem Kasten der Chaise — ich rekognoszirte das Lokal — hatte zum Glück keine Eisenstacheln und Schutzwehren gegen blinde Passagiers, die sich gern auf fremde Kosten durch die Welt schleppen lassen. Also konnte ich — und das war kein geringer Trost — meinem matten

Leichnam ein Ruheplätzchen ſchaffen, und mit Bequemlichkeit flüchten. — Der Wagen war leer, alſo der Eigenthümer noch im Wirthshaus. Ich wühlte in meinen Taſchen — kein rother Pfenning darin, und doch hätte ich gern ein Stück Brod gekauft. Betteln konnte ich nicht, als Offizier, aber wohl in Requiſition ſetzen. Ich wollte mein Glück verſuchen, ich trat ins Haus.

Da lag auf einem alten Futterkaſten ein runder Hut, ein Bauernkittel und eine Peitſche. — Heil dem braven Mann, der in der Welt die Geiſtesgegenwart erfunden hat! — Wetterſchnell flog mein militäriſcher Sturmhut auf den Boden, der grobe Filz auf meinen Kopf; der blaue lange Ueberrock des Offiziers auf den Kaſten; mein ſchlanker Leib in den breitſchultrigen Bauernkittel. Hätte ich noch ein Schlachtſchwert gehabt, ich würde es gegen die Peitſche vertauſcht haben, welche ich dennoch als Zugabe in die Hand nahm, um mich irgendwo einmal meiner Haut wehren zu können, wenn auch nur gegen unhöfliche Dorfhunde.

Daß ich nun, als qualifizirter Dieb, an ein Nachteſſen im gleichen Hauſe nicht denken konnte, verſtand ſich von ſelbſt. Das war ſchlimm genug. Aber doch hatte ich nun das Vergnügen, vor franzöſiſchen Nachſtellungen geſicherter, inkognito reiſen zu können.

Ich ſtand noch in der Hausthür, mit dem Geſicht auf der Dorfſtraße herumſpähend, wo ich verborgen den Wagen beobachten konnte, um bei der Abfahrt mein Plätzchen hinten auf in Beſitz zu nehmen. Da ſprang jählings hinter mir eine Thüre auf — eine franzöſiſche Stimme donnerte — ich bekam von zwei gottloſen Fäuſten hinterrücks einen ſo gewaltigen Stoß vorwärts, daß ich, ſo lang ich war, vor mir hinſtürzte in den Koth, ſo tief er war. Das geſchah mit einander in wunderbarlicher Gilfertigkeit. Noch jetzt begreife ich nicht, wie man zu dem allem in ſo wenigen Augenblicken die nöthige Zeit fand.

„Allons bougre, allons!“ rief der Franzoſe einmal ums an-

dere, der mich für seinen Fuhrmann halten mochte. Ich war mit mir noch nicht im Reinen, ob ich mich todt stellen, oder als Dieb aufspringen und davon laufen müsse, ehe ich gehenkt würde. Der Franzose entschied für keins von beiden; packte mich mit wahren Teufelskrallen beim Kleid im Nacken, riß mich in die Höhe, pflanzte mich neben das Vorderrad zum Fuhrsitz, und schrie: „Sitzen dik auf!“ — sprang in den Wagen, und rief: „Allons, en avant!“

Mir gleichviel! dachte ich, setzte mich an Kutschers Platz, gab den Pferden einen derben Hieb und jagte zum Dorfe hinaus. Statt des bescheidenen Hintenauf hatte ich nun die Ehrenstelle vorauf. Der um seine Garderobe und Beamtung betrogene Kutscher, nämlich mein Vorfahr, konnte nun statt meiner Generaladjutantendienste thun, falls er nicht freiwillig die Kleider im Stich gelassen hatte, um dem Franzosen inkognito zu entwischen.

Wiederum Mord und Todtschlag.

Je schneller ich fuhr, je öfter wiederholte mein gestrenger Herr im Wagen sein „bon! bon!“ Er schien Eile, und wie ich aus seiner Unruhe und seinen zwischen den Zähnen von Zeit zu Zeit hervorgestoßenen Selbstgesprächen vermuthen konnte, kein heileres Gewissen zu haben, als ich. Zwischen Mondschatten und Mondschein glaubte ich bemerken zu können, er sei eine von den wichtigen Personen, die man bei der französischen Armee Employés zu nennen pflegt. Für einen Offizier war er zu bürgerlich, für einen Bürger zu militärisch gekleidet.

Unsere Gespräche waren sehr einsilbig; er sprach kein Deutsch, ich, meiner Rolle gemäß, kein Französisch. Fragte er mich: „Isset Polen weit, weit?“ antwortete ich regelmäßig: „Viel weit!“ — Fragte er: „Isset Preuß da?“ so erwiederte ich: „Viel Preußen!“ —

Dann ſchrie er wie beſeſſen: „Immer zu! immer zu!“ und ich ließ die Pferde ſpringen, ſo gut ſie mochten.

Ich gab ihm endlich zu verſtehen, er ſollte mir zu eſſen geben, wenn er hätte. Er verſtand mich nicht. Ich ſprach von Barmherzigkeit, der Kommiſſär kannte keine; von Hunger, der Speckwanſt verſtand das Wort nicht. Brod; da hatte ich's getroffen. Er gab mir ein großes Stück.

Nun ſaß ich vergnügt auf meinem Bock, wie kein König auf dem Thron, und verſöhnte mich mit meiner dienſtbaren Stelle, die mir alles gewährte, was ich verlangen konnte. Ob Pfarrer, ob Stallknecht, ob Generaladjutant, ob Magiſter oder Feldprediger — was kommt zuletzt darauf an? Der Menſch iſt in jedem Rock doch immer das Beſte; ſchlimm genug, wenn der Rock das Beſte vom Menſchen iſt. Ich fuhr die Straße nach Polen. Wer weiß, dachte ich, ob du in den Wechſeln deiner Schickſale nicht dem Kommando eines Armeekorps an den Ufern der Weichſel entgegenkutſchirſt? Niemand verzweifle! Es gibt eine Vorſehung. So finſter es oft wird, ſo hell klärt's ſich auf. Ich war in der beſten Stimmung, zum Zeitvertreib eine Predigt zum Behuf der mir deſignirten Pfarrei auszuarbeiten, als ich im Mondſchein vor mir einige Gewehre blitzen ſah. Mein Kommiſſär bemerkte ſie im gleichen Augenblick, zog den Säbel und nahm eine Piſtole zur Hand, deren Hahn er ſpannte. Das Knacken des Hahns hinter mir trieb mir den kalten Schweiß aus.

„Bougre, Bougre! zufahr, immer zu!“ ſchrie er.

„Halt! wer da? halt! qui vive?“ brüllten einige Soldaten, die mir die Bajonnette ihrer Gewehre faſt allzunahe gegen die Rippen hielten.

Wem ſollte ich gehorchen? Eine Nothlüge, hoffte ich, ſollte mich aus der Verlegenheit ziehen. Da ich die Soldaten für Franzoſen hielt, die ihrem Regimente nachzügelten, rief ich, um ihnen

etwas Ehrfurcht einzuflößen: „Messieurs, mein Herr General ist französisch General!“

„Halt! ergebt euch!“ schrien nun mehrere Stimmen.

„Foudre!“ rief der vorgebliche General, und sprang mit einem Satz aus dem Wagen, daß er zwei Kerls zu Boden stürzte.

Er schoß; Piff, Puff, Paff! fielen links und rechts Schüsse — die Kugeln pfiffen mir am Ohr vorbei — meine Pferde wurden noch scheuer, als ich. Im gestreckten Galopp jagten sie davon; meine Peitsche zerbläute ihre Rücken. — Ich hörte noch Säbelgeklirr und Flintenschüsse — und bald von Allem nichts mehr. Ich war gerettet; Dank sei es der Klugheit und Behendigkeit meiner Rosse.

„Verdammte Geschichte!“ brummte ich, und stellte eine chirurgische Untersuchung meines Leichnams vom Scheitel bis zur Sohle an: denn in der ersten Angst glaubte ich von dem Kugelhagel durchlöchert zu sein, wie ein Sieb. Aber kein Haar war mir verwundet.

Desto besser! Aber meine Herrschaft, was war aus ihr geworden? Sollte ich wieder umkehren, nachfragen, mich auch ein wenig zersäbeln und zerbajonnetten lassen? Nein, so weit ging meine Kutscherstreue und zärtliche Anhänglichkeit nicht. Der Himmel weiß, was aus dem Commissaire de guerre oder Employé geworden sein mag. Ich habe es nachher nicht erfahren, da ich den gleichen Weg wieder zurückgekommen bin.

Ich fuhr nun langsamer, denn meine Rosse waren an Kräften erschöpft. — Vor mir lag wieder ein kleines Dorf. Jetzt überlegte ich: was beginnen? Dort übernachten, oder weiter eilen? Noch klang mir das Kugelgezisch in den Ohren, und meine Angst rief: „weiter!“ — — Ferner: wem gehören Wagen und Pferde? Antwort: vor der Hand Keinem, als dem gegenwärtigen Besitzer, der ihn weder erobert, noch gestohlen, noch in Requisition gesetzt hat. — Frage: was mit dem fremden Gut machen? verschenken,

verkaufen, behalten? Zum ersten hatte ich keine Lust, zum andern kein Recht, zum dritten kein Geld.

In dieser Verlegenheit kam ich zum Wirthshaus: es war noch nicht so spät, als ich glaubte. Der Stallknecht kam; ich spannte aus, verlangte ein Futter für die Pferde, für mich ein Warmbier, und setzte mich zum Ofen. Im Nothfall hoffte ich mit meinem runden Filzhut und Bauernkittel Bezahlung zu leisten; jener war mir ohnedies zu eng, und dieser zu weit.

Gefährliche Gesellschaft.

Die dicke Wirthin pflanzte sich vor meinen Tisch hin, setzte beide Arme in die Seite, und fragte: ob ich über Nacht zu bleiben gedächte? — Antwort: Nein. — Ob ich noch nach dem Städtchen wolle? — Antwort: Ja! Es war mir recht lieb, daß die Neugierige fragte, denn ich war noch viel neugieriger zu wissen, auf welcher Straße, in welcher Weltgegend ich sei und wohin ich führe. — Ob ich nicht ein junges Frauenzimmer mit dahin nehmen wolle, das zu Fuß angekommen wäre, und jetzt, wegen übergroßer Ermüdung, auf dem Bett läge? es könnte mir ein gutes Trinkgeld eintragen. — Antwort: Recht gern! und das ging mir von Herzen, besonders wegen des Trinkgeldes, dann auch wegen der Gesellschaft. — Ob ich nicht besser thäte, mit Tagesanbruch weiter zu reisen? denn die Nacht sei keines Menschen Freund, zumal bei Kriegszeiten. Es streife viel Franzosenvolk umher, und zerstreutes preußisches Militär, das sich zu retten suche. Es gehe kein Tag ohne Mord und Todtschlag und Plünderung vorüber. — Ich nickte schaudernd mit dem Kopf. — Man wolle mich und das Mamsellchen eine oder zwei Stunden vor Tag wecken; ich käme noch immer zu guter Zeit an Ort und Stelle; meine Herrschaft würde gewiß nicht schmälen. — Das glaubte ich selbst. — Also

blieb ich. Es that mir, den Roſſen und dem „Mamſellchen“ wohl. Doch beſchloß ich, früh aufzubrechen, denn ich berechnete pſychologiſch gut, des Morgens müſſe die Straße am ſicherſten ſein, weil die, welche gut finden, ſich des Nachts in Gefahr zu ſetzen, ſich aus Ermüdung oder Furcht vor Tagesanbruch verbergen; und die, welche am Tage wandern wollen, dazu nicht die Nacht zu wählen pflegen.

Mein Stallbett, auf dem ich nur bangen Schlummer hatte, feſſelte mich nicht lange. Als es in der Dorfkirche vier Uhr ſchlug, war ich bei meinen Pferden, herrlichen Kutſchgäulen. Ich machte Lärmen im Hauſe. Während der Knecht anſpannte, beleuchtete ich mit der trüben Laterne mein neues Eigenthum, die Chaiſe. Der Kaſten war von mehrern eingedrungenen Flintenkugeln durchlöchert. Im Wagen lag eine Säbelſcheide, ohne Säbel, in einer der Seitentaſchen befand ſich eine zierliche Tabakspfeife mit ſilberbeſchlagenem Meerſchaumkopf, dabei ein ſeidener Tabaksbeutel mit Stickerei, Vergißmeinnichtchen, und darum die zärtlichen Worte: Souvenir de l'amitié. Vermuthlich galante Eroberung meines ehemaligen Herrn, des Employé, von irgend einem deutſchen Mädchen. Der Kaſten des Wagenſitzes war feſt verſchloſſen; den Schlüſſel hatte der Employé unnützerweiſe behalten.

Die Wirthin kam und erzählte mir gähnend haarklein, was ich und meine Pferde alles gegeſſen und getrunken hätten. Ich fand das ſehr langweilig, weil ich es ohnedem wußte, und fertigte ſie mit dem Beſcheid ab: „Mamſellchen wird ſchon für mich bezahlen.“ Dann ſtieg ich in den Wagen, und ſetzte mich an die Stelle meiner geweſenen Herrſchaft; da ſaß ich bequemer und wärmer, auch rechnete ich auf angenehme Geſpräche mit Mamſellchen.

Es kam endlich; man hob es zu mir in den Wagen; ich rief Adieu, und fort ging's. Aus dem angenehmen Geſpräch aber ward nichts. Die Reiſegefährtin ſchob ſich in den Winkel des

Wagensitzes so weit als möglich von mir, antwortete einige Mal auf meine bescheidenen Bemerkungen, daß es sehr frisch, oder sehr finster, oder nicht gut fahren sei, ein schläfriges Ja und Nein, und überließ mich meinen fernern Betrachtungen.

Diese Betrachtungen wurden immer wunderlicher, als meine schöne Gesellschafterin — zwar im Dunkeln ließ sich mehr Schönheit ahnen, als sehen — im Schlafe, wie der Wagen schaukelte, sich näher und näher gegen mich senkte. Aus bloßem Mitleiden mit dem guten Kinde, daß es nicht zu sehr umhergeworfen werde, rückte ich ihm drei bis vier Zoll näher. Nach einem Weilchen lehnte der Kopf der Schläferin an meiner Achsel — ein hartes Kissen. Ich legte mit schüchternem Erbarmen meinen linken Arm um ihren schlanken Leib, und hielt die Schlummernde an meiner Brust. Sie schlief sanft wie die Unschuld, und erwachte selbst von den unruhigen Schlägen meines Herzens nicht, während ich wie ein Verbrecher zitterte.

Zum ersten Male lag ein schlafendes Mädchen an meiner Brust — zum ersten Male hielt ich stundenlang ein weibliches Wesen mit dem Arm umschlungen — ach, vergib, Friederike, wenn ich dir in diesen Augenblicken — nein, untreu ward dir meine Seele auch da nicht, denn ich gedachte deiner. Oft bildete ich mir ein, daß ich dich so zur Gefährtin habe; der sanfte Druck, mit dem ich die Fremde an mich zog, galt dir; mein verstohlener Seufzer dir, und dir der gottlose Kuß, den ich leise auf — ihre Haube drückte. Aber zu einem Weibe, dessen Busen nach der Melodie des sanften Odems steigt und fällt, dessen Anschmiegen mit einer fremdartigen Gluth erfüllt, — zu solch einem Wesen setze man einen Mann von Schnee, aber keinen Hagestolz, ach! von neunundbreißig Jahren.

Schönes Morgenroth.

Sanft schlich der Wagen im Sande fort. Ich ließ den Pferden ihren beliebigen Schritt, hielt meine schlummernde Unschuld fest im Arm, schloß die müden Augenlieder, um bequemer von Friederiken, Pfarrei und allen Himmeln zu träumen, die mir das Wachen nicht gab, und so ward aus dem willkührlichen Geträum zuletzt wirklicher Schlummer.

Ich und meine Schlafgenossin erwachten fast zu gleicher Zeit, als der Wagen aus dem milden Sande plötzlich über einen holprigen Prügeldamm fuhr. Es war schon hell. Vor uns im Hintergrunde der Landschaft brannte ein prächtiges dunkelglühendes Morgenroth, welches blendend auf unsere Augen fiel.

Erst sah ich auf meine braven Pferde, dann auf meine Reisegesellschafterin. Sie rieb sich mit beiden Händen die Augen; ich rieb mir die meinigen. Dann sahen wir uns ganz trocken einander an. Sie rieb sich wieder die Augen; ich mußte desgleichen thun, denn das Morgenroth hatte mich, glaube ich, blind gemacht. Ich sah sie wieder an; sie mich. Und nun erst war ich überzeugt, daß ich noch schlafe und von Friederiken träume, denn sie saß, so kam es mir jetzt vor, neben mir.

„Aber, mein Gott, Herr Doktor, sind Sie es?“ fragte sie mit ihrer leisen, schönen Silberstimme, und betrachtete bald mein Angesicht und den werdenden Schnurrbart — Ueberrest meiner ehemaligen Generaladjutanten-Uniform — bald meinen beschmierten und zerrissenen Bauernkittel.

„Ach, Friederike!“ rief ich, „wie kommen Sie hieher? und zu mir?“

Jetzt fragten wir nicht mehr. Unsere Augen verdunkelten sich jetzt in den Thränen wehmüthiger Seligkeit — ich ließ das Leitseil fallen — wir schlossen Brust an Brust, Mund an Mund

und in langen Küſſen tauſchten wir Leben um Leben, Seele um Seele. — — O wir hatten uns wieder; nach der langen, ewigen Trennung, wieder! und wie unverhofft, wie wunderbar! Vergeſſen war aller Schmerz der Vergangenheit! Vergeſſen alles Elend des Lebens, meine Sorgen, ihre Thränen; vergeſſen jede Gewitterwolke der Zukunft. Wir athmeten in einer ſchönen Welt. Das Irdiſche fiel von uns — Alles war ſelige Verklärung.

Nur der verruchte Prügeldamm, auf dem der Wagen ſo unbarmherzig ſtieß, daß ſich ſelbſt unſere küſſenden Lippen beſtändig von einander verloren und mühſam wieder ſuchen mußten — nur der Prügeldamm, bei deſſen Anlage man vermuthlich ſolche rührende Scene nicht berechnet hatte — nur er trennte uns, da wir glaubten, der Tod könne uns nicht wieder ſcheiden. O wie gern wären wir Bruſt an Bruſt geſtorben.

Ich nahm das Leitſeil wieder zur Hand. Und nun ging's aus Fragen her und hin. Und ob wir uns gleich ſahen, und ob wir einander gleich feſt Hand in Hand hielten, als fürchteten wir, uns im eigenen Wagen von einander zu verlieren, wurden wir doch zweifelhaft, ob wir's auch wirklich wären. — Sie war ſchöner, als ich ſie jemals geſehen; das Morgenroth umſtrahlte ſie mit einer Glorie. Ich mußte noch einmal das Leitſeil fallen laſſen.

Was ich von meinen kriegeriſchen Abenteuern Friederiken erzählte, wiſſen meine Leſer; aber Friederike hörte ſie aufmerkſamer und begieriger an, als ſie geleſen werden mögen. — Die Begebenheiten meiner Verlobten waren ungleich einfacher. Sie hatte von ihrer Herrſchaft die Entlaſſung erhalten. Kurz vor dem Einrücken der Franzoſen in die Hauptſtadt flüchtete die Herrſchaft nach Stettin, und der Himmel weiß, wohin. Friederike ſchwebte meinetwillen in Todesängſten; bekam endlich einen Brief von ihrer betagten Mutter, und den Befehl, Berlin zu verlaſſen und zu ihr zu kommen. Sie reiſete alſo, eine gehorſame Tochter, ab, nachdem

sie meinetwillen alle nöthigen Anzeigen hinterlassen hatte; fuhr mit Gelegenheit bis Frankfurt, und machte sich von da, weil die Franzosen alle Pferde und Wagen in Beschlag genommen, oder weil in dem Augenblick Niemand dergleichen zu einer unsichern Reise hergeben mochte, ziemlich heroisch zu Fuß auf den Weg. Müde und matt kam sie gestern Abend in das Dorf, von wo an ich die Ehre hatte, ihr Leibkutscher zu werden.

Es wird Tag.

Unterwegs — auch Liebende wollen gefrühstückt haben, und zum Wohnort von Friederikens Mutter waren es noch einige Meilen — verschwand im ersten Wirthshaus unter scharfem Scheermesser der letzte Rest meiner Generaladjutantur von der Oberlippe. Friederike kaufte mir für ihr Geld — ich weiß nicht, wie sie den Trödel auskundschaftete — bei dem Amtmann oder Schreiber einen ehrbaren Ueberrock und Hut, so, daß ich doch, ohne Aufsehen zu erregen, bei einem hübschen, wohlgekleideten Mädchen im Wagen sitzen konnte.

So fuhren wir weiter. Es war Tag geworden; auch in unserm Gemüth ward es sonnenheller Tag. Verkündet waren wir von der Kanzel, also Hochzeit mußte gemacht werden. Darüber waren wir einig. Ich sollte unterdessen nach Frankfurt am Main schreiben, um meinen Gönner wegen des Ex-Reichsgrafen und der Pfarre zu befragen. Erwählter Pfarrer war ich doch einmal, trotz dem, daß ich im französischen Bivouac, nebst den Siegesliedern, die Vokation verbrannt hatte. — Friederike hatte beinahe hundert Thaler erspart; davon ließ sich anfangs das Leben fristen. Und wenn alles Unglück zusammenschlug, konnte ich ja irgendwo noch eine Winkelschule anlegen. Mit Brod und Wasser, das fühlten

wir, konnten wir glücklich ſein: nur nicht von einander getrennt, auch bei allem Ueberfluß nicht.

Indem wir uns in unſerer bittern Armuth ſelig prieſen, ſie von wohlfeilen Suppen, ich von der Einnahme eines fleißigen Schulmeiſters ſprach, ging's kling! kling! auf dem Fußboden des Wagens. — Wir ſahen hinab. Es war ein blanker Louisd'or.

„Haſt du ihn verloren?“ fragte ich Friederiken.

„Ich habe kein Gold!“ ſagte ſie.

Wir nahmen die milde Gabe, als Nachlaß meines ſeligen Employé, für meinen Kutſcherlohn.

Nach einer Weile abermals kling! kling! — wieder ein Louisd'or. — „Wahrhaftig,“ ſagte ich, „wir haben einen guten Schutzgeiſt, oder eine gütige Fee, die unſer frommes Geſpräch gehört hat.“ Ich hob auch dieſen auf, und ſah fleißig umher, ob er noch Brüder habe. Alles war leer. Es that mir leid. Bald darauf erneuerte ſich das Hexenſpiel zum dritten Mal.

„Hier iſt's nicht richtig in der Chaiſe!“ ſagte ich, und hielt die Pferde an. Es blitzte mir aus dem Spalt des Kaſtens von unſerm Wagenſitz ein viertes Goldſtück entgegen. Da war die Goldquelle entdeckt. — Ich erbrach den verſchloſſenen Sitz mit Gewalt, und fand, was ich immer für das Geräuſch und Klirren einer Kette gehalten, einen durchgeriebenen Geldſack. Andere Geldſäckchen lagen, feſter gebunden, vertraulich neben einander. Wie mein Employé zu dieſem Schatz gekommen, wußte ich nicht: ob er ihm oder Andern gehörte, galt mir gleich. Aber Friederike und ich erkannten einhellig, dieſe Summe ſei für unſere beſcheidenen Wünſche zu groß — wir könnten ſie nicht behalten. Wir legten auch die drei Louisd'or zu den andern, verwahrten das Geld beſſer, und fuhren gelaſſen davon, als hätten wir nichts gefunden.

Die alte Mutter Friederikens, entzückt uns zu umarmen, empfing uns ſegnend. Unſer Schatz ward ihr in Verwahrung gegeben; aber

ungeachtet aller Nachfragen, die ich wegen Wagen, Pferd, verlornem Geld in die öffentlichen Blätter einrücken ließ, meldete sich nach mehreren Monaten kein Mensch dazu.

So endeten meine Abenteuer. Ich war reicher, als ich es je zu werden Hoffnung haben konnte, und die schöne Friederike mein Weibchen.

Dem Berliner Freund sandte ich Entschädigung für sein Fuhrwerk, um welches mich der Herr Oberwachtmeister geprellt hatte; der Pfarrei entsagte ich, und ein erträgliches Landgut, in einer der reizendsten Gegenden, eine von jungen Linden und Kastanienbäumen umschattete Wohnung, die Raum genug für Friederiken, ihre Mutter und mich hat, umschließt mein Paradies.

Die Bohne.

Ich war in Verzweiflung — erzählte in einer Abendgesellschaft der junge Banquier Walter — neun Wochen lang hatte ich mich in Wien herumgetrieben; in allen Gesellschaften, bei allen Anläſſen, in allen Polizeibüreaux hatte ich das Fräulein von Tarnau, die Tante, die Kammerjungfer beſchrieben! keine Seele konnte mir Auskunft geben, wohin ſie gekommen. An gutem Rath fehlte es freilich nicht, denn der iſt immer wohlfeil. Man wies mich nach allen Richtungen der Windroſe hinaus, um meine Göttin zu ſehen.

Aber in Wien war ſie nicht mehr. Ungeachtet mir das im Gaſthofe, wo ſie gewohnt hatte, ſehr deutlich geſagt wurde, ungeachtet ich daſſelbe Zimmer bewohnte, welches einſt das ihrige geweſen, ſuchte ich ſie doch noch immer. Ich war in allen Kirchen und Meſſen, auf den Redouten und Bällen, in allen Schauſpielen und Luſtorten. Genug, der Liebe Mühe blieb umſonſt. Meine Heilige war verſchwunden.

So verließ ich troſtlos die Kaiſerſtadt, und kehrte im böſeſten Winterwetter nach meiner Heimath zurück.

Um Ihnen aber das ganze Seltſame meines Schickſals klar zu machen, muß ich Ihnen erzählen, wie ich das Fräulein kennen

lernte. Sie werden in meiner Geſchichte viel Wunderſames finden; aber in der Liebe iſt Alles Roman.

Vor drei Jahren machte ich eine Geſchäftsreiſe nach Wien. Unſerm Hauſe drohte damals großer Verluſt durch Bankozettel. Es gelang mir, das Unglück abzuwenden, und nun wollte ich von der Gelegenheit Nutzen ziehen und Wiens geſammte Herrlichkeit genießen. „Wer weiß," dachte ich, „du kommſt in deinem Leben nicht wieder nach Wien!"

Meine Bekannten zogen mich in alle ihre Geſellſchaften; ich ward in manchen Familienzirkel eingeführt; die Mütter empfingen mich ſehr gütig, die ſchönen Wienerinnen meiner Bekanntſchaft nicht minder. Man wußte, ich ſei unvermählt, und der Name unſers Hauſes war den Vätern nicht fremd. Ich galt allenthalben als der reiche Banquier, und jeder machte mich zum Herrn von Walter.

Wegen der Eigenheiten und Launen meines guten alten Vaters, dachte ich noch an kein Heirathen. Deſto ungebundener flatterte ich von einer Schönheit zur andern. Sie waren mir alle lieb, aber lieben konnte und wollte ich keine.

„Das Fräulein von Tarnau wird ebenfalls erwartet!" liſpelte in einer Geſellſchaft einſt eine ältliche Dame in meiner Nähe ihrer jungen Nachbarin zu.

„Es iſt ein gutes, liebes Kind," erwiederte die Nachbarin, „ſie würde noch manchmal für ſchön gelten können, wenn ſie nicht das häßliche Gebrechen hätte."

„Ah!" ſprach die ältliche Dame: „Sie meinen das Muttermaal, das ſie auf der Bruſt, gerade unterm Hals hat? Man ſagt, es gleiche einer Maus!"

„Einer Maus? Pardon, gnädige Frau, wenn's weiter nichts

wäre, hätte ſie eben nicht nöthig, ſich ſo nonnenhaft bis ans Kinn zu vermummen. Nein, es ſteht vollkommen einem Kameel mit zwei Höckern, vier Füßen und langem Halſe ähnlich.“

„Glauben Sie das nicht!“ ſprach eine Dritte, welche ſich nun in das Geſpräch miſchte: „Ich weiß die Sache genau. Es iſt ein Muttermaal von ganz eigener Art, von ungeheurer Größe. Der ganze Buſen iſt ſchwarzgrau, wie Kaffee! und hinauf bis zum Halſe, denken Sie nur, ich bitte Sie um Gottes willen, hinauf bis zum Halſe mit dünnen, weißen Haaren bewachſen!“

„Ei, das iſt entſetzlich!“ rief die alte Dame.

„Ja, wenn mir ſolch ein Unglück zugewachſen wäre,“ ſagte eine der beiden Jüngern, und ſchlug die Augen ſittſam zu ihrem Buſen nieder, um welchen, wie ein Nebel um Schnee, eine zarte Gaze ſpielte; „Ich glaube wahrhaftig, ich lebte nicht mehr.“

Jetzt mengten ſich auch Andere in das Geſpräch; Jeder beſtätigte die Geſchichte; aber Alle bedauerten das Fräulein von Tarnau wegen dieſes Uebels.

Die Thür öffnete ſich. Das Fräulein von Tarnau und ihre Tante traten herein.

Das Fräulein, wäre es mir nicht auch ſchon durch jene Unterhaltung merkwürdig geworden, hätte mich durch ſeine Schönheit und Grazie überraſchen müſſen. Ein Ideal, wie wir es zuweilen in den Bildern von Angelika Kaufmann bewundern, ein — nein, lächeln Sie nicht; ich war damals noch nicht verliebt; jetzt bin ich vermählt; alſo iſt Wahrheit in meinem Munde.

Genug, die ſchöne Tarnau eroberte Blicke und Herzen aller Männer; alle nahten ſich ihr mit einer durch ſüßes Mitleiden erhöhten Theilnahme. Aber ihre Bruſt war undurchdringlich verſchleiert bis unter den Hals. Eben das erinnerte unaufhörlich dieſen an die Maus, jenen ans Kameel. „Ach!“ dachte Jeder im Stillen: „warum war das Schickſal ſo grauſam, und entſtellte das

reizendste Geschöpf unter der Sonne auf so empfindliche Art!“ — Und, ich läugne es nicht, ich dachte es auch.

Ich bin von Natur nicht neugierig, aber den Abend plagte mich diese Sünde, wie noch nie. Auch der schönste Busen war mir gleichgültig; aber der häßlichste des liebenswürdigsten Mädchens zog meine Blicke an. Unaufhörlich schwärmten meine Augen um die Falten des dichten Schleiers; ich wiederholte die Entdeckungsreise von Viertelstunde zu Viertelstunde; ich fand immer Gelegenheit, der holden Unglücklichen am nächsten zu stehen. Umsonst!

Man tanzte. Schon standen mehrere Paare bereit; die schöne Tarnau blieb unaufgefordert. — Was doch die Einbildung thut! — Ich forderte sie auf; sie gab mir die Hand. Nun blieb ich den ganzen Abend ihr Tänzer.

Sie schwebte so leicht um mich her, wie eine von Titania's Elfen, und in allen ihren Bewegungen, ihrem Lächeln, ihren Blicken, ihren Worten voll so unaussprechlicher Anmuth — ach, Schade um das Meisterstück der Natur, die ihr herrlichstes Werk in unbarmherziger Laune verdarb!

Man schied spät aus einander. Die schöne Unglückliche hatte mich entzückt. Sie war so harmlos und selig und unbefangen — ach, sie wußte zum Glück nicht, was ich schon wußte, und was Alle wußten! Desto besser für sie. Ich war nicht Phantast genug, um mich auf der Stelle zu verlieben, wiewohl sie es werth gewesen wäre. Allein, das gestehe ich gern, noch nie hatte mich ein weibliches Wesen in solchem Grade für sich eingenommen. Ein inniges Mitleiden bewegte mein Herz. Und solch ein Engel verdiente doch wohl ein wenig Mitleiden!

Vermuthlich hätte ich sie schon den ersten Tag vergessen — vergessen? nein, das möchte ich doch nicht sagen; denn an eines der bizarrsten Spiele der Natur, wo der Zauber des Schönen mit dem Häßlichsten alles Häßlichen vermischt war, denkt man wohl

noch. Aber als ich von einem Gang zurückkam, und die Treppen meines Gasthofs hinaufging, kam mir die Tante mit dem Fräulein sehr unvermuthet von oben herab entgegen.

Natürlich, man blieb stehen. Man fragte sich gegenseitig um das Befinden seit gestern. Wir wunderten uns, mit einander unter gleichem Dache gewohnt zu haben, ohne es zu wissen. Ich äußerte darüber mein Vergnügen, und bat um die Erlaubniß, die Damen in gelegenen Stunden auf ihrem Zimmer sehen zu dürfen. Bei diesem Worte sehen sah ich wirklich — denn meine Neugier regte sich wieder — nach den Gegenden des häßlichen Muttermaals. Aber ein dicker Shawl, sorgfältig unterm Kinn mit einer Nadel zusammengeheftet, umschlang des Fräuleins Brust und Schultern; d'rum blickte ich lieber in das himmlisch schöne Gesicht hinauf.

Sie gingen die Treppen hinab, ich schnell in mein Zimmer, um noch zum Fenster hinaus die schlanke Gestalt zu sehen. Sie stiegen in einen Wagen und fuhren davon. „Ach," seufzte ich: „Jammerschade, daß solch ein Engel so widerlich verunstaltet sein muß!"

Was mir erlaubt war, unterließ ich auch nicht. Ich machte von Zeit zu Zeit den Damen einen Besuch. Sie waren fremd in Wien, wie ich, und nur durch ein Augsburger Haus, von dem sie Wechsel hatten, an meinen Bekannten empfohlen, bei dem ich sie vorigen Abend kennen gelernt hatte.

Ich führte die Hausgenossinnen in den Prater, ins Schauspiel, und wo es etwas zu sehen gab. Die schöne Josephine — ich will das Fräulein nennen, wie die Tante sie nannte — entfaltete der schönen Eigenschaften des Herzens und Geistes immer mehr, je bekannter sie mit mir ward. Aber das entging mir nicht! je länger unsere Bekanntschaft dauerte, je vorsichtiger verhüllte sie die traurig verunstaltete Brust. Josephine war das vollkommenste weibliche Wesen, das ich in meinem Leben gesehen; aber ganz vollkommen darf doch unterm Monde nichts sein!

Weil wir uns täglich ſahen, wurden wir täglich vertrauter. Es war zuletzt, als gehörte ich ganz zu ihnen. Die Tante behandelte mich mit jener Vertrautheit, die man auf Reiſen ſo leicht zu einander gewinnt. In Joſephinens Aeußerungen ſchien ich milde Spuren der Freundſchaft zu finden. War ich einmal durch Geſchäfte verhindert, bei den Damen zur beſtimmten Zeit zu erſcheinen, ſo mußte ich ſogar kleine Vorwürfe hören, und wenn mich dann Joſephine ſtarr und ſchweigend eine Zeit lang anſah, als wollte ſie mein ganzes Weſen durchſchauen und fragen: wer biſt du? — ach, ich weiß nicht, wie mir ward!

Und zuletzt hinderten mich keine Geſchäfte mehr. Ich erſchien mit dem Glockenſchlag.

Allein der Himmel dauerte nicht lange. Ich erhielt einen Brief von Hauſe. Meinen guten Vater hatte der Schlag gerührt; er ſehnte ſich nach mir. Ich ſollte eilen, wenn ich ihn in dieſer Welt noch einmal umarmen wollte.

Der Brief kam des Morgens. In einer halben Stunde war gepackt; die Poſt vor dem Gaſthof. Ich war vor Schrecken wie von Sinnen. Mein Bedienter meldete, Alles ſei berichtigt; ich könne einſteigen. Ich ging wie ein Träumender zur Straße hinab, dachte an keinen Abſchied von den Hausgenoſſinnen, und eben wollte man mich in den Wagen heben, als eine Stimme von oben herab rief: „Wo wollen Sie hin?“

Das war Joſephinens ſüße Stimme. Ich blickte hinauf; ſie lag am Fenſter, und wiederholte die Frage. Meine Beſinnung kehrte zurück. Ich flog wieder in den Gaſthof, die Treppen hinauf, um wenigſtens zu thun, was Höflichkeit und Freundſchaft befahl.

Ich klopfte an. Die Thür ſprang auf. Joſephine, noch im einfachen Morgenkleide, trat mir zuerſt entgegen, und dann mit dem Ausdruck des lebhafteſten Schreckens einen Schritt zurück.

„Mein Gott!“ rief ſie, „was fehlt Ihnen? was iſt Ihnen begegnet? Wie ſind Sie ſo bleich und entſtellt!“

Indem ſie das mit heftiger Bewegung ſprach, und ihre Hand ausſtreckte, die meinige zu ergreifen, fiel ihr Kaſchmirſhawl, den ſie nur leicht umgeworfen hatte, vorn auseinander. Und — mögen mir's die Manen meines guten Vaters verzeihen — aber die Neugier iſt eine der zudringlichſten Sünden! — Ich vergaß Reiſe, Schlagfluß und Extrapoſt, und hatte nur Augen für das geoffenbarte Geheimniß von Joſephinens Bruſt.

Denken Sie ſich mein Erſtaunen! — Ich ſah eine Bruſt hell und weiß wie Elfenbein, und zwei Zoll tief unter dem Grübchen des alabaſternen Halſes, das berüchtigte Muttermaal. Aber es war keine Maus, kein Kameel, ſondern ein dunkelbrauner Fleck der Haut von der Größe und ſelbſt von der Geſtalt einer Bohne. Man hätte ſchwören mögen, es liege da eine Schminkbohne von bräunlicher Farbe auf dem blendenden Schnee.

Zwar zog Joſephine, erröthend und ſchnell genug, den Shawl wieder zuſammen — aber ſprechen konnte ich nun doch nicht. War es der Schlagfluß, war es die Bohne, genug, ich ſtand betäubt da, wie eine Bildſäule.

„Um des Himmels willen!“ rief die Tante: „ſagen Sie doch, was iſt Ihnen geſchehen? Haben Sie ein Unglück gehabt?“

„Meinen Vater hat der Schlag gerührt — er ringt mit dem Tode — ich muß Sie verlaſſen.“

Das war Alles, was ich endlich hervorbringen konnte. Ich küßte den Damen die Hände, und nahm Abſchied. Bei dieſem Abſchied hielt Joſephine einen Augenblick lang — aber es war auch nur einen Augenblick! — meine Hand krampfhaft in der ihrigen geſchloſſen. Ihr Geſicht ſchien mir bläſſer und ihr Auge naß. Aber vielleicht war dem auch nicht ſo; denn ich ſah faſt nichts; es dämmerte Alles ſchattenhaft vor meinen Blicken.

Im Wagen war Alles vergessen, nur nicht meines guten Vaters Todeskampf. Ich fuhr Tag und Nacht; ich lebte, wie im Fieber. Die Tage meiner Reise waren die fürchterlichsten meines Lebens. Nur in den verworrenen Träumen, die mich umgaukelten, hatte ich dann und wann noch einen frohen Augenblick; nur dann und wann zeigte mir Morpheus oder das Fieber auch die dunkle Bohne im Schnee.

Als der Wagen endlich vor dem väterlichen Hause still hielt, traten mir einige meiner Verwandten entgegen, alle in schwarzen Trauerkleidern. Es war geschehen. Mein Vater hatte die Welt verlassen; seine Asche ruhte im Grabe.

Ich will hier nicht sagen, wie gewaltig mein Schmerz war. Ich liebte meinen Vater, auch bei allen seinen Launen, mit der dankbarsten, kindlichsten Zärtlichkeit. Schrecken, Kummer und die Anstrengungen der Reise warfen meine Gesundheit nieder. Ich fiel in ein hitziges Fieber, und das war mir Wohlthat; denn ich vergaß Alles. Ein Vierteljahr lang verließ ich das Krankenlager nicht. Und da ich genas, und die Welt und die Vergangenheit wieder, wie aus zerfließenden Nebeln, vor mein Bewußtsein trat, war ich so gelassen, so kalt, als wäre nichts vorgegangen, als hätte ich meine Gefühle alle eingebüßt.

Durch des Vaters plötzlichen Hintritt und durch die lange Dauer der Krankheit waren die Geschäfte meines Hauses in einige Verwirrung gerathen. Ein Glück für mich! Da gab es der Arbeit vollauf und Zerstreuung genug!

Doch binnen Jahr und Tag war Alles geordnet; ich der Herr meines Hauses. Und wie der schwarze Krepp von Arm und Hut verschwand, nahten sich Vettern, Tanten und Basen mit Hochzeitsplanen. Solche Ausbrüche vetterlicher und bäslicher Fürsorge sind so unvermeidliche Wirkungen der Nothwendigkeit, als Geburt und Tod. Ich ließ den Projektmachern ihren Lauf, und bekümmerte

mich nicht viel um ihre Rathen und Thaten. Kein Vetter, keine Tante, Hymens allzeitfertige Diener, vermögen ſo viel, als ein einziges, artiges Mädchen allein und zur rechten Stunde. Aber in unſerer ganzen Stadt und Nachbarſchaft war kein artiges Mädchen — nein, das wäre Verleumdung, allein die magiſche Stunde fehlte!

Jedeſſen brachte mich doch das beſtändige Fragen und Antworten zum Nachdenken. Ich bemerkte wirklich, daß ich allein war; daß mir etwas fehlte. Mein Haus war, ſeit des Vaters Tode, eine wahre Einöde geworden. Und doch kannte ich unter den zehntauſend Jungfrauen, die ich je geſehen, keine, mit der ich mein Leben und meine Wüſte hätte theilen mögen.

Da fiel mir, ich weiß nicht wie? — denn das war eine längſt vergeſſene Geſchichte — mein Aufenthalt in Wien und die ſchöne Tarnau ein. Zum Glück war ich auf meinem Zimmer einzig, denn ich glaube, daß ich bei der Erinnerung feuerroth geworden bin; wenigſtens ſprang ich plötzlich vom Sofa auf, ſtreckte in heftiger Gemüthsbewegung die Arme weit durch die Luft aus, als wollte ich das Götterbild damit umfangen, und ſeufzte — ich rief mit Entzücken, mit Schmerz, mit Sehnſucht und Verzagen: „Joſephine! Joſephine!“

Das, glaube ich, war die magiſche Stunde. — — Mein Unheil zu vergrößern, ließ mich in der folgenden Nacht der Gott der Träume die Bohne im Schnee ſehen. Joſephine war ſchön genug für mich; aber die kuppleriſche Einbildung verklärte ſie nun mit überirdiſcher Herrlichkeit. — Lache Keiner! Ich hatte mich nüchtern zu Bette gelegt, und ſtand, von der gewaltigen Leidenſchaft berauſcht, am andern Morgen auf.

Nun erſt war mein Haus öde und wüſt, wie das alte Chaos der Schöpfung geweſen ſein mag. Ich ſuchte Joſephinen überall, ich ſah ſie überall. Ich dachte ſie mir als mein Weib, bald dort

mit kleiner häuslicher Arbeit am hohen Fenstertisch, bald dort am Klavier, und mich hinter ihr horchend; bald neben mir im Sofa am kleinen runden Tisch beim Frühstück. Alle ihre unbeschreibliche Anmuth, ihr Lächeln, ihr Blick, ihr Nachtigallenton wirkte in diesen Verblendungen noch unendlich schöner. Ich blieb meiner nicht mächtig, ich war in einem Strom von Empfindungen aller Art aufgelöst; bald hätte ich im Uebermaß der Seligkeit, die ich mir träumte, jauchzen, bald vor Schmerz weinen mögen, wenn ich mir Josephinen dachte, wie sie mich vielleicht verwerfen könnte. Ich mag aber auch mitunter wirklich gejauchzt und geweint haben, denn ich glich einem wahnsinnigen Träumer, der nur unter seinen Idealen daheim, und für die Außenwelt taub und blind ist.

Der Zustand war mir selbst unerträglich. Ich richtete meine Geschäfte ein, ließ die Postpferde bestellen, und flog in meinem Wagen nach Wien.

Freilich kamen mir unterwegs dann und wann sehr nüchterne Ueberlegungen. Was kann sich nicht in sechszehn Monaten alles geändert haben! dachte ich. Vielleicht liebt sie einen Andern. Vielleicht ist sie schon vermählt. Sie hat nicht über sich allein zu verfügen, sie ist jung, hat Aeltern, Verwandte, und diese haben Rücksichten, auf die unsereins nicht immer sieht; sie ist vom Adelstande.

Ich besann mich dann wohl noch auf das ehemalige freundschaftliche Verhältniß, tröstete mich durch die Erinnerung an ihr blasses Gesicht, an ihr bethräntes Auge, an ihren innigen, unwillkürlichen Händedruck beim Abschiede. Aus Allem leitete ich Beweise von Josephinens Empfindungen für mich, sogar Beweise von Liebe, ungeachtet sich jene Erscheinungen auch wohl anders erklären ließen. Aber um nicht zu verzweifeln, mußte ich mich überreden, ich sei dem Fräulein von Tarnau nicht gleichgültig gewesen. Lieber kein Leben, als ein Leben ohne sie; lieber Wahnsinn und glücklich, als Wahrheit und elend!

Unter ſolchen Empfindungen und Ueberlegungen kam ich wieder in Wien an. Erſt als ich in der Ferne die Thürme vor mir ſah, fiel mir ein, daß ich, der alle Möglichkeiten berechnet hatte, doch die einzige nicht in Erwägung genommen: Joſephine ſei vor einem Jahre eine Fremde geweſen, wie ich, und ſchwerlich noch da.

Wie mir's in Wien ging, habe ich gleich anfangs erzählt. Das Fräulein von Tarnau war verſchwunden. Der Gaſthof hatte einen neuen Herrn bekommen; da konnte mir kein Menſch rathen. Alle meine Bekannten wußten ſo wenig von ihr, und wohin ſie gereiſet, als ich. Man ſchrieb, mir zu Gefallen, nach Augsburg, von wo ſie oder ihre Tante Wechſel und Empfehlungsbriefe mitgebracht hatte. Aber der Augsburger Korreſpondent war in der Zeit geſtorben, und ſeine Erben konnten von keinem Fräulein von Tarnau Auskunft geben.

Genug, ich war in Verzweiflung. Am unbarmherzigſten zürnte ich gegen mich ſelbſt. Denn war's nicht meine Schuld, daß ich bei meinem erſten Aufenthalt in Wien ſo unverzeihlich nachläſſig geweſen, und mich um nichts bekümmert hatte, was ſie, ihre Familie, ihren Wohnort betraf? Freilich, damals dachte ich auch noch nicht daran, daß ich mich fünf Vierteljahre nachher in ſie verlieben würde.

Was mich in meinen Schmerzen am meiſten erquickte, meine Leidenſchaft aber nur gewaltiger anfachte, waren ihre Zimmer. Dieſe bewohnte ich nun. Ich fand da noch die gleichen Möbeln; den gleichen Stuhl, auf dem ſie geſeſſen; den gleichen Tiſch, an dem ſie geſchrieben hatte. Alles Vergangene lebte ſo hell, ſo gegenwärtig um mich, daß ich zuweilen erſchrocken von meinem Sitze auffuhr, wenn etwas an der Stubenthür vorüberrauſchte, und ich meinte, ſie werde es ſein, und mit der Tante hereintreten.

Im Zimmer ſelbſt blieb nichts ununterſucht, denn ich hoffte noch irgend eine Spur von ihr zu entdecken. Zwanzigmal muſterte ich die Wände vom Boden zur Decke, um unter den Inſchriften vieler Reiſenden vielleicht auch ihren Namen, eine Anzeige ihres Vaterlandes zu finden. Alles umſonſt.

Seltſam — aber unbedeutend genug, gleich den erſten Tag, da ich das Zimmer bezog, fand ich in einem Ziehkäſtchen des Schreibtiſches — lache nur Niemand! — eine ſchöne, glänzende braune Bohne. Man weiß, welch' ein heiliges Symbol mir dieſe Frucht geworden war. Und nun gar ein Fund in Joſephinens Zimmer! — Ich hob die Bohne ſorgfältig auf. Und als ich nun die beſte Hoffnung aufgab, die Liebenswürdige je wieder unterm Monde zu finden, nahm ich die Bohne, trug ſie zu einem Juwelier, ließ ſie in Gold faſſen, um ſie beſtändig an ſeidener Schnur auf meiner Bruſt zu tragen, als Andenken an die Liebenswürdigſte ihres Geſchlechts, als ewige Erinnerung an meinen — tragiſchen Roman.

So ſchied ich aus Wien. Ich war ſehr unglücklich, ſehr troſtlos. Ich ſchwor, mich nie zu vermählen. Ach, man ſchwört in der Uebereilung mancherlei!

Ich kam mir in meinem Vaterſtädtchen wie ein Wittwer vor; alle Mädchen ſchienen mir unerträglich, fade und alltäglich; ich vergrub mich in Geſchäften; zerſtreute mich mit gewagten Unternehmungen; ſah keine Geſellſchaften; mied allen Umgang. Nur Joſephinens Bild ſchwebte beſtändig, wie ein Engel, um mich her, und die Bohne auf meiner Bruſt war mir ein ſo liebes Eigenthum, als hätte ich das Kleinod von ihrer eigenen Hand empfangen. Man gönne doch dem Unglücklichen ſeine Träume! Ich bildete mir zuletzt ſelber ein, die ſchöne Tarnau habe die Bohne eigenhändig in das Ziehkäſtchen des Schreibtiſches gelegt. Ein beſeligender

Wahnſinn iſt am Ende ſo gut, wie alle Philoſophie, durch welche man ſich ſelig machen möchte.

Mein Aeußeres muß freilich nicht ſo viel Seligkeit haben vermuthen laſſen; denn Alle hielten mich für melancholiſch, krank und dem Untergange nahe. Vettern und Baſen beſtürmten mich mit Bitten, Einladungen, Zerſtreuungen; ſogar Doktoren wurden mir ins Haus geſchickt. Ich mochte von Allem nichts.

Um aber die Quäler los zu werden, und zu zeigen, daß ich noch ſei, wie ein anderer Menſch, ließ ich mir's gefallen, dann und wann in der Woche eine der Abendgeſellſchaften meiner Freunde zu beſuchen.

So nahm ich einſt auch die Einladung des Juſtizraths Hildebrand an. Nun werden Sie die wunderbare Kataſtrophe meines Lebens hören.

Ich fuhr etwas ſpät zum Juſtizrath; Geſchäfte hatten mich aufgehalten. Schon war die Geſellſchaft mir bekannt, mit Ausnahme eines Einzigen, der mir als Oberſtlieutenant in ruſſiſchen Dienſten, und ſeit Kurzem Beſitzer des Prieſtiſchen Gutes, anderthalb Stunden von unſerer Stadt gelegen, vorgeſtellt ward. Ich hörte wenig auf das; machte mein ſtummes Kompliment, legte den Hut ab und ſetzte mich. Man war geſprächig, mir deſto lieber, denn ich hatte keine ſonderliche Luſt zu plaudern.

Der ruſſiſche Oberſtlieutenant, ein großer, ſtarker Mann, von angenehmer, Ehrfurcht erregender Bildung, ſchon über die Sechszig hinaus, aber noch voller Feuer, beſchäftigte meine Aufmerkſamkeit am meiſten. Er trug einen Orden im Knopfloch; auf Stirn und Wange ein paar Narben. Seine Stimme war ſehr laut und gebieteriſch; man merkte ihm den kommandirenden Offizier an. Die Rede war bald von Perſien, bald von der Moldau. Der Oberſt-

lieutenant hatte da Feldzüge mitgemacht; man ließ sich gern von ihm erzählen, und er erzählte gut.

Nach dem Nachtessen ließ der Justizrath Punsch herumgehen bei Tisch: Die Unterhaltung war indessen lebhafter geworden. Der alte Offizier sprach von einer Schlacht, und wie er, an einer Brustwunde verblutet, vom Pferde gesunken und von den Türken gefangen genommen worden wäre. In der Lebhaftigkeit seines Vortrages riß er die Weste von einander, seine Brustwunde zu zeigen; da bemerkte man, daß er an seidener Schnur eine kleine goldene Kapsel auf der Brust trug. Er selbst nahm die Schnur hervor und rief: „Alles raubten mir die Janitscharen, nur dies Juwel, das Köstlichste meiner Besitzungen, rettete ich!“

Natürlich, Jeder glaubte, es sei ein Diamant von seltener [illegible] oder eine Perle von ungeheuerm Werth darin; eine Beute [illegible] Orient.

„Ach, nicht doch!“ rief der Oberstlieutenant: „es ist nur eine Bohne!“

„Eine Bohne?“ schrien Alle.

Ich ward feuerroth, glaube ich, oder todtenblaß, oder abwechselnd eins um das andere; denn ich wußte mich vor Schrecken kaum zu fassen. „Wie kommt der Mann zu einer Bohne, die er, als ein Heiligthum, in Gold gefaßt, an seidener Schnur auf seiner Brust trägt, gerade wie ich? — Denke sich Jeder in meine Lage, und wie mir zu Muthe sein mußte. Gern hätte ich erfahren, warum er die Bohne trüge, aber ich war wie gelähmt. Ich konnte keine Silbe hervorbringen. Ich stürzte ein Glas Punsch hinunter, um mir Muth zu der Frage zu machen. Ehe ich sie aber that, war sie schon von allen Anwesenden gethan.

„Das will ich Ihnen wohl sagen!“ sprach der alte Offizier, und stopfte seine Pfeife: „Aber ich fürchte, die Geschichte ist Ihnen nicht interessant genug. Laden Sie Ihre Pfeifen, meine Herren.“

Jeder gehorchte, sogar ich, der sonst nicht raucht. Doch nahm ich die kalte Pfeife an die Lippen, aus bloßer Furcht, der Oberstlieutenant möchte nicht erzählen, wenn er mich ohne das beliebte Instrument sähe.

Meine Herren, ich war im fünfzehnten Jahre Kadet, im zwanzigsten Lieutenant, sagte der alte Herr. — Aber im fünfundzwanzigsten Jahr ist man noch weit mehr, als nur Lieutenant. Man ist ein Gott, nota bene! wenn man verliebt ist. Und das war ich.

Unser Oberst hatte eine Tochter, das schönste, geistvollste Mädchen im ganzen Königreich, und ich hatte, nebst zwei gesunden Augen, ein extragesundes Herz. Daraus erklär' ich Alles. Die junge Gräfin von Oberndorf — ich aber nannte sie in der Stille lieber bei ihrem Taufnamen Sophie, denn ich war, nota bene! kein Graf — also Sophie war sechszehn Jahre alt, und, wie gesagt, ich fünfundzwanzig. Sie werden ohne Mühe begreifen, was daraus für Unheil entstehen mußte. Es war ganz unvermeidlich, sage ich Ihnen. Jeder von Ihnen sieht das gewiß ein; aber der Herr Oberst, der sonst in Regimentssachen einen Sperberblick hatte, sah das gar nicht; doch, nota bene! meine Liebe war halter auch nicht Regimentssache.

Uebrigens galt ich viel bei ihm; er hatte mich lieb, wie einen Sohn; er hatte meine Aeltern gekannt, die nun todt waren. Er vertrat bei mir Vaterstelle, und, ich wäre um Alles in der Welt gern sein Sohn gewesen. Aber daran durfte nicht gedacht werden. Er war Oberst, ich Lieutenant; er Graf, ich nicht; er reich, wie ein Crösus, ich blutarm. Nun wissen Sie Alles. Der Abstand unter uns war zu groß.

Die Gräfin Sophie nahm es mit Titel, Armuth und Lieutenantsstelle nicht halb so genau, als der alte Kriegsheld; allein sie war auch in vielen Stücken klüger, als er.

Ich bemerkte zwar, daß sie gegen mich freundlicher, als gegen jeden andern Offizier war; daß sie sich mit mir am liebsten unterhielt; mit mir am liebsten tanzte; im Sommer mit mir am liebsten im Garten ging, und sich im Winter von mir am liebsten im Schlitten fahren ließ — daraus konnte ich indessen noch nicht schließen, ob sie mich liebe. Aber daß ich sie liebte, anbetete, vergötterte, das wußte ich nur zu wohl.

Tausendmal wollte ich ihr Alles bekennen, war ich im Begriff zu ihren Füßen hinzusinken — aber, lieber Gott, ich bin seitdem, weiß nicht wie oft, mit leichterm Herzen nebst meinem Bataillon gegen Batterien Sturm gelaufen, als damals der herrlichen Sophie nur einen Schritt näher. Es ging nicht, sage ich.

Doch, ich will Sie mit meinen Liebes- und Leidensgeschichten nicht lange aufhalten, sondern gleich die Hauptsache erzählen.

Ich mußte eines Abends dem Herrn Obersten Rapport bringen. Er war nicht zu Hause; das war halter kein großes Unglück; denn Gräfin Sophie saß allein im Zimmer, und erlaubte mir, den Vater bei ihr zu erwarten.

Gar wunderlich ging es uns. Trafen wir in größern Gesellschaften zusammen, so konnten wir des Plauderns nie ein Ende finden; waren wir hingegen allein, was man nennt, unter vier Augen, so wußten wir nichts zu sagen. Ach, wir wußten es wohl, aber, nota bene! wir konnten es nur nicht sagen! — Ich weiß nicht, meine Herren, ob es Ihnen in Ihren jüngern Jahren je so fatal gegangen ist.

Vor der jungen Gräfin lag auf dem Tische, zwischen den brennenden Kerzen, ein umgelegtes Damenbrett. Man nannte das Ding ein Mühlenspiel; dabei lagen eben so viele weiße, als bunte Bohnen, mit denen man auf dem Spielbrett Plätze zu bezeichnen hat.

Nach einer langen Pause in unserm Gespräch — doch dergleichen

Pausen waren, nota bene! nichts weniger als langweilig — invitirte mich die Gräfin zum Spiel. Sie gab mir die bunten Bohnen und behielt die weißen. Sie gebührten ihr schon der Unschuldsfarbe wegen. Wir spielten. Ihre Mühle war jeden Augenblick voll. Das konnte nicht fehlen, es mußte unter uns Zank geben; und ich zankte gern mit ihr, denn im Zank konnte ich ihr so manches sagen, was ich bei ruhigem Blute ihr nie zu sagen den Muth gehabt hätte.

Nun war's, als wären wir in großer Gesellschaft, das heißt, wir plauderten um die Wette. Gräfin Sophie hatte Geist und Witz; sie lachte, neckte mich, und trieb mich mit ihren Einfällen so in die Enge, daß ich in der Verzweiflung nicht wußte, was antworten? Ich nahm in der Erbitterung eine meiner braunen Bohnen, und um die schöne Spötterin zu strafen, die mich so schelmisch triumphirend anlächelte, warf ich ihr die Bohne zu. Die Bohne flog im Bogenwurf und bedrohte das feine Näschen meiner Gegnerin; aber wie sie den schönen Kopf zurückbog, um der leichten Bombe auszuweichen — ach! fiel mein Geschoß durch die Falten ihres Halstuchs hinab zum Busen. Zum Glück war's kein Pfeil.

Und doch erschrak ich, und Alles glühte in mir vor Angst. Sophie ward roth und senkte ihre Augen schamhaft nieder. Nun waren Scherz und Spiel und Zank vorbei. Ich konnte nicht reden, und sie war stumm. Ich mußte fürchten, durch meine Unart ihren Zorn verdient zu haben. Ich blickte schüchtern zu ihr hinüber; sie sah auf und gab mir einen etwas düstern Blick. — Das konnte ich nicht ertragen. Ich stand auf; ich bog meine Knie vor der Angebeteten, drückte ihre Hand an meine Lippen, und flehte Verzeihung. Sie antwortete keine Silbe, aber doch entzog sie mir die Hand nicht.

„O Gräfin, o theure Sophie! zürnen Sie mir nicht. Ich würde sterben," rief ich, „wenn Sie mir böse wären. Denn nur für

Sie, nur durch Sie lebe ich. Ohne Sie ist mein Dasein nichts werth. Sie sind meine Seele, mein Himmel, mein Alles."

Genug, ein Wort gab das andere. Ich erzählte ihr mit Thränen im Auge so viel, und sie, mit Thränen im Auge, hörte so viel! Ich bat um Antwort und ließ ihr doch keine Zeit zur Antwort, und nota bene! der Herr Oberst stand drei Schritte vor uns im Zimmer, ohne daß Sophie, noch ich, ihn gehört oder gesehen hatten, wie er hereintrat. Ich glaube, der muß wie ein Gespenst geschlichen sein. Gott habe ihn selig! er ist jetzt im Paradiese.

Sehr überraschend kam uns daher das Donnerwetter seiner fürchterlichen Stimme, mit der er uns Unglücklichen eine ganze Reihe alter und neuer Regimentsflüche zuschnob. Ich sprang auf, ihm entgegen. Sophie, ohne die Besinnung zu verlieren, desgleichen. Wir wollten uns entschuldigen, wenn da was zu entschuldigen war. Er aber ließ uns nicht zur Sprache kommen.

„Schweigt!" rief er mit einer Gewalt, als hätte er, statt mit zwei Sündern, mit zwei Regimentern Kavallerie zu verhandeln: „Du, Sophie, verreisest morgen. — Sie, Herr Lieutenant, fordern Ihren Abschied, oder verlassen die Provinz, oder sind des Todes."

Damit drehte sich der Oberst um, und verließ hastig das Zimmer. Ich gestehe, des Mannes Klugheit mitten in seinem Ungestüm verdient Bewunderung. Denn ich halte es für sehr klug, daß er uns allein ließ, wir hatten uns noch viel zu sagen.

Gräfin Sophie stand mitten im Zimmer da, das schöne Haupt auf die Brust niedergesenkt, die Hände schlaff vor sich hingefaltet, wie eine Bildsäule.

„O Sophie!" sagte ich, und stürzte zu ihr, umschlang sie mit meinen Armen und drückte sie mit Inbrunst an mein Herz: „Sophie, nun verliere ich Sie auf ewig!"

„Nein," erwiederte sie fest: „nicht auf ewig. So lange ich

athme, bleibt Ihr Andenken in meinem Herzen.“ Und dies sagte sie mit einem Tone · o! mit einer Stimme, die mir tief durch alle Nerven bebte.

„Bin ich Ihnen etwas werth, Sophie?“ fragte ich leise, und drückte meine glühende Lippe auf ihren Rosenmund. Sie sagte nicht Ja, nicht Nein, aber erwiederte meinen Kuß, und ich verlor die Erde unter den Füßen; meine Seele hatte keinen Leib mehr; ich berührte die Sterne; ich wußte nun von der Seligkeit der Seraſim.

Sie weinte. Ihr Schluchzen erweckte mich.

„O Sophie,“ rief ich, ſank zu ihren Füßen und umarmte ihre Knie: „Ich ſchwöre es dir: Dir gehöre ich allein, ſo lange ich athme, und wohin mich auch mein Schickſal verſchlagen mag!“

Nun entſtand Todtenſtille — unſere Seelen ſchworen zuſammen. Plötzlich fiel etwas auf den Boden nieder. Es war die unglückſelige Bohne, welche an allen unſern Leiden ſchuld geweſen. Ich nahm ſie, ſtand auf, und hielt ſie Sophien mit den Worten vor: „Dies iſt das Werk der Vorſehung! Ich behalte ſie zum Andenken dieſes Abends.“

Die Gräfin ſchloß mich mit Heftigkeit in die Arme; ihre Augen glänzten ſchöner. „Ja, es iſt eine Vorſehung!“ lispelte ſie, wandte ſich ab und ging in ein Nebenzimmer.

Am folgenden Morgen, oder vielmehr ſchon in der Nacht war ſie verreiſet. Der Oberſt behandelte mich auf der Parade mit verächtlicher Kälte. Ich kam um Entlaſſung ein, erhielt ſie, und nun reiſete ich ab. Wohin? war mir gleichgültig. Freunde gaben mir Empfehlungen nach Petersburg und verſorgten mich mit Reiſegeld.

„Es iſt halter eine Vorſehung!“ dachte ich, und reiſete dem rauhen Norden zu. Sophie war mir auf immer verloren; nichts hatte ich mehr von ihr, als die ſchmerzliche Erinnerung, und — die verhängnißvolle Bohne. Dieſe ließ ich zu Königsberg in

Gold faſſen, und ſo trage ich ſie nun ſeit zweiundvierzig Jahren getreu auf meiner Bruſt.

Die erhaltenen Empfehlungen gewannen mir bald eine Oberlieutenantsſtelle. Das Leben war mir ziemlich gleichgültig, darum war ich ziemlich tapfer. Ich ſchlug mich in Aſien und Europa herum; bekam Beute, Ehre, Orden, und was ſich der Soldat ſonſt wünſcht. Nach etlichen und zwanzig Jahren hatte ich's endlich bis zum Oberſtlieutenant gebracht. Ich war dabei alt geworden, meine Jünglingshiſtorien waren halter vergeſſen, nota bene! aber die Bohne blieb mir nicht minder lieb.

Als ich in der Schlacht bei Kiburn im Liman Anno achtundachtzig von den Janitſcharen gefangen ward — es war ein heißer Tag, der Prinz von Naſſau machte ſeine Sache gut! — da plünderten mich die Janitſcharen rein aus; aber die heilige Bohne fanden ſie doch nicht. Sie war auch vom Blut meiner Bruſtwunde ganz gebadet. Da dachte ich zu ſterben. Ich ward von den Ungläubigen zwei Tage lang herumgeſchleppt, aber immer von unſerer Reiterei verfolgt, ließen ſie mich zuletzt halbtodt auf freiem Felde liegen. Da fanden mich unſere Leute. Sie erbarmten ſich mein. Ich kam ins Lazareth, und mußte, um mich wieder ganz herzuſtellen, an der Spitze eines Transports nach Moskau zurück.

Die Ruhe gefiel mir wohl. Ich hatte zu leben, und darum ward mir auch das Leben lieb. Nach zwanzig Jahren Dienſt und ſieben ehrenvollen Wunden konnte ich auf ehrenvolle Entlaſſung hoffen. Ich empfing ſie, mit Penſion. Das war mir recht, nota bene! aber nicht lange Moskau iſt eine behagliche Stadt, aber Unſereinem, der kein Kaufmann iſt, doch langweilig. Petersburg iſt eine ſchöne Stadt, aber all' ihre Pracht war doch nicht reizend genug, um mich des Städtchens vergeſſen zu laſſen, wo ich mit dem Oberſten von Oberndorf, und, nota bene! mit Sophien vor zwanzig Jahren in Garniſon geweſen war.

Zu versäumen hatte ich nichts. „Willst doch das Städtchen einmal wieder sehen, und, wenn's sein kann, auch die Geliebte deiner Jugend, die nun entweder Großmama oder — todt ist. Lieber Gott, es wird sich indessen Vieles geändert haben!“ dachte ich.

Die Pässe kamen an, und ich reisete ab, sah mich fein um in allen Städten, denn ich hatte nichts zu eilen, und also gelangte ich auch zu unserm ehemaligen Garnisonsstädtchen.

Lieber Gott, als ich nun den schwarzen spitzigen Kirchthurm mit vergoldetem Knopf hinter den vielen Gärten und Obstbäumen hervorsteigen sah, wie klopfte mir da das Herz! aber, nota bene! nicht des Kirchthurms wegen, sondern ich dachte an Sophien, und daß wohl ihr Grab nicht weit vom Kirchthurm sein möchte.

Es kannte mich Niemand mehr in der Stadt. Es ist wohl wahr, ein Vierteljahrhundert ist lange Zeit! Das Regiment, bei dem ich ehemals gestanden, war nicht mehr hier; statt dessen lagen hier Dragoner. Der Oberst von Oberndorf war gestorben vor vielen Jahren, und seine Tochter auf ihren Gütern in Mähren, hieß es, unweit Brünn. Ob sie noch lebe, wußte Niemand.

„Willst auch noch hin!“ dachte ich: „Und wenn die Edle im Grabe liegt, so besuchst du ihr Grab, nimmst davon etwas Erde, lässest sie in Gold fassen und trägst sie statt der Bohne!“

In Brünn erfuhr ich mit freudigem Schrecken, sie lebe, wohne fünf Stunden von der Stadt auf einem schönen Gute und heiße noch immer Gräfin von Oberndorf.

Geschwind ich auf und dahin!“ Man zeigte mir einen schönen Landsitz, umgeben von geschmackvollen Gartenanlagen. „Da wohnt sie!“ — Ich bebte wieder, wie damals, da ich Lieutenant war, und hatte doch vor den Türken nicht gebebt.

Ich stieg aus dem Wagen. Schon sah ich die Holde, wie sie voll himmlischer Anmuth und Verwirrung mich erkennen würde.

„Ach, Weiberherzen! ob sie mich nur noch lieben mag?“ dachte ich, und ging mit ungewissen Schritten durch den Garten.

Unter einer Laube von rothblühenden Akazien vor der Thür des Landhauses saßen zwei ältliche Damen und zwei jüngere Frauenzimmer. Sie lasen. Aber Sophien sah ich nicht.

Ich entschuldigte die Störung, welche ich verursachte; denn sie schienen alle durch mein plötzliches Erscheinen überrascht zu sein.

„Wen suchen Sie?“ fragte mich eine der ältern Damen.

„Kann ich die Ehre haben, der Gräfin Sophie von Oberndorf meine Aufwartung zu machen?“ sagte ich.

„Das bin ich selbst!“ erwiederte zu meinem Erstaunen die beinahe Vierzigjährige. Es war mir als hätt' ich einen Anfall vom Schwindel.

„Erlauben Sie, daß ich mich setze, mir ist nicht wohl!“ seufzte ich, und setzte mich, ohne eine Antwort abzuwarten. Lieber Gott, welche Verwandlung! Wohin war die blühendste aller Schönheiten geflohen! — Ich kam aus meinen Täuschungen zurück; ich besann mich auf das Vierteljahrhundert. Es war Sophie, ja, sie war's! aber die verblühte Sophie.

„Mit wem habe ich die Ehre mich zu unterhalten?“ fragte sie mich. Ach, also sie kannte mich nicht mehr!

Ich wollte eine Szene vor den andern Damen vermeiden, und bat nur um einen Augenblick unter vier Augen. — Die Gräfin führte mich ins Haus, dann links in ein großes Zimmer. Das Erste, was mir in die Augen fiel, war das große in Oel gemalte Bildniß ihres Vaters. — Ich konnte lange keine Worte finden, mein Herz war so beklemmt. Ich starrte das Bild des Obersten an, bis mir die Augen von einer Thräne verdunkelt wurden. — „Ja, Alter,“ stammelte ich leise und mit einer Stimme, die nicht sehr fest war: „siehe nur deine Sophie an! — O, du hast an uns nicht wohl gethan!“

Die Gräfin ſtand verlegen neben mir, und ſchien ſich vor meinen Deklamationen zu fürchten. Ich wollte ſie aus der peinlichen Lage befreien, und konnte doch nicht mehr ſprechen. Die Wehmuth hatte ſich meiner zu ſehr bemächtigt.

„Ihnen iſt nicht wohl, mein Herr!“ ſagte die Gräfin und ſah ſich ängſtlich nach der Thür um.

„O ſehr!“ ſeufzte ich: „Kennen Sie mich nicht!“

Sie faßte mich jetzt ſchärfer ins Auge, und ſchüttelte leiſe das Haupt. — Nun riß ich die Schnur mit der Bohne aus meinem Buſen hervor, kniete vor ihr nieder, und ſagte: „Ach, Sophie, kennen Sie dieſe Bohne noch, die uns vor fünfundzwanzig Jahren trennte? Ich habe ſie treu bewahrt. — Sophie, damals ſagten Sie, es gibt eine Vorſehung. Ja, es gibt eine.“

„Mein Gott!“ lallte ſie mit matter Stimme, und ging an mir hinweg, warf ſich aufs Sofa und wollte ſich das bleich gewordene Geſicht verhüllen, hatte aber die Kraft nicht mehr. Sie hatte mich erkannt. Sie liebte mich noch.

Ich rief die Frauenzimmer zur Hilfe, die mit Entſetzen ihre Freundin erblaßt, und einen fremden Offizier in Thränen vor ihr hinknien ſahen. Noch ehe ſie Waſſer und Riechfläſchchen gebracht hatten, war die Gräfin ſchon wieder zu ſich ſelber gekommen. Sie rieb ſich die Augen, wie eine Träumende. Dann brach ein heftiger Thränenſtrom hervor; ſie ſchluchzte wie untröſtlich, umſchlang meinen Nacken mit ihren Armen und rief nur meinen Namen.

Genug, meine Herren, das war ein Augenblick, Engel hätten über uns weinen müſſen. — Nun dachte ich nicht mehr ans Abſchiednehmen. Die Gräfin behielt mich als Gaſt. O, wie viel hatten wir uns zu erzählen, wie treu hatte ſie mich geliebt! — Was der alte Oberſt einſt verhindert hatte, das verhinderte nun weder er, noch ſeine Familie mehr. Sophie ward meine Gemahlin;

wohl etwas spät und doch nicht zu spät. Unsere Seelen liebten noch mit jugendlicher Gluth.

Meine Geschichte, oder die Geschichte dieser Bohne, ist damit zu Ende, nota bene! noch nicht ganz. Denn ich muß doch sagen, daß das Kind, welches mir meine Sophie gebar, gerade auf der Brust ein Muttermaal mit auf die Welt brachte, wie eine Bohne gestaltet. Seltsames Spiel der Natur! Aber das Mädchen ist mir darum nur um so lieber.

So erzählte der Oberstlieutenant, aber ich hörte nichts mehr. Alles drehte sich mit mir im Kreise herum; vor meinen Ohren war's ein Brausen und Sausen, wie vom Meere. Nur zwischendurch ertönte mir noch der Name Josephine.

Indem ward gemeldet, der Wagen des Oberstlieutenants sei vorgefahren. „Schlechterdings nicht," rief der Justizrath, „ich lasse Sie nicht zurück in der Nacht."

„Ha," sprach der Oberstlieutenant, „es ist eine liebliche Nacht, und herrlicher Mondschein dazu."

Man meldete meinen Wagen. Ich stand auf, ging zum Oberstlieutenant, nahm ihn bei der Hand, und sagte: „Sie heißen von Tarnau?"

Er verbeugte sich bejahend.

„Ich bitte Sie, bringen Sie diese Nacht bei mir zu," sagte ich, „es liegt viel daran. Sie dürfen nicht fort. Ich habe mit Ihnen Wichtiges zu reden." Ich sagte das so ernst, ich möchte sagen bewußtlos hin, und dabei zitterte ich so heftig fieberisch, daß der Alte nicht wußte, was er aus mir machen sollte. — Trotz dem blieb er standhaft. Er wollte zurück. Es brachte mich seine Halsstarrigkeit fast zum Verzweifeln.

„Kommen Sie!" sagte ich, ergriff ihn bei der Hand und führte ihn gewaltsam auf die Seite, wo ich die Schnur aus der Brust

zog und ihm die Bohne vorhielt: „Sehen Sie — nicht bloß Spiele der Natur — Spiele des Verhängnisses — auch ich trage die Bohne.“

Der alte Herr riß die Augen weit auf, betrachtete mein Kleinod, schüttelte den Kopf und sagte endlich: „Mit solchem Talisman kann man nach meinem Tode noch meinen Geist beschwören. Ich bleibe und fahre mit Ihnen, wohin Sie wollen.“

Er ging mit dem Justizrath, seinen Wagen abzubestellen. Weil ich ihm aber doch etwas verdächtig vorgekommen sein mochte, zog er Erkundigungen über mich ein. Der Justizrath war artig genug, ihm von mir alles Liebe und Schöne zu sagen. Ich bemerkte das, als sie wieder ins Zimmer hereintraten. Der alte Herr war so freundlich und wohlgelaunt, wie vorher. Er reichte mir ein Glas Punsch, und rief: „Also die Bohnen sollen leben! Nota bene, und worauf sie deuten.“ Wir stießen an. Das Leben kehrte wieder in mich zurück.

„Also, Sie sind der Herr von Walter?“ hob er wieder nach einer Weile an.

„Nur Walter schlechtweg.“

„Und waren vor etwa einem Jahr in Wien?“

„Da war ich!“ antwortete ich, und mir ward, als verwandelte sich mein Wesen in eine Feuerflamme.

„So, so!“ sagte er: „Meine Schwägerin hat mir viel von Ihnen erzählt. Sie wohnten mit ihr im gleichen Gasthof. Sie haben viel Aufmerksamkeit für die gute Dame gehabt — dafür wird sie Ihnen noch mündlich danken.“

Jetzt ward das Gespräch wieder allgemeiner, bis Alles zum Abschied aufbrach. Der Oberstlieutenant fuhr mit mir nach Hause. Ich brachte ihn sogleich in das für ihn bestimmte Zimmer.

„Und nun?“ fragte er: „Ich bin Ihnen bisher gehorsam gewesen. Was haben Sie Wichtiges mit mir?“

Ich fing von Wien an, von der Tante, von Josephinen.

„Das weiß ich Alles!“ rief er: „Aber zum Teufel, wie hängt das mit der Bohne zusammen, die Sie mir zeigten?“

Ich legte nun Generalbeichte ab. Er erfuhr Alles.

„Das weiß ich Alles!“ rief er wieder: „Aber die Bohne, die Bohne!“

Nun erzählte ich ihm die zweite Reise nach Wien.

Er lachte laut auf, und schloß mich freundlich in die Arme. — „Nun nichts mehr! Morgen sprechen wir mehr. Denn Sie begreifen wohl, ich habe dabei nichts zu sagen. Was wollen Sie von mir? — Morgen fahren Sie mit mir hinaus aufs Gut. Da werden Sie Josephinen sehen; da werden Sie meine Sophie kennen lernen. Das ist klar, man muß sich einander kennen lernen.“

Wir schieden; ich ging zu Bette, aber schlafen konnte ich nicht, als in fieberischem Geträume.

„Herr Walter, jetzt rund heraus mit der Wahrheit!“ sagte der Herr von Tarnau am folgenden Morgen beim Frühstück: „Ich weiß, Sie sind ein reicher Mann; ich sehe, Sie sind ein junger Mann, vor dem die Mädchen eben nicht aus Entsetzen ins Kloster laufen; ich höre, Sie sind ein Biedermann, welchen alle Welt schätzt; ich erfahre nun von Ihnen, Sie sind ein verliebter Mann. Aber das zusammengenommen, Herr, wiegt noch nicht schwer genug, um . . .“

„Mir fehlt das Adelsdiplom!“ fiel ich ihm ins Wort.

„Nein, Herr, wo Geist und Herz Gottesadel haben, da ist Menschenadel zuletzt entbehrlich. Ich war auch nur gemeiner Edelmann, und Gräfin Sophie liebte mich doch.“

„Was fehlt mir?“ fragte ich.

„Das sage ich Ihnen jetzt, nota bene, weil es Morgen ist,

Des Abends, wenn der Mensch durch des ganzen Tages Last und Mühe erdrückt, und der stärkste Mann schwächer, der größte etwas kleiner geworden ist, des Abends soll man keinem einen Strohhalm auf die Schulter legen. Also rund heraus: mit Ihrer Bohne da ist's ein anderes, als es mit der meinigen war. Die meinige war das Werk der Vorsehung; erst ein Stein des Aergernisses; dann ein Eckstein und Grundpfeiler treuer Liebe; endlich eine Welt, die sich zwischen vereint gewesene Herzen warf, und zuletzt die Boussole, welche uns wieder zusammenführte. Ihre Liebe ist großes Spiel der Phantasie. Ich lebte für Sophien seit dem Augenblicke, da ich sie sah; Sie aber kamen erst ein gutes Jahr hintennach auf den Einfall, Josephinen zu lieben. Sie begreifen, dagegen läßt sich nichts einwenden. Sie werden von Ihrem Traum erwachen, wenn Sie meine Tochter wiedersehen, und sich die Himmlische Ihrer Einbildungen in ein ganz natürliches, irdisches Mädchen verwandelt. Endlich, und nota bene! greifen wir ohne anders in der Fronte an: Josephine liebt Sie nicht."

„Das ist hart!" seufzte ich: „aber sind Sie dessen gewiß?"

„Wir fahren heute auf mein Gut, da werden Sie sich überzeugen. Was ich von Ihnen und Ihrem Aufenthalt in Wien weiß, habe ich von meiner Schwägerin, nicht von meiner Tochter, die sich kaum erinnern mag, wie Sie heißen. — Noch mehr, wir haben einen gefährlichen Nachbar, den jungen Grafen von Holten. Er besucht uns oft; Josephine sieht ihn gern. Ich ertappte sie oft, wenn ihre Blicke minutenlang mit Wohlgefallen auf ihm ruhten, und wenn sie mein Belauschen bemerkte, ward sie feuerroth und hüpfte lachend und singend davon."

„Wenn's so ist, Herr Oberstlieutenant," — sagte ich nach einer langen Pause, in der ich mich zu sammeln suchte: „wenn's so ist, fahre ich nicht mit Ihnen. Mir ist besser, Ihre Tochter nie wieder zu sehen."

„Sie irren ſich. Ihre Ruhe iſt mir lieb. Sie müſſen ſie ſehen, um Ihre Einbildung zu berichtigen und vollkommen zu geneſen.“

Nach langem Für und Wider ſetzte ich mich zu ihm in den Wagen. In der That ſpürte ich wohl, die Phantaſie möchte mir einen Streich geſpielt haben. So lange ich in meinen Liebesträumen allein lebte, ward ich meinem Ideal ſo innig vertraut, ſchmückte ich Joſephinen mit ſo verklärenden Reizen aus, dichtete ich ihr — denn es that meiner Schwärmerei wohl! — ſo ſtille, zarte, treue, ſtumme Gegenliebe an, daß ich erſt jetzt, da ich das erſte Mal mit einer dritten Perſon über meine Herzensangelegenheit Worte wechſelte, bemerkte, die Hälfte meiner Geſchichte ſei von mir ſelbſt erfunden. So lange ein Gedanke oder eine Empfindung nicht ausgeſprochen iſt, kennen wir deren Geſtalt nicht. Erſt die Hülle des Gedankens, das Wort, gibt den Vorſtellungen Beſtimmtheit und Weſen, ſcheidet den Traum von Wahrheit, und ſetzt den Geiſt ins Verhältniß, über ſie, wie von ihm geſonderte, fremde Weſen zu urtheilen.

Es war ein ſchöner Juniusmorgen, als wir nach dem Tarnauſchen Gute hinausfuhren, und — worüber ich ſelbſt erſtaunte — mein Gemüth blieb ſo hell und ruhig, wie es ſeit einem Jahre nicht geweſen war. Meine einfachen, höflichen Verhältniſſe zu Joſephinen und ihrer Tante während des erſten Aufenthalts zu Wien ſtanden ſo klar vor meiner Erinnerung da, daß ich ſelbſt nicht begreifen konnte, wie ich noch geſtern, und ſeit Monaten und Tagen daraus einen Fieberrauſch geſchaffen hatte. Ja, das Aergſte war, ich erkannte jetzt, daß ich Joſephinen in Wien gar nicht geliebt hatte; daß ich ſie auch jetzt nicht liebte, wiewohl ich ſie ſehr liebenswürdig finden konnte.

Der Wagen hielt vor einer einfachen Villa ſtill. Die Bedienten ſprangen herbei. Der Oberſtlieutenant führte mich in ein Zimmer, wo uns ein paar betagte Damen freundlich entgegen traten.

Er nannte ihnen meinen Namen; dann, indem er die älteste der Frauen in seinen Arm nahm, sagte er: „Und dies ist meine Sophie!“

Ich verbeugte mich ehrfurchtsvoll vor der sechszigjährigen Matrone, die mir durch die Erzählung vom gestrigen Abend so interessant geworden. „Ach!“ seufzte ich still im Herzen: „was sind Jugend und Schönheit!“

Beinahe hätte ich glauben sollen, der welterfahrene Veteran habe den Inhalt des Seufzers mir aus den Augen gelesen. Er drückte die Hand seiner Gemahlin küssend an den Mund, und sagte lächelnd: „Nicht so, Freund? Wenn man die alten Herren und Frauen sieht, man kann sich fast nicht überreden, daß sie auch einmal jung gewesen sein sollen; und sieht man die Jungfrau in aller Frische ihres schönen Blühens, man würde wetten wollen, sie könne nie Runzeln und graues Haar bekommen.“

Die Tante Josephinens erkannte mich so gut, als ich sie. Sie sagte mir viel Verbindliches; wir setzten uns um den Tisch; wir frühstückten, den Damen zur Gesellschaft, zum andernmale.

„Und wo steckt Josephine?“ fragte der Alte: „Sie wird sich freuen, ihre Wiener Bekanntschaft zu erneuern.“

„Sie ist mit Graf Holten hinaus in den Garten. Da sind noch Aurikeln zu begießen, ehe die Sonne zu hoch tritt!“ entgegnete die Tante; und ich bekam ein kleines Frösteln. Alle meine alten Einbildungen waren dahin. — Doch faßte ich mich schnell. Ich hatte hier niemals Ansprüche gehabt; ich hatte keine zu verlieren. Ich fing beinahe an, mich der Thorheiten meines Herzens und der Genieſprünge meiner Phantasie zu schämen. Ich ward munter, stimmte in den unbefangenen fröhlichen Ton der Gesellschaft, und erzählte der Tante sogar, wie ich sie bei meinem zweiten Aufenthalt in Wien so peinlich vermißt hätte.

Während des Gesprächs trat ein junger Mann, von edler,

äußerer Bildung, ins Zimmer. Sein Geſicht war blaß, ſein Auge todt und düſter; in ſeinem Weſen lag etwas Unnatürliches, Verſtörtes.

„Gnädige Frauen,“ ſagte er haſtig und eintönig, als hätte er die Anrede einſtudirt, „erlauben Sie, daß ich mich bei Ihnen beurlaube. Ich verreiſe heute nach der Reſidenz — ich habe — ich bin — ich werde vielleicht einige Zeit abweſend ſein. Es iſt eine weite Reiſe vielleicht.“

Der Oberſtlieutenant hatte den Kopf nach ihm umgedreht, und ſah ihn unbeweglich an.

„Was ficht Sie an, Graf Holten?“ rief er: „Sie ſehen aus wie einer, der einen Mord begangen hat.“

„Nein,“ erwiederte mit gewaltſamem Lächeln der junge Mann, „wie einer, an dem ein Mord begangen worden iſt.“

Darauf küßte er den Damen die Hände, umarmte den Oberſtlieutenant und flog wieder zur Thür hinaus, ohne ein Wort weiter zu ſagen. Der Oberſtlieutenant ihm raſch nach. Die Frauenzimmer waren in bitterer Verlegenheit. Ich erfuhr, dieſer junge Mann ſei der Graf Holten aus der Nachbarſchaft; geſtern Abend, wie oft geſchehen, zum Beſuch angekommen; noch vor einer Stunde ſehr vergnügt geweſen, und nun ſich ſelbſt nicht mehr ähnlich.

„Was iſt ihm begegnet?“ fragten die Damen den Oberſtlieutenant, als er nach geraumer Zeit wieder zurückkam.

Der Alte ward ernſthaft, ſchüttelte den Kopf, und lächelte endlich zu ſeiner Sophie hinüber und ſagte: „Frage doch Joſephinen.“

„Hätte Sie ihn beleidigt?“ forſchte die Tante betroffen.

„Wie man's nimmt!“ erwiederte er: „Es iſt eine lange Geſchichte, der Graf aber gab ſie mir mit zwei, drei Worten: „Ich liebte, und ward nicht wieder geliebt.“

Indem öffnete ſich die Thür, und das Fräulein von Tar-

nau trat herein. Sie war's! und liebenswürdiger, schöner, als ich sie in Wien, anmuthiger, als ich sie in meinen Träumen gesehen. Ich stand auf, wollte ihr entgegen — — aber meine Knie wankten, ich war festgebannt — ich stammelte unzusammenhängende Worte — war der glücklichste und elendeste aller Sterblichen.

Hoch erröthend stand Josephine unter der Thür, starrte mich an, wie eine Geistererscheinung, und trat dann, bald von ihrer Ueberraschung genesen, lächelnd zum Tische vor. Nun, nach den ersten umgewechselten Begrüßungen, ward das Räthsel unsers unvermutheten Zusammentreffens gelöset, ich erzählte, daß ich erst gestern von ihrem Hiersein erfahren; sie, daß ihr Vater die mährischen Güter unangenehmer Familienverhältnisse willen verkauft, und sich hier in der reizendsten Landschaft von der Welt angesiedelt habe.

„Ach, Tante, liebe Tante!“ rief sie, indem sie die Hand der Tante in ihre beiden schloß, und an ihre Brust drückte, und mich mit Blicken musterte, aus denen die Freude unzweideutig schimmerte: „Habe ich's Ihnen nicht gesagt? habe ich nicht Recht gehabt?“

Die alte Tante warf lächelnd einen Schweigen fordernden Blick auf Josephinen. — Die Mutter schlug die Augen nieder, um eine gewisse Verwirrung zu verbergen. Der alte Vater beobachtete mit forschendem Blick Einen um den Andern, stand auf, und raunte mir mit lauter Stimme in die Ohren: „Herr Walter, es will mich bedünken, Sie haben die Bohne dennoch am rechten Ort gefunden. — Aber du, Josephine, was hast du mit dem Grafen gehabt, daß er, nota bene! im Sturm davongegangen?“

Josephine antwortete ausweichend. — Alle erhoben sich. Man ging in den Garten. Der Oberstlieutenant zeigte mir seine Gebäude, Wiesen, Aecker, Ställe, Scheunen, während die Frauenzimmer im Pavillon des Gartens in lebhafter Unterredung waren.

Nach einer langweiligen halben Stunde kamen wir von der ökonomischen Reise zu ihnen zurück. Nun ward der alte Herr auf die Seite genommen, und Josephine mir zur Begleitung gegeben.

Ich nahm mir vor, gegen Josephinen sehr zurückhaltend zu sein, — ich fürchtete das Schicksal des Grafen Holten. Wir sprachen von unserer Bekanntschaft in Wien, von unsern damaligen Unterhaltungen, Spazierfahrten und kleinen Schicksalen. „Ach!“ rief Josephine, „und wenn Sie wüßten, was ich Ihretwegen gelitten, da Sie so plötzlich von uns gerissen wurden. Gewiß, seitdem ist kein — — ja, wir haben noch oft von Ihnen gesprochen.“

Nun — wie hätte ich anders können? — nun erzählte auch ich meine Schicksale, meine zweite Reise nach Wien, mein Wohnen in ihren Zimmern — und immer leiser, immer schüchterner — den Fund der Bohne — meine Heimkehr in die Vaterstadt — die Geschichte des gestrigen Abends. Dann schwieg ich. Aufzusehen wagte ich nicht. Ich wühlte mit dem Fuß im Sande. Josephinens Schweigen dauerte lange.

Endlich war mir's, als hörte ich schluchzen. Ich sah auf. Sie hatte ihr Gesicht ins Schnupftuch verhüllt. — Mit zitternder Stimme fragte ich: „Um Gotteswillen, Fräulein, war Ihnen meine Aufrichtigkeit unangenehm?“

Sie ließ das Schnupftuch fallen, und sah mich mit verweinten Augen lächelnd an. „Ist das Alles Wahrheit?“ fragte sie nach einer Pause. Ich riß die Schnur mit der Bohne von meinem Halse, und hielt sie ihr dar mit den Worten: „Die zeugt für mich.“

Sie nahm die Schnur wie aus Neugier, um die goldene Einfassung zu betrachten. Sie weinte heftiger. Da lehnte sie sich auf meinen Arm, legte ihre Stirn auf meine Achseln und sagte: „Ich glaube an eine Vorsehung, Walter!“

Da schloß ich meine Arme um das himmlische Geschöpf, und rief: „O könnte ich jetzt sterben!“ — Sie sah erschrocken zu mir auf.

Die Stimmen der Kommenden zwiſchen den Gebüſchen der kleinen engliſchen Anlagen mahnten uns, ihnen entgegenzugehen. Joſephine hatte noch die Schnur mit der Bohne in der Hand, als wir vor ihren Aeltern ſtanden. Der Oberſtlieutenant ſah es, und lachte laut auf. — Joſephine verbarg ihr ſchönes Antlitz an der Bruſt der zärtlichen Mutter — doch wozu noch die Worte alle? Sie wiſſen ja, daß Joſephinen meine Gattin iſt; ich wollte Ihnen nur den Roman meiner Liebe erzählen.

Die Nacht in Brczwezmcisl.

Fahrt nach Brczwezmcisl.

Ich zweifle gar nicht, das Jahr 1796 mag wohl manche schreckliche Nacht gehabt haben, zumal für die Italiener und Deutschen. Es war das erste Siegesjahr Napoleon Bonaparte's und die Zeit von Moreau's Rückzug. Damals hatte ich in meiner Vaterstadt auf der Universität die akademischen Studien beendigt; war Doktor beider Rechte, und hätte mich wohl unterstanden, den Prozeß sämmtlicher europäischer Kaiser und Könige mit der damaligen französischen Republik zu schlichten, wenn man nur Grotius, Puffendorf und mich zum Schiedsrichter verlangt hätte.

Ich war inzwischen bloß zum Justizkommissär einer kleinen Stadt des neuen Ostpreußens ausersehen. Viel Ehre für mich. Mit dem einen Fuß schon im Amte, während mit dem andern noch im akademischen Hörsaale, heißt seltenes Glück. Das dankte ich der Eroberung oder Schöpfung eines neuen Ostpreußens und dem Falle Kosziusko's. Man macht es zwar dem höchstseligen König — wir andere Christen sterben nur schlechtweg selig, und die Bettler vermuthlich nur tiefstselig; man sagt, im Tode sind wir einander alle gleich, ich beweise im Vorbeigehen das Gegentheil! — Also man macht ihm zwar zum Vorwurf, an einer schreienden Ungerechtigkeit Theil genommen zu haben, da er ein selbstständiges Volk verschlingen half; aber ohne diese kleine Un-

gerechtigkeit, ich möchte sie gar nicht schreiend nennen, wären tausend preußische Musensöhne ohne Anstellung geblieben. In der Natur wird Eines Tod das Leben des Andern; der Häring ist für den Magen des Wallfisches, und das gesammte Thier- und Pflanzenreich, auch das Steinreich, wenn es nicht zuweilen unverhaulich wäre, für den Magen des Menschen da. Uebrigens läßt sich sehr gut beweisen, daß ein Mädchen, welches seine Ehre, und ein Volk, welches seine Selbstständigkeit überlebt, ihres eigenen Unglückes schuldig sind. Denn wer sterben kann, ist unbezwingbar, und eben der Tod ist der feste Stützpunkt eines großen, ruhmreichen Lebens.

Meine Mutter gab mir ihren besten Segen, nebst Wäsche und Reisegeld, und so reisete ich meiner glänzenden Bestimmung nach Neu-Ostpreußen entgegen, von dem die heutigen Geographen nichts mehr wissen, ungeachtet es doch kein Zauber- und Feenland war, das auf den Wink eines Oberon entsteht und verschwindet. Ich will meine Leser mit keiner langen Reisebeschreibung ermüden. Flaches Land, flache Menschen, grobe Postwagen, grobe Postbeamte, elende Straßen, elender Verkehr, und nebenbei Jedermann auf seinen Misthaufen stolz, wie ein Perser-Schach auf seinen Thron. Es ist einer der vortrefflichsten Gedanken der Natur, daß sie jedem ihrer Wesen ein eigenes Element anwies, worin es sich mit Behaglichkeit bewegen kann. Der Fisch verschmachtet in der Luft, der polnische Jude in der Eleganz eines Boudoirs.

Also kurz und gut, ich kam eines Abends vor Sonnenuntergang nach, ich glaube es hieß Brczwezmcisl, einem freundlichen Städtchen; freundlich, obgleich die Häuser rußig, schwarz, die Straßen ungepflastert, kothig, die Menschen nicht säuberlich waren. Aber ein Kohlenbrenner kann in seiner Art so freundlich aussehen, wie eine Operntänzerin, deren Fußtriller von Kennern beklatscht werden.

Ich hatte mir das Brczwezmcisl, meinen Berufsort, viel schreck-

licher vorgestellt; vermuthlich fand ich's gerade deswegen freundlicher. Der Name des Orts, als ich ihn zum ersten Mal aussprechen wollte, hat mir fast einen Kinnbackenkrampf zugezogen. Daher mochte meine heimliche Furcht vor der Stadt selbst stammen. Der Name hat immer bedeutenden Einfluß auf unsere Vorstellung von den Dingen. Und weil das Gute und Böse in der Welt weniger in den Dingen selbst, als in unserer Vorstellung von ihnen wohnt, ist Veredlung der Namen eine wahre Verschönerung des Lebens.

Zur Vergrößerung meiner Furcht vor der neuostpreußischen Bühne meiner Rechtskunst mochte auch nicht wenig der Umstand beigetragen haben, daß ich bisher im Leben noch nicht weiter von meinem Geburtsort gekommen war, als man etwa dessen Thurmspitze sehen konnte. Ungeachtet ich wohl aus den Lehrbüchern der Erdbeschreibung wußte, daß die Menschenfresser ziemlich entfernt wohnten, erregte es doch zuweilen mein billiges Erstaunen, daß man mich nicht unterwegs ein paarmal todt schlug, wo Ort und Zeit dazu gelegen waren, und nicht Hund und Hahn um mein plötzliches Verschwinden vom Erdball gekräht haben würden. Wahrhaftig, man gewinnt erst Vertrauen auf die Menschheit, wenn man sich ihr, als Fremdling und Gast, auf Gnade und Ungnade überläßt. Menschenfeinde sind die vollendetsten, engherzigsten Selbstsüchtlinge; Selbstsucht ist eine Seelenkrankheit, die aus der Stetigkeit des Aufenthalts entspringt. Wer Egoisten heilen will, muß sie auf Reisen schicken. Luftänderung thut dem Gemüth so wohl, als dem Leibe.

Als ich mein Brczwezmcisl vom Postwagen hinab zum ersten Male erblickte — es schien aus der Ferne ein aus der Ebene steigender Kothhaufen zu sein; aber Berlin und Paris stellen sich mit ihren Palästen dem, der in den Wolken schifft, wohl auch nicht prächtiger dar — klopfte mir das Herz gewaltig. Dort also war

das Ziel meiner Reise, der Anfang meiner öffentlichen Laufbahn, vielleicht auch das Ende derselben, wenn mich etwa die in Neuostpreußen verwandelten Polaken, als Söldner ihrer Unterdrücker, bei einem Aufruhr niederzumachen Lust bekommen haben würden. Ich kannte dort keine Seele, als einen ehemaligen Universitätsfreund, Namens Burkhardt, der zu Brczwezmcisl als Obersteuereinnehmer, aber auch erst seit Kurzem, angestellt war. Er wußte von meiner Ankunft; er hatte mir vorläufig eine Wohnung gemiethet und das Nöthige zu meinem Empfang angeordnet, weil ich ihn darum gebeten. Dieser Burkhardt, der mir vorzeiten ein sehr gleichgültiger Mensch gewesen, mit dem ich auf der Universität wenigen Umgang gehabt, den ich sogar auf Anrathen meiner Mutter gemieden hatte, weil er unter den Studenten als Säufer, Spieler und Raufer berüchtigt war, gewann in meiner Hochachtung und Freundschaft, je näher ich an Brczwezmcisl kam. Ich schwor ihm unterwegs Liebe und Treue bis in den Tod. Er war ja der einzige von meinen Bekannten in der wildfremden polnischen Stadt; gleichsam der Mitschiffbrüchige, welcher sich, auf demselben Brette, aus den Wellen an die wüste Insel gerettet hatte.

Ich bin eigentlich gar nicht abergläubig; aber doch kann ich mich nicht enthalten, dann und wann auf Vorbedeutungen zu halten. Wenn keine erscheinen wollen, mache ich mir sie. Ich glaube, man thut dergleichen im Müßiggang des Geistes; es ist ein Spiel, das für den Augenblick unterhaltend sein kann. So nahm ich mir vor, auf die erste Person Acht zu haben, die mir aus dem Thore der Stadt entgegenkommen würde. Ich setzte fest, ein junges Mädchen sollte mir zum glücklichen, ein Mann zum übeln Vorzeichen dienen. Ich war noch nicht mit der Anordnung der verschiedenen möglichen Zeichen fertig, als ich schon das Thor vor mir sah, aus welchem eine, wie es schien, sehr wohl gebaute, junge Brczwezmcislerin hervortrat. Vortrefflich! Ich hätte mit meinen von dem

preußiſchen Poſtwagen pflichtmäßig zerſtoßenen und zermalmten Gliedern hinabfliegen und die polniſche Grazie anbeten mögen. Ich faßte ſie ſcharf ins Auge, mir ihre Züge tief einzuprägen, und wiſchte meine Lorgnette — denn ich bin etwas kurzſichtig — vom letzten Sonnenſtäubchen rein.

Wie wir aber einander näher waren, bemerkte ich bald, die Venus von Brczwezmcisl ſei etwas häßlicher Natur, zwar ſchlank, aber ſchlank wie eine Schwindſüchtige, dürr, eingebogen, mit platter Bruſt. Auch das Geſicht war platt, nämlich ohne Naſe, die durch irgend einen traurigen Unfall verloren gegangen ſein mochte. Ich hätte geſchworen, es wäre ein Todtenkopf, wenn nicht ſeltſamer Weiſe zwiſchen den Zähnen ein Stück Fleiſch hervorgehangen wäre. Ich traute meinen Augen kaum. Wie ich's jedoch näher durch die Brille betrachtete, merkte ich wohl, die patriotiſche Polin ſtreckte vor mir zum Zeichen des Abſcheu's die Zunge heraus. Ich zog geſchwind den Hut ab, und dankte höflich für das Kompliment. Das meinige war der Polin vermuthlich ſo unerwartet, als mir das ihrige. Sie nahm die Zunge zurück und lachte ſo unmäßig, daß ſie faſt am Huſten erſtickte.

Unter dieſen ſcherzhaften Umſtänden kam ich in die Stadt. Der Wagen hielt vor dem Poſthauſe. Der preußiſche Adler über der Thür, ganz neu gemalt, war, vermuthlich von patriotiſchen Gaſſenbuben, mit friſchen Kothflecken beworfen. Die Klauen des königlichen Vogels lagen ganz unter Unflath begraben, entweder weil das vielgeprieſene Raubthier mit den Klauen eben ſo viel, als mit dem Schnabel zu ſündigen pflegt; oder weil die Polen zu verſtehen geben wollten, Preußen habe am Neuoſtpreußiſchen ſo viel erwiſcht, als der gemalte Adler zwiſchen den Pfoten trage.

Die alte Staroſtei.

Ich fragte den Herrn Poſtmeiſter ſehr höflich nach der Wohnung des Herrn Oberſteuereinnehmers Burkhardt. Der Mann ſchien nicht wohl zu hören, denn er gab keine Antwort. Da er ſich aber bald darauf doch mit einem Briefträger unterhielt, ſchloß ich aus ſeiner Stummheit, er wolle mich durch die weltbekannte Poſtgrobheit überzeugen, daß ich in der That nirgendwo anders, als an einem der wohleingerichtetſten Poſtbüreau ſei. Nach der ſechsten Anfrage fuhr er mich heftig an, was ich wolle? Ich fragte zum ſiebenten Mal daſſelbe, und zwar mit der verbindlichſten Berliner oder Leipziger Artigkeit.

„In der alten Staroſtei!“ ſchnauzte er mich an.

„Um Vergebung, wenn ich fragen darf, wollen Sie mir nicht gefälligſt ſagen, wo ich die alte Staroſtei finde?“

„Ich habe keine Zeit. Peter, führe ihn hin.“

Peter führte mich. Der Poſtmeiſter, der zum Antworten keine Zeit hatte, ſah, die Pfeife rauchend, zum Fenſter hinaus, auf der Straße mir nach. Vermuthlich Neugier. Bei aller mir angebornen Höflichkeit war ich doch im Herzen ergrimmt über die unanſtändige Behandlung. Ich ballte in meiner Rocktaſche drohend die Fauſt und dachte: „Nur Geduld, Herr Poſtmeiſter, fällt Er einmal der Juſtiz in die Klauen, deren wohlbeſtellter königlicher Kommiſſär ich zu ſein die Ehre habe, werde ich Ihm Seine Flegelhaftigkeit auf die allerzierlichſte Weiſe einpfeffern. Der Herr Poſtmeiſter ſollen zeitlebens meiner Rechtskniffe gedenken.“

Peter, ein zerlumpter Polak, der mich führte, verſtand und ſprach das Deutſche nur höchſt mühſam. Mein Geſpräch mit ihm war daher ſo verworren und ſchauderhaft, daß ich es in meinem Leben nicht vergeſſen werde. Der Kerl ſah dazu abſcheulich drein mit ſeinem gelben, ſpitznaſigen Geſicht und dem ſchwarzen ſtrup-

pigen Haar, ungefähr wie es unſere nord- und ſüddeutſchen Zierbengel zu tragen pflegten, wenn ſie ſchön thun wollten. Statt des Tituskopfes zeigten ſie uns gewöhnlich die Nachbildung eines ſtruppigen Weichſelzopfes.

„Lieber Freund," ſprach ich, während wir langſam im tiefen Kothe wateten, „will Er mir doch wohl ſagen, ob Er den Herrn Burkhardt kennt?"

— Die alte Staroſtei! antwortete Peter.

„Ganz recht, beſter Freund. Er weiß doch, daß ich zum Herrn Obereinnehmer will?"

— Die alte Staroſtei.

„Gut. Was ſoll ich aber in ſeiner alten Staroſtei?"

— Sterben!

„Das hole der Teufel! Das kommt mir nicht in den Sinn."

— Mauſetodt! ſterben!

„Warum? Was habe ich verbrochen?"

— Preuße! Kein Polak!

„Ich bin ein Preuße."

— Weiß gut.

„Warum denn ſterben? Wie meint Er's?"

— So und ſo und ſo! — Der Kerl ſtieß, als hätte er einen Dolch in der Fauſt. Dann zeigte er auf ſein Herz, ächzte und verdrehte gräßlich die Augen. Mir ward bei der Unterredung ganz übel. Denn verrückt konnte Peter nicht ſein, er ſah mir ziemlich verſtändig aus, und Wahnſinnige hat man doch nicht leicht zu Handlangern auf der Poſt.

„Wir verſtehen uns vielleicht nicht vollkommen, ſcharmanter Freund!" fing ich endlich wieder an. „Was will Er mit dem Sterben ſagen?"

— Todt machen. Dabei ſah er mich wild von der Seite an.

„Was? Todt?"

— Wenn Nacht ist!

„Nacht? Die nächste Nacht? Er ist nicht wohl bei Trost!“

— Gar wohl Polak, aber Preuße nicht.

Ich schüttelte den Kopf und schwieg. Offenbar verstanden wir beide einander nicht. Und doch lag in den Reden des trotzigen Kerls etwas Fürchterliches. Denn der Haß der Polen gegen die Deutschen, oder was dasselbe sagen wollte, gegen die Preußen, war mir bekannt. Es hatte schon hin und wieder Unglück gegeben. Wie, wenn der Kerl mich warnen wollte? Oder wenn der dumme Tölpel durch seinen Uebermuth eine allen Preußen bevorstehende Mordnacht verrathen hätte? — Ich ward nachdenkend und beschloß, meinem Freund und Landsmann Burkhardt das Gespräch mitzutheilen, als wir vor der sogenannten alten Staroſtei ankamen. Es war ein altes, hohes, steinernes Haus in einer stillen, abgelegenen Straße. Schon ehe wir dazu kamen, bemerkte ich, daß die, welche vor dem Hause vorüber gingen, scheue, verstohlene Blicke auf das grauschwarze Gebäude warfen. Eben so that mein Führer. Der sagte nun kein Wort mehr, sondern zeigte mit dem Finger auf die Hausthür, und schob sich ohne Gruß und Lebewohl davon.

Allerdings war mein Eintritt und Empfang in Brczwezmcisl nicht gar anmuthig und einladend gewesen. Die ersten Personen, welche mich hier begrüßten, die unhöfliche Dame unter dem Thor, der grobe, neuostpreußische Postmeister und der kauderwelsche verpreußete Polak hatten mir Lust und Liebe sowohl zu meinem neuen Aufenthaltsort, als zu meinem Justizkommissariat verbittert. Ich pries mich glücklich, endlich zu einem Menschen zu gelangen, der wenigstens mit mir schon einmal die gleiche Luft geathmet. Zwar Herr Burkhardt hatte nicht des besten Rufes genossen bei uns zu Lande; allein was ändert sich nicht im Menschen mit dem Wechsel der Umstände? Ist die Gemüthsart etwas anderes, als das Werk

der Umgebungen? Der Schwache wird in der Angst zum Riesen; der Feige in der Schlachtgefahr zum Helden; Herkules unter Weibern zum Flachsspinner. Und gesetzt, mein Obereinnehmer hätte bisher für seinen König Alles, nur für sich selbst keine bessern Grundsätze eingenommen gehabt: noch besser immer ein gutmüthiger Zecher, als das schwindsüchtige nasenlose Gerippe mit der Zunge; besser ein leichtsinniger Spieler, als ein raffinirt grober Postmeister; besser ein tapferer Raufer und Schläger zur Gesellschaft, als ein mißvergnügter Polake. Vielmehr Burkhardts letztgenannte Untugend gereichte ihm in meinen Augen zum größten Verdienst; denn — unter uns gesagt — mein sanfter, bescheidener, schüchterner Charakter, den Mama oft hochgepriesen, konnte mir unter den Polen beim ersten Aufstand zum schmählichsten Verderben gereichen. Es gibt Tugenden, die an ihrem Ort zur Sünde, und Sünden, die zur Tugend werden können. Es ist nicht Alles zu allen Zeiten das Gleiche, ungeachtet es das Gleiche geblieben.

Wie ich durch die hohe Pforte in die sogenannte alte Starostei eintrat, gerieth ich in Verlegenheit, wo meinen alten lieben Freund Burkhardt finden? Das Haus war groß. Das Kreischen der verrosteten Thürangeln hallte im ganzen Gebäude wieder: doch nahm das Niemand für ein Zeichen, nachzusehen, wer da sei? Ich stieg die breiten Steintreppen muthig hinauf.

Weil ich links eine Stubenthür bemerkte, pochte ich fein höflich an. Kein Mensch entgegnete mit freundlichem „Herein!“ Ich pochte stärker. Alles stumm. Mein Klopfen weckte den Widerhall im zweiten und dritten Stock des Hauses. Ich ward ungeduldig. Ich sehnte mich, endlich dem lieben Seelenfreund Burkhardt ans Herz zu sinken, ihn in meine Arme zu schließen. Ich öffnete die Stubenthür, trat hinein und sah mitten im Zimmer einen Sarg. Der Todte, der darin lag, konnte mir freilich kein freundliches Herein rufen.

Ich bin von Natur gegen die Lebendigen sehr höflich; noch weit mehr gegen die Todten. So leise, als möglich, wollte ich mich zurückziehen, als ich gleichen Augenblicks bemerkte, der Schläfer im Sarg sei kein anderer, denn der Obersteuereinnehmer Burkhardt, von welchem nun selbst der Tod die letzte Steuer eingezogen. Da lag er, unbekümmert um Weinglas und Karten, so ernst und feierlich, daß ich mich kaum unterstand, an seine Lieblingsfreuden zu denken. In seiner Miene war eine Fremdheit gegen das menschliche Leben, als hätte er nie mit demselben zu schaffen gehabt. Ich glaube wohl, wenn eine unbekannte allmächtige Hand den Schleier des Jenseits lüpft, das äußere Auge bricht und das innere hellsehend wird, da mag das irdische Leben winzig genug erscheinen, und alle Aufmerksamkeit nur dorthin streben.

Betroffen schlich ich aus der Todtenstube weg, in den finstern einsamen Hausgang. Jetzt erst überfiel mich das Grausen des Lebens vor dem Todten, daß ich kaum begreifen konnte, woher ich Muth genommen, dem Leichnam so lange ins Antlitz zu schauen. Zu gleicher Zeit erschrak ich vor meiner eigenen Verlassenheit, in der ich nun lebte. Denn da stand ich hundert Meilen weit von meiner theuern Vaterstadt, vom mütterlichen Hause, in einer Stadt, deren Namen ich nie gehört hatte, bis ich ihr Justizkommissär sein sollte, um sie zu entpolaken. Mein einziger Bekannter und erst kaum von mir adoptirter Herzensfreund hatte sich im vollen Sinne des Worts aus dem Staube gemacht, selbst aus dem Staube seiner Hülle, und mich ohne Rath und Trost mir selbst überlassen. Die Frage war: wohin soll ich mein Haupt legen? wo hat mir der Todte die Wohnung bestellt?

Indem schrien die rostigen Thürangeln der Hauspforte so durchdringend, daß mir der Klang fast alle Nerven zerriß. Ein windiger, flüchtiger Kerl in Bedientenlivree sprang die Treppe herauf, gaffte mich verwundert an, und wendete mir endlich das Wort

zu. Mir zitterten die Knie. Ich ließ den Kerl nach Herzensluſt reden; aber der Schreck hatte mir die erſten Minuten zum Antworten die Sprache genommen. Ohnehin hatte ich auch die Sprache ſchon vorher nicht gehabt, die dieſer Burſche redete, denn es war die polniſche.

Als er mich ohne Zeichen der Erwiederung vor ſich ſtehen ſah, und ſich nun ins Deutſche überſetzte, welches er ſo geläufig, wie ein Berliner, ſprach, gewann ich Kraft, nannte meinen Namen, Stand, Beruf und alle Abenteuer ſeit meinem Einzug in die verwünſchte Stadt, an deren Namen ich noch immer erſtickte. Plötzlich ward er freundlich, zog den Hut ab, und erzählte mir mit vielen Umſtänden, was hiernach in löblicher Kürze folgt:

Nämlich er, der Erzähler, heiße Lebrecht; ſei des ſeligen Herrn Oberſteuereinnehmers Dolmetſch und treueſter Diener geweſen bis geſtern Nachts, da es dem Himmel gefallen, den vortrefflichen Herrn Oberſteuereinnehmer aus dieſer Zeitlichkeit in ein beſſeres Sein zu befördern. Die Beförderung wäre freilich ganz gegen die Neigung des Seligen geweſen, der lieber bei ſeinem Einnehmerpoſten geblieben wäre. Allein da er ſich geſtern mit einigen polniſchen Edelleuten ins Spiel eingelaſſen, und beim Glaſe Wein in ihm der preußiſche Stolz und in den Polen der ſarmatiſche Patriotismus wach geworden, hätte es anfangs einen lebhaften Wort-, dann Ohrfeigenwechſel geſetzt, worauf einer der Sarmaten dem ſeligen Herrn drei bis vier Meſſerſtiche ins Herz gegeben, ungeachtet ſchon einer derſelben zum Tod hinreichend geweſen wäre. Um allen Verdrießlichkeiten mit der neuoſtpreußiſchen Juſtiz auszuweichen, hätten die Sieger noch in der gleichen Nacht ſich, man wiſſe nicht wohin, entfernt. Der Wohlſelige habe noch kurz vor ſeinem Hintritt in die beſſere Welt für den erwarteten Juſtizkommiſſär, nämlich für mich, einige Zimmer gemiethet, eingerichtet, Hausrath aller Art gekauft, ſogar eine wohlerfahrene

deutſche Köchin gedungen, die jeden Augenblick in Dienſt eintreten könne, ſo daß ich wohl verſorgt ſei. Vorläufig bemerkte der Erzähler Lebrecht, daß die Polen geſchworne Feinde der Preußen wären, und ich daher mich an Kleinigkeiten gewöhnen müſſe, wie diejenige geweſen, welche mir die ſtumme Beredſamkeit der Dame unterm Thor ausgedrückt habe. Er erklärte zwar den Peter für einen albernen Tropf, der mir ohne Zweifel nur den Tod des Herrn Oberſteuereinnehmers habe anzeigen wollen, wofür ihm ein hinlänglicher Vorrath an Worten gefehlt. Daher möge ein beiderſeitiges Mißverſtändniß entſtanden ſein. Doch wolle er, der Erzähler, mir nichtsdeſtoweniger gerathen haben, vorſichtig zu ſein, weil die Polen in einer wahrhaft ſtillen Wuth wären. Er ſelber, der Lebrecht, ſei feſt entſchloſſen, ſich ſogleich nach Beerdigung ſeines unglücklichen Herrn aus der Stadt zu entfernen.

Nach dieſem Berichte führte er mich die breite ſteinerne Treppe hinab, um mir meine neue Wohnung anzuweiſen. Durch eine Reihe großer, hoher, öder Zimmer brachte er mich in einen geräumigen Saal; darin ſtand ein aufgeſchlagenes Bett, von gelben damaſtenen alten Umhängen beſchattet; ein alter Tiſch mit halbvergoldeten Füßen; ein halbes Dutzend ſtaubiger Seſſel. Ein ungeheurer, mit goldenem Schnörkelwerk umzogener, blinder Spiegel hing an der Wand, deren gewirkte, bunte Tapeten, auf welchen die ſchönſten Geſchichten des alten Teſtaments prangten, halbvermodert, an manchen Stellen nur noch fetzenweiſe daſchwebten. König Salomon auf dem Thron, um zu richten, hatte den Kopf verloren, und dem lüſternen Greiſe in Suſannens Bade waren die verbrecheriſchen Hände abgefault.

Es ſchien mir durchaus in dieſer Einöde nicht heimiſch. Ich hätte lieber ein Wirthshaus zum Aufenthalt gewählt, und — hätte ich's nur gethan! Aber theils aus Schüchternheit, theils um zu zeigen, daß ich mich vor der Nähe des Todten nicht fürchtete,

ſchwieg ich. Denn ich zweifelte nicht daran, daß Lebrecht und wahrſcheinlich auch die wohlerfahrene Köchin mir die Nacht Geſellſchaft leiſten würden. Lebrecht zündete behend zwei Kerzen an, die auf dem goldfüßigen Tiſch bereit ſtanden; ſchon fing es an zu dunkeln. Dann empfahl er ſich, um mir kalte Küche zum Nachteſſen, Wein und andere Bedürfniſſe herbeizuſchaffen, meinen Koffer vom Poſthauſe holen zu laſſen und der wohlerfahrenen Köchin von meiner Ankunft und ihren Pflichten Anzeige zu geben. Der Koffer kam, das Nachteſſen desgleichen. Lebrecht aber, ſobald er ſein ausgelegtes Geld von mir empfangen, wünſchte mir gute Nacht und ging.

Ich verſtand ihn erſt, als er verſchwunden war, ſo ſchnell machte ſich der Kerl, nach eingeſtrichener Zahlung, davon. Ich ſprang erſchrocken auf, ihm nachzugehen, ihn zu bitten, mich nie zu verlaſſen. Aber Scham hielt mich wieder zurück. Sollte ich den elenden Menſchen zum Zeugen meiner Furchtſamkeit machen? Ich zweifelte nicht, er werde droben in irgend einem Zimmer ſeines ermordeten Herrn übernachten. Aber da hörte ich die Angeln der Hauspforte kreiſchen. Es drang mir durch Mark und Bein. Ich eilte ans Fenſter, und ſah den Burſchen über die Gaſſe fliegen, als verfolgte ihn der Tod. Bald war er im Finſtern verſchwunden; ich mit dem Leichnam in der alten Staroſtei allein.

Die Schildwacht.

Ich glaube an keine Geſpenſter; des Nachts aber fürchte ich ſie. Sehr natürlich. Wer wollte auch alles Mögliche glauben? Aber man hofft und fürchtet leicht alles Mögliche.

Die Todtenſtille, die alten zerlumpten Tapeten in dem großen Saal, das Unheimliche und Fremde, der Todte über meinem Haupt — der Nationalhaß der Polaken — alles trug dazu bei, mich zu verſtimmen. Ich mochte nicht eſſen, ungeachtet mich hun-

gerte, ich mochte nicht ſchlafen, ſo ermüdet ich auch war. Ich ging ans Fenſter, um zu verſuchen, ob ich im Nothfall auf dieſem Wege die Straße gewinnen könne; denn ich fürchtete, mich in dem gewaltigen Hauſe und in dem Labyrinth von Gängen und Zimmern zu verlieren, ehe ich die Hausflur erreichte. Allein ſtarke Eiſenſtäbe verrammelten den Ausweg.

In dem Augenblicke ward Alles in der Staroſtei lebendig; ich hörte Thüren auf- und zugehen, Tritte nahe und ferne ſchallen, Stimmen dumpf ertönen. Ich begriff nicht, woher plötzlich dies rege Weben und Leben? Aber eben das Unbegreifliche verſteht man immer am ſchnellſten. Eine innere Stimme warnte mich und ſprach: „Es gilt dir! Der dumme Peter hatte die Mordanſchläge der Polaken verrathen — rette dich!“ Ein kalter Fieberſchauer ergoß ſich durch meine Nerven. Ich ſah die Blutdürſtigen, wie ſie unter einander die Art meines Todes verabredeten. Ich hörte ſie näher und näher kommen. Ich hörte ſie ſchon in den Vorzimmern, die zu meinem Saale führten. Ihre Stimmen flüſterten leiſer. Ich ſprang auf, verriegelte die Thür, und in demſelben Augenblicke verſuchte man die Thür von außen zu öffnen. Ich wagte kaum zu athmen, um mich nicht durch das Geräuſch meines Athemzugs zu verrathen. An der Sprache der Flüſternden vernahm ich, das es Polen waren. Zum Unglück hatte ich gleich nach Empfang meines Berufs zum Juſtizkommiſſariat ſo viel polniſche Worte gelernt, daß ich ungefähr auch verſtand, man ſpreche von Blut, Tod und Preußen. Meine Kniee bebten; kalter Schweiß rann mir von der Stirn. Noch einmal ward von außen der Verſuch gemacht, die Thür meines Saals zu öffnen, aber es ſchien, als fürchte man Geräuſch zu machen. Ich hörte die Menſchen ſich wieder entfernen, oder vielmehr davon ſchleichen.

Sei es, daß die Polaken es auf mein Leben, oder nur auf mein Geld abgeſehen hatten; ſei es, daß ſie ihre Anſchläge ohne Lärmen

ausführen, oder den Versuch auf andere Weise erneuern wollten: ich beschloß sogleich mein Licht zu löschen, damit sie es nicht von der Straße erblicken und mich daran erkennen möchten. Wer stand mir gut dafür, daß nicht einer der Kerls, wenn er mich wahrnahm, durchs Fenster schoß?

Die Nacht ist keines Menschen Freundin; darum ist der Mensch ein eingeborner Feind der Finsterniß, und selbst Kinder, die noch nie von Geistererscheinungen und Gespenstern gehört haben, scheuen sich im Dunkeln vor etwas, das sie nicht kennen. Kaum saß ich im Finstern da, die fernern Schicksale dieser Nacht einsam erwartend, so stiegen vor meiner erschrockenen Einbildung die abscheulichsten Möglichkeiten auf. Ein Feind oder ein Unglück, das man sehen kann, sind nicht halb so entsetzlich, als solche, denen man sich blindlings hinliefern muß, ohne sie zu kennen. Umsonst suchte ich mich zu zerstreuen; umsonst beschloß ich, mich auf das Bett zu werfen und den Schlaf zu suchen. Ich konnte nirgends dauern. Das Bett hatte den widerlichen Geruch von Leichenmoder; und saß ich im Zimmer, erschreckte mich von Zeit zu Zeit ein Knistern, wie von einem lebendigen Wesen in meiner Nähe. Am meisten spielte vor mir die Gestalt des ermordeten Obereinnehmers. Seine kalten, steifen Gesichtszüge wurden mir so grausenhaft beredt, daß ich endlich alle meine fahrende Habe darum gegeben hätte, wäre ich nur im Freien gewesen, oder bei guten, freundlichen Leuten.

Die Geisterstunde schlug. Jeder Schlag der Thurmuhr erschütterte mich durch das Innerste. Zwar schalt ich mich selbst einen abergläubigen Narren, einen furchtsamen Hasen, aber mein Schelten besserte mich nicht. Endlich, sei es aus Verzweiflung oder Heroismus, denn diesen qualvollen Zustand konnte ich nicht länger ertragen, sprang ich auf, tappte durch die Finsterniß den Saal entlang zur Thür, riegelte sie auf, und war entschlossen, sollte es auch mein Leben kosten, ins Freie zu gelangen.

Wie die Thür aber aufging — Himmel, welch ein Anblick! Ich taumelte erschrocken zurück, denn solche Schildwacht hatte ich da nicht erwartet.

Die Todesangst.

Beim dunkeln Schein einer alten Lampe, die seitwärts auf einem Tischlein stand, sah ich mitten im Vorzimmer den ermordeten Obersteuereinnehmer im Sarge, wie ich ihn den Abend vorher oben gesehen hatte; und diesmal noch dazu deutlich mit den schwarzen Blutflecken des Hemdes, die das erste Mal von einem Bahrtuche verdeckt gewesen waren. Ich suchte mich zu fassen; mir einzureden, diese Erscheinung sei Gaukelei meiner Fantasie; ich trat näher. Aber wie mein Fuß an den Sarg am Boden stieß, daß es dumpf tönte, und es schien, als rege sich die Leiche, als versuche sie die Augen aufzuschlagen, da verschwand mir fast alles Bewußtsein. Ich floh mit Entsetzen in meinen Saal zurück, und stürzte rücklings auf das Bett nieder.

Indem entstand am Sarge ein lautes Gepolter. Ich mußte beinahe glauben, der Obersteuereinnehmer sei vom Tode erwacht; denn es war ein Geräusch eines sich mühsam Erhebenden. Ich vernahm ein dumpfes Stöhnen. Ich sah bald darauf im Dunkeln die Gestalt des Ermordeten unter der Thür meines Saales stehen, sich an den Pfosten haltend, langsam in den Saal hineinschwanken oder taumeln, und im Dunkeln verschwinden. Während mein Unglaube noch einmal versuchte, alles zu läugnen, was ich gehört und gesehen hatte, widerlegte ihn das Gespenst, oder der Todte, oder Lebendiggewordene schauderhaft genug. Denn dieser, so lang und bleiernschwer er war, lagerte sich auf mein Bett, und zwar über meinen Leib, mit seinem kalten Rücken über mein Gesicht, so daß mir kaum Luft genug zum Athmen blieb.

Ich begreife noch zur Stunde nicht, wie ich mit dem Leben davon kam. Denn mein Schreck war wohl ein tödtlicher zu nennen. Auch muß ich in einer langen Ohnmacht gelegen haben. Denn als ich unter meiner fürchterlichen Last wieder die Glocke schlagen hörte, und meinte, es werde ein Uhr sein, das erwünschte Ende der Geisterstunde, der Augenblick meiner Erlösung, war es zwei Uhr.

Jeder denke sich meine gräßliche Lage. Rings um mich Moderduft, und der Leichnam auf mir athmend, erwärmt, röchelnd, wie zu einem zweiten Sterben; — ich selbst halb erstarrt theils vor Schrecken und Entkräftung, theils unter der zentnerschweren Last. Alles Elend in Dante's Hölle ist Kleinigkeit gegen einen Zustand, wie dieser. Ich hatte nicht die Kraft, mich unter dem Kadaver hervorzuarbeiten, der zum andern Mal auf mir sterben wollte; und hätte ich die Kraft gehabt, vielleicht hätte mir der Muth gefehlt, es zu thun, denn ich spürte deutlich, der Unglückselige, welcher nach erster Verblutung seiner Wunden vermuthlich nur in eine schwere Ohnmacht gefallen, dann für todt gehalten und auf gut polnisch in einen Sarg geworfen war, rang erst jetzt mit dem wahren Tode. Er schien sich nicht ermannen, nicht leben, nicht sterben zu können. Und das mußte ich auf mir selbst geschehen lassen; ich mußte das Sterbekissen des Steuereinnehmers sein!

Manchmal hatte ich gute Lust, alles seit meiner Ankunft in Brczwezmcisl Vorgefallene für einen Teufelstraum zu halten, wenn ich mir meiner Noth in ihrer großen Mannigfaltigkeit nicht allzudeutlich bewußt gewesen wäre. Und doch würde ich mich zuletzt überredet haben, die ganze Schreckensnacht mit ihren Erscheinungen sei Traum und nichts als Traum, wenn nicht ein neues Ereigniß, ein empfindlicheres, als jedes der vorhergehenden, mich von der Wahrheit meines vollen Wachens überzeugt hätte.

Tageslicht.

Es war nämlich schon Tag — ich konnte es zwar nicht sehen, denn der sterbende Freund verdeckte mir mit seinen Schulterblättern fest die Augen — aber ich konnte es am Geräusche der Gehenden und Fahrenden auf der Straße errathen — da hörte ich Menschentritte und Menschenstimmen in dem Zimmer. Ich verstand nicht, was man redete; denn es war polnisch. Aber ich bemerkte wohl, daß man sich mit dem Sarge beschäftigte. „Ohne Zweifel," dachte ich, „werden sie den Todten suchen und mich erlösen." — So geschah es auch, aber auf eine Weise, die ich nicht vermuthen konnte.

Einer der Suchenden schlug mit einem schwankenden spanischen Rohr so unbarmherzig auf den Verstorbenen oder Sterbenden, daß derselbe plötzlich aufsprang, und auf geraden Beinen vor dem Bette stand. Auch auf meine Wenigkeit waren vom Uebermaß des spanischen Rohrs so viele Hiebe abgefallen, daß ich mich nicht enthalten konnte, laut aufzuschreien und schnurgerade hinter dem Todten zu stehen. Diese altpolnische und neuostpreußische Methode, Leute vom Tode zu retten, war zwar probat — dagegen ließ sich nichts einwenden, denn die Erfahrung sprach laut dafür; allein auch so derb, daß man fast das Sterben dem Leben vorgezogen hätte.

Wie ich mich aber beim Tageslicht recht umsah, bemerkte ich, daß das Zimmer voller Menschen war, meistens Polen. Die Hiebe hatte ein Polizeikommissär ausgetheilt, der beauftragt war, die Leiche des Fremdlings beerdigen zu lassen. Der Steuereinnehmer lag noch immer todt im Sarge, und zwar im Vorzimmer, wohin ihn die besoffenen Polaken gestellt hatten, weil es ihnen befohlen war, den Sarg herabzutragen in das ehemalige Pförtnerstübchen. Sie hatten aber mein Vorzimmer statt des Pförtnerstübchens gewählt, und einen ihrer bezechten Kameraden, als Wacht, beim Leichnam gelassen, der vermuthlich eingeschlafen, von meinem Ge-

räuſch in der Nacht erweckt, inſtinktmäßig zu meinem Bett gekommen war und da ſeinen Branteweinrauſch verſchlafen hatte.

Mich hatte die gottloſe Geſchichte ſo arg mitgenommen, daß ich in ein hitziges Fieber verfiel, in welchem ich die Geſchichte der einzigen ſchrecklichen Nacht ſieben Wochen lang träumte. Noch jetzt — Dank ſei der polniſchen Inſurrektion! ich bin nicht mehr Juſtizkommiſſär von Brczwezmcisl — darf ich an das neuoſtpreußiſche Abenteuer kaum ohne Schaudern denken. Doch erzähle ich's gern; theils mag es manchen vergnügen, theils manchen belehren. Es iſt nicht gut, daß man das fürchtet, was man doch nicht glaubt.

Das Bein.

Im Herbst 1782 erhielt der Wundarzt Louis Thevenet zu Calais die schriftliche, doch ohne Namensunterschrift gelassene Einladung, sich folgendes Tagen auf ein nahe an der Straße von Paris gelegenes Landhaus zu begeben, und alles zu einer Amputation nöthige Geräth mitzubringen. Thevenet war damals weit und breit als der geschickteste Mann in seiner Kunst bekannt; es war sogar nichts Ungewöhnliches, daß man ihn über den Kanal nach England holen ließ, um von seinen Einsichten Gebrauch zu machen. Er hatte lange bei der Armee gedient; etwas Barsches in seinem Wesen, und doch mußte man ihn wegen seiner natürlichen Gutmüthigkeit lieben.

Thevenet wunderte sich über das anonyme Billet. Zeit und Stunde und Ort waren mit der größten Genauigkeit angegeben, wann und wo man ihn erwarte, aber, wie gesagt, die Unterschrift fehlte. — „Will mich vermuthlich einer unserer Gecken in die blaue Luft hinausschicken!“ dachte er und ging nicht.

Drei Tage nachher empfing er die gleiche Einladung, aber noch dringender, mit der Anzeige, es werde Morgens um neun Uhr ein Wagen vor seinem Hause halten, um ihn abzuholen.

In der That, mit dem Glockenschlage neun Uhr des folgenden Morgens erscheint ein zierlicher offener Wagen. Thevenet macht keine Umstände weiter und setzte sich ein.

Vor dem Thor fragte er den Kutſcher: „Zu wem führt Ihr mich?“

Dieſer antwortete: „things unknown to me I am not concerned;“ was ungefähr ſo viel heißen ſoll, als: was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.

Alſo ein Engländer. — „Ihr ſeid ein Flegel!“ erwiederte Thevenet.

Der Wagen hielt endlich vor dem bezeichneten Landhauſe ſtill. „Zu wem ſoll ich? wer wohnt hier? wer iſt hier krank?“ fragte Thevenet den Kutſcher, ehe er ausſtieg. Dieſer gab die vorige Antwort, und der Arzt dankte auf die vorige Art.

An der Hausthür empfing ihn ein ſchöner, junger Mann, von ungefähr achtundzwanzig Jahren, der ihn eine Treppe hinauf in ein großes Zimmer führte. Die Sprache verrieth's, der junge Mann war ein Brite. Thevenet redete ihn alſo engliſch an, und bekam freundliche Antwort.

„Sie haben mich rufen laſſen?“ fragte der Wundarzt.

— Ich bin Ihnen ſehr dankbar für Ihre Mühe mich zu beſuchen, antwortete der Brite, wollen Sie ſich niederlaſſen? Hier ſtehen Chokolade, Kaffee, Wein, falls Sie noch vor der Operation etwas genießen wollen.

„Zeigen Sie mir erſt den Kranken, Sir. Ich muß den Schaden unterſuchen, ob Amputation nothwendig ſei.“

— Sie iſt nöthig, Herr Thevenet. Setzen Sie ſich nur. Ich habe alles Vertrauen zu Ihnen. Hören Sie mich an. Hier iſt eine Börſe mit zweihundert Guineen, ich beſtimme Sie Ihnen, als Zahlung für die Operation, die Sie vornehmen ſollen. Es bleibt nicht dabei, wenn Sie ſie glücklich beendigen. — Widrigenfalls, oder wenn Sie ſich weigern, meine Wünſche zu erfüllen, ſehen Sie hier das ſcharf geladene Piſtol — Sie ſind in meiner Gewalt — ich ſchieße Sie, Gott verdamme mich, nieder.

„Sir, vor Ihrem Piſtol fürchte ich mich nicht. Aber was verlangen Sie? Nur heraus mit der Sprache, ohne Verreden! was ſoll ich hier?“

— Sie müſſen mir das rechte Bein abſchneiden.

„Von Herzen gern, Sir, und wenn Sie wollen, den Kopf dazu.' Allein, wenn mir recht iſt, das Bein ſcheint ſehr geſund zu ſein. Sie ſprangen die Treppe vor mir hinauf, wie ein Seiltänzer. Was fehlt dem Bein?“

— Nichts. Ich wünſche, daß es mir fehle.

„Sir, Sie ſind ein Narr.“

— Das bekümmert Sie nicht, Herr Thevenet.

„Was hat das ſchöne Bein geſündigt?“

— Nichts! Aber ſind Sie entſchloſſen, mir es wegzunehmen?

„Sir, ich kenne Sie nicht. Bringen Sie mir Zeugen Ihres ſonſt hellen und geſunden Verſtandes.“

— Wollen Sie meine Bitte erfüllen, Herr Thevenet?

„Sir, ſobald Sie mir einen haltbaren Grund für Ihre Verſtümmelung angeben.“

— Ich kann Ihnen die Wahrheit jetzt nicht ſagen — vielleicht nach einem Jahr. Aber, ich wette, Herr, ich wette, Sie ſelbſt ſollen nach Jahresfriſt geſtehen, daß meine Gründe die edelſten waren, von dieſem Bein befreit zu ſein.

„Ich wette nicht, wenn Sie mir nicht Ihren Namen nennen, Ihren Wohnort, Ihre Familie, Ihre Beſchäftigungsart.“

— Das Alles erfahren Sie künftig. Jetzt nicht. Ich bitte, halten Sie mich für einen Ehrenmann.

„Ein Ehrenmann droht ſeinem Arzte nicht mit Piſtolen. Ich habe Pflichten, ſelbſt gegen Sie, als Unbekannten. Ich verſtümmle Sie nicht ohne Noth. Haben Sie Luſt, Meuchelmörder eines ſchuldigen Hausvaters zu werden, ſo ſchießen Sie.“

— Gut, Herr Thevenet, ſagte der Brite, und nahm das Piſtol,

ich schieße Sie nicht, aber zwingen will ich Sie dennoch, mir das Bein abzunehmen. Was Sie nicht aus Gefälligkeit für mich, nicht aus Liebe zur Belohnung oder aus Furcht vor der Kugel thun, müssen Sie mir aus Erbarmen gewähren.

„Und wie das, Sir?“

— Ich zerschmettere mir selbst mit einem Schuß das Bein, und zwar auf der Stelle hier vor Ihren Augen.

Der Brite setzte sich, nahm das Pistol und hielt die Mündung hart über das Knie. Herr Thevenet wollte zuspringen, um es abzuwehren. „Rühren Sie sich nicht,“ sagte der Brite, „oder ich drücke ab. — Nur Antwort auf eine einzige Frage: wollen Sie meine Schmerzen unnützerweise vergrößern und verlängern?“

„Sir, Sie sind ein Narr. Ihr Wille geschehe. Ich nehme Ihnen das verdammte Bein ab.“

Alles ward zur Operation in Ordnung gebracht. Sobald der Schnitt beginnen sollte, zündete der Engländer seine Tabakspfeife an, und schwor, sie solle ihm nicht ausgehen. Er hielt Wort. Das Bein lag todt am Boden. Der Brite rauchte fort.

Herr Thevenet verrichtete sein Geschäft als Meister. Der Kranke ward durch seine Kunst wieder in ziemlich kurzer Frist geheilt. Er belohnte seinen Arzt, den er mit jedem Tage höher schätzte; dankte mit Freudenthränen für den Verlust seines Beins, und segelte nach England zurück mit einem hölzernen Stelzfuß.

Ungefähr achtzehn Wochen nach der Abreise desselben erhielt Meister Thevenet einen Brief aus England, ungefähr folgenden Inhalts:

„Sie erhalten beigeschlossen, als Beweis meiner innigsten Erkenntlichkeit, eine Anweisung von zweihundert und fünfzig Guineen auf Herrn Panchaud, Banquier in Paris. Sie haben mich zum

Glücklichſten aller Sterblichen auf Erden gemacht, indem Sie mich eines Gliedes beraubten, welches das Hinderniß meiner irdiſchen Glückſeligkeit war.

„Braver Mann! Mögen Sie jetzt die Urſache meiner närriſchen Laune, wie Sie es nannten, erfahren. Sie behaupteten damals, es könne keinen vernünftigen Grund zu einer Selbſtverſtümmelung, wie die meinige, geben. Ich ſchlug Ihnen eine Wette vor. Sie haben wohl daran gethan, ſie nicht anzunehmen.

„Nach meiner zweiten Heimkunft aus Oſtindien lernte ich Emilie Harley kennen, das vollkommenſte Weib. Ich betete ſie an. Ihr Vermögen, ihre Familienverbindungen leuchteten meinen Verwandten ein; mir nur ihre Schönheit, ihr himmliſches Gemüth. Ich miſchte mich in die Schaar ihrer Bewunderer. Ach, beſter Thevenet, und ich ward glücklich genug, um der Unglücklichſte meiner Nebenbuhler zu werden; ſie liebte mich, vor allen Männern mich; — verhehlte es nicht, und verſtieß mich eben deswegen. Umſonſt bat ich um ihre Hand — umſonſt baten ihre Aeltern, ihre Freundinnen alle für mich. Sie blieb unbeweglich.

„Lange konnte ich die Urſache ihrer Abneigung gegen eine Vermählung mit mir, den ſie, wie ſie ſelbſt geſtand, bis zur Schwärmerei liebte, nicht ergründen. Eine ihrer Schweſtern verrieth mir endlich das Geheimniß. Miß Harley war ein Wunder von Schönheit, hatte aber den Naturfehler — einbeinig zu ſein, und fürchtete ſich eben dieſer Unvollkommenheit willen, meine Gemahlin zu werden. Sie zitterte, ich würde ſie einſt deswegen gering achten.

„Sogleich war mein Entſchluß gefaßt. Ich wollte ihr gleich werden. Dank Ihnen, beſter Thevenet, und ich war es!

„Ich kam mit dem täuſchenden Holzfuß nach London zurück. Mein Erſtes war, Miß Harley aufzuſuchen. Man hatte ausgeſprengt, und ich ſelbſt hatte es voraus nach England geſchrieben,

ich habe durch einen Sturz vom Pferde das Bein gebrochen; es sei mir abgenommen worden. Ich ward allgemein bedauert. Emilie fiel in Ohnmacht, als sie mich das erste Mal sah. Sie war lange untröstlich; aber sie ward nun meine Gemahlin. Erst den Tag nach der Hochzeit vertraute ich ihr das Geheimniß, welches Opfer ich meinen Wünschen um ihren Besitz gebracht habe. Sie liebte mich nur um so zärtlicher. O braver Thevenet, hätte ich noch zehn Beine zu verlieren, ich würde sie, ohne eine Miene zu verziehen, für Emilie dahin geben.

„So lange ich lebe, bin ich Ihnen dankbar. Kommen Sie nach London; besuchen Sie uns; lernen Sie meine herrliche Gattin kennen, und dann sagen Sie noch einmal: „ich sei ein Narr.“

Charles Temple.“

Herr Thevenet theilte die Anekdote und den Brief seinen Freunden mit, und lachte jedesmal aus vollem Halse, so oft er sie erzählte. „Und er bleibt doch ein Narr!“ rief er.

Folgendes war seine Antwort:

„Sir, ich danke Ihnen für Ihr kostbares Geschenk. So muß ich es wohl nennen, weil ich's nicht mehr Bezahlung meiner geringen Mühe heißen kann.

„Ich wünsche Ihnen Glück zur Vermählung mit der liebenswürdigsten Britin. Es ist wahr, ein Bein ist viel für ein schönes, tugendhaftes und zärtliches Weib, doch nicht zuviel, wenn man am Ende nicht beim Tausch betrogen wird. Adam mußte den Besitz seiner Gemahlin mit einer Rippe im Leibe bezahlen, auch andern Männern kostete wohl ihre Schöne eine Rippe, andern sogar den Kopf.

„Bei dem Allem erlauben Sie mir, ganz bescheiden bei meiner alten Meinung zu bleiben. Freilich, für den Augenblick haben Sie Recht. Sie wohnen jetzt im Paradiese des Ehefrühlings. Aber auch ich habe Recht, nur mit dem Unterschiede, daß mein Recht

sehr langsam reif wird, wie jede Wahrheit, die man sich lange weigert anzunehmen.

„Sir, geben Sie Acht! ich fürchte, nach zwei Jahren bereuen Sie, daß Sie sich das Bein über dem Knie abnehmen ließen. Sie werden finden, es hätte wohl unter dem Knie sein können. Nach drei Jahren werden Sie überzeugt sein, es wäre mit dem Verlust des Fußes genug gewesen. Nach vier Jahren werden Sie behaupten, schon die Aufopferung der großen Zehe, und nach fünf Jahren, die Amputation der kleinen Zehe sei zu viel. Nach sechs Jahren werden Sie mir eingestehen, es wäre am Beschneiden der Nägel genug gewesen.

„Alles das sage ich unbeschadet der Verdienste Ihrer reizenden Gemahlin. Damen können Schönheiten und Tugenden unveränderter bewahren, als die Männer ihre Urtheile. In meiner Jugend hätte ich alle Tage für die Geliebte das Leben, in meinem Leben aber kein Bein hingegeben; jenes würde mich nie, dies zeitlebens gereut haben. Denn hätte ich's gethan, ich würde noch heute sagen: „Thevenet, du warst ein Narr! Womit ich ich die Ehre habe zu sein, Sir, Ihr gehorsamster Diener.

G. Thevenet."

Im Jahr 1793, während der revolutionären Schreckenszeit, flüchtete Herr Thevenet, den ein jüngerer Wundarzt in Verdacht der Aristokratie gebracht hatte, nach London, um sein Leben vor dem Messer der Alles gleichmachenden Guillotine zu retten.

Aus Langerweile, oder um Bekanntschaft anzuspinnen, fragte er Sir Charles Temple nach.

Man wies ihm dessen Palast. Er ließ sich melden, und ward angenommen. In einem Lehnsessel, beim schäumenden Porter, am Kamin, umringt von zwanzig Zeitungen, saß ein dicker Herr; er konnte kaum aufstehen, so schwerfällig war er.

„Ei, willkommen, Herr Thevenet!“ rief der dicke Herr, der wirklich kein Anderer, als Sir Temple war: „Nehmen Sie es nicht übel, daß ich ſitzen bleibe, aber der vermaledeite Stelzfuß hindert mich an Allem. — Freund, Sie kommen vermuthlich, um nachzuſehen, ob Ihr Recht reif geworden ſei?

„Ich komme als Flüchtling, und ſuche Schutz bei Ihnen.“

„Sie müſſen bei mir wohnen; denn wahrhaftig, Sie ſind ein weiſer Mann. Sie müſſen mich tröſten. Wahrhaftig, Thevenet, heute wäre ich vielleicht Admiral der blauen Flagge, hätte mich nicht das gottloſe Stelzbein für den Dienſt meines Vaterlandes untauglich gemacht. Da leſe ich nun Zeitungen, und fluche mich braun und blau, daß ich nirgends dabei ſein kann. Kommen Sie, tröſten Sie mich!“

„Ihre Frau Gemahlin wird Sie beſſer zu tröſten wiſſen, als ich.“

„Nichts davon. Ihr Stelzfuß hindert ſie am Tanzen, darum ergab ſie ſich den Karten und der Mediſance. Es iſt kein Auskommen mit ihr. Uebrigens ein braves Weib.“

„Wie, ſo hätte ich doch damals Recht gehabt?“

„O vollkommen, lieber Thevenet! aber ſchweigen wir davon! Ich habe einen dummen Streich gemacht. Hätte ich mein Bein wieder, ich gäbe nicht den Abſchnitzel eines Nagels davon! Unter uns geſagt, ich war ein Narr! — aber behalten Sie dieſe Wahrheit für ſich.“

Es ist sehr möglich!

Der kürzlich verstorbene Staatsrath Stryk führte fast bei jeder Gelegenheit die ihm zur Gewohnheit gewordene Redensart im Munde: Es ist sehr möglich. Nicht selten lief sie sogar in seine amtlichen Vorträge mit unter, die er über Verwaltungsgegenstände des Landesherrn schriftlich, oder im Kreise der übrigen Amtsgenossen und der Minister machte. Dann gab es, auch bei den allerernsthaftesten Anlässen, ein stilles Lächeln, wie ein Lächeln bei des Nachbars Schwächen zu sein pflegt. Das konnte nicht fehlen. Gewisse Leute sehen des Nachbars Schwächen mit stets verjüngtem Vergnügen.

Inzwischen war und blieb der Staatsrath Stryk ein angesehener, hochachtbarer Mann. Die nach einander folgenden Landesfürsten schätzten ihn, und zogen ihn immer wieder hervor, weil er mit seinen Kenntnissen, mit seiner Gewandtheit in Geschäften wesentliche Dienste leisten konnte. Jedermann gab zu, er sei ein gelehrter Mann, ein Mann von Takt, wie man ihn wegen der ihm eigenen Menschenkenntniß nannte, die er so richtig anzuwenden wußte. Ja, man hielt ihn für gelehrter, als er war, für klüger, als er war; selbst gute Köpfe hatten nicht nur Ehrfurcht und Achtung für ihn, sondern sogar eine gewisse Scheu, weil sie denen nicht recht trauen, die klüger sind, als sie. Und doch war der Staatsrath Stryk ein grundehrlicher, offener, gewissenhafter

Mann, dem man nichts Böſes nachſagen konnte. Aber eben daß man das nicht konnte, galt wieder als Beweis ſeiner Erzfeinheit, und als triftiger Grund, ſich vor dem Manne in Acht zu nehmen. Der Glaube an ſeine Klugheit ging ſo weit, daß man ihn allgemein für den weitſehendſten Politiker, für einen wahren Propheten hielt. Und an dem Allem war ſeine ſprüchwörtliche Redensart ſchuld: Es iſt ſehr möglich!

Es wird unſern Leſern nicht unangenehm ſein, folgende Beiträge zur Charakteriſtik dieſes in der Geſchichte ſeines Vaterlandes merkwürdigen Mannes zu erhalten. Wir verdanken ſie ſeinen nächſten Verwandten. Zum Theil gab er ſie ſelber in einer Art Tagebuch, das er in frühern Jahren fleißig unterhielt. Das Wichtigſte bleibt immer ſein Sprüchwort, das er überall anbrachte: Es iſt ſehr möglich!

Denn wenn es ihm zuweilen, ihm ſelbſt unerwartet, entfuhr, ſprach er doch nie gedankenlos. Oft veranlaßte es ihn, wenn es ihm einmal entſchlüpft war, den Folgen davon weiter nachzuforſchen, und es berichtigte oder beſtimmte dann ſeine Anſichten der Dinge und leitete demzufolge ſeine Handlungsweiſe. Das Sprüchwort übte alſo über ſeine Denkart, über ſein Thun und Laſſen und über den Gang ſeiner Schickſale einen großen, entſcheidenden Einfluß. Wer ſollte dies glauben? Gerade von einem Manne von Verſtand und Einſicht glauben? Und doch „war es ſehr möglich.“

Er ſelbſt wußte dies von ſich wohl. Dennoch blieb er nicht nur ſeinen vier Wörtern getreu, ſondern wollte ſogar in vollem Ernſt, daß ſich ſein einziger Sohn dieſelben angewöhnen ſollte. Der junge Mann, der, wie es junge Leute zu haben pflegen, ſich einbildete, in mancherlei Dingen beſſer zu ſehen, als der alte Herr, fand ſolche Zumuthung etwas ſonderbar.

„Ihnen verzeiht man die kleine Eigenheit gern, lieber Vater,“

„Sir, vor Ihrem Piſtol fürchte ich mich nicht. Aber was verlangen Sie? Nur heraus mit der Sprache, ohne Vorreden! was ſoll ich hier?“

— Sie müſſen mir das rechte Bein abſchneiden.

„Von Herzen gern, Sir, und wenn Sie wollen, den Kopf dazu. Allein, wenn mir recht iſt, das Bein ſcheint ſehr geſund zu ſein. Sie ſprangen die Treppe vor mir hinauf, wie ein Seiltänzer. Was fehlt dem Bein?“

— Nichts. Ich wünſche, daß es mir fehle.

„Sir, Sie ſind ein Narr.“

— Das bekümmert Sie nicht, Herr Thevenet.

„Was hat das ſchöne Bein geſündigt?“

— Nichts! Aber ſind Sie entſchloſſen, mir es wegzunehmen?

„Sir, ich kenne Sie nicht. Bringen Sie mir Zeugen Ihres ſonſt heilen und geſunden Verſtandes.“

— Wollen Sie meine Bitte erfüllen, Herr Thevenet?

„Sir, ſobald Sie mir einen haltbaren Grund für Ihre Verſtümmelung angeben.“

— Ich kann Ihnen die Wahrheit jetzt nicht ſagen — vielleicht nach einem Jahr. Aber, ich wette, Herr, ich wette, Sie ſelbſt ſollen nach Jahresfriſt geſtehen, daß meine Gründe die edelſten waren, von dieſem Bein befreit zu ſein.

„Ich wette nicht, wenn Sie mir nicht Ihren Namen nennen, Ihren Wohnort, Ihre Familie, Ihre Beſchäftigungsart.“

— Das Alles erfahren Sie künftig. Jetzt nicht. Ich bitte, halten Sie mich für einen Ehrenmann.

„Ein Ehrenmann droht ſeinem Arzte nicht mit Piſtolen. Ich habe Pflichten, ſelbſt gegen Sie, als Unbekannten. Ich verſtümmle Sie nicht ohne Noth. Haben Sie Luſt, Meuchelmörder eines ſchuldigen Hausvaters zu werden, ſo ſchießen Sie.“

— Gut, Herr Thevenet, ſagte der Brite, und nahm das Piſtol,

ich schieße Sie nicht, aber zwingen will ich Sie dennoch, mir das Bein abzunehmen. Was Sie nicht aus Gefälligkeit für mich, nicht aus Liebe zur Belohnung oder aus Furcht vor der Kugel thun, müssen Sie mir aus Erbarmen gewähren.

„Und wie das, Sir?“

— Ich zerschmettere mir selbst mit einem Schuß das Bein, und zwar auf der Stelle hier vor Ihren Augen.

Der Brite setzte sich, nahm das Pistol und hielt die Mündung hart über das Knie. Herr Thevenet wollte zuspringen, um es abzuwehren. „Rühren Sie sich nicht,“ sagte der Brite, „oder ich drücke ab. — Nur Antwort auf eine einzige Frage: wollen Sie meine Schmerzen unnützerweise vergrößern und verlängern?“

„Sir, Sie sind ein Narr. Ihr Wille geschehe. Ich nehme Ihnen das verdammte Bein ab.“

Alles ward zur Operation in Ordnung gebracht. Sobald der Schnitt beginnen sollte, zündete der Engländer seine Tabakspfeife an, und schwor, sie solle ihm nicht ausgehen. Er hielt Wort. Das Bein lag todt am Boden. Der Brite rauchte fort.

Herr Thevenet verrichtete sein Geschäft als Meister. Der Kranke ward durch seine Kunst wieder in ziemlich kurzer Frist geheilt. Er belohnte seinen Arzt, den er mit jedem Tage höher schätzte; dankte mit Freudenthränen für den Verlust seines Beins, und segelte nach England zurück mit einem hölzernen Stelzfuß.

Ungefähr achtzehn Wochen nach der Abreise desselben erhielt Meister Thevenet einen Brief aus England, ungefähr folgenden Inhalts:

„Sie erhalten beigeschlossen, als Beweis meiner innigsten Erkenntlichkeit, eine Anweisung von zweihundert und fünfzig Guineen auf Herrn Panchaud, Banquier in Paris. Sie haben mich zum

Glücklichſten aller Sterblichen auf Erden gemacht, indem Sie mich eines Gliedes beraubten, welches das Hinderniß meiner irdiſchen Glückſeligkeit war.

„Braver Mann! Mögen Sie jetzt die Urſache meiner närriſchen Laune, wie Sie es nannten, erfahren. Sie behaupteten damals, es könne keinen vernünftigen Grund zu einer Selbſtverſtümmelung, wie die meinige, geben. Ich ſchlug Ihnen eine Wette vor. Sie haben wohl daran gethan, ſie nicht anzunehmen.

„Nach meiner zweiten Heimkunft aus Oſtindien lernte ich Emilie Harley kennen, das vollkommenſte Weib. Ich betete ſie an. Ihr Vermögen, ihre Familienverbindungen leuchteten meinen Verwandten ein; mir nur ihre Schönheit, ihr himmliſches Gemüth. Ich miſchte mich in die Schaar ihrer Bewunderer. Ach, beſter Thevenet, und ich ward glücklich genug, um der Unglücklichſte meiner Nebenbuhler zu werden; ſie liebte mich, vor allen Männern mich; — verhehlte es nicht, und verſtieß mich eben deswegen. Umſonſt bat ich um ihre Hand — umſonſt baten ihre Aeltern, ihre Freundinnen alle für mich. Sie blieb unbeweglich.

„Lange konnte ich die Urſache ihrer Abneigung gegen eine Vermählung mit mir, den ſie, wie ſie ſelbſt geſtand, bis zur Schwärmerei liebte, nicht ergründen. Eine ihrer Schweſtern verrieth mir endlich das Geheimniß. Miß Harley war ein Wunder von Schönheit, hatte aber den Naturfehler — einbeinig zu ſein, und fürchtete ſich eben dieſer Unvollkommenheit willen, meine Gemahlin zu werden. Sie zitterte, ich würde ſie einſt deswegen gering achten.

„Sogleich war mein Entſchluß gefaßt. Ich wollte ihr gleich werden. Dank Ihnen, beſter Thevenet, und ich war es!

„Ich kam mit dem täuſchenden Holzfuß nach London zurück. Mein Erſtes war, Miß Harley aufzuſuchen. Man hatte ausgeſprengt, und ich ſelbſt hatte es voraus nach England geſchrieben,

ich habe durch einen Sturz vom Pferde das Bein gebrochen; es sei mir abgenommen worden. Ich ward allgemein bedauert. Emilie fiel in Ohnmacht, als sie mich das erste Mal sah. Sie war lange untröstlich; aber sie ward nun meine Gemahlin. Erst den Tag nach der Hochzeit vertraute ich ihr das Geheimniß, welches Opfer ich meinen Wünschen um ihren Besitz gebracht habe. Sie liebte mich nur um so zärtlicher. O braver Thevenet, hätte ich noch zehn Beine zu verlieren, ich würde sie, ohne eine Miene zu verziehen, für Emilie dahin geben.

„So lange ich lebe, bin ich Ihnen dankbar. Kommen Sie nach London; besuchen Sie uns; lernen Sie meine herrliche Gattin kennen, und dann sagen Sie noch einmal: „ich sei ein Narr.“

Charles Temple.“

Herr Thevenet theilte die Anekdote und den Brief seinen Freunden mit, und lachte jedesmal aus vollem Halse, so oft er sie erzählte. „Und er bleibt doch ein Narr!“ rief er.

Folgendes war seine Antwort:

„Sir, ich danke Ihnen für Ihr kostbares Geschenk. So muß ich es wohl nennen, weil ich's nicht mehr Bezahlung meiner geringen Mühe heißen kann.

„Ich wünsche Ihnen Glück zur Vermählung mit der liebenswürdigsten Britin. Es ist wahr, ein Bein ist viel für ein schönes, tugendhaftes und zärtliches Weib, doch nicht zuviel, wenn man am Ende nicht beim Tausch betrogen wird. Adam mußte den Besitz seiner Gemahlin mit einer Rippe im Leibe bezahlen, auch andern Männern kostete wohl ihre Schöne eine Rippe, andern sogar den Kopf.

„Bei dem Allem erlauben Sie mir, ganz bescheiden bei meiner alten Meinung zu bleiben. Freilich, für den Augenblick haben Sie Recht. Sie wohnen jetzt im Paradiese des Ehefrühlings. Aber auch ich habe Recht, nur mit dem Unterschiede, daß mein Recht

Es iſt ſehr möglich!

Der kürzlich verſtorbene Staatsrath Stryk führte faſt bei jeder Gelegenheit die ihm zur Gewohnheit gewordene Redensart im Munde: Es iſt ſehr möglich. Nicht ſelten lief ſie ſogar in ſeine amtlichen Vorträge mit unter, die er über Verwaltungsgegenſtände des Landesherrn ſchriftlich, oder im Kreiſe der übrigen Amtsgenoſſen und der Miniſter machte. Dann gab es, auch bei den allerernſthafteſten Anläſſen, ein ſtilles Lächeln, wie ein Lächeln bei des Nachbars Schwächen zu ſein pflegt. Das konnte nicht fehlen. Gewiſſe Leute ſehen des Nachbars Schwächen mit ſtets verjüngtem Vergnügen.

Inzwiſchen war und blieb der Staatsrath Stryk ein angeſehener, hochachtbarer Mann. Die nach einander folgenden Landesfürſten ſchätzten ihn, und zogen ihn immer wieder hervor, weil er mit ſeinen Kenntniſſen, mit ſeiner Gewandtheit in Geſchäften weſentliche Dienſte leiſten konnte. Jedermann gab zu, er ſei ein gelehrter Mann, ein Mann von Takt, wie man ihn wegen der ihm eigenen Menſchenkenntniß nannte, die er ſo richtig anzuwenden wußte. Ja, man hielt ihn für gelehrter, als er war, für klüger, als er war; ſelbſt gute Köpfe hatten nicht nur Ehrfurcht und Achtung für ihn, ſondern ſogar eine gewiſſe Scheu, weil ſie denen nicht recht trauen, die klüger ſind, als ſie. Und doch war der Staatsrath Stryk ein grundehrlicher, offener, gewiſſenhafter

Mann, dem man nichts Böſes nachſagen konnte. Aber eben daß man das nicht konnte, galt wieder als Beweis ſeiner Erzfeinheit, und als triftiger Grund, ſich vor dem Manne in Acht zu nehmen. Der Glaube an ſeine Klugheit ging ſo weit, daß man ihn allgemein für den weitſehendſten Politiker, für einen wahren Propheten hielt. Und an dem Allem war ſeine ſprüchwörtliche Redensart ſchuld: Es iſt ſehr möglich!

Es wird unſern Leſern nicht unangenehm ſein, folgende Beiträge zur Charakteriſtik dieſes in der Geſchichte ſeines Vaterlandes merkwürdigen Mannes zu erhalten. Wir verdanken ſie ſeinen nächſten Verwandten. Zum Theil gab er ſie ſelber in einer Art Tagebuch, das er in frühern Jahren fleißig unterhielt. Das Wichtigſte bleibt immer ſein Sprüchwort, das er überall anbrachte: Es iſt ſehr möglich!

Denn wenn es ihm zuweilen, ihm ſelbſt unerwartet, entfuhr, ſprach er doch nie gedankenlos. Oft veranlaßte es ihn, wenn es ihm einmal entſchlüpft war, den Folgen davon weiter nachzuforſchen, und es berichtigte oder beſtimmte dann ſeine Anſichten der Dinge und leitete demzufolge ſeine Handlungsweiſe. Das Sprüchwort übte alſo über ſeine Denkart, über ſein Thun und Laſſen und über den Gang ſeiner Schickſale einen großen, entſcheidenden Einfluß. Wer ſollte dies glauben? Gerade von einem Manne von Verſtand und Einſicht glauben? Und doch „war es ſehr möglich.“

Er ſelbſt wußte dies von ſich wohl. Dennoch blieb er nicht nur ſeinen vier Wörtern getreu, ſondern wollte ſogar in vollem Ernſt, daß ſich ſein einziger Sohn dieſelben angewöhnen ſollte. Der junge Mann, der, wie es junge Leute zu haben pflegen, ſich einbildete, in mancherlei Dingen beſſer zu ſehen, als der alte Herr, fand ſolche Zumuthung etwas ſonderbar.

„Ihnen verzeiht man die kleine Eigenheit gern, lieber Vater,“

ſagte er, „aber an mir würde man ſie lächerlich finden, weil ſie offenbare Nachäffung und eine recht abſichtlich und freiwillig angenommene Redensart wäre.“

„Das iſt ſehr möglich, lieber Fritz!“ verſetzte der Staatsrath: „Aber was iſt daran gelegen, wenn ſolch ein paar Wörter dir Ruhe, Gleichmuth, Beſonnenheit und Lebensglück geben? Der Gewinn iſt zu groß. Und willſt du das Wort nicht laut ſagen, aus Furcht vor Spöttern, ſo beſchwör' ich dich, denke es wenigſtens bei jeder Gelegenheit für dich im Stillen.“

„Aber, Väterchen, wozu das? Ihre Vorliebe zu dieſer Redensart geht doch beinahe zu weit, wie es mir vorkömmt.“

„Kind, ich habe für die Redensart nicht ſo viel Vorliebe, als für dich; darum wünſche ich ſie und mit ihr meine Seelenruhe, mein inneres Glück, auf dich zu vererben. Glaube doch nicht, daß mein Sprüchwort mir ganz zufällig zur Gewohnheit geworden ſei. Nein, es war urſprünglich eine recht abſichtliche und freiwillig angenommene Redensart. Ich verdanke ihr aber Alles, was ich bin und habe.“

„Was bewog Sie denn, dieſe Eigenheit anzunehmen?“

„Das Unglück meiner Jugend und die Verzweiflung. Nur durch dieſe elenden Wörter richtete ich mich wieder empor und ward meiner ſelbſt Meiſter. Deine Großältern waren herrliche, gottesfürchtige Perſonen; großes Vermögen aber beſaßen ſie nicht. Was ich von ihnen erbte, reichte zur Noth hin, daß ich meine Lehrzeit auf der hohen Schule anſtändig zubringen konnte, und noch einige Jahre darüber hinaus zu leben hatte. Ich war ein junger, unverdorbener Menſch, hatte brav gelernt, und war beinahe zu edelſinnig, weil ich nur unter den Urbildern des Höchſten und Edelſten lebte. Das brachte mir viel Unheil; denn ich verkannte die Welt, und glaubte ſie, je nach Umſtänden bald von lauter Engeln, bald von lauter Teufeln bevölkert.“

„Das begegnet mir wohl, wider Willen, auch jetzt noch!“ sagte Fritz.

„Das ist sehr möglich,“ antwortete der Staatsrath, „denn ein junger Mensch, der nicht in diesen Irrthum verfällt, hat entweder nie ein ganz reines oder kein warmes Herz gehabt. Man muß einmal da hindurch. — Nun weiter. Ich mußte lange unentgeldlich in den Dikasterien arbeiten, ehe ich einen Titel und endlich ein Aemtlein mit magerm Gehalt empfing. Das ist so der Lauf der Dinge. Ich wußte es voraus. Man durfte nicht wissen, daß ich arm sei, sonst hätte ich bei Hohen und Niedern weit weniger Achtung genossen, als ich verdiente. Ich war also beständig äußerst sauber gekleidet, was man damals galant hieß, jetzt elegant. Ich wohnte in schönen Zimmern; ich erschien in den vornehmsten Gesellschaften. Ich scheute mich sogar nicht, von Zeit zu Zeit kleine Lustpartien mitzumachen, die etwas Geld kosteten. Dabei war ich ohne Schulden, und das wollte von jungen Herren meines Alters und Standes viel sagen. Ich stellte mich überall wohlhabender, als ich war. Und das Alles bewirkte ich mit wenigem Gelde. Niemand wußte, daß ich das ganze Jahr hindurch magerer lebte, als ein Baugefangener. Salz und Brod und Wasser nebst Milch war meine beständige Kost. Bei allem dem war ich sehr glücklich, weil mein Herz vollen Genuß hatte, nicht nur im Bewußtsein erfüllter Pflichten, oder in jugendlichen Hoffnungen von einer goldenen Zukunft, sondern auch sonst noch. Ich war überall willkommen und geliebt. Die Weiber hatten mich gern. Unter den Männern war ich wohl gelitten. Allein von allen Männern hatte ich nur einen einzigen auserwählten, geprüften Freund, einen Advokaten Schneemüller. Wir waren beide ein Herz und eine Seele. Schon auf der Hochschule hatte er sich in einem Duell für mich beinahe aufgeopfert. Er bewies sich in Noth und Weh bewährt. — Von allen Frauenzimmern galt mir nur eins über alle. Es war die Tochter

des Generals van Tyten. Sie hieß Philippine. Ich liebte sie Jahre lang schweigend; liebte, ohne zu wissen, wie ich liebte. Es war beinahe nur stumme Abgötterei; aber mein ganzes Leben ward durch diese Liebe geheiligt. Niemand erfuhr den Zustand meines Innern: ich wagte Keinem davon zu sprechen. Denn was dem Gemüth das Allerheiligste ist, wird durch den Laut des Wortes, auch des reinsten, gleichsam entweiht. Daher spricht Niemand gern einem Andern von seiner Liebe, und Niemand gern im gesellschaftlichen Leben von seiner innersten Religion."

„Auch Ihrem Freunde vertrauten Sie sich nicht?"

„Nein, auch ihm nicht; schon deswegen nicht, weil ich in meiner Dürftigkeit, in meiner Amtslosigkeit, in meiner Bürgerlichkeit gar nicht an die reiche, hochgeborne Generalstochter ernstlich denken durfte. Hingegen erfuhr ich von Schneemüllern zuerst, was ich nie geglaubt hätte, daß man allgemein sage, ich sei Philippinens Günstling; sie liebe mich mit romanhafter Schwärmerei, es habe deswegen zwischen ihr und ihrer Mutter sogar kleine Auftritte gegeben. Was ich Schneemüllern nicht glaubte, davon war ich ein halbes Jahr nachher überzeugt, als Zufälle Philippinen und mich enger zusammenführten und endlich unser beiderseitiges Geheimniß entsiegelten. Natürlich, wir schworen uns ewige Liebe und lieber den Tod, als Untreue zu ertragen. Von nun an war ich im Himmel. — Um diese Zeit strömten auch von außen alle Gunstbezeugungen Fortunens über mich zusammen. Ich ward Hofkammerrath der verwittweten Herzogin, und genoß einen mäßigen, doch anständigen Gehalt. Die Kluft zwischen meiner und Philippinens Hand war nicht mehr unausfüllbar. Der General brauchte mich und ward traulicher, und seine Frau hatte gegen Philippinens Schwärmereien keine so häufigen Einwendungen mehr zu machen. Bald nachher fiel mir aus Batavia eine bedeutende Erbschaft von einem dort verstorbenen Vetter zu. Die Gelder waren in Amsterdam, nach

geſchehener Legitimation, zu erheben. Ich ward ſelig, nicht des Geldes, ſondern Philippinens wegen. Gerade damals warb ein hübſcher junger Mann, ein Graf, ein Günſtling unſers damaligen Landesherrn, um ihre Liebe. Sie ſpöttelte dazu. Sie küßte meine kleinen eiferſüchtigen Beſorgniſſe hinweg. Sie ſelbſt forderte mich nun auf, bei den Aeltern um ihre Hand anzuhalten. Das war mir natürlich ein ſchweres Stück Arbeit. Doch machte ich Anſtalt. Zugleich ſollte ich, wegen des Erbes, nach Amſterdam. Das fiel mir ſehr ungelegen, theils weil ich mich ohne Todeskrankheit nicht auf ſo lange Zeit von Philippinen trennen zu können glaubte; theils weil ſie ſelber gegen meine perſönliche Hinreiſe ſprach; theils auch, weil mir der junge Graf gar zu reich, zu hübſch, zu zudringlich vorkam. Wir wurden endlich einig, und Freund Schneemüller reiste ſtatt meiner, mit allen obrigkeitlichen Papieren, Zeugniſſen und nöthigen Vollmachten verſehen, nach Amſterdam."

„Sie haben mir," ſagte Fritz, „doch noch nie von dieſem Ihrem Freund geſprochen."

„Kann ſein," erwiederte der Staatsrath, „das erklärt ſich von ſelbſt. Es vergingen Wochen und Tage. Mein Freund und Mandatarius ſchrieb nie. Ich beſtürmte ihn mit Briefen. Ich kam ſogar auf den Gedanken, er ſei krank, ſehr krank. Die Freundſchaft überwand die Liebe; ich reiste nach Amſterdam. Philippine war bei meiner Abreiſe außer ſich vor Schmerz. Sie ſank, als ich von ihr ging, ihrer Mutter ohnmächtig in den Arm. — Auf der ganzen Reiſe fragte ich Schneemüllern nach. Ich fand ſeinen Namen in allen Poſtbüchern. Ich kam nach Amſterdam. Er war da geweſen. Er hatte das Teſtament und die Summen in Wechſeln erhoben, einige Wechſel ſogleich zu Geld gemacht, andere gegen Banknoten ausgetauſcht, andere gegen andere Wechſel. Ihn ſelbſt fand ich nirgends. Das kam mir ſonderbar vor. Endlich erfuhr ich mit Erſtaunen, ein Mann von ſeiner Geſtalt habe ſich auf ein ameri-

kanisches Schiff begeben, schon vor zwei Monaten, also bald nach Bezug der Erbschaft. Ich rief immer: es ist nicht möglich! Allein ich erhielt bestimmte Gewißheit. Da war's möglich. Mein Freund, mein bester Freund hatte mich betrogen.

„Abscheulich!" rief Fritz.

„Ich reiste zurück mit zerrissenem Herzen. Wohl hätte ich das Geld verschmerzt, aber die Treulosigkeit meines Hausfreundes konnte ich nicht verschmerzen. Er raubte mir das Vertrauen und den Glauben an die Menschheit. Als ich in unserer Stadt angekommen war, wäre ich gern sogleich zum General van Tyten, zu Philippinen geflogen, die vorläufig das Unglück zwar schon aus einem Briefe von mir erfahren hatte. Doch es war zu spät Abends. Mein Hauswirth begrüßte mich freundlich. „Was gibt's denn Neues bei uns?" fragte ich. — „Nicht sonderlich viel. Daß das Fräulein von Tyten vor vier Wochen vermählt ist, wissen Sie!" sagte er. — „Nicht möglich! Nicht möglich! Vermählt? was? die Tochter des Generals van Tyten? mit wem? mit dem Grafen? — was? nicht möglich!" rief ich. — „Allerdings möglich!" erwiederte er, und erzählte mir ganz ruhig alle Umstände haarklein, woraus erhellte, daß meine Philippine sich gar nicht gesträubt habe, dem hübschen, reichen, am Hofe sehr bedeutenden Grafen die Hand zu geben, sobald er darum angehalten hatte, und dies mochte kurz nach dem Empfang des Briefes geschehen sein, welchen ich dem Grafen aus Amsterdam von Schneemüllers Schurkerei geschrieben hatte. Ich glaubte aber an das Geschwätz meines Hauswirths nicht, und rief immer: es ist unmöglich! Ich glaubte die ganze Nacht nicht daran, wohl aber den folgenden Morgen; denn da vernahm ich von allen Seiten und vom General selbst die Bestätigung."

„Abscheulich, abscheulich!" rief Fritz, und drückte die Hand fest an sein Herz, als wollte er es vor dem Zerspringen bewahren.

Der alte Staatsrath sagte: „Nun ja, so rief ich auch. Nun,

von allen Seiten und so betrogen, — nun glaube ich an nichts mehr fest auf Erden, an die Liebe keines Mädchens, an den Schwur keines Mannes, an die Dauer keines Schicksals. Was mir unmöglich erschienen, war geschehen. Nun hielt ich auch das Unmöglichste für möglich, nur nicht, daß der Mensch und sein Loos beständig sei. Und wenn man mir auch das Unwahrscheinlichste sagte, antwortete ich: Es ist sehr möglich! — In den vier Worten lag von da an das System meiner gesammten Lebensweisheit. Ich nahm mir vor, mir die Worte bei jedem Anlaß zu wiederholen. Ich fand darin Trost, in der Tiefe meines Elends. Diese Worte bewahrten mich vor Verzweiflung. Ich lernte, daß ich auf nichts mehr zählen sollte, als auf mich selbst. Kannst du, dachte ich manchmal, kannst du denn noch jemals auf Erden froh werden? — Es ist sehr möglich! war dann mein Refrain, und er bestätigte sich. Seitdem behielt ich ihn bei. Die größte Huld des Glückes berauschte mich nachher nicht mehr; ich dachte an die Vergänglichkeit und das Unglück, und sagte: Es ist sehr möglich! Ich hatte seitdem keine größere Freude, als an dem Tage, lieber Fritz, als du geboren wurdest. Aber ich mäßigte mein Entzücken mit dem Gedanken: du könntest mir durch den Tod entrissen oder ein ungerathenes Kind werden. Da sagte ich: Es ist sehr möglich! und ward nüchtern und auf alles Böse gefaßt."

„Gott sei Dank, Väterchen," rief Fritz, „es ist beides nicht eingetroffen!"

„Gleichviel, mein Sohn, aber es war sehr möglich. Seitdem ich mein Sprüchwort habe, nehme ich jede angenehme Stunde, wie ein Geschenk des Himmels, ohne es für bleibend zu halten, und überrascht mich kein Uebel mehr, denn ich bin darauf gefaßt, und weiß, es hört endlich auf. Es ist Alles sehr möglich. Darum rathe ich dir, eigne dir diese Idee an. Sie muß sich aber durch beständigen Gebrauch in dein ganzes Wesen auflösen, sich

gleichſam in deinem ganzen Nervenbau verknörpeln — ſonſt frommt ſie nichts, und du bleibſt charakterlos.“

„Wir Menſchen alle,“ fuhr der Staatsrath fort, „werden bei unſern wichtigſten und unwichtigſten Begebenheiten und Handlungen von einer in dem Augenblick erſt ſchnell aufſteigenden, oft uns ſelbſt faſt unbewußten Idee geleitet. Sie iſt dann des Augenblicks und der Umſtände flüchtiges Ereigniß, und zwar ſo ſehr, daß man ſich hintennach oft nicht einmal Rechenſchaft geben kann, warum man eigentlich im entſcheidenden Moment gerade ſo und nicht anders handelte. Unwiſſende glauben an göttliche oder ſataniſche Inſpiration. Daher können auch nur äußerſt wenige Menſchen dafür gut ſtehen, wie ſie allenfalls unter dieſen oder jenen Verhältniſſen handeln würden. Sie *können* es nicht; denn beim Heranſturz des Verhängniſſes ſind ſie meiſtens ihrer ſelbſt nicht mächtig, wie betäubt, wie berauſcht, weil ihrem Geiſte alle Feſtigkeit, ich möchte ſagen, das ſtarke Knochengerippe, die fixe Idee der höchſten Lebensweisheit, der ſtarke Chriſtusſinn, das Verachten des Irdiſchen und ſeines Spiels, das Hinſchauen auf das Ewigwahre, Ewiggute fehlt. — Um ſich ſolches eigen zu machen, muß man ein ſehr einfaches Mittel, dem Geiſte eine Krücke, irgend einen überall anzubringenden Widerſpruch, wählen. Steht es dann und wann auch nicht wohl an: ei nun, was ſchadet's? Genug, wenn nur das *Wahrſte* und *Erhabenſte* zur bloßen *Gewohnheit* wird, das heißt, zur andern Natur, aber nicht zur thieriſchen gedankenloſen, ſondern zur vollbewußten. Das gibt Stärke, das gibt Stetigkeit. Darum folge meinem Rath! Es iſt dir ſehr möglich.“

Mit der Stärke und Stetigkeit des Gemüthes hatte es beim Staatsrath Stryk ſeine volle Richtigkeit; inzwiſchen zog ihm ſein Sprüchwort doch zuweilen auch manchen Verdruß zu, was wenig-

ſtens andern Leuten wohl Verdruß geweſen wäre. Aber ihn focht nichts ſo leicht an.

Zum Beiſpiel war er eines Tages in der Miniſterialverſammlung, welcher der Kurfürſt beiwohnte. Es war zur Zeit des franzöſiſchen Revolutionstaumels. Man ſprach nach aufgehobener Sitzung von den neueſten Vorfällen in Paris, in Lyon, in Straßburg; ſprach von der ungeheuern Verwandlung der franzöſiſchen Nation, von der ehemaligen Abgötterei, die ſie mit ihren Königen getrieben, und von ihrer nunmehrigen Freudentrunkenheit beim Sturz des Thrones.

„Das iſt das ſchändlichſte Volk auf Gottes Erdboden!“ rief der Kurfürſt: „Kein anderes Volk könnte das. Denk' ich an meine Unterthanen — nie, deß bin ich gewiß, werden ſie von ſolchem Schwindel ergriffen werden, nie vor einem Andern kniebeugen. Halten Sie es für möglich? Was meinen Sie, Stryk?“

Der Staatsrath hatte in dem Augenblicke an etwas Anderes gedacht, die Worte ſeines Herrn nur halb gehört, und zuckte verlegen die Achſeln, indem er nach ſeiner Gewohnheit ſagte: „Es iſt doch ſehr möglich!“

Der Kurfürſt ſtutzte. „Wie verſtehen Sie das?“ rief er: „Glauben Sie, es werde je ein Augenblick kommen, da meine Unterthanen froh ſein könnten, mich verloren zu haben?“

„Es iſt ſehr möglich!“ ſagte Stryk mit Beſonnenheit: „Man kann nichts voraus wiſſen. Niemand iſt unzuverläſſiger, als ein Volk; denn das Volk beſteht aus Menſchen, von denen ſich jeder ſelbſt mehr liebt, als den Fürſten. Eine neue Ordnung der Dinge bringt neue Hoffnungen; und immer ſind Hoffnungen verführeriſcher, als der Beſitz des Gutes ſelber. So ſehr Ew. kurfürſtliche Durchlaucht von allen Ihren Unterthanen geliebt werden, und ſo ſehr Sie die Liebe derſelben verdienen: doch wollte ich nicht ſchwören, daß nicht, bei verwandelten Umſtänden, dies Volk alle Wohlthaten vergeſſen, und zu Ehren einer Republik, oder eines andern

Herrn, Freudenfeste und Illuminationen anstellen, die kurfürstlichen Wappen abreißen und beschimpfen könnte. O ja, es ist sehr möglich."

„Sie sind nicht gescheit!" versetzte der Kurfürst heftig und wandte ihm den Rücken. Stryk fiel in Ungnade. Jedermann sagte damals: Stryk ist ein Narr.

Einige Jahre nachher drangen die Franzosen glücklich über den Rhein. Der Kurfürst mit seinem Hofstaat flüchtete. Man jauchzte Freiheit und Gleichheit hinter ihm her, stellte Freudenfeste und Illuminationen an, und riß die kurfürstlichen Wappen ab.

Stryk, als ein kenntnißvoller, brauchbarer Mann, fand auch unter der neuen Ordnung der Dinge seine Anstellung, und um so mehr, da bekannt genug geworden, weswegen er beim vertriebenen Landesherrn in Ungnade gefallen war. Man betrachtete ihn gewissermaßen als ein Schlachtopfer des Fürsten-Despotismus. Das Neue befestigte sich, und Stryk trug durch seine Thätigkeit und Geschäftskunde dazu nicht wenig bei.

Ungeachtet seines natürlichen Feuers ließ er sich doch nie zur politischen Schwärmerei hinreißen. Er hielt es auch nie mit einer Partei; das mußte ihn jeder Partei verdächtig machen. Die Jakobiner hießen ihn einen verkappten Royalisten, die Royalisten hießen ihn einen verkappten Jakobiner. Er lachte zu beiden Titeln und that seine Pflicht.

Eines Tages erschien ein Regierungskommissär, dem man, wie sich von selbst versteht, die größten Ehrenbezeugungen erwies. Jeder drängte sich zu demselben; Jeder suchte sich bei ihm einige Wichtigkeit zu geben. Mitunter fehlte es auch nicht an Leuten, die über den braven Stryk und die Zweideutigkeit seiner republikanischen Gesinnungen ihr dienstwilliges Wörtchen an Mann brachten. Der Kommissär, da er einst mit Stryk in großer, glänzender Gesellschaft zusammentraf, wo mancher feurige Toast auf die

Freiheit der Welt, auf die Rechte der Völker, auf die Siege der Republik angebracht worden war, wandte sich auch zu Stryk. „Ich wundere mich nur," sagte er, „daß die Könige es noch wagen, wider uns zu streiten. Denn sie beschleunigen damit ihren eigenen Sturz. Die Revolution macht die Runde um die Welt. Was hoffen denn die Leute? Bilden sie sich ein, die große Nation mit den Waffen zu beugen und die Bourbonen zurückzuführen? — Die Thoren! Eher würde ganz Europa untergehen. Was meinen Sie, Bürger: ist es einem vernünftigen Manne gedenkbar, daß in Frankreich jemals wieder ein Thron aufgebauet wird?"

„Unwahrscheinlich allerdings," sagte Stryk, „aber es ist sehr möglich."

„Was? sehr möglich?" schrie der Kommissär mit donnernder Stimme, daß die ganze Gesellschaft zusammenfuhr: „Wer an der Dauer der Freiheit zweifelt, hat sie noch nie geliebt. Es thut mir leid, daß einer der ersten Beamten solche Gesinnungen nährt. Wie können Sie sich auch nur entschuldigen?"

„Entschuldigen?" sagte Stryk ganz ruhig: „Das ist sehr möglich. Das freie Athen gewöhnte sich erst an einen Perikles, dann an einen König von Macedonien. Rom hatte erst Triumvirate, dann einen Cäsar und zuletzt Neronen. England tödtete seinen König, hatte einen Cromwell, hintennach wieder Könige."

„Was wollen Sie mit Ihren Römern, Athenern und Engländern?" rief der Kommissär: „Was wollen Sie mit diesen elenden, charakterlosen Völkern, die der Ketten werth waren? Sie werden sie doch nicht mit den Franzosen in Vergleich setzen? Aber ich verzeihe Ihnen Ihre schiefe Ansicht. Sie sind kein geborner Franzose."

Es war jedoch dem Kommissär mit dem Verzeihen kein besonderer Ernst; denn Stryk verlor bald darauf seine Stelle. Er mußte sich sogar gefallen lassen, wegen verdächtigen Reden in Verhaft und peinliche Untersuchung zu gerathen.

Einige Jahre nachher ward Bonaparte erſter Konſul, erſt für zehn Jahre, dann für Lebenszeit, dann Kaiſer und König. Stryk ward gleich anfangs wegen ſeiner Einſicht, Rechtſchaffenheit, und weil er von jeher zu denen gehört hatte, die man die Gemäßigten nannte, wieder in Amt und Würden eingeſetzt. Von dieſer Zeit an genoß er in ſeinem Kreiſe höherer Achtung, als je. So manches, was er zuvor geſagt hatte, war erfüllt. Man hielt ihn für einen politiſchen Fernſeher.

Napoleon verwandelte die Welt und verſchenkte Kronen. Auch Stryk ward der Diener einer dieſer Kronen und genoß die größten Ehren. Nun war kein Menſch mehr Republikaner. Jeder kroch vor dem neuen Herrſcher. Ja, Niemand wollte jemals zu den Republikanern gehört haben, ſondern Jeglicher behauptete, von dem Schwindel, der einſt Alle befallen hatte, frei geblieben zu ſein. Man rechnete es zur bitterſten Schande, nicht allezeit gut königlich gedacht zu haben.

„Ich finde darin keine Schande," ſagte Stryk, als ſich einſt darüber zwiſchen ſeinen beſten Freunden Vorwürfe und Wortwechſel erhoben: „ich glaube, ihr Alle habt, da der Schnupfen umging, davon befallen werden können. Und kommt ähnliche Witterung wieder, könnet ihr auch den Schnupfen noch einmal bekommen. Es iſt ſehr möglich."

„Wie? Halten Sie uns Alle für ſo ſchwache, arme Sünder?" riefen ſie insgeſammt: „Wahrlich, ich für meine Perſon," ſetzte Jeder hinzu, „laſſe mich nicht leicht von dem politiſchen Modefieber beſiegen!"

„Da fällt mir immer," ſagte Stryk, „aus Addiſons Zuſchauer, der Sultan von Egypten ein. Dieſer Sultan that ſich etwas darauf zu gut, ein ſtarker Geiſt zu ſein. Nichts war ihm

lächerlicher, als was der Koran von des Propheten Mahumed überirdischer Reise erzählt. Laut der Sure des Korans ward der Prophet nämlich, da er eines Morgens im Bette lag, vom Engel Gabriel durch Paradies und Hölle und alle sieben Himmel geführt; er hörte, er sah da Alles, was vorging, hielt mit Gott neunzigtausend Unterredungen, und das Alles in so kurzer Zeit, daß der Prophet sein Bett noch warm fand, da ihn der Engel Gabriel wieder hineinlegte, ja, daß das Wasser eines Kruges, den er bei Anfang der Himmelfahrt vor seinem Bette umgestoßen hatte, noch nicht einmal ganz ausgeflossen war. — Es spöttelte der Sultan eines Tages über die Geschichte auch in Gegenwart eines türkischen Heiligen, der im Rufe stand, Wunder verrichten zu können. Dieser nahm es auf sich, den Sultan von seinem Unglauben zu heilen, wenn er thun wolle, was ihm geboten würde. Der Sultan nahm den Mönch beim Wort. Der Heilige führte den Herrn der Gläubigen zu einer Kufe, die bis an den Rand voll Wassers war. Der ganze Hofstaat war zugegen, und umringte neugierig die Kufe. Der Mönch gebot dem Fürsten, den ganzen Kopf ins Wasser zu tauchen und augenblicklich wieder herauszuziehen. Der Sultan that es. Kaum aber hatte er den Kopf im Wasser, sah er sich am Fuße eines Gebirges, unfern dem Meeresgestade, ganz einsam. Man denke sich sein Entsetzen! Er verwünschte den Mönch und schwor, ihm den Hexenmeisterstreich zeitlebens nicht zu verzeihen. Allein was half's? Er mußte sich wohl in sein Schicksal ergeben. Zum Glück bemerkte er Leute in einem Walde. Es waren Holzfäller. Mit Rath derselben kam er zu einer jenseits des Waldes gelegenen Stadt. Allein er befand sich weit von Egypten, am kaspischen Meere. Niemand kannte ihn. Er wagte nun nicht zu sagen, daß er der Sultan von Egypten wäre. Nach mancherlei Abenteuern gewann er die Gunst eines reichen Mannes und heirathete dessen schöne Tochter. Mit dieser hatte er vierzehn Kinder, näm-

lich sieben Knaben und sieben Mädchen. Seine Frau starb endlich, und nach mehrern Jahren gerieth er durch verschiedene Unglücksfälle, Krieg und Krankheit ins größte Elend. So weit kam es, daß er in den Straßen der Stadt sein Brod betteln mußte. Er weinte oft bittere Thränen, wenn er seinen gegenwärtigen betrübten Zustand mit der Pracht des ehemaligen egyptischen Palastes verglich, und hielt sein Loos für Strafe und Züchtigung des vielbewiesenen Unglaubens. Er beschloß, Buße zu thun und sich nach Mekka durchzubetteln. Er vollbrachte die Wallfahrt glücklich. Ehe er aber die heilige Stätte berührte, wollte er sich durch eine Waschung vorbereiten. Er ging zum Fluß, entkleidete sich, tauchte ganz unter und erhob sich wieder. Neues Wunder! Wie er den Kopf herauszog, stand er nicht im Fluß, sondern dicht vor der Kufe, bei seinen Höflingen und dem Mönch, der ihn geheißen hatte, den Kopf ins Wasser zu stecken. Trotz seines Erstaunens und seiner Freude konnte er sich doch des Grimmes gegen den Mönch nicht enthalten, der ihm den boshaften Streich gespielt und ihn so vielen Gefahren und Leiden preisgegeben hatte. Aber das Erstaunen des Sultans stieg aufs Höchste, als er vom ganzen Hofe, dem er seine Schicksale erzählte, vernahm: er wäre gar nicht von der Kufe weggegangen, sondern habe diesen Augenblick erst den Kopf ins Wasser getaucht und eben so plötzlich ihn wieder zurückgezogen.

„Ihr Herren," fuhr der Staatsrath fort, „seid wohl alle im Falle unsers Sultans von Egypten. Hätte man euch vor der Revolution gesagt, was ihr alle während derselben thun würdet, ihr hättet es nicht geglaubt. Jetzt habt ihr den Kopf aus der Kufe gezogen, und wollt nun nicht Wort haben, was ihr zur Zeit der Wunder dachtet, fühltet, lebtet. Sollten die ausgewanderten Bourbonen und Adelichen je wieder nach Frankreich zurückkommen, ich wette, sie halten die ganze Geschichte seit 1789 für nicht geschehen, und stehen, wie der Sultan von Egypten,

fröhlich vor der Kufe, und betrachten die Jammerjahre, wie eine träumerische Selbsttäuschung."

Man lächelte. „Nun, nun," sagten Einige: „der Herr Staatsrath mag in Manchem Recht haben. Aber sollte man im Ernst wohl denken, daß die armen Bourbonen je wieder zurückkommen? Das gehört nun doch ins Reich der Unmöglichkeit."

„Hm, es ist sehr möglich!" sagte Stryk. Und in der That erlebte er auch noch diesen Umschwung der Dinge, und wie Alles wieder ins vorige Geleise der politischen Ordnung zurücktrat.

Der Umschwung konnte für einen Mann von Stryks Denkart nicht gefährlich sein, besonders da er bei dem Napoleonischen Monarchenthum zuletzt abermals in Ungnade gefallen war. Man erzählte sich: Napoleon habe von seiner politischen Sehergabe gehört. Kurz vor der Abreise des Kaisers aus Frankreich zum Feldzuge nach Rußland ging einer seiner Generale zum Staatsrath und fragte ihn beiläufig, was er vom Ausgang des Feldzuges halte? — Der alte Geschäftsmann wunderte sich über die Frage, und wollte nicht antworten. Dem General kam dies sonderbar vor. „Ich denke, wir feiern die Weihnachten in Petersburg," sagte er; „es scheint aber, Sie fürchten von der Unternehmung schlechtes Gelingen." Der Staatsrath zuckte nach seiner Gewohnheit die Achseln und versetzte: Es ist sehr möglich. Das brachte ihm Schaden. Er ist ein Narr, hieß es, und sein Name verschwand ganz von selbst auf der Liste der Staatsräthe. Da aber die verbündeten Mächte in Frankreich einrückten und allenthalben die Napoleonischen Schöpfungen zerstört wurden, sagte Jedermann: Stryk ist ein Prophet. Das ist immer das Schicksal der Weisern.

Seine Ungnade unter der Regierung der Anmaßer (wie nun plötzlich die verbannten Kaiser und Könige illegitimer Herkunft

hießen) gereichte ihm zur Gnade bei dem neuen legitimen Landesfürsten. Doch fehlte wenig, sein Sprüchwort hätte ihn auch bei diesem wieder in übeln Ruf gebracht.

Denn als der Fürst eines Tages den Staatsrath fühlen ließ, man halte ihn für einen Achselträger, weil er bei allen Wechseln der Regierungen immer obenan geblieben wäre, und daß er es sogleich mit keiner treu gemeint haben möge, antwortete der alte Mann ganz trocken nach seiner Gewohnheit: Es ist sehr möglich; denn, setzte er schnell hinzu, indem er sich besann, „ich war allezeit ein treuer Staatsdiener."

„Das ist platter Widerspruch!" rief der Souverän: „wie können Sie sich als einen treuen Staatsdiener proklamiren, wenn Sie heut' einem rechtmäßigen, morgen einem unrechtmäßigen Herrn den Hof machen?"

„Eben weil ich mich immer befliß, kein Herrendiener, sondern ein Staatsdiener zu sein. Unter unrechtmäßigen Herren oder übeldenkenden Herren ist es jedem redlichen Freund des Vaterlandes doppelte Pflicht, dem Staate zu helfen."

„Was Staat?" fragte der Souverän: „Ich rede von der Regierung. Können Sie die vom Staate getrennt denken?"

„Nein, allergnädigster Herr; wohl aber die Person getrennt von der Regierung."

Der Souverän warf einen finstern Blick auf den Staatsrath, und sagte: „Das ist Revolutionssprache, die jetzt nicht mehr gelten soll. Merken Sie sich das: Ich und der Staat sind ungefähr dasselbe. Sie sind nicht der Diener des Staats, sondern mein Diener für den Staat."

Der Staatsrath verbeugte sich schweigend. Nach einiger Zeit

ward er seines Alters wegen zwar vom Amte entlassen, aber doch mit Beibehaltung seines Gehaltes.

Auch in seiner Abgeschiedenheit von den öffentlichen Geschäften behielt er das einmal erworbene Ansehen und besonders den Ruf eines politischen Sehers. Denn alle Staatsveränderungen hatte er nach seiner Weise lange und mit auffallender Sicherheit vorausgesagt, so daß man sich gern mit einer Art Aberglaubens an ihn wendete, um seine Meinung wegen der Zukunft zu erfahren.

Als man ihm einst über seine seltene Gabe ein Kompliment machte, konnte er sich des Lachens nicht enthalten. „Man kann," sagte er, „unter Leuten, die schlechterdings blind sein wollen, ganz wohlfeil zur Würde eines Sehers und Weissagers gelangen. Mit gesundem Menschenverstand und kaltem Blut reicht man weit, wenn alle Welt in leidenschaftlicher Heftigkeit wider einander rennt und sich über die Dinge, wie sie sind, verblendet."

„Könnten Sie uns nur Ihre Seherkraft mittheilen!" sagte einer seiner Bewunderer.

„Es ist sehr möglich!" gab er zur Antwort! „Um in die Zukunft zu schauen, muß man rückwärts sehen, nicht vorwärts. — Rückwärts in die Vergangenheit, da hängt der Prophetenspiegel. Aber unsere Minister sehen nicht gern dahin; ohnedem haben sie vom vielen Lesen der Bittschriften, Lobreden und diplomatischen Noten kurzes, verdorbenes Gesicht."

„Aber was sagen Sie von der jetzigen Zeit."

„Sie bleibt nicht, mit Allem, was in ihr ist. Gegen diese Prophezeiung läßt sich nichts einwenden!" sagte der Alte.

„Also meinen Sie, die Unruhen und Aenderungen seien noch nicht zu Ende! Und doch ist der böse Geist unter die Ratten und Mäuse von St. Helena verbannt. Woher sollte er wieder kommen?

Oder glauben Sie, er oder Seinesgleichen könne wieder erscheinen und Spuk treiben?“

Der Staatsrath zuckte die Achseln: „Es ist sehr möglich. Uebrigens hat der böse Geist nicht die südamerikanische, nicht die französische Revolution gemacht; er hat aber das, was die Revolutionen im menschlichen Geschlecht beschleunigt, mächtig befördert, weil er, seiner Dynastie wegen, dagegen kämpfte, nämlich gegen Wahrheit, Aufklärung, Freiheit, Recht, nicht nur bei den Franzosen, sondern auch bei andern Völkern. Das weckte auch die andern Völker. Nun will man aber wieder mit Waffengewalt, mit Inquisition, Tortur, Nunziaturen, diplomatischen Pfiffen, Haarbeuteln, Perrücken, Spießruthenlaufen, Adelspatenten, Ordensbändern, Staubbesen, ewigen Bündnissen, Censurgesetzen und dergleichen altlöblichen Dingen zum ewigen Frieden helfen. So geschah es schon zur Zeit Franklins und Washingtons, zur Zeit der Bastillen, zur Zeit der Davouste und Palms. Dieselben Mittel und Ursachen werden dieselben Wirkungen haben. Darauf verlaßt euch.“

Erzählungen im Nebel.

Nachfolgende kleine Erzählungen, welche zuerst im rheinischen Taschenbuch 1831 erschienen, gründen sich auf wirkliche, theils in alten Chroniken, theils in mündlichen Ueberlieferungen bewahrte Sagen.

1.

Die Thee-Gesellschaft.

Wir hatten uns nun auf der prachtvollen Höhe des Rigi-Berges, nach einem der schönsten Sommertage, ganz vergebens gefreut, das stille Einschlummern der weiten Welt zu unsern Füßen zu beobachten. Es erschienen weder die vielen goldigflammenden Seen ringsum, die man unserer Einbildung vorläufig geschildert hatte, noch jene rothglühenden Gletscherspitzen hoch über der Nacht der Thäler. Ein scharfer, frostiger Windstrom, welcher selbst die winterhaftesten Vermummungen der Berggäste durchzog, und den ganzen Rigi zuletzt in dichte Nebel begrub, hatte alle Luftfahrer, wie uns, in die hölzernen Gasthöfe dieser Alpenwelt zurückgetrieben.

Während Tante Martha uns in ihrem Zimmer den Thee, mit jener feierlichen Wichtigkeit, bereitete, welche ein Geschäft

wichtiger Art nothwendig fordert, trat ihre Nichte Cöleſtine aus der dicken, faltigen Winterhülle eines weiten Mantels ſchlank, wie ein Schneeglöckchen, hervor, das ſich durch die Verſchneiung des Märzes Bahn bricht. Sie achtete des Jammers nicht, welchen wir Andern über die fehlgeſchlagene Hoffnung gerechtermaßen anſtimmten. Sie ſtand am kleinen Fenſter und betrachtete durch die Scheiben die Spiele des gaukelnden Nebels, wie dieſer bald Alles in graue Finſterniß verſchlang; bald zerriß und aus ſeinem Schooſe eine ungeheure ſchwarze Berggeſtalt hervorſpringen ließ, um ſie wieder nach wenigen Augenblicken zu verſchleiern; bald ſich in dichtere Maſſen zuſammenrollte und ſie an der Hütte, wie Rieſengeiſter, vorüberfahren ließ.

„Es iſt doch ſchön!“ unterbrach ſie, zufrieden mit jedem ihrer Schickſale, das Klagelied der Männer: „Es iſt wunderſchön, und mahnt mich an die grauenvollen Einſamkeiten des blinden, ſchottiſchen Barden. Wie kommt's auch, daß unſer prachtvolles Alpenreich, daß die rieſenhaften Umgebungen unſerer Schweizerthäler noch keinen Homer, keinen Oſſian hervorbrachten?“

„Sehr natürlich!“ erwiederte unſer Profeſſor der Weltgeſchichte, Herr Gubert, indem er die goldene Tabaksdoſe zwiſchen den Fingern ſich mühlenartig drehen ließ: „Wir haben keine Rieſenmenſchen, wie wir Rieſenberge haben. Hätten wir einen Achilles, oder Fingal, in unſerer Vorwelt gekannt, würde ſich wohl der Oſſian und Homer eingefunden haben. Wir ſind im Beſitz einer prächtigen Bühne; aber die großen Schauſpieler mangeln darauf. Was läßt ſich am Ende aus einer bloßen Bühnenbeſchreibung Beſſeres machen, als etwa ein Lehrgedicht von den Alpen, wie Haller ſchrieb?“

„Dazu geſellte ſich unglücklicher Weiſe wohl noch ein anderer, kleiner Uebelſtand,“ fiel Wunibald ein: „die Schweiz iſt durchaus an dichteriſchen Geiſtern von hohen Empfängniſſen entblößt

Die Thaten eines Achilles zu ſingen, muß der Sänger ſelbſt ein Achilles auf der Harfe ſein. Natur und Schickſal machen den glücklichen Feldherrn und Streiter; aber die Heldenwerke des Halbgottes verrichtet der Genius des Dichters allein. Wohl rühmen auch wir uns unſterblicher Sänger; aber ſie ſtehen, ſonderbar genug, zu den rieſigen, wilden Schöpfungen unſerer Gebirgswelt, im vollen Gegenſatz. Wie die Fantaſie der Bewohner des flachen Landes gern Rieſen träumt, weil bei ihnen Alles niedrig iſt, und hingegen der Gebirgsmenſch kleine, ſchalkhafte Zwerge, Rübezahle und Schrätteli, ſieht, weil das Große ihm das Gewohnte iſt: ſo dichtete Salomon Geßner, im Angeſicht der ewigen Gletſcher, ſeine Idyllen von einer kleinen Unſchuldwelt in unübertroffener Lieblichkeit, und Gaudenz von Salis beſang am Fuß des ſchroffen, von tauſendjährigen Wettern zerriſſenen, Calandafelſen, die ſtille Laube, den Bach und die darin, als Schiff des Kindes, ſchwimmende Nußſchale."

„Und was ſagen Sie dazu?" fragt die geſchäftige Tante mich, indem ſie mir zur Taſſe Thee den Zucker bot: „Ich fürchte, Cöleſtine hat mit ihrer Frage das Feuer einer Gelehrten-Fehde angeblaſen."

„Sorgen Sie nicht!" gab ich zur Antwort: „Ich ſtimme nicht nur unſern Vormännern bei, ſondern ergänze ihre Löſung der Aufgabe noch durch eine kleine Nachhilfe. Es fehlt nämlich unſerer ſchönen Schweizergeſchichte ganz und gar der hiſtoriſch-religiöſe Hintergrund des Alterthums, gleichſam das ungewiſſe Licht einer geſchichtlichen Morgendämmerung der Sagen, Fabeln, Wunder und Mythen. Nicht daß ſie von jeher mangelten; aber ſie ſind ausgeſtorben im Glauben, Ahnen und Geſang unſeres Volkes. Darum konnte ſie kein Piſiſtratide bei uns zu einer Ilias und Odyſſee, kein Makpherſon zu einem Fingal, kein Biſchof Piligrim, oder wer ſonſt, zu einem Nibelungen-Sang vereinen.

Und ohne diesen romantischen Hintergrund allgemein geltender Ueberlieferungen im Volk, ohne diesen bestehenden Glauben an überirdische Mächte, die in der Urzeit handelten, läßt sich höchstens mit Arioſt und Taſſo, ein Zaubermährchen aus dem Mittelalter, oder, mit Voß, eine Luiſe der heutigen Welt, ſchaffen."

„Sie haben Recht!" rief Wunibald: „Selbſt das alte Frieſenlied, welches noch Johannes Müller zu Ehren zog, wird nicht einmal mehr in den Thälern des Hasli geſungen. Und doch war es vielleicht der letzte Nachhall der Urſache vom Einzug der Kymern des Nordens in unſer Gebirg. Mit ihm iſt die Sage vom Suiter, Swey und Haſi, den Häuptlingen der Einwanderer, verwandt. Wunderbar klingt damit auch die ſkandinaviſche Sage zuſammen, welche unſer Karl von Bonſtetten aus Dänemark mitbrachte, vom Zug der tapfern Nordhelden gen Italien, wie ſie unterwegs unſere helvetiſche Wiſlisburg belagerten und verbrannten."

„Wir hätten," fiel mir der Profeſſor ins Wort: „zu unſerer Geſchichte wohl des fabelhaften Hintergrundes zu einem Epos genug, wollte ſich nur Jemand einmal Mühe geben, die Bruchſtücke dazu aus halbverweſeten Chroniken, oder aus Erzählungen zu ſammeln, die man noch Abends beim Schimmer der Herdflamme in den Alphütten vernimmt. Da würden wir im Wunderlande der Schratten, Feen, weiſſagenden Träume, Heiligen, Helden, Ungeheuer und Günſtlinge überirdiſcher Weſen wandern. Wie romantiſch ſtellte uns, zum Beiſpiel, der letzte Propſt von Embrach in ſeiner Chronik den Urſprung von Zürich und Aachen auf; oder die Sage und die Erbauung von Schaffhauſen, von Solothurn dar, oder das Entſtehen anderer Städte und Burgen, oder die Benennung von vielen Bergen, Thälern und Quellen!"

„O lieber Profeſſor," rief Tante Martha: „erſetzen Sie uns doch die Stelle des romantiſchen Propſtes von Embrach. Eine abenteuerliche Geſchichte nimmt ſich nirgends beſſer aus, als in

den Nebeln des Rigi. Erzählen Sie geschwind den Ursprung von Zürich!“

Cöleſtine rückte im Augenblick ihren Strohſeſſel dicht zum Sitz des gelehrten Mannes, klopfte ihm ſchmeichelnd die Achſel, und ſagte: „Bitte, bitte! Zürich iſt mir lieb. Wenn Sie uns erzählen, will ich Ihnen dafür auch recht gut ſein.“

„Für den Preis ließe ſich eins wagen!“ verſetzte der alte Herr: „obwohl ich eigentlich mit meinem Gedächtniß nicht auf dem beſten Fuße ſtehe, und ich die Chronik des Heinrich Brennwald längſt nicht mehr geſehen.“

„Um nicht geringern Preis wüßt' ich auch eine höchſt glaubwürdige, wundervolle Sage von Stierenbach im Waldnacher Thal zu berichten,“ ſagte Wunibald.

„Und ſollt' ich leer ausgehen?“ rief ich: „da ich doch die Geſchichte von der ſchönen Alpenkönigin weiß?“

„Erzählen Sie nur; Alle der Reihe nach!“ ſagte Cöleſtine ungeduldig: „Um den Preis werden wir hernach gewiß einig. Und ſollt' ich zuletzt damit nicht ausreichen, hilft mir die Tante gütig nach.“

Profeſſor Gubert ſann eine Weile ſchweigend, indem er auf der Doſe mit den Fingern trommelte, huſtete und begann.

2.

Der Urſprung von Zürich und Aachen.

Mit der Pracht der neuen Kaiſerkrone kam Karl der Große von Rom über das Alpengebirg in den weiten, wilden Arboner-Gau. Dieſer umfaßte beinahe die ganze Morgenhälfte des alten helvetiſchen Landes, mit vielen unbekannten Bergen, Seen und nie durchwanderten Wäldern. Es war in den Wildniſſen nicht ge-

heuer. Die finstern Gehölze und Sümpfe verbargen grausiges Ungeziefer aller Art; Drachenschlangen und Lindwürmer nisteten noch in den Felsklüften des Gebirgs.

Der Kaiser jedoch gelangte wohlbehalten zum großen Waldsee, wo vor Alters ein Ort, genannt Thuricum, an einer schönen Stätte gelegen haben soll, an welcher der Limmatstrom noch jetzt seine blaßgrünen Wellen aus dem See hervorrollt. Zwar das Thuricum der Römer war längst verschwunden. Dichter Rasen und wucherndes Gebüsch bedeckten das Gestein gewesener Tempel und Paläste. Aber noch stand da, von rauher Bauart, eine geringe Burg; und hin und wieder eine Gasthütte, Wallfahrer zu bewirthen, die zu den Gebeinen der Märtyrer St. Felix und Regula kamen; oder auch Kauffahrer, die, aus Welschland über den hohen Septimer her, mit Sammthieren und Waaren, längs dem Seeufer, nach Frankreich zogen.

Hier beschloß Kaiser Karl von den Beschwerden der mühseligen Reise auszuruhen; die letzten Sprossen des Heidenthums zu vertilgen und Recht und Gericht zu pflegen im Arboner-Gau. Darum ließ er einen Pfeiler aufrichten an der heiligen Stätte, welche weiland von dem Blute der Märtyrer geröthet worden war; und an den Pfeiler ließ er eine Glocke befestigen; die weit über den stillen See hinaufschalle, und daran noch ein herabhängendes Seil binden, daß Jedermann die Glocke anziehen könne. Auch ward im Gau verkündet; wer zur Mittagsstunde läuten werde, dem solle von kaiserlicher Majestät, nach gerechter Klage, Gerechtigkeit werden.

Eines Tages nun tönte die Säulenglocke, und der Kaiser sandte, zu sehen, wer den Strang zöge. Doch ward Niemand erblickt. Andern Tags scholl die Glocke noch heller; aber die Boten des Kaisers sahen abermals keinen Menschen dabei. Also geschah auch am dritten Tage. Darum gebot der König und Herr seinen Knechten, sie sollten sich um die Mittagsstunde beim Platz der heiligen Blut-

zeugen verbergen, und den Thäter belauschen. Allein diese kehrten mit Zagen und Grausen zum Kaiser zurück und sprachen: „Es ist eine große goldgrüne Schlange zur Mittagsstunde gekommen, die sich unter dem Pfeiler aufgebäumt, den Strang mit ihrem glänzenden Leib umwickelt und die Säulenglocke geläutet hat.“

„Gleichviel, wer Gerechtigkeit von uns begehrt, Mensch oder Thier!“ antwortete der König: „Wir sind dieselbe, ohne Unterschied, jedem unserer Unterthanen schuldig.“

Alsobald erhob er sich vom Mittagsmahle, und begab sich, mit gesammtem Hofgesinde, ungesäumt zur heiligen Stätte. Da kroch eine große goldgrüne Schlange gegen ihn; streckte sich wundersam aus dem Grase hoch auf; verneigte sich dreimal, wie in tiefster Ehrerbietung vor kaiserlicher Hoheit, und kroch wieder davon, dem Ufer der Limmat zu. Als der Kaiser solches sah, und wie sie von Zeit zu Zeit das Haupt erhob, als wolle sie schauen, ob er ihr folge, ging er schnurstracks nach mit aller Begleitung.

Da sah er die Schlange vor einer Höhle von bemoostem Gestein, zornig und zischend und züngelnd. In der Höhle aber saß fauchend, mit Feueraugen, eine ungeheure Kröte auf dem beschriebenen Stein eines niedergestürzten Heidenaltars. Unter dem Altar lagen silberhell leuchtend die Eier der Schlange. Nun verstand König Karl die Klage des nothleidenden Thiers und sprach: „Schlange oder nicht; jedem Geschöpfe gebührt sein Recht! Zerret das Unthier aus der Höhle, welches auf dem Heidenaltar wie auf einem Throne sitzt, und der Mutter die Jungen raubt. Zündet ein Feuer an und verbrennt das Unthier. Ich aber sag' euch, also will ich in diesen Gauen das verborgene Heidenthum ausrotten, welches die Erstlinge des Christenthums zerstören will. In Ehren der Blutzeugen Felix und Regula soll ein Münster an die Stätte der Glockensäule entstehen zum Gedächtniß dieses Ereignisses und eine Schule daneben zur Erleuchtung des ganzen Arboner-Gaues.“

Wie er geboten, geschah. Aber des andern Tages, als der Kaiser fröhlich beim Mahle saß, schlüpfte, zur Verwunderung aller Gäste, die goldgrüne Schlange zur Pforte des Saales herein. Dreimal richtete sie den Leib auf; dreimal verneigte sie sich mit Demuth vor des Kaisers Hoheit; dann schwang sie sich auf den Tisch, umringelte des Kaisers goldenen Trinkbecher; ließ ein Gerstenkorn, eine Weinbeere und einen Rubin in den Wein fallen und verschwand.

Der Kaiser betrachtete den edeln Stein bewundernd, dessen Licht und Pracht alle Gäste priesen. Das Gerstenkorn aber und die Weinbeere warf er durchs Fenster hinaus, in die Allmend.

Darauf rief er Baumeister aus fernen Landen, ließ ein großes, prachtvolles Münster erbauen und eine Schule daneben, welche noch heut' seinen Namen mit Ruhm trägt. Es kam von allen Enden viel Volks herbei, der Andacht, oder Wissenschaft, oder des Gewerbes wegen, und siedelte sich an, daß binnen kurzer Zeit eine schöne Stadt gesehen ward an der Stelle von Thurieums Hütten. Das ist Zürich. Der Menge der Bauleute, und des Volks aber gebrach es nie an Nahrung. Denn die verachtete Weinbeere und das Gerstenkorn wucherten so gewaltig durch die Allmenden links und rechts dem See, daß rechts alles von Rebengebüschen bedeckt ward und links, hoch zu den Bergen auf, die Aehren stiegen.

Als der Professor hier einen Augenblick im Erzählen ruhte, sagte Tante Martha: „Das Mährchen wäre ganz artig; aber die Kröte darin ist ein sehr unpoetisches, garstiges Thier."

„Auch schmeckt das Ganze etwas legendenartig nach der Embracher Mönchszelle," bemerkte Wunibald: „Eine barbarische wunderliche Schöpfung unbeholfener Einbildungskraft, die das Seltsame ohne Zweck zusammenhäuft. Wie abstechend davon zeigt sich die schöne Fabelwelt der Helenen! Eben durch ihren tiefern Sinn

haben die griechischen Mythen den ewigen Werth empfangen, sind sie die Hieroglyphe der Jahrhunderte geworden, und hat sich das Götterthum, dessen Verlust Schiller betrauerte, gleichsam noch, als Kirche und Glauben der Poesie, erhalten."

„Wahrhaftig!" rief Gubert: „bleibt mir doch mit aller Höhe und Tiefe der Weisheit von den Volkssagen weg. Die Fabel von den kadmei'schen Drachenzähnen bei der Gründung Thebens hat für mich so viel Geist und Ungeist, als Meister Heinrich Brennwalds Sage von der zürcherischen Höflichkeit der goldgrünen Schlange. So viel ist gewiß, Karl der Große war im Jahr 800 wirklich in Thuricum. Und das ist genug! Mit der verborgenen Weisheit in den griechischen Fabeln hat es eigene Bewandtniß. Sinnvolle Dichter mögen ihren Sinn erst in das bunte Kleid der überlieferten Geschichten gehüllt haben. Bringt zur Embracher Chronik noch einen Kram von mystischer Naturphilosophie und Symbolik: so gewinnen die Schweizersagen so viel geheime Wahrheit und Bedeutsamkeit, als die indischen und griechischen."

„Und das wäre, dünkt mich, so schwer nicht," sagt' ich: „Die Schlange, das alte Sinnbild der Ewigkeit, deutet hier offenbar den ewigen Glauben der Christen an, welche seinen Samen schon im Arboner-Gau niedergelegt hatte. Die Kröte auf dem römischen Altar ist unzweideutig die Darstellerin des noch im Dunkeln herrschenden Heidenthums. Daß Karl den Rubin dem Gerstenkorne und der Weinbeere vorzog und diese wegwarf in die Allmend, lehrt eben sowohl, wie Fürsten das Glänzende höher stellen, denn das Nützliche; als auch, wie erst die Fremden Anbau in die Schweiz gebracht und die Triptolemen unsers Landes geworden sind.

„Es ist nur schade," sagte Tante Martha: „daß der Rubin so dürftig davon kömmt. Er hätte die Hauptrolle spielen müssen."

„Die Geschichte meines Propstes ist noch nicht geschlossen,"

verſetzte Gubert. „Hören Sie, was aus dem edeln Stein geworden iſt.“

Kaiſer Karl gab den Rubin, als Liebeszeichen, an ſeine Gemahlin. Und von Stund an verwandelte ſich ſein ganzes Gemüth zu ihr. Er fand die Kaiſerin ſo reizend, daß er ſich nicht mehr von ihr trennen konnte. Entfernten ihn Reichs- oder Kriegsgeſchäfte, erkrankte er faſt in ſchwermüthiger Sehnſucht, und geſundete nicht, bis er ihr Antlitz wieder ſah. Deſſen verwunderte ſich ſelbſt die kaiſerliche Frau, und ſie erkannte aus Allem, daß dem Steine eine verborgene Kraft inwohne. Darum trug ſie ihn ſtets bei ſich, und ſogar, als ſie ſtarb, verbarg ſie ihn unter ihre Zunge, damit er nicht in eines andern Weibes Gewalt gerathe.

Nach dem Tode der Kaiſerin ward ihr Gemahl aber untröſtlich. Ihr Grabgewölbe, von einer ſilbernen Lampe erhellt, dünkte ihn prächtiger, denn die prachtreichſte ſeiner hundert Pfalzen. Dahin begab er ſich Tags und Nachts, und rief mit zärtlicher Inbrunſt den Namen der Todten. Es luden ihn umſonſt die Großen des Reichs zur Arbeit ein, und die Paladine zum Streit gegen die ungläubigen Sarazenen.

Auch der große Roland trat eines Tages in die fürſtliche Gruft, ſeinen Herrn und Gebieter zu wecken und zu mahnen. Doch der ungeſtüme Ritter ſtieß unvorſichtig mit ſeinem Helm an die prangende Silberampel, daß ſie erloſch. Wie er nun den Kaiſer aus der Finſterniß des Gewölbes hinwegführte und noch einmal hinter ſich ſah, erblickt' er einen rubinrothen Glanz um den Mund der Kaiſerin. Darum ging er abermals in das Grabgewölbe, das Wunder in der Nähe zu ſchauen; entdeckte den edeln Stein im Mund der Leiche und nahm ihn zu ſich.

Zur ſelbigen Stunde vergaß Kaiſer Karl die Gruft und ſeine Gemahlin, aber ſein Vetter Roland ward ihm der Allerliebſte von

den zwölf Paladinen. Ohne ihn mocht' er nicht leben, ohne ihn nicht speisen und schlafen. Dessen erstaunte der tapfere Roland nicht wenig, und er sann lange darüber und versuchte Vieles, bis er den Zauber verstand, der in dem Steine geheim lag. Da sprach der Ritter stolz: „Fern sei von mir, daß ich diesem Steine mehr danken soll, als meiner Tapferkeit, Frommheit und Treue!“ Und er warf den Rubin verächtlich in einen westphälischen Sumpf, worin sich warme Quellen verfaßen.

Von diesem Tage an gewann Kaiser Karl die Quellen also lieb, daß er sie köstlich auffaßen und mit Gebäuden umringen ließ. Nur in ihren warmen Quellen gewann sein Leib Ruhe und Heil. Er baute Aachen zur vornehmsten Stadt seines Reichs, und setzte dahin seinen kaiserlichen Stuhl. Auch einen wunderreichen Dom richtete er daselbst auf, worin sein Grab, und dazu ein Chorherrenstift, welches mit dem Stifte von Zürich ewige Verbrüderung eingehen mußte.

„Allerliebst!“ rief Tante Martha: „fast in morgenländischem Geschmack, wie Tausend und eine Nacht! Nur den Rubin hätte man sollen in der Schweiz behalten.“

„Unsere Alten,“ sagt' ich, „hatten vom hohen Werth der edeln Steine gar schlechte Kenntniß. Sie wißen ja, den wallnußgroßen Diamant aus der burgundischen Beute verkaufte ein Soldat bei Grandson um wahres Bettelgeld an einen Mönch. In der rohen Sittenreinfalt der Völker geht das Nützliche dem Schönen weit vor; bei veredelter Bildung erst paart sich Beides; dann im Zustand der verwilderten Bildung oder verfeinerten Thierartigkeit, nimmt das Schöne und Ueppige den Rang vor allem Guten und Nützlichen ein.“

„Sie vergessen Rolands Wort und That,“ bemerkte mir Fräulein Cölestine: „Der Held zog dem Schönen und Nützlichen das

Gute vor; eigenen Werth dem fremden. Das ist wohl der höchste Bildungsstand. Die Kaiserin hingegen hatte noch nicht Muth genug, den Wunderstein zu verschmähen."

„Und welches Frauenzimmer hätte den Muth?" fiel Wunibald lächelnd ein: „Besitzt nicht jedes Mädchen, im frischen Glanz der Jugendschönheit, seinen Zauberrubin? Wie viele unserer Schönen möchten sich freiwillig dieses Talismans der Natur entschlagen?"

„Wohlan!" rief Gubert: „Da sehen wir offenbar, welch eine tiefe, geheimnißvolle Fülle der Weisheit in den Sagen und alten Volksmährchen unsers Landes ruht. Wenn diese nicht mit indischen, griechischen und nordischen wetteifern, liegt die Schuld nur an der Geistesarmuth unserer Ausleger, Symboliker und Naturphilosophen."

„Sie haben uns noch die Sage von der Gründung Schaffhausens versprochen, lieber Professor," sagte die Tante.

„Ich bin wirklich im besten Zuge," erwiederte dieser: „Hören Sie mit geziemender Andacht zu!"

3.

Schaffhausens Gründung.

Wo heut' zwischen anmuthigen Hügeln und Gebäuden, in fruchtbarem Gelände, der größte Wasserfall Europa's aus kochender Tiefe Wolken um Wolken emporstößt, war zu Anfang des eilften Jahrhunderts weit umher, durch Klekgau und Hegau, Alles Wald. Der Klekgau mitternachtwärts dem Rhein, streckte sich vom Randenberg bis zum Seklersee; der Hegau vom See bis zur jungen Donau. Dies Waldland war die Alode der mächtigen Grafen von Nellenburg. Nur sehr zerstreut fand man in den Gehölzen bei Hütten, Höfen und Meiereien der Leibeigenen aufgebrochenes Land. Auf Bergen und Hügeln schwebten, wie riesige

Gebietergestalten, die Burgen der Lehnherren, Baronen und Freiherren, über Urwäldern.

Ein Jüngling zog durch den Forst, gelockt vom donnernden Ruf des Rheinfalls, der gleich dem Wiederhall ferner Gewitter rauschte. Ein schlichter Wamms von Büffelleder, auf dem Rücken der Köcher, im Gürtel der Dolch, an der Hüfte das breite, kurze Schwert, in der Faust die Armbrust, zeigten damalige Ausrüstung eines Jägers.

Plötzlich fuhr ein schwarzer Widder aus dem Gebüsch; um den Hals einen silbernen Reif, die gekrümmten Hörner mit Feldblumen umkränzt. Der Widder legte sich fromm zu des Jägers Füßen; sprang aber eben so schnell wieder auf und davon. Denn ein Wolf setzte ihm mit lechzendem Rachen nach. Aber der Jüngling warf sich zwischen Widder und Wolf, stieß sein helles Schwert in den Schlund des struppigen Raubthiers und ging von dannen.

Da kam eilends der schöne Widder zurück, legte sich odemlos zu des Jägers Füßen; sprang aber eben so schnell wieder auf und davon. Denn in gewaltigen Katzensprüngen, über Dorn und Busch, rannte ein grimmiger Bär daher und ihm nach. Der Jüngling trat furchtlos zwischen Bär und Widder, den glänzenden Dolch in der Faust. Das Unthier aber richtete sich auf und umkrallte ihn mit den zottigen Tatzen. Beide stürzten ringend zu Boden, bis des Jünglings Hand die Kehle des Ungeheuers zusammengewürgt, sein Dolch dessen Herz durchstochen hatte. Dann hob er die weggeworfene Armbrust vom Boden auf, und ging, vom Kampf erschöpft, von dannen.

Doch zum drittenmal kehrte der verfolgte Widder zurück, legte sich stöhnend zu des Jägers Füßen, und blickte kläglich zu ihm auf, als fleh' er Hilfe von ihm. Denn durch die verschlungenen Zweige des Unterholzes stürzte brausend, mit drohend gesenkten Hörnern, ein Auerochs heran. Der Jüngling sah es und warf sich verwegen zwischen Widder und Auerochs. Klirrend flog vom stählernen Bogen

der Todespfeil in die breite Brust des bärtigen Büffels. Die Erde zitterte vom Fall desselben.

Nun führte der Sieger den Widder, als gute Beute, mit sich am silbernen Reif; oder vielmehr ihn der Widder dem Rheine zu, gegen den Uferplatz, wo damals die Scaffen oder Schiffe, des nahen Wasserfalls wegen, die Waaren auszuladen pflegten. Darum hieß der Platz, von den Scaffen und einzelnen Schiffhäusern, Scaffhausen, heutiges Tages Schaffhausen. Aber noch sah der Jüngling die Schiffe und Hütten nicht; sondern er trat aus dem Dickicht in eine sonnenhelle Wiese, vom finstern Waldkranz umgärtet.

In der Mitte der Wiese hob eine mächtige Linde den Riesenstamm mit schattigen Zweigen zum Himmel. Darunter saß eine junge Hirtin in grüner Dämmerung, von zwölf schneeweißen Lämmern umringt. Sie saß in großer Traurigkeit. Als sie aber den Widder und den Jüngling vor sich sah, lächelten ihre blauen Augen zu diesem auf und sie sprach: „Jäger, der Widder ist mein, des Herrn von Randenburg Gabe!“

Er antwortete: „Hirtin, der Widder ist mein. Ich hab' ihn dem hungrigen Wolfe entrissen, dem zottigen Bären, dem bärtigen Büffel. Und ich gebe ihn nicht, du lösest ihn denn mit einem Kuß der rothen Lippen von mir.“

Sie sah erröthend zum Jüngling auf; zu den glühenden Wangen des Jünglings, umweht von der Finsterniß der schwarzen Locken. Und sie fühlte, er sei schöner, als gut für ihr Herz sein könne. Darum sprach sie: „Den Preis darf ich nicht geben. Nimm, Jäger, den silbernen Reif.“

Er antwortete: „Den Widder darf ich nicht geben, nicht für den silbernen Reif. Doch für den Kuß den Widder, und den goldenen Reif dazu!“ — Das sagte der Waldmann vor der jungen Hirtin kniend; zog vom Finger einen goldenen Ring und küßte sie um all' ihre Ruhe.

Weinend sprach sie: „Warum thust du mir also, du geringer Knecht! Sieh', ich bin Idda, des Grafen von Kirchberg Tochter. Er ist mit vielen Andern in den Schiffhäusern beim Herrn von Randenburg."

Der Jäger antwortete: „Bist du Idda, des Grafen von Kirchberg Tochter, so bin ich Eberhard, Eppo's des Grafen von Nellenburg Sohn. Schäme dich deines Kusses nicht."

Und er führte sie mit ihrer kleinen Heerde zu den Schiffhäusern; bald darauf ins väterliche Stammschloß, als seine Gemahlin, mit großer Pracht. Nun kamen viele selige Tage und Jahre. Der Ruhm von Idda's Schönheit und Eberhards Tapferkeit in Turnieren und Schlachtfeldern, ging weit durchs Land. Sie blühte unter ihren sechs blühenden Söhnen; er stand reich und groß vor des Kaisers und Papstes Thron.

Als aber endlich die Tage des Alters kamen, und auf Idda's Wangen das Rosenroth blich; und die Finsterniß von Eberhards schwarzen Locken wie silbergrauer Nebel ward, sprach er zu ihr: „Nun ist's an der Zeit, dem Himmel ein Dankaltar zu erhöhen; den Enkeln ein Denkmal unserer Frömmigkeit. Sag' an, wo ist die schönste Stätte zum prächtigen Münster, daß ich dahin die Baumeister sende? — Wie sie aber beide lange vergebens gesonnen hatten, legten sie Pilgerkleider an und wanderten durch die Auen und Wälder des Hegau's und Klekgau's, bis sie den donnernden Gesang des Rheinfalls hörten. Da trat ihnen aus seiner Bethütte ein hundertjähriger Waldbruder entgegen, schon hienieden im Ruf der Heiligkeit. Und als er ihr Gesuch vernommen und die Knieenden gesegnet hatte, sprach er: „Liebe Kindlein, Euch soll geholfen sein! Denn in der Nacht vor Allerheiligen hatt' ich im Traum ein himmlisches Gesicht. Eine sonnenhelle Wiese grünte vor mir, vom Wald umfangen; und aus der Mitte der Wiese streckte der Riesenstamm einer Linde seine schattigen Zweige zum Himmel.

Ein Jäger und eine Hirtin, ein schwarzer Widder und zwölf schneeweiße Lämmlein standen bei der Linde; und es rief eine Stimme vom Himmel: „Da du gesündigt, da sollst du dich heiligen!“ Alsbald zerfloß die Linde, wie Nebel, und ward ein Münster, mit reicher Kirche; der Wipfel des Baumes zum hohen Dom. Statt der Heerde stand da der Erlöser mit den heiligen zwölf Boten. Ich sah den Jäger betend in frommer Mönchstracht, und die Hirtin, als bußfertige Nonne, zu den Füßen der heiligen Agnes.“

Eberhard und Idda hatten, da sie von der Wiesenlinde hörten, mit Erröthen ihren Blick vor dem heiligen Manne zur Erde gesenkt. Nun zweifelten sie nicht an der Wahrheit der Offenbarung, und sie gingen, das Gelübde zu erfüllen und das heiligende Plätzchen zu suchen. Dort, in der grünen Dämmerung der Linde, gaben sie einander, wie einst den ersten, nun im Leben den letzten Kuß.

Ohne Rast baute Eberhard zwölf Jahre lang, bis Münster und Kirche vollendet waren. Diese schmückte er mit zwölf Kapellen, zwölf Säulen, zwölf Glocken und zwölf Altären in Ehren der heiligen zwölf Boten. Am Tage Allerheiligen aber weihte er das Münster dem Erlöser. Idda baute, nicht fern davon, ein Frauenkloster, der heiligen Agnes geweiht. Und es reiheten sich bald ganze Gassen von Häusern der Arbeiter, Künstler, Handwerker aller Art, und Wirthe um Kirche und Kloster, also, daß wenige Jahrzehnte nach dem Tode des Stifters statt der einsamen Wiese am Rhein, hier eine Stadt gesehen ward, umringt von zwölf Thürmen, mit Zoll und Münzen und Märkten. Das Münster allein beherbergte 300 Personen. So ward die Stadt Schaffhausen.

„Immer Mönche, Einsiedler und wieder Mönche!“ rief Wunibald, als Gubert geendet hatte: „Leute, die aus ihren Träumereien mehr Vortheil ziehen, als achtbare Menschen aus ihrer Weis-

heit; und für einen unschuldigen Kuß sogleich Münster und Kirche, wie einen Schadenersatz, für sich begehren!“

„Sie haben Recht!“ sagte Martha: „Ich sähe allerdings auch in unsern Sagen lieber ritterliche Helden, Turniere, Lindwürmer und Drachen, wie in der Sage vom Struthahn von Winkelried. Aber der alte Adel der Schweizer ist ausgestorben und mit ihm die Ueberlieferung seiner Thaten.“

„Ich bitt' um Verzeihung!“ versetzte der Professor: „Weder die Franzosen noch die Deutschen haben ältere Adelsgeschlechter. Ein Landenberg von Zürich glänzte schon im Konstanzer Turnier vom Jahr 948; ein Flekenstein von Luzern im Jahr 968. Die Halwyle vom Aargau, die Bonstetten von Bern wurden schon im Jahr 1080 gepriesene Namen. Es fehlte nie an Helden und Heldinnen, nur an Dichtern, die ihnen Unsterblichkeit schenkten.“

„Heldinnen sogar?“ fiel ihm Cölestine ins Wort: „Wo sind die helvetischen Iphigenien und Medeen?“

„O,“ erwiederte Gubert: „Die Medeen und Medusen wollen wir den Griechen gern überlassen, und in den Klöstern hat man der armen Iphigenien genug geopfert. Wir bei uns tragen und lieben nur Sagen von muthigen Mädchen, gütigen Müttern, treuen Weibern, so brav wie die Weiber von Weinsberg. Hätte Bürger in der Schweiz gesungen, er würde die schöne Ursula von Homberg gepriesen haben, welche den Hermann von Rhynegg aus der belagerten Burg Auenstein bei Aarau im Jahre 1389 auf dem Rücken davon trug; oder die liebenswürdige Emma von Glarus, welche ihren Mann auf ähnliche Weise im Schwabenkriege aus dem Schloß Blumenstein am Rhein vor dem Zorn der belagerten Schweizer rettete.“

„Oder wo hatten die Griechen ein Mütterchen so brav, als Wilhelmine von Chalans, Gräfin von Valangin?“ rief ich: „Die armen Leute zu Chezard erlagen im sechszehnten Jahrhundert unter

der Last des Zehnten, und baten um einen Nachlaß. „Kinderchen," sagte die achtzigjährige Gräfin: „Ich erlasse Euch die Hälfte des Zehntens von allem Land, was ich in einem Tage umgehen kann!" Und sie ging vom frühen Morgen bis späten Abend an einem langen Sommertage um ein beträchtliches Gebiet. Das zahlt noch heut' nur den halben Zehnten.

„Ganz vortrefflich," sagte Wunibald: „doch bleibt's hausgebackenes Brod, ehrliche Prosa! Aber das Ueberirdische, Wunderhafte fehlt, die Poesie des Volksgeistes, die in griechischen Sagen waltet. Wenn wir die Mönchslegenden und ihre Wunder abziehen, die immer mit Stiftung einer Kirche und eines Klosters, wie heutige Romane, mit einer Hochzeit schließen: so bleiben nur noch Mährchen ohne höhern Geist übrig, wie die vom Gersauer Geiger, der seinem hungernden Knaben Steine zu essen hinwarf, und ihn verhungern ließ bei Kindlismord hier unten am Rigi; oder die vom armen Ritter Wernhard von Aegerten, der auf der Mauer seines Schlosses im Harnisch reitet, um anzudeuten, er habe kein Streitroß; oder andere dergleichen ungesalzene Ammen- und Bauerngeschichten, nicht einmal so gut, wie ein deutscher Doktor Faust, oder Rübezahl."

„Aber," entgegnete Cölestine: „Sie ließen uns doch eine wundervolle Sage aus dem Waldnacher Thal hoffen?"

„Nun ja," erwiederte Wunibald: „es ist die einzige mir bekannte, in welcher der Geschmack der Klosterzellen und Spinnstuben nicht hervorstechend ist. Hören Sie also."

4.

Die Sage von Waldnach.

Von Attinghausen im Lande Uri führt ein Hirtenweg durch die Einsamkeiten des Gebirges, neun Stunden Weges weit, ins Thal

von Engelberg. Ich selbst bin hingewandert. Er steigt jäh auf ins hohe Alpenthal von Waldnach; dann, zwischen ewigem Eis auf grüner Trift, über die Surenek, mehr denn 7000 Schuh hoch, und nieder, in die Suren-Alpen nach dem stillen Thalgelände von Engelberg.

In alten Zeiten, da die grünen Surenen noch denen von Engelberg angehörten, konnte weder Mensch noch Vieh durch dies Gebirg. Denn droben hauste ein Ungeheuer, genannt der Boghy. Es hatte die Gestalt einer Geiß, aber die Größe eines gewaltigen Ochsen. Sein Schwanz war schuppig und gelenk, wie eine Schlange; aus seinem Rachen knisterten dunkelblaue Flammen. Die Sage ging, ein böser Berggeist habe sich in eine schöne Ziege verliebt, und das wüste Thier sei das Kind des Bösen. Auch wußte man schon seit hundert Jahren in Uri, durch Druidenweisheit eines alten Mannes, wie der Boghy nur von einem schwarzen Stier getödtet werden könne, der nie Gras und Heu gefressen habe. Und der Stier müsse geleitet werden an den Haarzöpfen einer Jungfrau, von goldgelbem Haar und von schwarzen Augen; und getrieben werden von einem Jüngling mit blauen Augen und schwarzen Haaren. Doch beide sollten sich zum Werke freiwillig entschließen. Seit dieser Zeit sahen die Jünglinge und Mädchen von Uri sich einander immer neugierig in die Augen; und die Gewohnheit ist ihnen bis auf unsere Zeiten verblieben, ohne daß sie jedoch davon den wahren Grund wissen.

Die Leute von Engelberg lachten aber dazu und verhießen denen von Uri die grünen Alpen in den Surenen, wenn sie das mörderische Ungethüm des Gebirgs überwänden. Während sie aber lachten, thaten die von Attinghausen ein Gelübde mit Beschluß: Wenn sich ein solches Paar freiwillig dem Kampf und Tode weihe, solle dem Niemand wehren, denn es geschehe für das Vaterland. — Nun sahen alle blauäugigen Männer von Uri den blonden Schönen

ihrer Thäler immer eifriger und tiefer in die Augen, aus wahrer Liebe zum Vaterlande. Doch die Leute im Engelberg lachten immer lauter.

Aber sie lachten wohl mit Unrecht. Denn da war der junge Gemsjäger Aebi von Attinghausen, der hatte Augen, dunkelblau wie die Blumen der kleinen Enzian, und Locken schwalbenschwarz. Dazu hatt' er auch das gesetzlich vorgeschriebene Augenpaar eines blonden Mädchens entdeckt, und zwar nicht ohne große Gefahr und Mühe. Denn die Augen der schönen Monica blendeten ihn so sehr, daß er lange nicht die Farbe bestimmt wußte; und als er sie endlich wußte, ward ihm, wenn er sie sah, alles vor den blauen Augen schwarz. Der schönen Monica mit Goldflechten ums zarte Haupt ging's nicht viel besser. Beide konnten sich kaum ansehen, wenn sie beisammen waren; sie schlugen lange Zeit vor einander die Augen nieder. Aber dafür sahen sie einander desto häufiger nach, bis sie sich gewöhnt hatten an das Schwere.

Wenn's nun der schönen Monica blau ward vor den Augen, und dem Aebi hinwieder schwarz, dachten sie freilich an den Boghy nicht. Doch Monica's Vater, Rudi Fürst, der die größte Heerde und die reichsten Alpen hatte, schien den jungen Gemsjäger selber für den erschrecklichsten Boghy zu halten. Er verwies ihn von seinem Hof und Hause, und ließ sich von der weinenden Tochter keines Bessern belehren. Aebi war armer Aeltern Sohn; besaß nichts, als Bogen und Pfeil.

Doch heimlich, allnächtlich im Sternenlicht, war er bei Monica zu Kilt. Da klagten sich beide ihr Leid. Und wenn er sprach: „Darf ich nicht um dich werben, so werb' ich um stillen Tod!" antwortete sie: „Viel süßer ist, mit dir sterben, denn Liebes- und Lebensnoth." Und sie sagten sich dies so oft, bis sie eins wurden, vor die Gemeinde zu treten, mit freiwilligem Entschluß, das Gebirg ob Waldnach frei zu machen und die Sureuen zu gewinnen.

Als das versammelte Volk dies vernahm, wurden Aebi und Monica unter den Schutz der Gemeinde gestellt. Die Alten von Uri freuten sich des jungen Heldenpaares. Doch still trauerten alle Knaben um Monica; still weinten alle Mädchen, wenn sie an Aebi dachten.

Zu Attinghausen ward jederzeit ein schwarzer Stier gehalten, den nährte kein Gras und kein Heu; nur Milch allein. Den kränzten nun die Knaben mit allerlei Heil- und Wunderkräutern, mit Engelsüß und Pimpernelle, Waldmeister, Tausendgüldenlaub, Meisterwurz und Gottesgnad; die Töchter von Attinghausen aber fügten dazu Immergrün und Mannstreu, Liebstöckel, Alpenröslein, Maaslieb und Veilchen. Dann ging der Zug ins Gebirg; voran das schöne Kampf- und Opferpaar neben dem schwarzen Stier; schweigend folgte das Volk in einiger Ferne, bis zum Anfange des Alpthales von Waldnach. Da blieb die Menge scheu zurück und sah mit Grausen Aebi und Monica mit dem Stiere weiter ins Thal hinauf ziehen, wohin seit vielen hundert Jahren keines Menschen Fuß getreten war. Drei Tage und drei Nächte sollte aber das Opferpaar einsam in dieser Alp leben und sich im Gebet zum Kampf bereiten. Darum hatten die Leute von Attinghausen zugerüstetes Bauholz den Berg heraufgetragen, einen Stall für den Stier, und Obdach für die Beter zu errichten. Aber zur Verwunderung Aller stand an den Felsen, links dem Bächlein, schon ein neuer Stierengaden gebaut, schöner als irgend einer in Uri. Und sie sahen noch mehr, was offenbar von der geheimnißvollen Wirthschaft der Unholden und Berggeister herstammte. Jenseits des Stierengadens saßen tausend schwarze Raben; die gingen und hüpften geschäftig durcheinander, als hätten sie Wichtiges zu berathen. Und wie Aebi und Monica mit dem Stier zum Gaden traten, flogen zwei der Raben auf, und einem nie gesehenen Schlosse zu, das von der Höhe links der Surenegg, dem finstern Rothstock ge-

genüber, glänzte. Es glänzte in grüner Alp, mit Mauern, Zinnen und Thürmlein, wie helles Silberwerk. Deß erschrak alles Volk und ging schweigend in die Heimathen zurück.

Wie nun am nächsten Morgen drei herzhafte Männer von Attinghausen zum Stierengaden kamen, als Boten der Gemeinde, nach dem Kampfstier zu schauen und dem Opferpaar Nahrung zu bringen, sprachen der Jüngling und die Jungfrau: „Bemühet euch nicht; denn hier oben ist wohl hausen und leben. Fromme Bergmännlein in langen Schleppgewändern tragen uns Zuckerbrod zu auf goldenen Schüsseln; gebratenes Fleisch des Steinbocks und Murmelthiers, auch Gemsenkäs und Gemsenmilch in Fülle. Wird es finstere Nacht, so leuchten die Fenster des Sarenenschlosses wunderhell herab, wie Vollmond; und wo die tausend Raben sitzen, erklingen bis Sonnenaufgang Schalmeien und Geigen gar fröhlich. — Deß wunderten sich die drei Männer und sie brachten die Botschaft ihrem Volke.

Am zweiten Morgen aber kehrten sie zum Stierengaden zurück und fanden ihn prächtig umhangen mit Kränzen von purpurnen Enzianen, Schneerosen, Steinnelken, braunen Stendeln, die Vanille dufteten, Primeln, milchweißem Mannsschild mit grünen und rothen Sternen, blauen Alpenglöckchen und Berg-Anemonen. Und Aebi und Monica traten ihnen freudig entgegen, Hand in Hand, beide in schneeweißen Feierkleidern mit nachschleifenden Schleppen und güldenen Gürteln um den Leib. Sie sprachen: „Gehet und verkündet dem Volk, morgen soll es kommen und schauen, wie wir den Boghy angehen, bis er erlegt ist. Aber wir kehren nicht zu euch zurück. Morgen feiern wir im silbernen Schlosse der Berggeister die Hochzeit!“ Und sie gaben jedem der Männer zum Abschiede einen Gemskäs, mit der Mahnung: „Lasset, so oft ihr esset, davon ein geringes Bißlein übrig, und dieses Bißlein wird

über Nacht wieder zum ganzen Käse werden, als wär' er nie angeschnitten."

Die Boten hinterbrachten dem Volke, was sie gesehen und gehört hatten, und am dritten Morgen versammelte sich eine unzählige Menschenmenge auf Waldnach beim Stierengaden.

Da trat Monica hervor im schneeweißen Gewande, um den Leib einen goldenen Gürtel, in der Hand einen grünen Lärchenzweig. Sie ging und sah nach dem Volk nicht um. Ihr folgte der Kampfstier; seine Hörner waren an Monica's Haarflechten geknüpft. So führten sie ihn gegen die Raben und den Surenberg. Aebi, im weißen Schleppkleide und Goldgürtel, trieb von hinten den Kampfstier, einen grünen Arvenzweig in der Hand, aber er sah nicht nach dem Volke zurück.

Nun fuhren rauschend die tausend Raben auf, und bildeten in der Luft fliegend einen weiten schwarzen Kreis, der stets über den Wanderern sich schreiend drehte, bald hoch zum Himmel stieg, daß er daran zum kleinen Ring ward, bald wieder wachsend in die Tiefe herabsank. Am Surenberg knüpfte Aebi Monica's goldene Haarflechte von den Hörnern des Stiers und beide trieben mit ihren Zweigen ihn aufwärts zu den Alpwiesen des Suren. Dort kam von der Höhe mit furchtbaren Sprüngen der Boghy herab; ein Ziegenbock von Gestalt, größer als der Stier. Das Ungethüm hatte Augen, wie glühende Kohlen; schlug mit dem Schlangenschwanz seine Rippen und blies schwefelblaue Flammen aus dem weiten Rachen. Nun praffelten die Hörner der Thiere gegen einander, daß das Thal wiederhallte, wie wenn Felsschutt von den Berghalden niederrasselte. Immerdar trieben Aebi und Monica mit ihren Zweigen den Stier an. Immerdar drehte sich der schwarze Rabenkreis lärmend in der Luft über den Kämpfern. Und auf allen Felsen ringsum standen wunderliche Zuschauer, kleine Männer, kaum drei Spannen groß. Einige warfen Steine gegen den Boghy;

andere lachten; andere tanzten vor Luſt. Keiner wußte, von wannen ſie gekommen ſein mochten

Plötzlich ſtieß der Boghy ein ſo ſchreckliches Gebrüll aus, daß der Rabenkreis hoch zum Himmel fuhr, die Bergmännchen in die Felsſpalten ſchlüpften, und die Leute von Uri zurückwichen; ein Horn des Boghy war gebrochen; auch ein Horn des Stiers. Aber der Schädel des Boghy war zerſchmettert; und die ſtachlichen Zweige Aebi's und Monica's ſchlugen quälend in die blutende Wunde. Da ſtürzte das Unthier fliehend und verzweifelnd in einen Felſenſchlund hinunter. Ihm nach der heilige Stier. Und nun tönten Cymbeln und Pfeifen aus allen Felſenſpalten des Gebirgs.

Aber Aebi und Monica wandelten, Hand in Hand, aufwärts; über ihnen ſchwebend der Kranz der Raben. Sie wandelten aufwärts über Geſtein und Klippe, himmelhohe, ſchroffe Felswände hinauf zum Silberſchloß, mittagwärts dem Surengrath. Es war, als trüge ſie die Luft. Und wie ſie zum Schloß kamen, ſah man ihnen viele Bergmännchen und Schratten feierlich entgegenziehen über die grünen Wieſen, alle in ſchimmernden Prachtkleidern. Aber Aebi und Monica waren nun ſelbſt klein geworden, wie Schratten und dieſen in Allem gleich.

Noch heutiges Tages heißt jener Berg der Schloßberg; aber ſeit ein vorwitziger Jäger die einſame, ſilberne Burg beſuchen wollte, iſt ſie verſchwunden und ein großer Schneegletſcher daraus geworden. Noch heute gehören die Surenen-Alpen denen von Attinghauſen; noch heute zeigt man den Boghyſchlund und Stierengaden der Waldnach, und im Fels einen Huftritt des heiligen Kampfſtiers. Niemand weiß, wo ſein und des Boghy Leib geblieben. Man ſagt, beide ſeien von den Bergmännlein verſcharrt worden. Nichts mehr hat man gefunden, als das Horn des ſiegenden Stiers von Uri. Dies iſt lange Zeit zum Andenken aufbewahrt

worden, und im Kampf der Kriege ward es, ſtatt der Schlachtrompete, geblaſen.

Als Wunibald hier im Erzählen endete, ſagte Cöleſtine: „Schon als Kind habe ich von dieſen kleinen Bergmännlein gehört und habe ſie geliebt und zu ſehen gehofft. Viele im Volke glauben auch jetzt noch an dieſe niedlichen, dienſtgefälligen Halbgeiſter. Ich möchte klagen, wie Schiller um die Götter Griechenlands, daß ſie bei uns ganz verſchwunden ſind. Immer hörte ich mit Luſt und Grauen von ihnen.“

„Ich geſtehe, Wunibald,“ rief der Profeſſor: „Sie haben es beſſer getroffen, als ich. Das iſt ächte Gebirgsmythologie! Unſere Schrättlein ſind in den Alpen, was die oſſianiſchen Nebelgebilde im haidereichen Hochſchottland, oder das kleine nordiſche Troll-Pack in den ſchwediſchen Kjölen. Auch ſie tanzten bei uns im Mondlicht, auf Frühlingswieſen, wie die Elfen Skanziens, und hinterließen im Graſe die ſichtbaren Ringe vom leiſen Druck ihrer Ferſen. Neckend und ſchalkhaft, aber dabei nicht plump und tückiſch, wie der Rübezahl des ſchleſiſchen Rieſengebirges, halfen ſie heimlich und gütig fleißigen Hausmüttern am Herde, frommen Hirten im Stall und auf der Weide, und arbeitſamen Pflügern im Felde.“

„Nun weiß ich doch,“ fiel hier die Tante ein: „woher eigentlich das Uri-Horn der Alten. Mir gefällt in der Sage Alles wohl; ſelbſt daß Monica und Aebi zuletzt Schrättli geworden ſind. Nur die wüſten Raben hätte ich dieſer Sage ſo gern erlaſſen, als der Ihrigen, Herr Profeſſor, die Kröte auf dem Heidenſtein.“

„Mit nichten!“ rief Wunibald: „Ich liebe den Raben in ſeinem ſchwarzen Glanz. Was die Tauben den Morgenländern, das ſind die Raben den Nordländern. Es iſt in ihrem Weſen und Treiben etwas Geheimnißvolles und Ernſtes. Für das Alterthum lag ſogar in ihrem Fluge, wie in ihrem Geſchrei, Weiſſagung. Die lange

Dauer ihres Lebens, und ihre Klugheit wurden von jeher beachtet. Ein Rabe war's, der vom Stuhle Odins alltäglich ausflog, um dem Gotte in Walhalla Nachrichten von der Welt zu bringen. Immerdar erschien dieser Vogel bei außerordentlichen Ereignissen, wie ein wahrer Schicksals-Vertrauter, den Menschen warnend, mahnend, rufend. Denken Sie an die Raben von Einsiedeln, durch welche die Mörder des heiligen Mainrad verfolgt und entdeckt wurden!"

„Ei nicht in Legenden und Volkssagen nur," sagte Cölestine: „wahrlich auch in der Wirklichkeit! Haben Sie die Geschichte der Kinder Meyer von Aarau vergessen, wie die vor etwa zwanzig Jahren auf der Reise, in ihrer Chaise vom plötzlich geschwollenen Waldstrom umgeworfen, sich hinaus auf das Wagenrad setzen mußten? Da wäre in den reißenden, wachsenden Stromfluthen beim gewaltigen Windsturm keine Hülfe für sie gewesen, hätten nicht ein paar Raben fort und fort schreiend mit ihren Flügeln gegen das Fenster eines entfernten Bauernhauses angeschlagen, bis die Leute verwundert hinaustraten, und bis sie die Raben zum Waldstrom zurückfliegen und die Kinder in der Ferne über dem Wasser sitzen sahen. Es ist doch etwas Wunderhaftes um diese finstern Geschöpfe!"

„Sei dem, wie ihm wolle," erwiederte Tante Martha: „Vorigen Sommer stahl mir ein solcher Schicksalsrabe im Garten vor meinen Augen einen silbernen Fingerhut; zum Glück hatte ich kein so schlimmes Loos, als die arme Ida von Toggenburg mit ihrem köstlichen Fingerring. Doch, wir wollen nicht zanken!" fuhr sie fort und wandte sich zu mir: „Die Reihe trifft Sie nun. Lassen Sie uns nicht lange bitten. Wovon erzählen Sie uns?"

„Kündigte ich nicht schon die schöne Alpenkönigin an?" gab ich zur Antwort.

„Allerdings!" entgegnete der Professor: „Drum spitze ich die Ohren. Nun gibt's eine neue Titania, Königin der Elfen, wir

werden die gewaltigen Kräfte und Geister der Natur, die Schöpfungen der Dinge sehen.“

„Die Erwartung nicht zu hoch gespannt!“ erwiederte ich: „Die Schweiz hat in ihrem Sagenkreise nicht, wie Indien oder Aegypten, Griechenland oder Skandinavien, zu Gottheiten gestaltete Naturmächte; keine Theogonien oder Geogonien. Die Römer verdrängten die Götter des gallischen Helvetiens; dann wieder Gothen, Allemannen, Burigunden und Franken, Schwert und Kruzifix in der Faust, die Götter des römischen Helvetiens. Kirchen und Klöster herrschten in den Thälern; nur in den Winkeln der Gebirge blieben die Berggeister, Schratten, burigundischen Feen und Waldmännlein zurück bei den Flüchtlingen, die sich vor den eindrängenden Völkerschwärmen in das Hochland retteten.“

„Nun doch, lassen Sie uns hören!“ rief Cölestine.

Ich begann.

5.

Der Hirt von Helisee.

Man hatte bisher in keiner höhern Landesgegend der Schweiz Ueberbleibsel von Festungswerken, Gräbern und Wohnstätten einer längst verschwundenen und vergessenen Vorwelt erblickt, als beim Dörfchen Ellisried, im bernischen Oberlande, unweit Grasburg und Schwarzenburg. Es senkt sich da der zackige Kamm des Gebirgs vom Stockhorn über den Ganterisch, Gurnigel und Guggisberg zwischen den Strömen der Sense und des Schwarzwassers nieder. Daß auch die Römer dort gehauset haben mögen, beurkunden zwar noch die häufigen Ziegelstücke römischer Art, die man nicht gar tief unter der Erde zerstreut antrifft; aber ohne Zweifel fanden sie hier schon bei ihrem Eindringen eine uralt-helvetische Stadt, wie sie auch schon das alte Windisch fanden, oder die

große Wiflisburg, letztere nur etwa drei Stunden von dieser Berggegend entfernt. Wenigstens war die Lage des Orts weder für Handelsverkehr, noch Kriegsverhältnisse einladend; hier kein Fluß, kein großer See, keine Straße über das Gebirg. Selbst was sich noch von dem runden Erdwall, und dem Graben darum, erkennen läßt, verräth kaum römisches Werk.

Inzwischen beharrt aus ältester Zeit die Sage dieser Gegenden, daß da einst eine Stadt gestanden, als noch, von Wäldern umkränzt, dort ein geweihter See erblickt wurde. Er ward der Helisee genannt und eben so die Stadt. Auch der See, welcher wohl nie von beträchtlichem Umfang war, hat sich verloren, vermuthlich mit den Quellen, die ihn ehemals nährten. Er ward zum Moor, dann zum feuchten Grund und Ried. Die Namen der Ortschaften Ellisried, Gazenried, Kumried u. s. w. dort herum, deuten noch darauf zurück.

In den Tagen vor der christlichen Kirchentrennung fand sogar ein junger Hirt, welchen man den schönen Erni nannte, in einem kleinen unterirdischen Gewölbe, ein zwei Schuh hohes Marmorbild. Er war der Sohn einer armen Wittwe, deren zwei Kühe und deren Ziegen er hirtete, und auf deren Gebot er Mauerschutt, welcher sich unter der Oberfläche des Rasens in einem abgelegenen Gebüsch zeigte, hinwegräumen mußte, vielleicht einen verborgenen Schatz zu entdecken. Das Marmorbild war eine zarte, weibliche Gestalt, von ungemeiner Anmuth, mit einem Gesicht voller Kindlichkeit und Majestät. Ein langes, faltenreiches Gewand floß von den halbentblößten Achseln bis zu den Füßen nieder, die unter dem Saum des für diese Gestalt offenbar zu langen Gewandes, wie unter einem Hügel von Falten, begraben lagen. Um den schlanken Leib spannte sich ein breiter Gürtel, in dessen Mitte ein Sonnenbild zu sehen war. Die Bildsäule ruhte auf einem schwarzen Stein, worin fünf Buchstaben gegraben waren.

Erni, den die wunderbare Schönheit dieſer jungfräulichen Geſtalt faſt bis zur Anbetung begeiſterte, zweifelte nicht, daß es das Bild einer Heiligen ſei. Er verheimlichte es, ſprach ſelbſt ſeiner Mutter nicht davon, aus Furcht, man werde ihm die geliebte Bildſäule nehmen. Aber den ſchwarzen Stein trug er zum Pfarrer von Wahleren, um doch aus der Inſchrift den Namen ſeiner Heiligen zu erfahren. Dieſer aber las den Namen Helva, ſchüttelte den Kopf, behauptete, es ſei das keine Heilige, und behielt den Stein.

Heilige oder nicht, Erni kniete oft entzückt vor dieſer kindlichſchönen Helva, betete mit Inbrunſt, wie viele Gebete er erlernt hatte; küßte anfangs nur mit Ehrfurcht den faltigen Saum ihres Gewandes; endlich vertraulicher auch das niedliche Köpfchen, trotz der Hoheit und Würde in deſſen Miene. Die Schönſte der ſchönen Guggisbergerinnen hatte ihn nie ſo gerührt, wie zierlich ſie ſich auch das bunte Tuch ums Haupt ſchlangen, und wie roſenfarben die Knie unter dem Saum ihres kurzen Rockes hervorſchimmern mochten. Er hatte das gefährliche Alter von 25 Jahren erreicht, ohne zu wiſſen, wo ſein Herz in ihm war. Während er die lebendigen Mädchen bisher, die ihn doch den ſchönen Erni nannten, gleichgültig anſah, als wären ſie von Stein gemacht, liebte er jetzt den Marmorſtein in hirtlicher Einſamkeit, als wär' er lebendig. Oft nahm er das zarte Gebild in ſeinen Arm, als könnt' er es erwärmen; und zuweilen glaubt' er den jugendlichen Buſen desſelben ſich heben und ſenken zu ſehen.

So lag er auch einmal im abendlichen Zwielicht an einer zerriſſenen Felswand im Gebüſch, als er mit Erſtaunen zu ſeinen Füßen ein kleines, rauhes Männlein mit ſchneeweißem Haar erblickte. Das lächelte ihn an, und ſagte: „Fürchte dich nicht, denn ich bin Mungg, Helva's Bruder. Gib mir das Bild meiner Schweſter, ich gebe dir dafür die ſchönſte Jungfrau, die im Gebirg wohnt.“

Aber Erni rief mit Grauſen: „Hebe dich von mir! Sonne und Mond beſcheinen nichts, das der Schönheit meiner Heiligen gleicht.“ Der Alte gehorchte und ging lächelnd davon. Aber ſiehe, da kam ein Anderer, kaum drei Schuh hoch, der am Arme einen Korb trug, von Kriſtallen geflochten, angefüllt mit edeln, durchſichtigen Steinen, die alle Farben blitzten. Auch er lächelte freundlich und ſprach: „Fürchte dich nicht, denn ich bin Eiger, Helva's Bruder. Gib mir das Bild meiner Schweſter, ich gebe dir dafür dieſe Demanten, Rubinen und Saphire, köſtlicher, als aller Könige Schatz.“ Doch Erni erwiederte mit Unwillen: „Hebe dich von mir! Sonne und Mond beſcheinen nichts, das an Koſtbarkeit meiner Heiligen gleicht.“ Auch dieſer Alte wandte ſich lächelnd, doch gehorſam, hinweg und verlor ſich im Geſträuch. Erni aber umfaßte die geliebte Geſtalt nur mit größerer Innigkeit in ſeinen Armen, und als wollt' er den unempfindlichen Stein in ſeinen Träumen beleben, ſchloß er die Augen.

Doch ſonderbar klang ihm ein Ton ins Gehör, rein, durchdringend, zart und weich, wie die Stimme der Harfenſaite im Winde: „Fürchte dich nicht, denn ich bin Helva, die Alpenkönigin. Gib mir das Bild und liebe mich ſelber. Der Menſch ſoll keine Götter haben neben Gott.“

Er öffnete die Augen und wähnte den Himmel vor ſich offen zu ſehen. Das Laub der Gebüſche und Bäume um ihn her ſchimmerte in einem milden Licht, wie es der Tag nicht, aber auch wie es die Nacht nicht bringt. Von allen Seiten erblickte er in dieſem Lichtſchimmer niedliche, wunderſame Mädchengeſtalten, zwar alle nur von der Größe fünfjähriger Kinder, aber nicht in deren unvollendetem Wuchs, ſondern im feinſten Ebenmaß jungfräulichen Gliederbaues ausgebildet. Wie im Himmel der Maler die Engel zwiſchen Wolken, ſchwebten dieſe zierlichen Huldinnen unter den Blüthen der Gebüſche, oder wiegten ſich in anmuthigen Stellun-

gen, ſitzend und gehend, auf den Zweigen derſelben. Aller Gewande fielen verhüllend und faltig weit über die Füßchen nieder; und insgeſammt alle Gewande weiß und doch mannigfach, wie erröthend, erblauend, ergrünend, in andere Färbung hinüberſchillernd. Man konnte ihren Stoff nicht erkennen; es war kein Gewebe; er glich dem Waſſer, wenn es, glänzend und beweglich, über den Felſen, wie ein wehender Schleier, ſchwebend fällt. Jede Einzelne dieſer Jungfrauen war für ſich allein ſo ſchön, daß ihr nichts in ihrer Eigenthümlichkeit vergleichbar ſein könnte; und doch ſtand in der Mitte derſelben die Alpenkönigin, als wäre ſie die Alleinſchöne. Lilien und Nelken, Tulipanen und Roſen, Veilchen und Aurikeln, Hyazinthen und Dalien, alle einzeln ſind bewundernswürdig, und doch prangt im Chor der Blumen die Roſe mit einem Zauber, als wäre ſie die Alleinbewunderungswürdige.

Erni, vor ihr auf den Knien, rief: „Helva, meine Heilige!“ — Sie antwortete: „Heilig allein iſt Gott! Wir ſind Werke ſeiner Hand, wie die Menſchen, wenn auch Weſen anderer Art, denn ſie. Einſt liebt' ich unter den Sterblichen zu wandeln, ihnen ſichtbar und hilfreich, hier am heiligen See, bis ſie das Geſchöpf ſtatt des Schöpfers verehrten. Zertrümmere dies Bild, Jüngling, liebe mich, bete Gott an.“

Er zertrümmerte das Bild und ſagte: „Wie darf ich dich lieben, du Weſen höherer Art?“ Die Jungfrau antwortete: „Wie die Taube, oder das Lamm, oder der treue Hund den Menſchen als ein höheres Weſen liebt: ſo liebe mich; ſo darf ich dich lieben. Kannſt du es: ſo folge mir nach in meine Wohnungen und lebe ohne Sünde bei mir. Ich will dir die ewigen Wunder der Allmacht zeigen. Wehe aber, wenn du der Sünde zufällſt.“

Hier floß ein Schauer durch Erni's Glieder und er fragte: „Was iſt Sünde in deinen Wohnungen?“ — Sie antwortete: „Was ſie im Himmel und auf Erden iſt, Empörung gegen die

Natur, die da ist Gottesgesetz. Darum waltet in den Gesetzen und Kirchen der Menschen des Sündlichen so viel, wegen des Streites mit der Natur; und darum wohnt im Leben der Sterblichen des Leidens so viel. Wenn der Mensch ein Thier auf thierische Weise liebgewinnt, ist er Sünder; und du bist es, wenn du mich menschlich, wie eine menschliche Jungfrau, liebgewinnst; ich warne dich!“

„O du Ueberirdische, wie könnt' ich dich anders lieben, denn als eine Göttlichere?“ rief Erni: „Nimm mich zu dir. Verlaß mich nicht!“

Da legte sie zärtlich ihre Hände auf seine Achseln, und sprach: „Ich liebe dich ja!“ und die Begleiterinnen Helva's umringten freudig, wie schwebend in den Lüften, das Paar, und jauchzten mit süßen Stimmen. Helva neigte aber ihr Haupt zum Haupt des seligen Jünglings, ihre Lippen zu seinen Lippen. Er küßte sie zitternd und doch, als wollt' er ihr ganzes Wesen einathmen und eintrinken. Ihr Kuß aber war wie der Seufzer eines lauen Frühlingslüftchens, ein Hauchen gegen das Innere seines Mundes. Es durchdrang ihn, wie ein zweites Leben.

„Folge mir!“ sagte sie und wandelte gegen eine Spalte der Felswand, in die sie glänzend eindrang. Der Hirt von Helisee zögerte einen Augenblick; aber ungewiß, ob seine Gestalt sich gegen die Spalte verdünnerte, oder ob diese sich gegen ihn erweiterte: er fand Raum und folgte ihr, und Alle von der Begleitung der Alpenkönigin, wie er.

Bald ging die naßkalte Bergluft in glänzende Kristallhöhlen auseinander, und von den Höhlen zogen sich Gänge nach allen Richtungen. Man hörte Quellen rauschen mit melodischem Getön; man sah die hohen Gangwände und Gewölbe von einem prächtigen Geader der Silber-, Gold- und Platina-, der Kupfer- und Zinnstufen durchlaufen. Doch dies Alles erregte Erni's Verwunderung kaum so sehr, als daß Helva und ihre reizenden Gespielinnen hier

nicht mehr klein waren, ſondern hohen Jungfrauen vom edelſten Wuchs glichen, ihm an Größe beinah' gleich. Nur wußt' er nicht zu beſtimmen, ob ſie in dieſer Unterwelt höher gewachſen wären, oder er ſich zu ihrer niedlichen Kleinheit verjüngt habe, weil jeder vergleichende Maßſtab für ihn mangelte.

Als der traumhaft wandernde Zug, wie unter hohen Tempelgewölben von Granit, mit Perlenglanz des Glimmers ſchimmernd, weiter gekommen war, zitterte Erni neben der Alpenkönigin; denn er fühlte zuweilen unter ſeinen Sohlen nur Luft, ſtatt des feſten Bodens. „Fürchte dich nicht, denn ich bin Helva!“ ſagte ſie: „Wo die Luft dichter wird, ſchwimmt zuletzt das Schwere in ihr, als Leichtes, wie im Waſſer das Holz!“ Und bei dieſen Worten ſchlang die Schöne des unterirdiſchen Reichs ihren Arm um ihn, drückte den Jüngling ſanft an ihre Bruſt und hauchte ihm zärtlich ihren Kuß an. „Fürchte dich nicht!“ ſagte ſie am Ausgang der Felſen, wo ſich ein unendlicher Abgrund nach unten und nach oben vor ihnen zeigte: „Wir ſtehen am hohlen Innern der Erdenwelt!“ Damit drückte ſie ihn noch einmal an ihre Bruſt und ſtürzte mit ihm in das unempfindbare Leere, in das ſtille Nichts hinein, wie in einen Nachthimmel. Aber in der Tiefe drunten, wie oben in der Höhe funkelten bläuliche, röthliche, weißliche Lichter, wie Millionen Sterne; es war nicht hell, und doch heiter. Und Helva's Geſpielen gaukelten im eigenthümlichen Lichtglanz mit Geſang durch dieſen Sternenhimmel, wie wunderbare Meteore. Erni's Herz pochte nicht mehr furchtſam, aber ſelig, indem er wie Helva ihn, ſo er ihren Göttinnenleib mit ſeinem Arm umwunden hielt.

Unerwartet fand ſich wieder feſtes Land. Und wieder traten ihnen Säulenhallen entgegen, hochgewölbt und erleuchtet, als wären ſie ſelber aus Strahlen gebaut. Als man nach geraumer Zeit im weiten Bogengang dahin gekommen war, wo zur Linken und Rechten breite Kriſtallſtraßen ausliefen: ſagte Helva: „Siehe,

links führt der Weg zur Wohnung Munggs, meines Bruders; rechts zum Palaste Eigers, meines Bruders; mitten inne mein jungfräuliches Gemach, das dich beherbergen wird. Es ragen unsere ewigen Häuser über die Länder der Menschen hinweg bis zu den Wolken des Himmels; und unsere Dächer sind aus ewigem Eise gebaut. Zieh' nun ein in meine Hallen, o mein sterblicher Liebling; mir hat sie mein Vater errichtet und ausgeschmückt; mein Vater, der Allerregende, Allbewegende; Jol, der Sohn Aethers, Jol, das ewige Licht!"

„So wahr ich lebe!" unterbrach mich hier der Professor, indem er eine Prise nahm: „So wahr ich lebe, da haben wir eine Mythe, eine schweizerische, so prächtig, wie irgend eine orientalische!"

„Aber schweigen Sie doch!" rief Tante Martha unwillig: „Da ist von Ihnen recht irdisch ins Heiligthum des Unter- oder Ueberirdischen eingebrochen. Eben jetzt vielleicht kömmt das Beste."

„Ei was," schrie Gubert: „das Beste ist überall nicht Farbenprunk der Phantasie, sondern der darin eingekleidete Geist. Hören Sie doch, ein Mythos ersten Ranges, sag' ich! Merken Sie denn nicht Helva's Volk, die Helvetier, Helva, und die Elfen mit ihr, die nordischen Alfa, Berggeister! Das celtische Alp, weiß; Alpen; Helva! Merken Sie denn nicht die Paläste des Geschwisters am Grindelwald und Staubbach? Das Haus der ewigen Jungfrau zwischen Eiger und Mungg. Mönch sagen wir heute, aber ich behaupte, grundfalsch. Der Berg und sein Name bestand früher, als jedes Kloster. Mungg heißt noch heut' im uralten Deutsch der Bergkantone das in der Gletschernähe hausende Murmelthier. Und nicht zu vergessen, Helva, die Tochter des Lichts, des alten Jols, dessen Namen und Säulen heute noch aus der Urzeit der Julierberg Rhätiens trägt, des Sonnengottes

vom celtiſchen Alterthum, des Frühlingbringers, dem noch heute in vielen Thälern der Alpen und des Jura das Schweizervolk aus alter Sitte entgegenjolt!“

„Ach, Sie machen mich durch Ihre begeiſterte Gelehrtheit ganz böſe!“ ſagte Cöleſtine verdroſſen: „Ich möchte lieber wiſſen, ob der ſchöne Erni — — —“

„Die ſchöne Helva menſchlich lieben werde?“ fiel ihr Wunibald lächelnd ins Wort.

„Ich wette,“ ſchaltete der Profeſſor ein: „der ſchöne Kühhirt von Ellisried hat ſo wenig, als Homers göttlicher Sauhirt von Ithaka, ein Wort aus Plato's Seelen- oder Geiſterliebe gekannt.“

„Ich bitte,“ ſagte Cöleſtine zu mir, „erzählen Sie doch weiter; ſonſt verlier' ich allen Zuſammenhang.“

„Ich habe ihn ſelbſt ſchon verloren,“ antwortete ich: „oder weiß keinen andern, als den zwiſchen Anfang und Ende, die in dieſer Sage, oder Fabel, oder Mythe ziemlich nahe beiſammen liegen. Hören Sie alſo den Beſchluß.“

Man erzählt, Erni hab' ihm Palaſt der Jungfrau unausſprechliche Seligkeiten genoſſen; doch Niemand weiß, wie ſie beſchaffen waren, eben weil ſie nicht ausgeſprochen werden konnten. Auch ſoll ihm durch den Anhauch der Alpenkönigin zu ſeinen fünf Sinnen ein ſechster aufgeſchloſſen worden ſein, alſo, daß er, wohin er ſich in der Welt mit ſeinen Gedanken verſetzte, Alles vernahm, was daſelbſt wohnte und geſchah. Ihm zeigte Eiger, der Bruder Helva's, das Spiel der Stoffe und Kräfte; wie ſich unſichtbare Gaſe in Spathe, Kriſtalle und Erze verkörpern; zeigte ihm die ungeheuern Seen der Unterwelt, aus welchen die Hunger- und Maibrunnen, wie die unvergänglichen Quellen der Oberwelt rinnen; desgleichen die wunderſamen Werkſtätten, in denen die Heilwaſſer

und heißen Quellen bereitet werden, oder die Erdbeben ſich entwickeln. Hier war eine andere Welt, eine andere Schöpfungspracht, eine andere Naturgröße, als droben auf der Erdoberfläche. Aber die Schratten und Elfen genoſſen beide keine gewöhnlichen Speiſen. Doch in der Oberwelt, wo ſie ſich oft ergehen, bedürfen ſie anderer Lebensweiſe und Nahrung. Mungg, der Bruder Helva's, zeigte dem ſchönen Erni, auf den Giebeln der Gletſcher, die Heerden ſeiner Gemſen, Steinböcke, Murmelthiere, die Neſter ſeiner Steinadler und des übrigen Gewildes der Höhen, die den Schratten und Elfen droben zur Luſt und Speiſe dienen.

Jeden Tag fragte die reizende Alpenkönigin ihren Liebling: „Wie gefällt es dir bei uns?“ Und jeden Tag antwortete er: „O, daß ich ewig bei dir wohnen könnte!“

„Armer Sterblicher,“ ſagte ſie, „du biſt, als unvollkommenes Geſchöpf, weit ſchnellern Veränderungen unterworfen, denn wir, auf höhern Stufen in der Reihe der Weſen. Dein Jahr iſt unſer Tag. Dein Wohnplatz auf der Erdenrinde draußen mit allen ihren Ländern und Weltmeeren, allen Paradieſen und Wüſten, iſt nur eine kleine Abtheilung unſers eigenen Wohnplatzes, der das Aeußere wie das Innere des Weltalls in ſich faßt. Alles iſt drinnen wie draußen belebt; Alles ewig in der Stadt der Unendlichkeit; nirgends Tod des Weſenden, weil in Gott kein Tod iſt.“

„Ach!“ ſeufzte Erni: „daß du eine Sterbliche wäreſt, oder daß ich wäre wie du!“

Helva antwortete ihm: „Dein Wunſch iſt menſchlich-verwegen, und dünkt mich närriſch. Was würdeſt du von deinem treuen Haushund ſagen, wenn er verlangte, Gott ſolle dich zu ſeines Gleichen umſchaffen? Und wie das Thier, traumhaft und trübe in ſeinen Vorſtellungen, zum Menſchen ſteht: ſo ſteht der Menſch mit ſeinem Witz und Scharfſinn, trüb und traumhaft, zu uns. Sein Geiſt blickte unter ſich in die Tiefen der Natur, oder über ſich.

in das Ueberirdiſche, überall findet er Dunkelheiten, unentwirrbare Räthſel; und, ſtatt der Erkenntniß, bleibt ihm nur Ahnen und Glauben. Wir aber, wenn wir durch die Abſtufungen der Seelen, des Lebens, der Naturkräfte und Stoffe hinunterſchauen, erkennen mit Klarheit, und freuen uns des Wiſſens, wo der Sterbliche nur Ahnung in ſich trägt. Doch auch für uns, wenn wir über uns in Glanz und Herrlichkeit des Gottesreichs ſchauen, bleibt dann nur ſtilles Ahnen übrig, und auch wir erkennen, wie tief wir daſtehen!“

Der ſchöne Erni verſtand vom Allem, was ſie ſagte, keine Silbe; auch bekümmerte ihn das wenig. Er achtete nur auf die lieblichen Bewegungen der Lippen, wenn ſie ſprach; auf das heilige Erglänzen ihrer Augen; auf das zärtliche Lächeln, welches in ihrem Antlitz, wie ſichtbare Seligkeit, wohnte. Dann empfing er ſie mit ſeinen Armen; dann küßte er dieſe Lippen, dieſe Augen, dieſes Lächeln, und er wußte ſelbſt nicht, wie ihm dabei ward; er wußte nicht, daß er ſeine Heilige jeden Tag menſchlicher liebte. Und wie konnte er anders, der Arme!

Immer wandelte er bei ihr; immer blühte ſie reizender vor ihm. Nur jeden Tag eine einzige Stunde entfernte ſie ſich vom ihm, um, wie ſie ſagte, ein Bad zu nehmen. Dahin durfte er nicht folgen.

Fünf Tage lang zwar überwand er ſich, aus Furcht vor Helva's Zorn, ſogar nicht einmal an die Badegrotte zu denken. Aber am ſechsten Tage verſetzte er ſich in Gedanken dahin; er war dieſer Gedanken und ihrer wilden Sehnſucht nicht länger Meiſter. „Was ich denke, kann ſie nicht wiſſen!“ meinte er, und: „Denken iſt noch keine Miſſethat!“ ſetzte er hinzu.

Da fand er ſich, wie im Traume, auf dem Weg zur Grotte, und vor derſelben einen feuerfarbenen Vorhang; aber durchaus ſah er nicht, was hinter demſelben vorging. Nun erſt bedachte er, daß er mit Hilfe ſeines ſechsten Sinnes zwar alles Irdiſche, jede

Gegend, jedes Treiben und Thun von Menſchen und Thieren gegenwärtig zaubern konnte, aber nie war er fähig, der abweſenden Schratten und Elfen Arbeit und Leben zu beobachten. Das machte ihn nun traurig. Er ſaß betrübt und ſtill da, als die Alpenkönigin wieder zu ihm trat, liebenswürdiger, denn er ſie je geſehen. Sie bemerkte ſeinen Kummer. Sie fürchtete, ihn quäle Langeweile und Heimweh zu den Menſchen. Sie beugte ſich liebkoſend über ihn nieder, und ſchmeichelte ihm voll des zärtlichſten Mitleids. Doch dieſe Liebkoſungen, ſtatt die geheime Gluth ſeines Innern zu löſchen, fachten ſie nur gewaltiger an.

Und, als Helva am ſiebenten Tage wieder zur heiligen Grotte gegangen war, vermochte er's nicht länger über ſich. Er ſchlich ihr nach. Er ſtand an dem feuerfarbenen Vorhang. Er zitterte. Er bewegte die Strahlendecke zurück und ſah in das Heiligthum, wo die ſchöne Helva im Bade ſaß. Aber dies Bad war nur ein roſenfarbenes Gewölk, in welchem die Jungfrau, zur Hälfte eingetaucht, ihm ihren alabaſterweißen Rücken zukehrte, während zwei dienende Elfen einen aus dem Gewölk hervorgeſtreckten Fuß ihrer Königin küßten. Dies Füßchen, welches er noch nie unter dem langen, faltenreichen Gewande geſehen hatte, war kein gewöhnlicher Mädchenfuß, ſondern ging ſonderbar, wie ein Fächer, auseinander mit Schwimmhaut und glänzenden Federn.

Die Elfen erblickten den ſündigen Sterblichen und ſchrien voll Grauſen laut auf, tauchten ihre Hände in das Roſengewölk und ſprengten ihm davon entgegen. Es fuhr ihm in die Augen wie ſtechende Funken. Er ſah nichts mehr. In ſeiner Blindheit taumelte er mit Entſetzen zurück und her und hin. Um ihn war ein Donner und Toben, als bräche das weite Weltgebäu über ſeinem Haupte zuſammen. Er ſchwankte zitternd und ſtürzte endlich nieder. Zum Glück aber fingen ihn zwei Arme auf, und eine rohe Männerſtimme ſprach: „Taugenichts, wo ſchwärmſt du ſeit ſieben

Jahren herum, und kömmſt nun, elender denn ein Bettler, nach Ellisried zurück in dieſen Kleidern, die verfault und verweſt ſind?“

„Wer biſt du! Ich ſehe dich nicht. O ich bin blind!“ rief Erni.

„Ich bin der Bruder deiner Mutter, die vor Gram und Herzeleid vor ſechs Jahren geſtorben.“

Da weinte Erni bitterlich und ließ ſich ins Dorf führen. Die Mädchen erkannten den ſchönen Erni nicht mehr; er glich einem hagern Geſpenſt. Und wenn er von den außerordentlichen Dingen erzählte, die ihm begegnet waren, wollte man ihm kaum glauben. Er aber ſeufzte immer den Namen Helva's, verſchmähte Speiſ' und Trank, und ſtarb am dritten Tage mit dem Seufzer: Helva!

„Herr, rief der Profeſſor, als ich endete: „Sie müſſen, ich beſchwöre Sie, dieſe Sage zu Papier bringen; ich laſſe ſie von einem unſerer alterthümelnden Landespoeten ins Versmaß der Nibelungen bringen, und werde ſie, von einem äſthetiſch-philoſophiſch-mythologiſch-philologiſch-hiſtoriſchen Commentar begleitet, in die Leſewelt hinauswerfen.

„Schön,“ rief Wunibald: „Vereinigen Sie ſich beide, ich erbitte mir indeſſen von Fräulein Cöleſtine einen Commentar über die geheimnißſchwere Verheißung: „Ich will Ihnen auch recht gut dafür ſein.“ Das Dafür hab' ich gegeben!“

„Sehen Sie, ſehen Sie!“ rief Cöleſtine haſtig, zeigte mit der einen Hand zum Fenſter und ergriff mit der andern ihren Mantel, indem ſie zur Thür ſprang: „Der Nebel iſt verflogen. Die Sonne ſteht am Untergang!

Damit war ſie zur Thür hinaus; die Tante ihr nach. Wir Andern fanden nichts zweckmäßiger, als ihnen in Wind und Wetter auf die Höhe zu folgen.

Die isländischen Briefe.

1.

Frau Stoben besaß das schönste Landgut in der ganzen Gegend. Sie liebte sonst Einsamkeit; aber seit vier Wochen war ihr Schloß der Sammelplatz der frohen Welt. Ein Festtag verdrängte den andern. Frau Stoben schien sich in dem fröhlichen Getümmel zu verjüngen. Aber nicht Feste, Kränzchen, Bälle waren es, was ihr Herz erquickte. Die hätte sie immer haben können; sie gehörte zu den reichsten Eigenthümern im Lande.

Nein, sie war mehr als reich; eine zärtliche und glückliche Mutter. Ihr Sohn Theodor war von seinen Reisen zurückgekommen. Drei Jahre lang hatte sie ihn nicht mehr gesehen, sogar gefürchtet, seine Reiselust möchte ihn verführen, nie wiederzukehren; denn keine andere Leidenschaft schien das Herz des jungen Mannes zu rühren, als der Hang, fremde Länder, ferne Völker zu sehen. Darum erschöpfte sie sich in Erfindungen, ihm den Aufenthalt in den väterlichen Gütern lieb zu machen; ihn mit allerlei Banden an die Heimath zu fesseln. Aber die rauschenden Freuden, die glänzenden Zerstreuungen waren nicht vonnöthen; gewaltiger als Alles zog ihn das milde Mutterherz an sich. Ein solches Herz hätte er nicht wieder gefunden unter allen Zonen, bei den Menschen schwarz und weiß, olivenfarbig und kupferroth.

„O Mutter, liebe Mutter, ich bin ja glücklich!“ rief er manchmal, und küßte mit Inbrunst die theure Hand, welche ihn erzogen hatte: „Ach, wer so geliebt wird, so innig, so rein, der soll nichts mehr wünschen. Ich verlasse Sie gewiß nicht!“

Und ob er ihr gleich es tausendmal versicherte, blieb sie doch immer Zweiflerin. „Noch fesselt ihn der Reiz der Neuheit; aber wenn ihm nun dies Alles alt wird — dann sehnt er sich weiter.“ So dachte sie im Stillen. Und was sie von ihm sah und hörte, vermehrte ihren Verdacht. Wie sollte sie sich's auch erklären, daß er, sonst still und einförmig in der Unterhaltung, lebendiger ward, wenn das Gespräch über unbekannte Völkerschaften rollte? — wie sich's erklären, daß er aus der ganzen Bibliothek des Herrn Magister Habakuk, dermaligen Pfarrers im nächsten Dorf, nur einige Reisebeschreibungen zum Lesen wählte, und die besten Predigten, moralischen Betrachtungen, Geschichten aus der alten und neuen Welt unbetastet ließ?

Seit einigen Wochen wohnte auch Therese, ihre einzige Tochter, bei ihr. Diese war an den Landrath Kulm verheirathet. Die jungen Eheleute hatten der Mutter Gebot gehorcht, und waren aus der Residenz gekommen, fünfzehn Meilen weit, um die allgemeine Freude zu theilen. Beide wetteiferten, der Mutter geheime Sorgen zu mildern.

„Lassen Sie ihn heirathen!“ sagte der Landrath: „dann bleibt er gewiß. Nichts fesselt mehr an Herd, Vaterland und Menschheit, als eine glückliche Ehe. Der Hagestolz gehört Niemanden, ist ein Weltbürger, ein ewiger Jude, ohne Rast, immer auf Reisen und ohne Ziel.“

„Wenn er sich nicht in eine schöne Lappländerin verliebt hat,“ setzte Therese hinzu, „so wird's uns hier nicht fehlen.“

„Aber denkt doch, Kinder!“ seufzte Frau Stoben: „er hat seit vier Wochen alle Jungfrauen der weiten Nachbarschaft gesehen,

und an allen ging er wie an Tapetenbildern vorbei. Er ist zuweilen tiefsinnig; will man ihn gesprächig machen, muß man von seinem Norwegen reden."

„Tiefsinnig ist er?" fragte Thereſe: „Weißt du nicht, ob die Lappländerinnen schön sind?"

„Allerdings," antwortete der Landrath, „für die Leute, die gern Thran trinken."

2.

Frau Stoben bewahrte die bedenklichen Worte des Schwiegersohns im Gedächtniß, und rollte die Phraſe lange-herum, und suchte an diesem Zwirnknäuel den Faden, und fand ihn nimmer.

„Wer sind aber die Leute, die gern Thran trinken?" fragte sie. „Sie drücken sich für eine alte unbelesene Frau zu verblümt aus, Herr Sohn."

„Es sind Lappländer, Frau Mutter!" entgegnete er, und warf lächelnd den Kopf zurück.

„Müssen's denn aber nur Lappländer sein, die den Thran lieben?" fragte Thereſe.

Der Landrath lächelte. „Du hast Recht. Es wandeln der Thransäufer viel unter uns."

Frau Stoben war nicht beruhigt. Sie begab sich in ihr Zimmer. Sie ließ den Amos holen, ihres Sohnes mehrjährigen treuen Diener und Reisegefährten.

„Sage mir, Amos," hub sie an, und legte traulich ihre Hand auf seinen Arm, „du kennst deinen Herrn. Du kennst ihn besser, als ich. Du sahest ihn täglich seit vielen Jahren, in denen er für mich verloren war."

„Gesehen und gesprochen!" entgegnete Amos.

— Du warst mit ihm in Lappland.

„Ja, bei Gott, das war dort ein Leben. Ich meinte manchmal, wir wären bei den Unterirdiſchen.“

— Und was that dein Herr?

„Er war nicht von der Stelle zu bringen. Er kroch in ihre Hütten, woneben unſere Schweinſtälle herzogliche Schlöſſer ſind; und fuhr in ihren Schlitten, worin ich oft gefroren lag, wie ein Baumſtamm.“

— Und, das weißt du gewiß, ſind die Lappländerinnen ſchön?

„Daß ich's nicht rühmen könnte, ausgenommen . . . . .“

— Ausgenommen?

„So in ihrem Sündenjahr, wo auch der Teufel Reiz hätte, wenn er jung wäre.“

— Liebte dein Herr den Thran?

„Wie meinen Sie das, Frau?“

— Ob er ihn trinken konnte?

„Ei, behüt' uns Gott! kein Tropfen über ſeine und meine Zunge!“

— Biſt du redlich?

„Setzen Sie ihm zur Probe die Thranflaſche vor.“

— Und als er ſich zur Heimkehr entſchloß, bemerkteſt du an ihm keine Unruhe, keinen Mißmuth? War er ganz zufrieden? ging nicht ſeine Seele zurück in das fremde Land, während ſein Vaterland ihm näher kam?

„Sie haben's getroffen, Frau Stoben. — Er war manchmal gar unluſtig, und war dann kein Auskommens mit ihm. Er bereute, die Inſel Island oder wenigſtens nicht einmal Grönland geſehen zu haben; Island aber lief ihm beſonders im Kopf herum. Da hat ihm ein gewiſſes Frauenzimmer das Herz warm gemacht.“

— Wer war's auch?

„Ich weiß nur, daß es Edda hieß.“

— War die Perſon ſchön?

„Habe ſie eigentlich ſo nicht von Angeſicht gekannt.“

— Seufzt er wohl noch zuweilen nach der Inſel Island?

„Gerade geſtern. Gelt, Herr, ſagt' ich, hier iſt's doch, unter uns geſagt, beſſer als in der Inſel Island? Und wenn mich die Herren in Island zum Kaiſer machen wollten, ich machte ihnen einen Bückling und ließe ſie laufen. Da brummte mein Herr verdrießlich und ſagte: „und es ärgert mich doch zeitlebens, ſo nahe und nicht dort geweſen zu ſein.“

— Du ſollſt ihn nie an die Inſel Island erinnern.

„Ei, wenn ihn nicht die Edda erinnert, ich, für meine Perſon, hüte mich wohl!“

— Iſt die Edda verheirathet oder unverheirathet?

„Das will ich weder mit Ja, noch Nein betheuern. Aber, ich vermuthe, er bekommt zuweilen Briefe von ihr. Sie muß ihm mitunter gar rührend ſchreiben. Ich kann nicht leſen, aber ich kenne ihre Briefe am Umſchlag, und am Siegel. Da iſt ein Altar mit einer Flamme darauf, wie in der Bibel, wo Abraham den Iſaak opfern will. Und dann, wenn er ſolchen Brief erhält, ſieht man ihm Freude aus allen Mienen glänzen, und treten ihm wohl helle Thränen ins Auge. Hätte ich in der Schule leſen gelernt, ich ließe mir gewiß Briefe aus Island ſchicken.“

— Erhält mein Sohn auch jetzt noch isländiſche Briefe?

„Ei, lieber Himmel, freilich. Noch letzten Sonntag hat er einen empfangen. Darum war er den ganzen Tag ſo vergnügt, als hätt' ihm der Schuſter Sprungfedern unter die Sohlen genäht. Ja, meine liebe Frau Stoben, das muß ich nun ſelbſt geſtehen, Island iſt ein prächtiges Reich; nur auch nach den Briefen zu urtheilen. Könnt' ich leſen, ſo müßten es mir isländiſche Briefe ſein, oder keine. Und man hat ſie hier zu Lande ſpottwohlfeil. In Karlskrona mußt' ich für einen Brief gerade ſo viel baare

Gulden zahlen, als hier Kreuzer. Es iſt bei uns aber auch mit dem Poſtweſen beſſere Einrichtung, als in Norwegen und Lappland.“

Frau Stoben entließ den plauderhaften Amos. Ihre Seele war tief betrübt. Sie hatte nur zu viel erfahren. Die isländiſchen Briefe zerſtörten ihren Frieden.

3.

Thereſe erfuhr von der guten Mutter zuerſt das Geheimniß von der Inſel Island. Sie wählte den nächſten Weg, das Räthſel zu löſen. An einem lieblichen Morgen ſchlich ſie zu ihrem Bruder aufs Zimmer. Theodor ſprang ihr entgegen. Sie ſank an ſein Herz.

„Und du bleibſt nun gewiß bei uns?“ fragte ſie.

— Gewiß.

„Biſt du frei? zieht dich kein anderer Magnet?“

Theodor wurde roth. Thereſe hielt ihn feſt in ihren Armen. Ihr Blick drang tief in ihn. Er ſchlug die Augen nieder und lächelte.

„Du haſt ſchon geantwortet!“ ſagte ſie.

— Aber was denn? ich verſtehe dich nicht.

„Ich deſto beſſer dich. — Du liebſt! — Ich weiß es.“

— Du willſt ſpotten.

„Gewiß nicht. — Warum aber nahmſt du deine Dame nicht mit dir?“

— Welche?

„Die ſchöne Briefſchreiberin in — wie heißt die Inſel? Island, glaub' ich. — Beichte nur. Ich bin ja ein Weib. Ich habe auch geliebt, ohne deswegen nach Lappland zu reiſen.“

Theodor ſah ſeine Schweſter mit großen Augen an.

„Nicht doch, Theodor, ſpiele mir nicht den Geheimnißvollen. Die Mutter, wir alle wollen dich glücklich wiſſen. Du liebſt. Wohlan, mache dein Mädchen zum Weibe. Ich ſtehe dir bei. Nur

entſchlage dich der unſeligen Sehnſucht nach Island. Die Mutter ſtürbe vor Kummer, und ich überlebte ihren Verluſt gewiß nicht. Theodor, du warſt ein guter Sohn immer, ein guter Bruder! — Sieh' mich an; willſt du es nun nicht mehr ſein? — Sage mir, du liebſt? Nicht ſo?"

— Ich weiß nicht.

„Das wäre mir luſtig. Der junge Herr weiß nicht einmal, ob er liebt? — Ich weiß es aber beſſer. Wenn ich dir zum Beiſpiel ſo ein Briefchen vorhielte, geſiegelt mit einem flammenden Altar? — würdeſt du noch einmal roth?"

Er ward es, indem ſie ſprach. Sie küßte ſeine glühende Wange lächelnd.

— Ach, Thereſe, es iſt am Ende eine Poſſe.

„Was denn?"

— Die Liebſchaft, von der du ſprichſt.

„O, ihr Herren der Schöpfung, was wäre euch nicht Poſſe, wenn ihr mit uns armen Weibern verkehret?"

— Du wirſt mich auslachen, wenn ich dir's ſage.

„Ich will fromm ſein."

— Du ſollſt Alles wiſſen. Du wirſt lachen, Thereſe. Ich ſelbſt fühl' es, das ganze Ding iſt abenteuerlich, romanhaft, närriſch.

„Für einen Liebhaber biſt du beinahe zu vernünftig. Eine Liebe, die nicht ins Abenteuerliche, Romanhafte, Närriſche hineinſpielt, iſt keine Liebe mehr. Alſo nur hervor mit der Geſchichte? — War nicht meine Liebe mit dem Landrath auch ein Mährchen aus der andern Welt?"

— Ich will dir's erzählen. Du ſollſt mir Rath geben. Vielleicht kennſt du das Mädchen.

„Sie muß nur nicht in Island daheim ſein."

— Nein, Thereſe, im Städtchen Grauenburg.

„Wo liegt das? — doch nicht in Norwegen?"

— Dreißig Stunden von hier! fünfzehn Stunden von der Hauptſtadt.

„Und wo haſt du ſie angetroffen?“

— Nirgends!

„Nirgends? ſo kennſt du ſie nicht.“

— Doch, ſehr genau. Sie iſt ein Engel!

„Nun, das verſteht ſich; hoffentlich aber noch ohne Flügel. Sie wohnt wenigſtens noch in unſerm irdiſchen Jammerthale?“

— In Grauenburg. Ihr Herz, ihr Geiſt entzücken mich. Sie iſt übrigens nicht ſchön, nicht reich.

„Nicht ſchön? — Du biſt nicht bei dir. Du haſt ſie ja nirgends angetroffen. Und wenn deine Donna nur Ideal iſt: ſo liegt's an dir, oder deiner Phantaſie, daß es nicht ſchön iſt. Alſo weiter!“

— Sie iſt blaß und pockennarbig.

„Um des Himmels willen, du haſt ſie ja nirgends geſehen.“

— Nirgends. Aber dies hier iſt ihr Bildniß.

Theodor zog ein Gemälde auf Elfenbein aus dem Buſen.

Thereſe beſah es lange. Der Bruder hatte Wahrheit geſprochen. „Der Geſchmack iſt verſchieden,“ ſagte ſie, „und zuweilen wunderlich, Herr Bruder. Schön iſt deine Heilige gewiß nicht; aber ſie hat doch einen Zug Gutmüthigkeit. — Und da in das Bild haſt du dich ohne Umſtände verliebt?“

— Nein, nicht ins Bild. Aber . . . ſetze dich her aufs Sofa. Es iſt noch früh. Wir können ungeſtört reden. Du biſt verſchwiegen.

„Wie ein Fiſchchen.“

4.

Sie ſetzten ſich. Theodor erzählte.

„Als unſer Vater geſtorben war, nun ſind's vier Jahre, ſchrieb ich zum Troſt der Mutter und unſerer das Gedicht: „Todten-

opfer," und die Muſik dazu. Es ward gedruckt, nebſt den Klavier-noten. Sechs Monate ſpäter erhielt ich einen Brief. Er kam von einem Mädchen, unterzeichnet Ottilia Wangen. Du mußt den Brief ſelbſt hören, um das Mädchen nicht falſch zu beurtheilen."

Theodor holte eine Brieftaſche. Er zog das Schreiben heraus.

„Mein Herr!

Es iſt vielleicht unanſtändig, daß ich Ihnen ſchreibe. Verzeihen Sie es aber einem Mädchen, welches diesmal das Gebot des Schicklichen über die Pflicht der Erkenntlichkeit vergißt. Sie haben mir mein Leben gerettet. Mein Vater, mein theurer Vater iſt mir geſtorben. Ich liebte ihn zu ſehr. Ich ward krank. Mein Geiſt litt. Die Aerzte fürchteten, daß meine Gemüthsverwirrung unheilbar bleibe. Meine Seele lebte in ſchwarzen Träumen. Ich wandelte durch zerſtörte Welten gegen ein fernes Morgenroth, welches ich nie erreichte. Ich habe viel gelitten. Was außer mir geſchehen damals, weiß ich nicht Die Geſtalten, ſo mich umgaben, ſchwebten wie irrende Geiſter vor mir, die mich feſſelten, daß ich das heilige Licht der beſſern Welt nicht erreichen ſollte.

„Und ſo einsmals in meinen Schmerzen hört' ich Saitentöne und Geſang dazu. Ich will's Ihnen nur ſagen, es war Ihr Todtenopfer. Ach, Sie haben auch einen guten Vater verloren, und haben empfunden, wie ich empfunden habe. Die Gewalt der Muſik, ich meinte, ſie ſtieg aus dem Himmel, bezwang mich. Ich zerfloß in Thränen; und wie die Thränen fielen, thaute unter der Wärme Ihrer Klagen mein Herz auf. Und die Winterwelt meiner Träume löſete ſich. Es ward heller, das Morgenroth ſtrahlte näher um mich. Die irrenden Geiſtergeſtalten verwandelten ſich in meine weinenden Verwandten. Ich verlor mich in heftigen Fiebern, und bin durch leichte Mittel geneſen.

„Aber Sie, mein Herr, haben mich gerettet. Ihr Todtenopfer rief meine Seele zurück aus den Mitternächten des ſtummen, drücken-

den, verzehrenden Wahnſinnes. Oft hat man nachher daſſelbe Lied wiederholt — ich bin in meiner Wehmuth glücklich. Ich lebe nur unter Ihren Tönen, in Ihren Gedanken. Vielleicht iſt's ein neuer Wahnſinn. Aber ſei's denn auch. Mein Vater verdient nicht weniger. Ach, läge mein Staub gedrängt an ſeinem Staub!

„Dies ſind die erſten Zeilen, die ich ſeit faſt einem Jahre ſchreibe. Ich hab' ein Gelübde gethan. Jetzt iſt's erfüllt. Ich danke Ihnen. Verzeihen Sie mir nun.

Ottilia Wangen.“.

5.

„Gar nicht übel!“ ſagte Thereſe lächelnd. „Wir Weiber hätten allenfalls bei ſolch einem Brief gutmüthig mitgeweint. Ihr aber, mit der ſtarken Seele, ihr philoſophirt anders.“

— Eine Artigkeit lockt die andere. Konnt' ich auf das Schreiben eines ſo lieben, empfindungsvollen Geſchöpfes ſchweigen? Ich antwortete. Ich klagte mit ihr. Ich tröſtete ſie und mich. Das veranlaßte von ihr eine kurze Antwort. Ich ſchrieb zurück. Wir verwickelten uns unvermerkt in ſo viele Fragen und Antworten, daß wir kein Ende für den Briefwechſel fanden. — Ohne uns zu kennen, gewannen wir einander lieb. Jeder neue Brief war ein neuer Schritt zum Vertrauen. Unſere Geiſter berührten ſich, und ſchloſſen eine Verbindung, die mit allen gewöhnlichen Verhältniſſen des Lebens unverwandt war. Für uns war keine Erde, keine Konvenienzenwelt, keine Sinnlichkeit, kein Nebenintereſſe, keine Leidenſchaft, keine Eiferſucht. — Wenn die Bewohner des Himmels ſich lieben und ihre Empfindungen einander bekennen: ſo lieben und empfinden ſie nicht reiner, wie wir.

„Es iſt wahr, dieſer geiſtige Umgang, die reine Seelenliebe hat mit dem, was die Welt unter die Rubriken Freundſchaft,

Liebe, Geſelligkeit u. ſ. w. nimmt, gar nichts gemein. Sie iſt etwas Ungewöhnliches, und eben daher, wie du ſagen wirſt, etwas Romanhaftes. Sei es auch. Kein Name ehrt oder entehrt. Jeder empfindet nach ſeiner Art, und nennt nach ſeinem Sinn."

— O Thereſe, dieſe unbekannte Ottilia hat mir den Sinn und die Empfänglichkeit für den Reiz alles Bekannten genommen. Ich habe der Mädchen viele kennen gelernt, aber keines mochte einen Augenblick lang mich meiner Niegeſehenen vergeſſen machen. Was fand ich auch überall? — Weſen, mehr Fleiſch und Bein, als Geiſt; ihre Liebe iſt, was die Phantaſie in Flammen ſetzt und das Herz verkohlt, wenn Hymen kaum eingekehrt iſt. Weſen, die nach der erſten Liebe noch aus Gefallſucht lieben, und mehr an die Equipagen, als an das Herz des Mannes denken; Weſen, die ...

„Die um kein Haar ſchlimmer und beſſer ſind, als die Männer!" unterbrach ihn die Landräthin: „Ich muß dir nur im Vorbeigehen bemerken, Theodor, daß du ſehr unartig biſt; und daß du nicht vergeſſen mußt, wenn du neben der Schweſter ſitzeſt, daß du bei einem Weibe biſt. Jetzt erlaub' ich dir fortzufahren."

— Ich ſagte aber die Wahrheit.

„Ich auch, liebes Kind. Du liebſt, und liebſt ein Phantaſiebild, und keinen Geiſt. Du ſchwärmſt, und machſt eben darum keine Ausnahme von der Legion der Liebenden, die Jahr aus Jahr ein unterm Silbermond ein wenig faſeln. Glaub's doch, Theodor, du biſt kein Engel, ſo wenig als deine heilige Ottilia. Die Menſchen bleiben ſich ewig gleich, treiben ſich alle in demſelben Ring herum, den die gewaltige Natur gezeichnet hat. Was du dir einbildeſt, hat ſich Jeder eingebildet. Jeder glaubt von ſich, er ſei kein Gewöhnlicher; nur er mache die große Ausnahme; nur bei ihm ſei Alles anders. Wir irren alleſammt, nur Jeder irret anders. — Aber was ich dir da predige, verſtehſt du nicht einmal, Herr Philoſoph. Dazu müßteſt du Ehemann ſein."

— Auch du verſtehſt mich nicht. Denke, was du willſt, nur ich kenne Ottilien. Du ſollſt ihre Briefe leſen; du wirſt anders urtheilen lernen. Meinſt du, ich werde Ottilien weniger lieben, ſelbſt wenn ſie ſich verheirathete? — meinſt du, ich werde ihr untreu, wenn ich heut mit einer Andern vor den Altar trete?

„Ich meine, ihr ſchwärmet beide. Schwärmerei iſt ein Gluth, die ſich ſelbſt verzehren muß, die aber der Regen nur anfriſcht, der Wind nur anbläſet. Und ihr habt beide nie ein Gelüſt empfunden, euch zu ſehen?“

— Ich machte die Reiſe ins nördliche Europa. Wir blieben im Briefwechſel. Wir waren ſchon damals die innigſten Freunde. Hier iſt die Abſchrift meines Briefes, worin ich ihr die Abreiſe ankündigte.

6.

Theodor holte den Brief. „Aber er iſt zu lang; ich leſe dir nur das Weſentlichſte daraus, damit du den Geiſt unſerer Freundſchaft erkenneſt.“

— — „So nehm' ich zu der weiten und langwierigen Reiſe keinen Abſchied von Ihnen, liebe Ottilia. Warum Abſchied, da ich Sie nicht verlaſſe? Wir trennen uns nicht, da wir nie beiſammen waren. Ob dreißig, ob tauſend Stunden, ob ein Bach, ob ein Weltmeer zwiſchen unſern Perſonen fließen, unſere Seelen bleiben ſich gleich nahe. Nur den Tauſch unſerer Gedanken, unſerer Empfindungen im Briefwechſel wird die Entfernung erſchweren. Wir verlieren etwas, aber nicht Alles. Wir ſind dennoch gewiß, daß unſere Geiſter unaufhörlich beiſammen ſind, und das Wichtigſte, was ſie einander durch todte Zeichen im Briefe deuten können, flüſtern ſich beide unmittelbar und immer: ich liebe dich!

„Ja, Ottilia, du wunderbares Mädchen, ich liebe dich. —

Ach, laſſen Sie mich doch das einfache trauliche Du wählen, wenn ich zu Ihnen rede. Zum Sie gehören wenigſtens zwei Dinge, weil es eine Mehrheit anſpricht. Das Du wendet ſich nur an ein Einiges. Ich kenne Sie nicht, denn ich habe die Hülle nicht geſehen, die dich, du holde Seele Ottiliens, umſchließt. Ich kann nicht Sie lieben, ich meine nur dich.

„Während ich mich von Ihnen entferne, kette ich mich enger an dich. Ja, Ottilia, ſei wer du willſt, bleibe nur wie du mir erſchienſt. Mir iſt's, als ruf' es eine weiſſagende Stimme, einſt werd' ich Sie ſehen! — wir werden uns ſehen! O, geliebte Ottilia, ich zittere vor dem Augenblick. Faſt wünſch' ich, daß wir uns nie erblickten. Ottilia, wir ſind Menſchen. Bis jetzt waren wir glücklich durch einander; aber wehe, wenn uns unſere Außenſeite nicht gefiele! Wenn uns unwillkürlich die Einbildung betrogen hätte, und wir in unſern Perſonen etwas fänden, was unſern Vorſtellungen nicht entſpräche. Ottilia, ſo zerreißen wir ſelbſt unſer Glück.

„Wir lieben uns. Wir ſind einander verwandt und vertraut, wie Bruder und Schweſter. Wir kennen die geheimſten von unſern Empfindungen. Wir erſcheinen uns gegenſeitig, ohne Schleier, ohne Kunſt, ohne Hehl. — Denke dir, Ottilia, wenn wir nun das erſtemal perſönlich zuſammentreffen, wie dann? — Wir haben uns nie geſehen, wir ſind plötzlich Fremdlinge gegen einander. Ich werd' es nicht wagen, der unbekannten Geſtalt, in der die ſchöne Seele wohnen ſoll, die ich liebe, die mich liebt, nahe zu treten. Das trauliche Du, welches unbefangen der Feder entrinnt, wird auf den Lippen erſterben. Es wird ein anderes ſein, um Berührung der Hände, als um Berührung der Seelen.

„Ottilia, wenn wir uns jemals perſönlich kennen lernen — es wird uns ſein, wie verſtorbenen Lieben, deren Geiſter in einer andern Welt unter andern Hüllen ſich begegnen. Wir werden uns

finden, und nicht erkennen. Spricht aus dieſem Munde die Seele, die ich ſonſt liebte? werd' ich fragen. Wird ſie, die mich liebt und kennt, unter meiner Hülle mich wiederfinden, wie ich vorher war?

„Gewiß, Ottilia, unſer Schickſal, wenn wir es in Verhältniß zu dem aller Andern ſtellen, die ſich liebten, iſt ſeltſam. Wir, zärtlich und treu, ſcheuen mit Recht den Augenblick, welchen alle Andern mit Sehnſucht rufen. Wir ſind Geiſter, die ſich zuſammenfanden, und zittern, daß ſie Körper tragen. — Ottilia, ich mag nicht mehr daran denken — ich werde wehmüthig!“

Theodor ſchwieg. Thereſe lächelte ihn an und ſagte: „Eure Seelenliebe iſt eine ganz allerliebſte Narrheit. — Und wie nahm der Geiſt Ottiliens deine Abreiſe auf? Wurd' er nicht ein wenig böſe?“

— Ich müßte dir da unſere ganze weitſchichtige Korreſpondenz vorleſen. Die Zeit iſt zu kurz, Schweſter, ich will's dir mit einem Wort ſagen, ich will nun hin. Ich will nach Grauenburg. Ich will Ottilien ſehen. Sie weiß nicht, daß ich zurück bin. Sie ſoll's nicht wiſſen. Sie wird mich ſehen, ohne mich zu kennen. Ich nehme einen falſchen Namen an. Ihre Briefe, die ſie noch immer nach Kopenhagen an mich ſchreibt, laufen nicht weiter als nach Leipzig, an meinen Freund Müller, der ſie mir zuſchickt, wie er ihr die meinigen ſendet, die ich noch immer aus Kopenhagen datire.

„Ich merke, eure beiden unſchuldigen Geiſter verſtehen ſich auch auf Intrigue. Aber, mein Herr, ſo weit ſind wir noch nicht, wie du glaubſt. Du haſt mich zu Rathe gezogen über deine geiſtigen Abenteuer. Ich verlange jetzt auch gehört zu werden, und daß du keinen Schritt ohne mein Vorwiſſen thuſt. Du biſt in meiner Gewalt. Du haſt mir die Adreſſe einer Ueberirdiſchen gegeben, du weißt, ich bin boshaft, und kann Briefe ſchreiben.“

— Willſt du meine Verrätherin werden?

„Du haſt das Schickſal aller Großen. Laſſen ſie ſich nicht mehr rathen, ſo müſſen ſie ſich verrathen laſſen. Ich will dir treulich beiſtehen. Aber gehe langſam, um ſicher zu gehen. — Das Glück deiner Tage hängt an dem, was du zu thun eilſt. Du liebſt kein Mädchen, du liebſt dein ſelbſtgeſchaffenes Phantom. Du ehrliche Haut kennſt uns Weiber nicht. Unſer Herz muß etwas zu tändeln haben, das iſt Bedürfniß. Deine ätheriſche Ottilie iſt gewiß daheim ein ganz anderes Ding, als in deinen Briefen, worin man ſchreiben und ausſtreichen kann. Das himmliſche Weſen, das dich mit göttlichem Feuer erwärmt, ißt und trinkt zu Hauſe, wie wir andern Menſchenkinder, und denkt endlich auch ans Heirathen, an den Spiegel, an das Alter, an — — — —“

— Ich bitte dich um Gotteswillen, Thereſe, ich bitte dich — — ich laufe davon.

„Aber glaubſt du auch im Ernſt, daß die gute Wangen aus Luft und Licht zuſammengewebt iſt? Mein Gott, warum ſoll denn ein Mädchen nicht ans Heirathen denken? Es iſt ja ſo menſchlich! — wir wollen nicht zanken. Ich bin aus mehr als einer Urſache neugierig, wie Ottilia die Nachricht von deiner Abreiſe aufgenommen habe. — Lies mir wenigſtens aus ihrem Brief vor, was ſie über dieſen Punkt ſagt.“

Theodor nahm gehorſam das Portefeuille, aber machte ein finſteres Geſicht.

Er las wie folgt.

„— — Sie gehen auf Reiſen, ein, zwei, drei Jahre. Mein lieber Freund, ſo wird unſer kleiner Briefwechſel ſehr ins Stocken gerathen. Ich darf dagegen nichts ſagen; wenn ich aber dürfte, ich würde es nicht. Gewöhnt iſt mein Herz zum Entbehren. Ach, lieber Freund, könnt' ich doch nur Alles entbehren; hätt' ich doch Nichts, wär' ich doch, wo mein guter Vater iſt!

„Ich bin ein armes Geſchöpf, und habe doch noch zuviel! ich

möchte mich von Allem losmachen in dieſer Welt, denn Alles ſteht mir da, mich anzulocken gewaltig, und dann mich zu verwunden. Ich habe nicht mehr Muth genug, etwas lieb zu gewinnen, weil ich nicht Muth genug hätte, es zu verlieren. Ich werde betrogen, oder täuſche mich ſelbſt. Das iſt mein Loos.

„Reiſen Sie glücklich. Sie werden glücklich ſein. Ich bete für Sie. Es iſt ein Gott. — O mein Freund, Sie waren der Engel, der mich aus der Finſterniß geriſſen. Sie haben Ihr Werk vollendet. Ihre Briefe waren reich an Troſt und Lehren. Sie bleiben mir derſelbe, der Sie mir in meinem verdämmernden Wahnſinn erſchienen. Mein Geiſt lehnt ſich müde und ſchweſterlich an den Ihrigen. Was kümmert's mich auch, wer Sie ſind? Schreiben Sie mir ferner, oder nicht — ich weiß doch, daß Sie mein nicht vergeſſen, und weiß, daß Sie mich noch in Ihrer Todesſtunde lieben müſſen, weil kein Grund vorhanden iſt, daß ich Ihnen gleichgültig werden könnte. — Ich werde Ihre Briefe leſen, die ich habe, und dann träumend in die letzten Stunden meines Wahnſinns zurückſinken, — o wie war mir ſo wohl da!“

„Ob wir uns beide auf Erden ſehen, oder nicht ſehen, iſt wohl doch am Ende ſehr einerlei. Wenn wir fern von einander ſterben, ohne unſere Perſonen geſehen zu haben, iſt das ein Verluſt? — Zwei Seelen im unermeßlichen Weltall begegneten ſich, liebten ſich, gaben ſich ihres Daſeins Zeichen, verloren die ſchöne Macht der Mittheilung, und liebten getrennt fort, ohne von einander zu wiſſen.

„Es iſt beſſer ſo. — Sie ſind mir jetzt Alles; Sie würden mir nur weniger werden, wenn Sie mehr, als dies ſein wollten. Wenn Sie ſich einſt vermählen, zeigen Sie Ihrer Gemahlin meine Briefe, ſie wird auf mich nie eiferſüchtig werden.

„Reiſen Sie glücklich! — Ich bleibe dir ewig. Es iſt ein

Gott. Ganz vergehen wir nicht. Erlöſch' ich hier, anderswo glänz' ich wieder, — und könnt' ich, o Theodor, ewig dir!

„Da ſitz' ich weinend. Warum bin ich ſo wehmüthig? Nur ein Bedürfniß hab' ich; es iſt: immer an dich zu denken. Das kann mir ja Niemand rauben. Wenn ich dich nicht mir denken kann, dann bin ich ſelbſt nicht mehr.

Ottilia W."

„Und wie ſpann ſich der Faden weiter?" fragte die Schweſter den Bruder.

— Sehr natürlich. Wir ſchrieben einander oft. Wir wurden uns immer unentbehrlicher. Nur Ottilia bewies mehr Stärke, als ich. Da ich wiederholt ihr Bildniß forderte, ſandte ſie mir's endlich nach jahrelangem Weigern. Ich wagte nicht, ihr das meinige anzubieten. Sie ſelbſt erklärte, ſie wolle mein Bildniß nicht ſehen, ſelbſt nicht meinen Schattenriß.

Inzwiſchen blieb mir's kein Geheimniß, daß ich ihr immer theurer ward. Mit der Zeit iſt ſie heller und froher geworden. Die Erinnerung an den Tod ihres Vaters betrübt ſie weniger. Und doch zittert ſie vor meiner Heimkunft. „Ich beſchwöre Sie, Theodor," ſagt ſie in einem ihrer letzten Briefe, „denken Sie nicht daran, mich zu ſehen. Muthig und grauſam werden Sie unſer Elyſium mit eigener Hand zerſtören, ſobald Sie perſönliche Bekanntſchaft mit mir machen. Wir können nur glücklich bleiben, wenn wir bleiben, wie wir ſind." So iſt jetzt unſer Verhältniß. Darum ließ ich ihr die Vorſtellung, ich ſei noch in Kopenhagen. Ich will ſie ſehen in Grauenburg, ohne mich ihr zu erkennen zu geben. Dann entſcheide der Zufall.

„Wahrhaftig," ſagte Thereſe lachend, „ſolch einen Roman iſt's der Mühe werth zu ſpielen. Ich begreife das Mädchen nicht.

Auch muß ich ſehr zweifeln, daß ihr beide glücklich ſein werdet. Jeder von euch täuſchte ſich ſelbſt und den andern. Eure Erwartungen, eure Vorſtellungen ſind allzugeſpannt. Ihr werdet in einander ein Paar liebe Alltagsmenſchen erblicken, und jeder wird ſich dann über ſich ſelbſt ärgern. Wir wollen es uns doch nicht verhehlen, wir ſind bei aller Seelenſchönheit doch immer arme Kreaturen von Fleiſch und Bein. Ich wette, vor deiner Phantaſie blüht ein friſches, liebliches Mädchen im Roſenglanz. Wie, wenn du in deiner Ottilia nun ein ſteches, blaßgelbes, nervenſchwaches Frauenzimmer fändeſt, gewandter am Schreibtiſch, als in der Wirthſchaft — du würdeſt den Engel ſegnen und heimgehen. Sei mir nicht böſe. Ich liebe dich zu ſehr, als daß ich dich nicht wenigſtens vorbereiten ſollte, der Grille minder anzuhängen, falls du diesmal übel geträumt haben ſollteſt. Und wahrlich, Theodor, ſie muß ſelbſt nichts Gutes ahnen. Umſonſt verbittet ſie nicht die perſönliche Bekanntſchaft. Mädchen ſind Mädchen, und in gewiſſen Sachen ſonſt ausnehmend neugierig. Ich halte dir übrigens Wort. In vierzehn Tagen geh' ich mit meinem Mann in die Reſidenz zurück, du begleiteſt uns. Damit du nicht entdeckt wirſt durch Zufall, nimmſt du einen andern Namen an. Wir können in der Reſidenz leicht Nachricht von Grauenburg einziehen, und nehmen da unſere Maßregeln. Biſt du's zufrieden?"

— Ich bin's."

8.

„Wahrlich, Mama," ſagte Thereſe zu Frau Stoben, „es bleibt uns kein anderes Mittel, als unſerm Theodor eine Frau zu geben."

— Eben das iſt's, mein Kind! antwortete die zärtliche Mutter; aber die isländiſchen Briefe vergiß nicht!

„Freilich. Gerade dieſer Briefe willen, die ihn am Ende unglücklich machen, müſſen wir ihn ſo bald als möglich in angenehme Zerſtreuungen bringen. Daran fehlt's in der Reſidenz nicht. Er ſoll auf einen oder zwei Monate mit mir. Ich denke, wir bannen dort ſeine ſeltſamen Grillen, und den Reiſegeiſt.“

— Ach, mein Kind, wenn du das könnteſt!

Sobald Frau Stoben, in Theodors Reiſe nach der Reſidenz gewilligt hatte, eilte Thereſe zu ihrem Gemahl. Sie weihte ihn ohne Bedenklichkeit in Theodors Geheimniß ein. Der Landrath wußte anfangs kaum, was er zu der abenteuerlichen Liebſchaft ſeines Schwagers ſagen ſollte, deſſen Verſtand er ſonſt ſchätzte; hatte übrigens nichts gegen den Plan, den guten Theodor inkognito nach Grauenburg zu ſchicken, um ſein Heil zu verſuchen, falls die über Ottilien in der Reſidenz eingezogenen Berichte ihn nicht zurückſchrecken möchten.

Vierzehn Tage verflogen. Amos mußte einpacken.

„Ei, mein Herr,“ rief er, „nur nicht nach Island! Die Briefe ſind hier wohlfeiler, die Luft iſt milder. Lebendig bringen Sie mich diesmal nicht aus Lappland zurück.“

— So weit ſoll's nicht gehen! entgegnete Theodor: Ich begleite meinen Schwager. Nur eins bind' ich dir auf die Seele, Amos. Du darfſt Niemandem ſagen in Zukunft, daß wir eine ſo weite Reiſe gemacht. Du darfſt Niemandem ſagen, wer ich ſei. Du gibſt mich für einen weitläuftigen Verwandten von Herrn Landrath Kulm aus, und nennſt mich Ludwig Hohenheim. Dabei bleibt's, ſo lange ich meinen Befehl nicht zurückziehe.

Amos ſah ſeinen Herrn verlegen an. Man ſetzte ſich in den Wagen. Nach einigen Tagen befanden ſich, mit Ausnahme der Frau Stoben, unſere Freunde in der Reſidenz, wo der Landrath Kulm ſehr geſchmackvoll eingewohnt war.

9.

Beinahe drei Wochen verflogen in der Reſidenz, ohne daß Theodor, oder Ludwig ans Weiterreiſen dachte. Es waren da ſo viele Beſuche zu geben und zu empfangen; Bälle und Gaſtmähler wechſelten unaufhörlich; die Geſellſchaften waren ſo mannigfaltig und dennoch ſo ausgewählt. Es herrſchte in ihnen ein Ton von zarter Traulichkeit, wie in engen Familienkreiſen. Nicht Ball und Mahl, ſondern die Menſchen ſelbſt waren das Angenehmſte. Man berechnete die Tage, wo man ſich wieder haben konnte. Die Freude des geſelligen Lebens war nicht Hauptſache, ſondern nur Erholung unter ihnen; ſie ermüdete daher nie, ſondern erquickte nur.

Dies hatte Ludwig Hohenheim nicht von der Reſidenz erwartet. Er war bald in allen Zirkeln ſeiner Schweſter heimathlich; bald eins ihrer bedeutendſten Glieder. Kenntniß mit vieler Beſcheidenheit, Anmuth und Güte mit großer Anſpruchloſigkeit machten ihn ſchnell zum Liebling Aller. — Er fühlte ſich glücklich, und doch — —

„Was haſt du auch, Närrchen?“ fragte ihn einſt ſeine Schweſter, da ſie mit ihm allein war, denn öffentlich duzte ſie ihn nie: „Was murrſt du? Was fehlt dir, du unzufriedenes Herz? Gefällt's dir nicht mehr bei uns? — Finde dich doch einmal in dir ſelbſt.“

— Das iſt's eigentlich, was mir fehlt.

„Mein Mann hat Nachrichten von ſeinem Korreſpondenten in Grauenburg.“

— Was ſchreibt er?

„Du kannſt dir den Brief ſelbſt geben laſſen. Ottiliens Geiſt iſt nach Leipzig gereist, und man weiß nicht, wann er zurückkehrt. Es ſteht auch darin von ihren Verhältniſſen mit einem ſächſiſchen Offizier; man behauptet, ſie ſei jetzt mit ihm verlobt. Indeſſen

rath' ich dir doch, sobald du ihre Rückkunft erfahren wirst, nach Grauenburg zu gehen."

— Sie ist gewiß nicht verlobt.

„Ich habe den Brief nicht gelesen. Mein Mann sprach mir davon. Aber Geduld!"

Thereſe flog davon und brachte nach einer Weile den Brief. Sie fand ihren Bruder auf dem Seſſel in melancholiſcher Stimmung ſitzend, die Arme verſchränkt, das Haupt auf die Bruſt herabgeſunken.

„Gute Botſchaft!" rief Thereſe: „Ottilie wird in einigen Wochen hieher kommen in die Reſidenz, weitläufige Verwandte zu beſuchen; und erſt von hier auf Grauenburg gehen. Da, lies nur ſelbſt."

Ludwig Hohenheim nahm den Brief und legte ihn ungeleſen auf den Tiſch.

„Iſt dir auch das nicht gelegen? — du fängſt an mir lange Weile zu machen, mit deiner Laune."

— Ach, Schweſter, ſei nicht böſe. Wahrlich, ich fühl's, ich bin ein Thor. Aber laß mich, ich bitte dich, ungeſtört. Ich will Ottilien erwarten, will ſie ſehen — aber ich bitte dich, rede mir nicht von ihr mehr. Könnte ſie nach ſo viel heiligen Schwüren ewiger Treue . . .

„Schwärmer! ſoll ſie deinetwegen ins Kloſter gehen?"

— Und ich kann's nicht glauben. Sie liebt mich. Sie verläßt mich nicht! Und könnte ſie es — o bei Gott, ich würde keinem Weibe mehr trauen.

„Auch mir nicht, Herr Bruder? Und ich bin Weib in vollem Sinn des Worts."

— Du quälſt mich.

„Auch der ſchönen, jungen Wittwe, der Frau von Saar nicht? — Ah, du wirſt roth. Ludwig, Ludwig! hüte dich vor dir ſelbſt, und ſchmäle nicht Andere."

— Was träumst du auch?

„Nein, geträumt hat mir's eben nicht, daß ihr beide einander gern neckt, oder . . .“

— Du bist irre.

„Oder gilt's eigentlich ihrer Cousine Fridoline Bernek? Wär' ich Mann, die Wahl unter beiden würde mir schwer sein. Fridoline tanzt wie ein Engel, und ich glaube zuletzt, sie tanzt mit Niemandem lieber, als mit dir.“

— Aber du bist unerträglich!

„So wie du gestern Abend. War's auch artig, daß du mir nicht Wort hieltest; und Fridolinen zur Anglaise führtest, zu der du mich gewählt hattest?“

— Aber —

„Aber freilich, sie schielte nach dir herüber, du nach ihr, und da vergißt man sich zuweilen. Nein, mein Herr, eine kleine Züchtigung hast du verdient. Ich will dir's aber verzeihen, wenn du heut' den Fehler bei der Frau von Saar wieder gut machen willst.“

— Ich gehe nicht hin.

„Ei, das wäre schön. Sie zählt auf dich. Sie erwartet dich schon Nachmittags zum Thee im Garten. Wir Andern, wir kommen später. Aber nimm dich in Acht! Sie ist liebenswürdig, und da hilft dir alle Geistesschönheit deiner unsichtbaren Ottilia nichts.“

10.

Ludwig Hohenheim war verlegener, als seine Schwester wußte. Er verwünschte, jemals in die Residenz gekommen zu sein, und doch wär' er lieber gestorben, als daß er in die Einsamkeit zur Mutter zurückgekehrt wäre. Er machte Ottilien in seinem Herzen die bittersten Vorwürfe, und doch war ihm ihre Untreue nicht ganz bitter. Er verlor sich in einem ihm bisher unbekannten Labyrinth

von Vorstellungen. Seit Ottiliens Bekanntschaft hatte dieser Name allein sein Herz erfüllt. Drei Jahre lang war er der lieben Heiligen treu geblieben. Ach, es war auch so leicht, unter den Schönheiten von Finn- und Lappland! Und jetzt, bei seiner Heimkunft ins liebe Mutterland, jetzt auf dem Wege, sie zu überraschen, sich an ihr treues, edles Herz zu werfen — jetzt . . . entwickelte der Zufall, oder die Nothwendigkeit, Wünsche in seiner Brust, die ihn nicht schlummern ließen.

Er suchte sich zu zerstreuen, — vergebens las er Ottiliens zärtliche Blätter — das bleichende Gestirn dieses holden Wesens war im Untergehen; keine Kunst hielt es fest. Ein anderer Stern leuchtete und regierte seine innere Welt.

Therese hatte ihn häuslicher Geschäfte willen verlassen. Er warf sich in den Ottoman. Er verhüllte sein Angesicht. Ihm ward's, als schwebe Ottiliens Geist vor ihm. Er hörte ihre rührende Klage flüstern: „ich möchte mich von Allem losmachen in dieser Welt, denn Alles steht nur da, mich anzulocken, gewaltig, und dann mich zu verwunden!“

Nach einer Weile erinnerte er sich des Briefs von Kulms Korrespondenten in Grauenburg. Er ergriff ihn hastig. Er enthielt nichts Bedeutendes. Erst am Schlusse kam die Rede auf Ottilien, in wenigen Zeilen:

„Ew. Wohlgeboren in Betreff der Demoiselle Wangen zu dienen, habe ich die Ehre zu melden, daß mir dieselbe nicht absonderlich und speziell bekannt ist. Sie gehört zu den gelehrten Frauenzimmern; Ew. Wohlgeboren verstehen mich. Dermalen ist dieselbe annoch in Leipzig, wohin sie von einem ihrer Verwandten, einem ehemaligen Obrist in churfürstlich-sächsischen Diensten, berufen worden. In einigen Wochen wird sie zum Besuch ihrer Verwandten in Dero Wohnort kommen. Ich werde Denenselben noch nähere Auskunft darüber mit nächstem ertheilen.“

Also kein Wort von Verlobung, von Untreue! Das war boshaft von Thereſen.

„Sie liebt mich! Sie iſt mir treu!“ ſeufzte Ludwig und ging langſam durchs Zimmer.

„Und was will der elende Menſch damit ſagen: ein gelehrtes Frauenzimmer! — Iſt denn das Weib verdammt, die erſte Magd im Hauſe zu ſein? Wer darf dem unterdrückten Geſchlechte Grenzen zeichnen, wie weit ihm geiſtige Bildung erlaubt ſei? So wenig es des Mannes einziger Beruf auf Erden iſt, im Schurzfell oder Chorrock, mit dem Pfluge oder der Feder tägliches Brod zu gewinnen, ſo wenig iſt es des Weibes einziger Beruf, den Männern, als Mädchen, zur Puppe, als Gattin zur Kinderwärterin zu dienen. Des Weibes Geiſt ſpricht Gott und die Ewigkeit an, wie der Geiſt des Mannes — warum ſoll er ſich nicht erheben, wenn er ſeine Schwingen fühlt? — Aber es iſt ein erbärmliches Ding um den Menſchenpöbel. — Die gute Ottilia! — Eine arme, verwaiſete Blume ſteht ſie da unter den Diſtelköpfen, ungeſehen und verkannt blüht ſie hin unterm Unkraut, ach! und wird mit ihm zertreten.

Indem der trübe Ludwig ſo die Phraſe des Grauenburger Korreſpondenten rezenſirte, trat ein Burſch ins Zimmer mit einem leicht umwickelten Päckchen.

„Der Maler ſchickt die Portraits an die Frau Landräthin zurück!“ ſagte er, und empfahl ſich.

Es waren einige Miniaturgemälde. Erſt die Frau von Saar, herrlich getroffen, voller Seele, verführeriſch, ganz wie ſie; und dann Thereſen, die Schweſter, und dann — und dann — —

Er erſtaunte — er hob es empor, glühend, erzitternd — ſeine Augen wurden feucht — er ſchwankte zum Ottoman, ſank mit dem brennenden Antlitz gegen das Polſter, und — das unglückliche Bild zufällig an ſeine heißen Lippen.

Ein Kuß — ſo dem kühlen Glaſe gegeben — war verzeihlich. Er wußte es kaum, er wollte es nicht. Sein Herz ſchlug heftig, wie bei einer Sünde. Ottilia, dein Freund wankt!

Die Landräthin trat in dem Augenblick herein. Ludwig wußte es nicht, hörte ſie nicht. Sie glaubte, er ſchliefe, ſo leblos lag er da. — Sie klopfte ihm auf die Achſel. Ludwig erſchrak. Sie hatte die zwei andern Gemälde vom Tiſch genommen. „Was iſt dir?“ fragte ſie und erſtaunte ob ſeinen verwilderten Mienen.

„Mir iſt gar nicht wohl!“ ſtammelte er.

— Und doch in ſo guter Geſellſchaft. Haſt du die Portraits betrachtet? —

„Nein!“

— Aber das dritte. Wo iſt Fridoline Bernek? Hat es der Burſch vergeſſen? —

„Nimm's!“ — Er zog es unter ſeinem Arm vor, und reichte es ihr, mit abgewandten Augen.

— Zum Sprechen iſt ſie's, die Fridoline. Unter uns geſagt, deine ſchmachtende Ottilia, mit ihren goldgelben Locken, die ihren Kopf wie Heiligenſchein umweben, kömmt doch dieſer lieblichen Sünderin mit dem kaſtanienbraunen Haar nicht gleich.

Ludwig ſprang auf. Die Schweſter hielt ihn. „Halt, es war ſo böſe nicht gemeint. Verſtehſt du keinen Scherz mehr? — Gib mir auf der Stelle einen Kuß!“

Er küßte ſie.

„Wähle nun!“ ſagte ſie, und hielt ihm die Bildniſſe der Frau von Saar und Fridolinen hin: „Eine von dieſen will ich dir geben.“ Ludwig ſchüttelte lächelnd den Kopf. „Keine!“ ſagte er, und verließ das Zimmer gählings.

11.

Es war ein lauer Junius-Abend, die Sonne nahe dem Untergehen.

Als Ludwig in den Gartensaal der Frau von Saar trat, fand er schon Gesellschaft beisammen. Man saß am Thee; die Unterhaltung gaukelte unstät über alles Schöne und Bittere des Lebens hin; Ludwig mischte unbefangen seine Einfälle dazu. Aber seiner Laune sanken allgemach unwillkürlich die Flügel. Er wußte nicht warum? — aber wir wissen es. Unter den schönen Männer- und Weibergestalten mangelte die reizendste; Fridoline Bernek fehlte.

Keiner der Gesellschaft vermißte sie. Ein ältlicher Herr verfiel zuerst darauf, von ihr zu reden.

„Wo sie auch sein mag?“ fragte ein anderer.

— Sie geht mit dem Herrn von Thau im Garten! — erwiederte Frau von Saar.

„Ein liebenswürdiger, junger Mann!“ setzte eine Dame hinzu, die am Spieltisch saß.

— Er hat sich auf seinen Reisen sehr vortheilhaft ausgebildet, bemerkte der ältliche Herr: lassen Sie sich von seinen Gefahren erzählen, die er in Paris bestanden. Er war unter Robespierre dort. Er sah Charlotte Corday fallen. Man kann ihn nicht ohne Entsetzen und Wehmuth erzählen hören.

„Wie spricht er von der Corday?“ fragte eine Blondine.

— Beinahe mit Begeisterung! versetzte der Herr: Und wahrlich, ihr Heldenmuth verdient Bewunderung. Sie ging ihr Vaterland zu erlösen von einem Ungeheuer, und freute sich des Römertodes. Ich kenne die Vorwürfe, die tadelnden Bemerkungen, so der That des edeln Mädchens gemacht wurden, aber die Menschheit wird ihren Namen wie ein Heiligthum bewahren.

Der alte Herr gerieth unvermerkt in Wärme. Sein Feuer ent-

zündete die ganze Gesellschaft. Es erhob sich eine furchtbare Opposition, an deren Spitze die Frau von Saar stand. Nur Ludwig blieb ohne Theilnahme. Er stellte sich mit finsterm Blick und verschränkten Armen zum Zirkel der Streitenden und hörte nichts.

„Also mit Herrn von Thau geht sie? und er ist liebenswürdig!“ dachte er: „Und doch weiß sie, daß ich kommen würde — und sie selbst mahnte mich noch, nicht auszubleiben, und keine andere Einladung zu wählen. Und geht mit ihm! — und während des Tanzes, wie sie da bebte, und mir schüchtern ins Auge sah — und wenn sie stumm vor mir stand, und dann zu ihren Gespielen eilte, und während des Plauderns und Lächelns doch wieder flüchtig zu mir herüber sah — mein Gott, das Alles ist nur Gefallsucht, nichts als das? — O, Unschuld, welchen Blick und welchen Ton mußt du nun wählen, wenn Koketten dich verrathen in deiner Gestalt? — Nein, Kokette ist sie nicht. — Was ist's denn Böses, mit ihm durch den Garten zu gehen?“

Ludwig hatte bei diesem Selbstgespräch der Gesellschaft den Rücken gekehrt, und stand an der Thür, die in den Garten führte.

„Aber sie scheint sich doch bei ihm nicht zu langweilen. Mag sie! Wahrhaftig, ich will das traute Pärchen nicht stören. Ich käme vielleicht sehr im ungelegenen Augenblick.“

Bei diesen Worten, die freilich nur gedacht wurden, stand Herr Ludwig Hohenheim im Garten, und ging sehr ehrbar den Weg hinab, zwischen Blumen und Fruchtbäumen.

„Was interessirt sie mich auch? Es fehlte mir wahrhaftig noch, ihr nachzuschleichen, wie ein eifersüchtiger Ehemann! — Nein, liebeln Sie, Mademoiselle, mit wem Sie wollen, das gilt mir wohl sehr gleich.“

Hier drehte er sich seitwärts gegen die dunkeln Laubgänge am Spalier, und sah beiläufig rechts und links nach — den Blumen. Er blieb vor einem üppigen Rosenbusch stehen. Er brach eine

der aufgeknospeten Rosen, in deren halboffenem Busen der helle Karmin glühte.

„Sehr schön! ich will sie der Frau von Saar bringen. Es wird sich ein Moment finden, daß Demoiselle Bernek Augenzeuge davon sein kann. Wenigstens wird sie fühlen, daß sie meinem Herzen bei weitem so nahe nicht ist, als sie vielleicht glaubt."

Er gerieth jetzt in eine anmuthige Wildniß, nach englischem Geschmack angelegt. Er folgte dem kleinen schmalen Pfad durchs Gebüsch gegen ein hohes Felsenstück — da saß einsam Fridoline Bernek.

12.

Und, wie sie da saß, auf dem hölzernen Bänkchen, an die Felsenwand gelehnt, umweht vom hängenden Epheu, und den Zweigen des Fliederbaumes mit den schneeweißen Blüthenbüscheln — wer hätte der lieben Sünderin nicht gern Alles verziehen? Nur Ludwig Hohenheim, der Unbarmherzige — ach, vielleicht dachte sie an ihn! — nur er, ohne alles Gefühl — und doch war keine Spur vom Herrn von Thau zu sehen! — faßte den Entschluß, sich zu stellen, als hätte er sie nicht bemerkt, und seitwärts einen Nebenweg einzuschlagen.

Er that's, und stand — zitternd vor ihr.

Fridoline war im Ernst erschrocken, der gute Ludwig aber verstellte sich auch nicht, als er seine Entschuldigungen hinstammelte, sie gestört zu haben.

„Es ist schön hier. Ich habe mich ganz vergessen!" sagte sie.

— Gewiß es thut mir weh, Sie vielleicht aus einer noch schönern Welt zurückgerufen zu haben.

„Ja wohl, aus einer schönern Welt! ich dachte . . ."

— Sie stocken?

„An einen Freund.“

— Der Glückliche hat Urſache, mir zu zürnen.

„Man ſoll der Entfernten nicht vergeſſen über den Nahen.“

— Darf ich auch glauben, hoffen . . . daß ich zu den Nahen gehöre?

„So lange Sie nahe ſein wollen.“

— Haben Sie am Wollen von mir je gezweifelt? — Aber — daß ich's beweiſen könnte . . .

„Sie ſind ſonderbar. Wozu Beweiſe, wenn kein Mißtrauen Beweiſe fordert?“

— Kein Mißtrauen? So würden Sie mir glauben, daß ich dieſe Roſe nur für Sie gepflückt habe?

„Ich glaub' es; glaub' Ihnen gern, und nehme den Beweis.“

Ludwig reichte ihr die Blume; ſie zitterte in ſeiner Hand, Fridoline ſtreckte die Hand aus, und — ſah lächelnd ihrem ſchüchternen Freund ins Auge. Wer die Schuld hatte, iſt ſchwer zu ſagen, aber die Knospe brach vom ſtachlichten Stengel ab und fiel zu Boden zwiſchen ihnen.

Fridoline erſchrak. Ludwig bog ſich hinab und hob die Blume auf.

„Eine traurige Vorbedeutung!“ lächelte ihn das Mädchen an.

— Nicht doch! nehmen Sie nur die Roſe, ich will die Dornen für mich behalten.

„Freunde ſollen redlicher theilen.“

— Auch das! wenn mich die Dornen verwunden, wollen Sie mich heilen?

Fridoline blieb die Antwort ſchuldig. Sie legte ihren Arm in den ſeinigen. Beide gingen ſchweigend gegen das Gebüſch zurück, das an die Laubengänge rührte. — Der Weg, ſonſt kurz, war jetzt zu weit. Sie ruhten oft.

Und wenn ſie unter den Gebüſchen ſtanden, verloren ſich ihre Blicke in einander. Die Espen und Hangebirken flüſterten ver-

traulich über ihnen im Abendhauch; nur sie beide blieben sprachlos und flüsterten sich nichts. Aber Ludwigs Augen sagten stillklagend: Ich bin schon verwundet von den Dornen; willst du mich heilen? Und Fridolinens Auge sprach: Betrüger, ich habe nicht die Rose nur empfangen, du gabst mir auch die Dornen.

Sie gingen weiter. Aber es war kein Gehen, es war ein Schweben, oder Schleichen, wenigstens kein Flug. Denn die Espen und Hangebirken flüsterten noch lange über ihnen, und sie waren doch schon lange unter ihnen hingegangen. — Sie empfanden auch keine Langeweile, ungeachtet Niemand ein Wort sprach. Sie sahen sich an, und schlugen die Augen nieder: ihre Seelen neigten sich zusammen. Um ihnen war kein Himmel, keine Erde, nichts nahe, nichts fern im Raum; für sie hatte die Zeit keine Zukunft, keine Vergangenheit. Arm in Arm geschlungen, mit gehemmten Seufzern schwebten sie durchs Gebüsch. So schweben die seligen Schatten unter den Palmen Elysiums.

Als sie zu dem Rosenstrauch kamen, ruhten sie abermals. Ludwig wollte ihr sagen: „Hier war's, hier brach ich die Rose für Sie, und fühlt' ich den ersten Dornenschmerz.“ Fridoline wollte ihm sagen: „Ach, wie der Blüthen so wenige, und der Dornen so viele! Und wenn jene entblättert auf die mütterliche Erde zurücksinken, dann bleiben nur die Dornen, und sie dauern immer, und überleben alle Freuden!“

Ihr schönes Haupt neigte sich schwermüthig; ein Seufzer zitterte über ihre Lippen. Ludwig wollte eine frische Rose nehmen, und nahm Fridolinens Hand. Er bebte, als habe er Hochverrath begangen. Aber ein leiser Druck der zarten Hand verkündete ihm Gnade. Er bog sich herab und küßte mit Inbrunst die Hand.

Da war's ihnen, als blühte der Rosenbusch schöner; sie sahen und fühlten keine Dornen mehr. Ueber ihnen brannte der Abendhimmel, und die Zweige aller Bäume, das Laub aller Stauden

und Blumen glühte röthlich. Der weite Horizont, mit Rosen bedeckt, schien sie der Erde zurückzuwerfen, um die Stunde eines glücklichen Menschenpaares zu feiern.

Sie gingen langsam zur Gesellschaft zurück. Wie gern hätten sie sich einsam in der Welt sehen mögen!

„Fridoline!“ flüsterte ihr leise Ludwig ins Ohr. — Sie antwortete nicht. Ihr Arm umrankte aber dichter den seinigen; der trauliche Name, von seinen Lippen, goß neue Gluth in ihr bewegtes Herz. Und immer tönte es vor ihrem Ohr: Fridoline!

Als sie vor der Thür des Gartensaals standen, scholl plötzlich eine mächtige Stimme hinter ihnen her: „Herr Hohenheim! Herr Hohenheim! ein Brief aus Island! ein Brief aus Island!“

Ludwig erschrak. Amos kam odemlos durch den Garten, den Brief emporgeschwungen. Ludwig ging ihm entgegen. „Narr, was treibst du für einen Lärmen?“ —

„Aber sehen Sie doch nur, mein Herr, er kömmt ja direkt aus Island, sehen Sie doch nur.“

13.

Er erkannte Ottiliens Handschrift und Siegel. Unglücklicher hätte der Brief seine Stunde nicht wählen können. Ludwig ward blaß und entfernte sich schnell.

Fridoline war stehen geblieben. — „Von Island?“ fragte sie den ehrlichen Amos, der betroffen seinem Herrn nachsah, dessen Entfärbung er wahrgenommen.

„Ja Mamsell, er kommt allerdings von Island.“

— Hat Euer Herr Bekanntschaft in Island? — Es ist doch nicht in der Insel Island?

„Allerdings in der Insel.“

Iſt Euer Herr dort geweſen?

„Sein Lebtag nicht. Man muß ihm nur nicht davon reden, denn er hat noch die unbändige Luſt dahin.“

— Das glaub' ich kaum. Es iſt ein wenig zu weit.

„Hm, das iſt für unſereins ein Spaziergang. Wir ſind wohl noch weiter geweſen.“

— Was verſteht Ihr unter dem Wir?

„Mich ſelbſt.“

— Und Seinen Herrn?

„Keineswegs.“

— Wie hat denn Sein Herr Korreſpondenten in Island, wenn er nie dort geweſen?

„Hm, ja, das iſt eine Sache. Aber — mein Herr iſt ein großer Gelehrte. In Island hat es an der hohen Schule auch große Gelehrte, und ſo ſchreiben ſie einander. Ich weiß das: Ich bin bei einem Profeſſor in Dienſten geſtanden, der ſchrieb ſogar nach Rom und Venedig am adriatiſchen Meer.“

Amos, dem bei dem vielen Fragen der ſchönen Jungfrau allmälig bange ward, Verbotenes auszuplaudern, machte eine tiefe Verbeugung und ſchlich ſeinem Herrn nach.

Er fand ihn am entlegenſten Ende des Gartens. „Erwarte mich an der Gartenthür, Amos!“ Amos ging.

Ludwig warf ſich auf eine zerfallene Raſenbank. Er las Ottiliens Brief zum drittenmal. — Wir heben nur einige Stellen aus demſelben, welche unſern Freund am meiſten erſchütterten.

— — „Theodor! Theodor! verzeih' es mir. Ich ſehne mich nach deiner Heimkunft. Ich bin nicht die Vorige mehr. Ein Traum dieſes Morgens hat Alles in mir umgeſtaltet. Ich fühle mich, wie berauſcht.

„Verachte mich nicht. Daß ich dich unausſprechlich lieb gewonnen, iſt ja keine Sünde. Wie du mir immer erſchienen biſt,

biſt du ein guter, vortrefflicher Menſch, biſt du beſſer, als ich. Was kann ich dafür, daß ich dich liebe?

„Du biſt mir im Traum erſchienen. Ich fand dich am Ufer deines nordiſchen Meeres, unter den ſchwarzen Trümmern der Felſen, wie du mir ſie in deinen Briefen malſt. Am weiten Himmel zuckte das bläuliche Roth eines Nordlichts, und die Sterne ſchwammen im entzündeten Horizont. Ich litt an geheimer Furcht. Ich ſehnte mich nach einem lebendigen Weſen. Theodor, ich habe dich geſehen. Du nahmſt mich in deinen Arm. Theodor, was habe ich da empfunden!

„Ach, ſpotte nicht mein. Ich bin eine Träumerin. Ich war es von Kindheit an; und war glücklicher in der Welt meines Glaubens und Wähnens, als in der wirklichen. In jener fand ich Frieden und Tugend und Liebe; in dieſer aber nur Qual, und todte Namen des Schönen, und todte Kunſt.

„Komm zurück! ich will dich ſehen. Soll ich ſterben, ohne den Mann zu kennen, der mir ſo theuer ward, und mein Leben rettete? Ich will dich, wie eine Schweſter, lieben, ſei du mein Bruder.

„Ich ſchaudere und empfinde es wohl. Meine Hoffnungen welken zuſammen, meine Wünſche blühen aus, und tragen keine Frucht. Einſam unter den Millionen auf Erden, ſehn' ich mich nach einem beſſern Stern. Ich werde dich nie ſehen — o mein Theodor, nie! — Möchte der Schutzengel meiner Tage die Fackel auslöſchen, indem ich träume von dir. — — —"

Ludwig war außer ſich. Er weinte. Er küßte das Blatt. „Nein, Ottilie!" rief er: „Nein, du himmliſche Unſchuld, ich verlaſſe dich nicht! — ich will dich ſehen — ich will dich nicht verlaſſen."

Er eilte zur Gartenthür, wo Amos ihn erwartete.

„Amos, packe meinen Reiſekoffer, und beſtelle Poſtpferde. Morgen um vier Uhr reiſen wir fort."

— Morgen um vier Uhr? rief Amos, und machte ein langes Geſicht.

„Das wäre allerliebſt!“ ſagte die Frau Landräthin, die ſo eben mit ihrem Gemahl in den Garten trat. „Nein, Herr Hohenheim, ſo ſchnell geht's nicht.“ Und bei den Worten nahm ſie ſeinen Arm und führte ihn zum Saal.

„Du gehorchſt, Amos!“ rief Ludwig zurück.

— Du gehorchſt nicht, Amos, auf meine Verantwortung! rief lachend Thereſe.

„Ich muß, in jedem Fall muß ich! Ich will nach Leipzig!“ rief Ludwig.

— Denken Sie nur, ſagte Thereſe, indem ſie zur Geſellſchaft kam: Herr Hohenheim will uns morgen verlaſſen, beſtellt Poſtpferde nach Leipzig!

Die ganze Geſellſchaft lief zuſammen, und umringte den armen Ludwig, und beſtürmte ihn mit Bitten, zu bleiben. Nur Fridoline blieb ſtill in der Ferne, und wagte ſich nicht unter die Bittenden.

Da ward keine Liebkoſung, da ward kein Drohen geſpart. Jeder und Jede wußte ihm ſo viel Schönes zu ſagen. Es ward ein Wetteifer unter Allen, wer den Eigenſinnigen durch ſchmeichelnde Beredſamkeit beugen könnte. Umſonſt.

„Daran iſt der isländiſche Brief ſchuld!“ ſagte die Frau von Saar bitterlächelnd: „wer weiß, von welcher geliebten Hand er gekommen?“

„Ein isländiſcher Brief?“ ſagte Thereſe erſtaunt: „Wie ſo? wann?“

„Amos hat es geſagt!“ antwortete die junge Wittwe.

Jetzt folgte ein neuer Sturm. Ludwig blieb unbeweglich; alles was er zugeſtehen wußte, war, wenigſtens noch nicht mit Gewißheit zu beſtimmen, ob ſchon morgen abzureiſen. Alle ſchalten auf die isländiſchen Briefe. Fröhlicher Muthwille war wieder rege.

Man brach auf zum Nachteſſen, um dort die Sache weiter zu verhandeln.

Jeder der Herren nahm ſeine Dame, um ſie durch den Garten nach dem Hauſe zu führen. Ludwig blieb trübſinnig am Fenſter ſtehen; Fridoline war die letzte. Er bemerkte es und bot ihr ſchweigend den Arm.

Und als ſie der Geſellſchaft folgten, machte ſich Fridoline los, und drückte das Schnupftuch an ihre Augen. — Ludwig trat zu ihr. „Sie weinen?“ fragte er mit ungewiſſer Stimme. Sie antwortete nicht. Er wollte ihre Hand nehmen. Sie wand ſich los und ſagte: „Ich bitte Sie, Herr Hohenheim, laſſen Sie mich.“

— Zürnen Sie mir, Liebe?

„Gewiß nicht.“

— Wollen auch Sie, daß ich nicht reiſe?

„Reiſen Sie! — morgen — heut —“

— Und es iſt Ihnen gleichgültig?

„Nein, Sie müſſen reiſen. Es iſt mir lieb, ſehr lieb!“

— Wohlan, ich will denn, da es Ihnen ſo lieb iſt. Ach, Fridoline, und wenn ich reiſe, iſt nichts, was mich ſchmerzt, als Sie kennen gelernt zu haben. Ich bin unglücklich . . . Sie ahnen meine Lage nicht . . . ſehr, ſehr unglücklich bin ich . . . ich behalte die Dornen. — Aber ich muß fort. Mein Schickſal ruft. Ich bin durch mich ſelbſt betrogen, ein wunderbares, unſeliges Spiel des Verhängniſſes richtet mich zu Grunde. — Aber nur eins, Fridoline, nur eine Bitte, beurtheilen Sie mich nicht falſch! Haben Sie wenigſtens in meiner Abweſenheit einige Empfindung der Freundſchaft für mich.

Sie antwortete nicht.

„Sehen Sie mich an!“ fuhr er mit bittender Stimme nach einer Pauſe fort: „Sie ſind mir nicht böſe?“

Fridoline ließ die Hände von ihrem Antlitz fallen. Der Voll-

mond stieg in demselben Augenblick aus den schmelzenden Wolken hervor, und goß milden Glanz durch die dämmernden Bäume, Gebüsch und Blumen, und über die schöne Gestalt Fridolinens. Wie ein stiller Engel stand sie vor ihm, mit einem Blick voll Liebe und Wehmuth.

„Reisen Sie immerhin," sagte sie nach einer Weile, „seien Sie glücklich!"

— Ich bin's nun nicht.

„Und ich . . ." sie wollte mehr sagen.

— Ich bleibe. Ich reise nicht! rief er mit Thränen im Auge, und hielt Fridolinen in seinem Arm.

Sie sah ihm ins Gesicht, sah seine Thränen. „Lieber Hohenheim, Sie sollen, Sie müssen reisen! Ich bitte Sie darum. Oder können Sie nicht, wollen Sie nicht: so . . ."

— Reden Sie aus, Fridoline.

„So reis' ich fort."

— Und warum wollen Sie meinen Umgang nicht? Wollen Sie nur mich nicht sehen? Hab' ich Sie beleidigt?

„Nein. Doch noch eins. Es ist nun gleich. Bleiben Sie bis Sonntag Abends. Es sind bis dahin nur drei Tage. Dann verreis' auch ich. Fragen Sie nicht, warum? Sagen Sie der Gesellschaft nichts davon. Können Sie mir das versprechen?"

— Ich will.

„Und Sie bleiben bis Sonntag Abends?"

— Gewiß.

Sie reichte ihm die Hand. Er drückte sie an sein Herz. Sie kamen zur Gesellschaft.

14.

„Ist es dein Ernst?" fragte am folgenden Tage die Frau von Saar Fridolinen.

— Mein voller Ernſt. Ich ſchätze den jungen Menſchen. Es iſt wahr, er iſt angenehm im Umgang, lebhaft, witzig, alles was du willſt. Aber ich könnte ihn unmöglich lieben.

„Du ſprichſt doch von Ludwig Hohenheim?“

— Von ihm und von keinem Andern.

„Du biſt mir unerklärlich, Fridoline. Sieh, wär' ich ein Mädchen, Hohenheim böte mir ſeine Hand, ich . . .“

— Wohlan, was das Mädchen nicht kann, iſt der fünfundzwanzigjährigen Wittwe erlaubt. Er wird kaum dreißig Jahre haben.

„Aber du begreifſt doch, daß er mich nicht liebt; daß du es biſt, die er anbetet.“

— Du irreſt dich. Und ſei es auch, daß ihn die Laune angewandelt hätte, mich ein wenig zu lieben: du wirſt zugeben, daß das noch nicht hinreicht, mich ihm zu überlaſſen? — Genug, als Liebhaber wär' er mir unerträglich.

„Du ſchwärmſt, liebes Kind. Welcher Unterſchied iſt denn zwiſchen einem Liebhaber und einem angenehmen Freund? Wahrhaftig, du wirſt doch von Männern nicht erwarten, daß ſie ſo lieblich, ſo, Gott weiß, wie? ſind, wie in den Romanen? — Und haſt du auch in deinem Leben nur einen einzigen Roman geleſen, worin die Hiſtorie eines Ehemannes ſtand? Ich kenne keinen erträglichen der Art. Du mußt daraus ſchließen, daß Männer, als Ehemänner, ſehr bedeutungsloſe Weſen ſind. Nur als Liebhaber intereſſiren ſie durch die Mannigfaltigkeiten ihrer Narrheiten. — Den angenehmen Freund und Geſellſchafter vor der Hochzeit wirſt du auch immer nach der Hochzeit wiederfinden. Der romantiſche Liebhaber hingegen legt ſein Narrenkäppchen nieder, ſobald du den Brautkranz abnimmſt. Das will aber noch nicht ſagen, daß der geſtrenge Ehepatron nicht auch noch Narr mit einem Narrenkäppchen ſein könnte. Zuweilen, Gott ſei bei uns, wird aus ihm ein unleidlicher, fader, langweiliger Sünder.“

— Sprichſt du aus Erfahrung?

„Leider! Mein alter Herr, Gott hab' ihn ſelig, war in ſeinem neunundfünfzigſten Jahre ein ſo närriſcher Adonis, wie irgend einer, trotz ſeines Huſtens. Meine Eltern ſchwatzten mir viel Schönes vor, und machten mir große Erwartung. Lieber Himmel, ich war ein gutes Kind und gehorchte. Aber ach, Gott hab' ihn ſelig! nach der Hochzeit, da ſah der alte Herr ganz anders aus. Den Huſten hätt' ich ihm wohl noch verziehen, aber . . .“

— Sei es. Du ſollſt in Allem Recht haben. Nur verlange von mir nicht, was ich nicht kann. Und ich kann und will Hohenheim unmöglich lieben. Noch mehr, doch laß ihm nichts merken davon, ich geſtehe dir, er iſt mir wirklich zuwider. Ich kann ihn nicht ertragen, es wird mir weh, ſchonend gegen ihn zu ſein. Und noch geſtern Abend that ich mir alle Gewalt an.

„Du ſcherzeſt.“

— Ich habe nie ernſthafter geredet, als jetzt. Ich zeige dir zugleich an, daß ich heute nicht ins Kränzchen gehe. Vielleicht wär' er da. — Für den Sonntag Abend hab' ich's der Landräthin Kulm nicht abſchlagen wollen. Ich will dem Himmel danken, daß ich . . . wenn nur erſt der Sonntag Abend vorüber ſein wird!

„Und ſo hätt' ich mich wirklich betrogen?“

— Ich weiß nicht worin? Ich habe dir aber, als meiner Freundin, heilige Wahrheit geſprochen. Nur um den einzigen Gefallen bitt' ich dich, verſchone mich, von Hohenheim zu reden. Ich trete dir die Eroberung gern ab.

„Aufrichtig, liebe Fridoline, dein Herz gehört alſo einem Andern?“

— Ja! ſiehe, ich rede dir freimüthig; und jetzt von allem dem kein Wort mehr. Ich liebe, und liebe unglücklich.

„Nur eins noch. Und wenn du keinen Andern liebteſt, würde Hohenheim dir dann . . .“

— Nein!

15.

Als Fridoline auf ihr Zimmer kam — sie wohnte im Hause der Frau von Saar — fand sie unter ihrem Spiegel Hohenheims Portrait, und — die verwelkte Rose, so sie von Ludwig gestern Abends erhalten hatte.

Der Muthwille ihrer Freundin erreichte den Zweck nicht. Fridoline blieb erschrocken vor dem Bilde stehen. Sie nahm es ab, und die zerfallene Rose dazu, und wankte zitternd gegen die Thür. „Soll ich denn hier schlechterdings verkuppelt werden?“ dachte sie, und die Thür flog auf und die Frau von Saar, um Fridolinen zu überraschen, trat lachend herein.

„Nimm dies!“ sagte Fridoline mit schwerer, gebrochener Stimme.

— Was ist dir? rief die Frau von Saar im Schrecken, beim Anblick Fridolinens! Du bist todtenbleich! hat dir mein Scherz . . . dir ist nicht wohl.

„Nimm dies!“ wiederholte Fridoline, und sank auf einen Sessel. Sie läutete dem Kammermädchen, und befahl frisches Wasser.

„Das hättest du mir nicht thun sollen!“ sagte Fridoline.

— Mein Gott! entgegnete Frau von Saar: konnt' ich glauben, daß eine solche Antipathie, oder wie soll ichs nennen? unter euch beiden Leuten . . . es ist ja unerhört. Ihr scheint euch einander zu gefallen. Seit drei Wochen sahet ihr euch fast täglich. Ihr scheint euch einander gegenseitig zu beobachten, und, während ihr euch vermiedet, zu suchen. Noch gestern . . .

„Du hast mir versprochen, nicht mehr von Hohenheim mit mir zu reden.“

Die Frau von Saar verlor alle Heiterkeit. Sie ging unruhig und schweigend im Zimmer auf und nieder; sah Fridolinen mit Augen des Mitleids an, wollte zu ihr reden — drehte sich wieder

ab, läutete dem Kammermädchen, und befahl den Wagen, um sogleich zur Landräthin Kulm zu fahren.

Fridoline hörte den Befehl, und warf den Kopf unwillig auf die Seite. Ihr Verdacht bestätigte sich nur zu sehr, daß man darauf ausgegangen sei, zwischen ihr und Hohenheim eine Verbindung zu stiften. Erst jetzt ward ihr so Manches in dem Betragen der Frau von Saar und der Landräthin deutlich. Erst jetzt begriff sie, warum man sie dem Hohenheim immer, wie durch Zufall, entgegengespielt hatte. Ihr weiblicher Stolz empörte sich. Sie konnte kaum den Unmuth bergen. In Thränen entfesselte sich ihr gepreßtes Herz.

Die Frau von Saar ging noch immer voller Gedanken auf und ab. Eine Viertelstunde lang waren sie so beisammen, ohne daß eine von ihnen die Stille unterbrach. Der Wagen rollte herbei. Frau von Saar näherte sich Fridolinen, und nahm deren Hand in die ihrige.

„Du weinst, liebes Kind," sagte sie: „ich beklage es, dich wider Willen betrübt zu haben. Du wirst es in Zukunft einsehen, wie gut ich's mit dir meinte."

— Ich danke dir wenigstens für die gute Absicht, entgegnete Fridoline — und aller Unwille war wieder von ihr gewichen.

Frau von Saar schien sehr bewegt. Ihre Augen netzten sich. Fridolinens weiche Stimmung gaben ihr noch einmal Muth, das Wort über den verhaßten Gegenstand zu nehmen.

„Ich beschwöre dich, liebes Mädchen," rief sie in einem durchdringenden Ton, „ich beschwöre dich bei unserer schwesterlichen Freundschaft, sei redlich gegen mich. Ist's dein entschiedener Sinn? du kannst den guten Hohenheim nicht lieben?"

— Ich kann es nicht! — schluchzte Fridoline.

„Unglückliches Kind, so beklag' ich dich. Er wäre der Mann gewesen . . ."

Fridoline unterbrach sie. „Kein Wort unter uns mehr von ihm!“ Sie warf sich weinend auf das Ruhebett.

16.

Einen ähnlichen Stand hatte die Frau Landräthin mit ihrem Bruder fast zu gleicher Stunde; sie war nicht glücklicher bei ihm, als die Frau von Saar bei Fridolinen gewesen.

„Du magst nun wollen oder nicht,“ sagte sie, „ich muß dir von Fridolinen reden. Ich wünsche nichts sehnlicher, als daß sie dir gefiele. Es ist ein gutes Kind. Sie weiß alle Herzen zu gewinnen. Ich wette, sie liebt dich.“

— Ich weiß das Gegentheil! rief Ludwig: Und wenn sie mich liebte, mir ist's unmöglich . . . ich flehe dich um alles in der Welt an, laß mir Ruhe.

„Nein, Ludwig, du täuschest dich selbst. Fridoline hat gewiß so viel Geist, so viel Empfindung, als deine Ottilia; und wenn du willst, sie ist schöner, als deine Unsichtbare. Sieh', ich könnte die Vergleichung weiter treiben zwischen beiden, und noch mehr, es soll geschehen — nur Geduld, ich erfahre heute noch Vieles.“

— Woher?

„Von der Frau von Saar.“

— Kennt sie Ottilien? kennt sie sie?

„Sie wird Nachricht von ihr erhalten. Ottilie wird erwartet. Sie wird in unsern freundschaftlichen Zirkeln erscheinen.“

— Wohlan, Schwester, dann und nicht eher geb' ich dir entscheidende Antwort.

„Es ist umsonst. Du lebst in eiteln Einbildungen. Du erwartest einen Engel, und findest ein so gewöhnliches Mädchen, daß du mit Unwillen ihm den Rücken kehrst. Wie ist's auch mög-

lich, daß ein Mensch von Bildung, von Menschenkenntniß und Erfahrung sich so grob betrügen kann? Wie viele Mädchen hätten sich nicht in diesen oder jenen Schriftsteller oder Dichter verlieben müssen, wenn sie Närrinnen genug gewesen wären? Man weiß ja, daß ihr Dichter nicht immer in Versen plaudert; daß eure Lippen nicht immer die Sprachen der Musen tönen; daß ihr im gemeinen Leben prosaische Menschen seid, und nur Götter am Schreibtisch. Es gehört zum glücklichen Leben in der Ehe mehr, als Einbildungskraft und Geistesschwung. Gesundheit des Leibes und der Seele, helle Laune, die sich immer gleich bleibt, sanftes Ertragen der Fehler des Andern, eine Gabe, über das Einförmige des häuslichen Lebens den Zauber des Schönen, den Reiz ewiger Neuheit zu verbreiten, aus den trockenen Felsen Wasserquellen zu schlagen, Thränen hinwegzulächeln — das ist's was in der Ehe vonnöthen ist."

— Hört mir doch die Philosophin! — sagte Ludwig lächelnd.

„Spotte immerhin. Ich weiß, du kannst das alles besser sagen, als ich. Wenn aber der geschickte Arzt krank ist, kennt er weder sich, noch die Arznei, und er nimmt sie auch aus der Hand seines Schülers. Ich habe nicht viel gelesen; aber ich glaube die Erfahrung an Andern gemacht zu haben, daß Vielleserei Herz und Kopf verdirbt. Alle Vielleser verlieren ihr Eigenthümliches. Sie sind sich unbewußte Nachäffer ihrer Romanhelden. Sie sind in ihrem Kreise nie, was sie sein sollen, weil sie mehr sein wollen, als wir Alltagsmenschen. Kraftlos im Guten, wollen sie mit Fehlern glänzen. Sie finden die Welt schlecht, und für sich nicht gebaut, weil es darin nichts, als eines reinen Herzens und eines gesunden Mutterwitzes bedarf, um froh zu sein. Ich kenne Mädchen, die sich rothe Augen weinen wegen der Seelenschönheit in ihren Romanen, und sich schämen würden, auf der Straße einen übergefahrenen Bettler auf die Seite zu ziehen. Ich kenne Mütter,

die ſüße Wiegenlieder ſchreiben, während ihre Kleinen in Unreinlichkeit verderben.“

— Willſt du nicht näher rücken?

„O ja, ich kenne Männer, die ſich, aus Liebe zum Romantiſchen und Sonderbaren, um Ruhe und häusliche Glückſeligkeit betrügen.“

— Und ich kenne Weiber, die recht artig, geiſtvoll und liebenswürdig ſind, die dennoch beſtändig keifen und zanken, weil ſie fordern, daß alle Schuhe über einen Leiſt geſchlagen ſein ſollen; die ſich gar nicht darein ſchicken wollen, daß man auch anders denken und empfinden könne, als ſie; die jeden rechtſchaffenen Mann für einen Romanhelden halten, der nicht das ABC herſagt, wie ſie es gelernt hatten.

„Du machſt mich nicht böſe. Aber, Ludwig, ſei ehrlich gegen dich ſelbſt! — Du liebſt Fridolinen, und willſt ſie nicht lieben, um Ottilien treu zu bleiben. Iſt's nicht ſo?“

— Ich erkläre dir, Thereſe, feierlich und zum letzten Male, Fridoline iſt mir gewiß ſehr gleichgültig. Mein Herz fühlt nichts für ſie. An Liebe iſt nicht zu denken; an Heirath noch weniger. Und damit Baſta!

Thereſe wurde abgerufen. Frau von Saar ließ ſich auf einen kurzen Beſuch bei der Landräthin melden.

In Herzensangelegenheiten, beſonders zweier Liebenden, ſoll ſich unaufgefordert nie der Dritte miſchen. Liebende haben gefährliche Launen, weil ſie Seelenkranke ſind. Sie wollen das Gegentheil von dem, was man von ihnen will. Dies hätten Frau von Saar und Thereſe wohl wiſſen ſollen; aber die Geſunden denken ſelten daran, wie ihnen vor der Geneſung war. Und eben darum, weil die beiden Damen alles recht gut zu machen glaubten, verſchlimmerten ſie alles.

17.

Inzwiſchen hatte der arme Ludwig, geäfft von ſeinen Einbildungen und Empfindungen, bei weitem nicht den Sieg ſo ſehr über ſich errungen, als er vielleicht ſelbſt glaubte. Es war ihm ernſtlich darum zu thun, Fridolinens Bildniß aus ſeinem Gedächtniß zu tilgen. Er verſchwendete alle Kunſt, ſich zu überreden, daß ſie ihm ſehr gleichgültig ſei, daß die Anmuth ihrer Geſtalt ihn nur überraſcht und einen Augenblick geblendet habe. Er fand es ſeiner männlichen Würde, ſeiner Charakterfeſtigkeit unangemeſſen, geprüfte Liebe und Treue eines Mädchens, welches ihn ſeit drei Jahren beſeligt hatte, aufzuopfern bei der erſten, flüchtigen, kaum vierwöchentlichen Bekanntſchaft mit einem Frauenzimmer, das ſich vor andern ſeines Geſchlechts allenfalls durch äußern Reiz auszeichnete.

Allein des Herzens Mühe war umſonſt. Vergebens nahm er Ottiliens Gemälde von ſeiner Bruſt, und hielt es ſich in den gefährlichſten Augenblicken vor die Augen. Ihr blaues Auge lächelte noch ſo fromm, wie ſonſt. Ihre Goldlocken glichen noch immer dem Heiligenſchein, wie ſonſt. Aber unvermerkt verdunkelte ſich ſein äußerer Blick, und vor ſeinem Innern ſchwebte Fridolinens Bild, mit all' der namenloſen Anmuth, welche Lieb' und Jugend geben. Ihr ſchwarzes Auge ſprach tiefes Gefühl; ihr dunkelbraunes Haar löſchte den Glanz von Ottiliens Heiligenſchein. — Bald erſchien ſie ihm wie damals im Garten, umfloſſen vom Licht des Mondes; bald wieder als Tänzerin, neben ihm ſchwebend, im blendenden Glanz von hundert Kerzen, ihr ganzes Weſen Freude athmend.

„Und ſie liebt mich, o ſie liebt mich!“ rief er dann mit Entzücken und Schmerz. Er nahm Ottiliens Bildniß wieder. Er las in den unſchuldsvollen Augen den ſtillen Vorwurf ſeiner Untreue. Er klagte ſich ſelbſt an. Er fand die Qual unleidlich,

und wünschte tausendmal in Lapplands Winterwelt geblieben zu sein. Ach, da schlief er harmloser auf Thierfellen in der armen Hütte, als jetzt auf weichen Dunen!

Therese, mit weiblicher Schlauheit, belauschte nicht ohne Vergnügen den geheimen Kampf. „Wohlan," sagte sie zu ihm, „wohlan, Brüderchen, ich sehe, du bleibst wie ein ächter Ritter von der Tafelrunde deiner Schönen getreu. Ich will in deinem Zaubermährchen nicht die Rolle der boshaften Fee spielen, und die zwei zärtlichen Herzen trennen. Behüte mich Gott dafür! — Mein Plänchen ist freilich vereitelt. Aber dein Glück soll meinen Wünschen voran gehen. — Sei ruhig. Auch Fridoline, du hast Recht gehabt, und ich war der betrogene Theil . . ."

— Was ist Fridoline? — rief Ludwig hastig.

„Sie liebt dich nicht. Sie ist, aber du darfst nicht wieder plaudern . . ."

— Sie ist — stammelte Ludwig.

„Sie ist heimlich mit einem Andern versprochen."

Ludwig verlor in dem Augenblick Gesicht, Gehör und Gefühl; er wußte nicht, ob er stand, saß oder ging. Therese sagte noch viel, aber ihr Bruder war eine leblose Statue; er verstand von allem, was sie sagte, kein Wort.

„Du bist unleidlich!" rief sie plötzlich und schüttelte ihn bei der Achsel, als wollte sie ihn vom Schlaf wecken: „Ist das der Dank für die frohe Botschaft? Ich wünsche Ottilien Glück. Sie mag sich des tauben Liebhabers freuen. Ich erwartete wenigstens, du würdest mir in der Freude zu Füßen fallen, mir die Hände küssen, aufspringen, dich spornen und stiefeln, und fragen: wo ist sie?"

— Fridoline? — Was geht mich denn das Mädchen an?

„Du bist ungerecht gegen das gute Kind und beleidigend. Pfui! aber das wollen wir zu anderer Zeit ausmachen. Ich sprach nicht von ihr."

— Du sagtest ja, sie sei heimlich mit einem Andern vermählt.

„Ich sagte aber auch, Ottilie sei angekommen; sei in der Residenz, und ich hoffe den unbekannten Engel in einigen Tagen kennen zu lernen.“

— Ottilie hier?

„Nun, was das ein kalter Ton ist! — Ich werde irre an dir. Wahrhaftig, Liebhaber deinesgleichen sind für ein einziges Mädchen ein Dutzend zu leicht.“

— Wo wohnt Ottilie?

„Ich weiß es nicht. Ich weiß gar nichts, mein Herr. Du sollst sie künftige Woche in Gesellschaft von zwanzig Andern sehen, ohne es zu wissen. Und wenn du sie dann auf den ersten Blick aus den Zwanzigen herausfindest, dann will ich glauben an Sympathie der Seelen, an Geister-Korrespondenz, und an Ehen, die im Himmel geschlossen sind.“

18.

„Ich hoffe,“ sagte die Frau von Saar zu Fridolinen, „du wirst doch nur scherzen mit deinen Reiseanstalten?“

— Nein, mein Oheim will schlechterdings, daß ich heimkomme! antwortete Fridoline.

„O was den Oheim betrifft, ich will ihn schon besänftigen. Du wirst mich kränken, wenn du so plötzlich verschwindest. Ich werde glauben müssen, du seiest mir der kleinen Neckereien willen böse geworden. Hätte ich früher gewußt, was ich jetzt von Hohenheim weiß, ich hätte den Spaß nie so weit getrieben.“

— Was weißt du denn?

„Ich habe die Landräthin gestern gesprochen, so ganz im Vertrauen.“

— Nun, sie wird doch nichts Böses von ihm sagen können?

„Gewiß nicht. Ich aber bildete mir ein, Hohenheim liebe dich. Ich nahm Artigkeit für Empfindung, und behagliches Wohlgefallen für Spur tiefer Leidenschaft. Es ist aber was ganz anderes. Hohenheim liebt dich nicht.“

— Desto besser. Im Grunde sagst du mir, was ich schon lange weiß. Die Männer, die alles lieben, lieben nichts.

„Nein, liebes Mädchen, dies ist der Fall bei Hohenheim nicht. Er hat schon gewählt, und ist seiner Donna treu.“

— Wirklich?

„Es soll ein bildschönes Mädchen sein. Eine Blondine mit himmlischen Augen.“

— So? — Mir gilt's gleich.

„Gilt's dir gleich?“ fragte die Frau von Saar lächelnd, und trat vor sie hin, und legte die Hände vertraulich auf Fridolinens Schultern.

— Ganz gewiß. Erwartest du etwas anderes? entgegnete Fridoline, und sah düster vor sich nieder.

„Ich bin doch neugierig, seine goldlockige Magdalena kennen zu lernen. Sie wird nächstens zu uns in die Residenz kommen. Du mußt hier bleiben; wenn auch nur, um Hohenheims Geschmack kennen zu lernen.“

— Wahrhaftig, es lohnte der Mühe nicht! Ich reise auf jeden Fall übermorgen. Mag er meinetwillen zehn Blondinen anbeten. Ich wünsche Glück.

„Dein Gesicht, liebes Kind, sieht keinem Glückwunsch ähnlich. Hu, welche Falten da zwischen den Augenbraunen! — Ist's auch dein Ernst? Ist dir Alles so Einerlei, wie du sagst?“

Fridoline schwieg, und wollte sich von den Armen der Frau von Saar loswinden.

„Bist du mir böse?“ sagte die Frau von Saar.

— Gewiß nicht.

„Sieh' mich an — mir ins Auge!“

Fridoline ſchlug die Augen auf. Thränen verdunkelten ihren Blick. Sie riß ſich los. Sie ſchluchzte heftig, und eilte fort, um ſich in ihrem Zimmer zu verſchließen.

Sie ging und nahm die Ueberbleibſel der verwelkten Roſe, welche ſie wie ein Heiligthum in ihrem Schmuckkäſtchen verwahrt hatte, neben den Juweelen. Sie zerriß die armen verblaßten Blätter und ſtreute ſie zum Fenſter hinaus, den Lüften ein Spiel.

19.

Ludwig begleitete am Sonntag ſeine Schweſter zum Gottesdienſt. Er ging ſelten, aber nie ohne fromme Empfindungen zur Kirche; am liebſten jedoch, wenn ſein Herz tief bewegt war. Die feierliche Dämmerung unter den Pfeilern und hohen Schwibbögen und gothiſchen Gängen des Tempels, die Majeſtät des Kirchengeſanges, der zu dem Allvater emporſtieg, die Träume der Kindheit, welche ſich da unter den heilig-ernſten Tönen der Orgel wiederholten, Alles was ihn umgab, erfüllte ihn mit wehmüthigen Gefühlen. Und er verließ des Tempels Schwelle nie, ohne daß ſein Herz beruhigter ward, die ganze Natur ihm feſtlicher und ſtiller ſchien.

Während des allgemeinen Geſanges zog ein unerwarteter Gegenſtand alle ſeine Andacht an ſich. Auf der andern Seite der Kirche erſchien in einem Fenſterſtuhl unter mehrern wohlgekleideten Frauenzimmern eins, deſſen Geſicht ein ſchwarzer über die Achſeln herabhängender Schleier verhüllte. Nur zufällig band ſeinen Blick die abſtechende Farbe des Flors. Als aber die Unbekannte den Schleier zurückwarf, glaubte er ohnmächtig zuſammenzuſinken. Er ſah ein blaſſes Geſicht, von goldfarbenem Lockengekräuſel umgeben. Die Ferne ließ ihn nicht die feinern Züge des Antlitzes erkennen; aber

die Haltung und Gestalt des Ganzen war Ottiliens Haltung und Gestalt.

Er starrte sie lange an. „Sie ist's!“ rief eine Stimme in ihm und ein unwillkürlicher Schauer ergriff ihn: „Sie ist's!“

Seine Unruhe vermehrte sich, als er gewahr ward, daß auch die Unbekannte ihn öfters anzusehen schien, und dann mit ihren Nachbarinnen redete, und diese endlich die Köpfe der Gegend zuwandten, wo er sich befand.

„Kennst du die dort drüben?“ flüsterte er Theresen zu.

— Wen? fragte die Landräthin.

„Die dort im Fensterstuhl am letzten Pfeiler, im schwarzen Flor.“

Therese lächelte: „Ich kenne sie nicht.“

Dies: „Ich kenne sie nicht!“ konnte Ludwigs Vermuthung nur stärken. Es ward bei ihm Ueberzeugung. Er verließ die Goldlockigte mit keinem Auge. Er fühlte, ich weiß nicht was? eine Mischung von Liebe, Ehrfurcht, Vergnügen und Bangigkeit.

Aber in einem Umstande entsprach Ottilia seinen Erwartungen nicht. Sie war allzu lebhaft. Bald stand sie auf, lehnte sich in den Fensterstuhl und musterte die Kirche; bald plauderte sie mit ihren Nachbarinnen; bald lächelte sie einem jungen Herrn zu, der hinter ihrem Sitz stand und bald dies, bald jenes zu flüstern hatte; bald sah sie in das Gesangbuch; bald hatte sie kleine Geschäfte mit ihrem zurückgeworfenen Schleier; bald hatte sie wieder dem jungen Herrn Aufträge zu geben, und so blieb sie in unermüdeter Thätigkeit.

Ludwig hatte sich so Ottilien nicht vorgestellt. Ihm schwebte sie in stiller Madonnenanmuth vor, mit der Miene der Dulderin. Dies lebhafte, tändelnde, und selbst für die Heiligkeit des Ortes beleidigende Wesen war mit den reizenden Klagetönen ihrer Briefe im Mißklang.

„Hätt' ich mich so täuschen können? ist das die himmlische

Schwärmerin?“ sprach Ludwig bei sich selbst: „Denkt sie, wie sie schreibt, und denkt sie so an mich?“

Während des Selbstgesprächs glitten seine Augen unwillkürlich von ihr ab, und auf jenen Stand, wo Fridoline und Frau von Saar in stummer Andacht saßen. Mit klösterlicher Strenge hingen der schönen Fridoline Augen nur am Gesangbuch. Sie schien ihre zarte Stimme mit süßer Inbrunst in den weiten Strom der Töne zu gießen, welcher brausend gegen die Gewölbe hallte. Man begann so eben das Hauptlied. Die Strophen:

Es ist noch eine Ruh' vorhanden,
Auf, müdes Herz, ermahne dich! u. s. w.

erweiterten noch manches Herz, und löseten manchen verhaltenen Seufzer. Fridoline senkte ihr Haupt tiefer, ach, vielleicht um den Sängern umher die fallende Thräne zu verbergen. Aber das weiße Tuch an ihre Augen gedrückt verrieth sie an Ludwig.

Er war erschüttert. Sein Odem flog schneller. „Sie leidet. Sie ist nicht glücklich — ach, und bin ich's denn? Sie liebt einen Andern, liebt unglücklich, und ich? Welch eine Welt, wo vergebens gleichgestimmte Seelen nach einander sich sehnen, und das Schicksal uns gefühllos hinwegfluthet, und wir getrennt in den Wogen vergehen, und kaum uns zuwinken können: ich liebe dich!“

Dann sang man:

Bald ist der schwere Kampf geendet,
Bald, bald der saure Lauf vollendet,
Dann gehst du ein zu deiner Ruh'.

Ihm ward, als sänge die Gemeinde ihm allein die heiligen Worte zu. Er sank in sich zurück und sein Blick erlosch in Thränen.

Er hörte wenig von der Predigt. Ottilie und Fridoline beschäftigten ihn unaufhörlich. Er verglich sie mit einander, indem

ſie ſo faſt in gleicher Entfernung von ihm ſaßen und beide nicht ahneten, welchen Einfluß jede auf des Mannes Herz behauptete. Ottilie ſah öfters, und, wie es ſchien, immer zu ihm herüber. Fridoline hingegen ſchlug kein Auge auf.

Dieſe unzerſtörbare Andacht kränkte ihn beinahe mehr, als Ottiliens Aufmerkſamkeit ihm ſchmeichelte. „Nur keinen Blick herzuwerfen, da ſie doch weiß, daß ich hier bin, das iſt noch weniger, als freundſchaftlich!“

Er ſuchte ſich zu bereden, ſie ſei ihm ebenfalls ſehr gleichgültig; er haſſe ſie ſogar wegen ihres wunderlichen Betragens. Er zwang ſich, nur die blonde Ottilia zu ſehen: er wußte ihre Lebhaftigkeit zu entſchuldigen; er fand ſie liebenswürdiger, als Fridolinen, und dann — ſah er wieder auf Fridolinen, und, wie bitterlich ſchmerzte es, ſie hatte keinen Blick für ihn.

Als der Gottesdienſt zu Ende war, lächelte ihn Thereſe an, und ſprach: „Schlägt dein Herz nicht? — Ottilia iſt in der Kirche.“

20.

Das hatte noch gefehlt. „Alſo iſt ſie's?“ rief Ludwig, und ſah in der gleichen Zeit, daß die Blondine ſich erhob, mit ihrer Geſellſchaft, um die Kirche zu verlaſſen. Neugier, Liebe, Hoffnung und vielleicht auch eine kleine Rachſucht gegen Fridolinen ſpornten ihn, die Unbekannte an der Kirchthüre zu erwarten, zu belauſchen.

Er flog dahin. Die Menſchenmaſſe ſtockte an den Pforten im Gedränge. Er miſchte ſich mit Ungeduld hinein. Ein ſchwarzverſchleiertes Frauenzimmer war in dem Gewühl ihm nah. Die Dämmerung unter den dicken Pfeilern und Kreuzbögen ließ ihm nicht deutlich durch den Flor die Mienen der Unbekannten ſehen. Aber ſie drehte ihr Geſicht nach ihm. Er fühlte plötzlich ſeine

Hand genommen von einer zarten Weiberhand. Ein ſanfter Druck, ein Gegendruck. Er wußte kaum noch, ob er lebe.

„Iſt's möglich?“ dachte er: „Sie iſt's! Sie hat mich ſchon in der Kirche erkannt, daher ihre Freude, ihre Unruhe, ihre Lebhaftigkeit. — Aber wie hätte ſie mich erkannt? Niemand kennt mich hier. Mein Name iſt verſtellt. Sollte vielleicht Thereſe . . . ?“

So kamen ſie im Drange zur Kirchenpforte hervor. Er hielt noch immer die weiche, kleine Hand in der ſeinigen. Eine Kutſche erwartete ſie. O Himmel, welche Täuſchung! der fatale Flor hatte ihn um ſein Glück betrogen. Es war nicht ſeine Blondine, ſondern die Frau von Saar. Er führte ſie zum Wagen. Er ſah betäubt und erröthend Fridolinen vor ſich einſteigen, Frau von Saar folgte, und er, gern oder ungern, mußte einſitzen, denn zum langen Ueberlegen gebrach die Zeit.

Niemand ſchien ſich des Zufalls mehr zu freuen, als die Frau von Saar. Fridoline ſaß mit ſtillem Ernſte ihrem Feind gegenüber, und dieſer, um ſeine Verwirrung zu verhehlen, warf zehn kleine Fragen hin, und empfing zehn noch kleinere Antworten zurück.

„Kinder,“ ſagte die Frau von Saar boshaft lächelnd: „ich bin etwas ſchadenfroh. Ich weiß es, ihr ſeid einander ſpinnefeind — Gott, was für fürchterliche Blicke ſie einander zuwerfen! — beinahe wird mir bange bei euch in dem engen Wagen. Sparet euern Zorn wenigſtens, bis wir wieder im Freien ſind.“

— Aber, Madame, ſtotterte Ludwig; wie glauben Sie von — mir, daß ich . . . vielleicht, daß Demoiſelle Bernek . . . ich wäre ſehr unſchuldig . . .

„Ach, ſeht mir doch die Unſchuld! Sind Sie nicht feuerroth geworden vor Ingrimm, als Sie Fridolinen anblickten? Mußt' ich aus Ihren Bewegungen an der Kirchthür nicht ſchließen, Sie würden Händel mit ihr beginnen vor der ganzen Chriſtengemeinde? Hab' ich nicht meine Noth gehabt, Sie nur feſtzuhalten?“

— Können Sie das von mir glauben? fragte Ludwig Fridolinen.

„Sie kennen ja den Muthwillen der Frau von Saar!“ antwortete Fridoline sehr ernsthaft, und sah vor sich nieder.

Die Kutsche hielt. Man stieg aus. Ludwig mußte die Damen noch einen Augenblick begleiten ins Haus. Frau von Saar, als wäre sie von Geschäften gerufen, entschuldigte sich, und Ludwig stand mit Fridolinen im Zimmer wieder allein.

Fridoline fühlte die Bosheit ihrer Freundin, und sich eben dadurch von neuem gekränkt. Sie sprach kein Wort. Ludwig war ohne Muth. Er fühlte nie bestimmter, nie lebhafter, wie theuer ihm das Mädchen geworden sei. Er verbarg es sich nicht länger, daß er es liebe, mehr als die heilige Ottilia. Er wollte sie einigemal anreden; aber die Stimme versagte ihm jedesmal.

„Sie waren also auch in der Kirche?“ fragte endlich Fridoline, um doch etwas zu fragen.

— Sie sahen mich nicht? Sie wollten mich nicht sehen. — Sie wollten mich jetzt noch nicht sehen? Was hab' ich Ihnen auch Leides gethan?

„Gewiß nichts!“

— Und ohne Ursache hassen Sie mich?

„Ich hasse Sie nicht. Wer sagt Ihnen das, Herr Hohenheim?“

— Sie selbst, wenn auch mit Worten nicht. Ach, Fridoline, wenn ich Sie noch so nennen darf, bei dem schönen traulichen Namen, es war wohl böse Vorbedeutung, als die Rose brach, und ich die Dornen zurückbehielt! — Und doch bewahre ich diese Dornen auf, wie mein schönstes Kleinod.

„Herr Hohenheim, erinnern Sie sich an Ihre Verhältnisse — so dürfen Sie nicht reden. Eine andere, bessere Freundin bewahrt Ihnen Rosen auf, was kümmern Sie noch Dornen anderer Art?“

— Für mich ſind keine Roſen mehr. Fridoline, es iſt heute unſer letzter Tag, laſſen Sie mich nur heute offenherzig ſein — ich bin ſehr unglücklich . . .

„Das verhüte Gott! Sie werden wieder glücklich werden, wenn Sie es jetzt nicht ſind. Vergeſſen Sie, daß wir einen Augenblick beide ſchwach waren. Ihr Herz gehörte einer Andern. Es iſt der letzte Abend, welchen wir heute beiſammen ſein werden. Wir wollen alle Erinnerungen an einander auslöſchen. Weg mit der Schwärmerei und ihren Dornen. Auch Ihre Roſe gehörte nicht mir. Ich habe ſie nicht mehr.“

Fridoline ſagte dies alles mit ſtillem Ernſte. Ludwig zitterte beſchämt. Er drückte einen heißen Kuß auf Fridolinens Hand, wandte ſich ſchnell und verließ ſie.

21.

Nach ſolch' einer herben Erklärung war für Ludwig keine Freude mehr in der Welt. Er kam zu Hauſe mit verſtörten Mienen. Er verſchloß ſich in ſein Zimmer, und ſchlug es ab, zum Mittageſſen zu kommen.

„Ich liebe ſie!“ rief er, „und nur ſie! Unſeliges Gaukelſpiel der Einbildungskraft, was mich an eine heilige Ottilia zog, die ich nicht kannte. Mit Fridolinen wäre ich glücklich geworden; ich weihte meine Ruhe einem Schatten, — ach, was ſag' ich einem Schatten — elenden, armſeligen Hirngeſpinnſten, ſelbſtgeſchaffenen Thorheiten. — So muß ich denn Verzicht thun auf den Himmel, indem er mir ſeine Pforten öffnete? So darf ich denn auf Erden keine Seligkeit hoffen, als die, daß endlich und endlich dieſe Wunden einmal verbluten werden? Ich werde nicht wieder glücklich durch Liebe, denn einmal nur und nicht wieder läßt ſich ein Herz binden. Nur einen Frühling hat das arme

Leben, alles Andere ist nur matter Nachsommer, der mehr traurig bewegt, als erquickt! — Ottilia, ich habe dir ewige Freundschaft gelobt; ich will mich dem vermessenen Schwur opfern. Ich bin der Deine — um so unglücklicher man selber ist, um so lieber macht man Andere glücklich.“

Schon am Nachmittag versammelte sich die Gesellschaft bei der Frau Landräthin. Nur Fridoline erschien erst spät. Sie war mit dem Einpacken zu ihrer Reise beschäftigt; wenigstens mußte dies den Vorwand leihen, unter welchem sie die bittern Stunden verminderte, die sie heut noch erleben sollte. Ludwig blieb ebenfalls aus. Er ward vergebens von seiner Schwester gequält, sich zu zeigen. Er fürchtete Fridolinens Anblick. Er fürchtete die Stunde des Abschieds.

22.

Beide erschienen fast zu gleicher Zeit. Beiden war die Trauer in den Mienen zu lesen, von der ihre Seelen befangen waren. Sie mischten sich immer unter die Fremdesten, und näherten einander nie. Aber ihre Gedanken begegneten sich überall. Geheim stahlen sich ihre Blicke durch die Haufen der Versammlung zu einander.

Die Kerzen wurden angezündet. Therese und die Frau von Saar waren mehr ausgelassen lustig, als vergnügt. Der Geist der Freude theilte sich allen Anwesenden mit. Nur Ludwig und Fridoline blieben stumm, als gehörten sie nicht zu den fröhlichen Menschen.

Die Landräthin zog ihren Bruder endlich zum Fortepiano. „Willst du nicht plaudern, so gib uns wenigstens Töne zu hören.“

„Spielen Sie das Klavier?“ rief Frau von Saar: „Wahrhaftig, Sie machen aus Ihren Vollkommenheiten große Geheim-

niſſe. Ohne Umſtände alſo. Wir wollen Sie hören. Wir gebieten. Denn Sie ſind heute ſehr unartig; darum müſſen Sie bevogtet werden.“

Ludwig ſetzte ſich zum Fortepiano. „Auch Fridoline hört dich — vielleicht zieht das Spiel ſie näher!“ flüſterten ihm Liebe, Eitelkeit und Hoffnung.

Er fantaſirte einige Augenblicke in den düſterſten Molltönen. Die ganze Geſellſchaft zog einen Kreis um ihn. Nur Fridoline blieb einſam ſtehen, durch ſein Spiel ungelockt.

Seine traurige Stimmung führte ihn unwillkürlich zu einigen Ideen aus ſeinem „Todtenopfer“, durch welches er Ottiliens Bekanntſchaft gewonnen hatte. Er ſpielte den Eingang, und dann das Lied ſelbſt. Unaufgefordert ſang er. Sein Herz ergoß ſich frei in die rührenden Klagen, worin eine edle Seele die verblühende Welt betrauert, und Religion den goldenen Schleier von der Ewigkeit zieht.

Eine feierliche Stille durch den Saal verkündigte die Theilnahme der Zuhörer. Ludwigs Geſang und Saitenſpiel fand den Weg zum Herzen. Ein milder Ernſt bereitete der allgemeinen Wehmuth die Bahn.

Aber Niemand empfand tiefer, als Fridoline. Man hörte ſie bald heftig weinen, und dann ſich leiſe aus dem Saal entfernen.

Dies ſtörte den Sänger nicht. Aber ein anderer Umſtand nahm ihm alle Faſſung. Er hatte den Geſang vollendet. Noch einige Töne hallten verſchwebend nach. Da drängte ſich Amos durch den Kreis der Horchenden.

„Mein Herr,“ rief er: „ein Brief aus Island!“

„Schon wieder ein isländiſcher Brief!“ rief Frau von Saar lachend.

„Wie, ein isländiſcher Brief?“ murmelte verwunderungsvoll die ganze Geſellſchaft.

„Iſt auch die Adreſſe isländiſch?“ fragte ein Profeſſor, und ſah dem Amos über die Achſel.

Ludwig zitterte, ohne zu wiſſen, warum. „Aber heute iſt kein Poſttag. Woher der Brief, Amos?“

„Ei, man hat ihn hier ins Haus gebracht!“ antwortete Amos: „Und er kömmt aus Island, da will ich meinen Kopf drum geben. Briefe von da muß man mich nicht kennen lehren!“

Ludwig nahm den Brief. Er kannte Ottiliens Hand. Der Umſchlag war ohne alle Poſtzeichen; die Zuſchrift nach Kopenhagen.

Thereſe zog ihren Bruder auf die Seite. „Deine isländiſchen Briefe,“ ſagte ſie, „machen dich ſelten fröhlich. Gehe alſo hier ins Kabinet, und zeige den Gäſten wenigſtens keine finſtere Stirn!“

Sie ſchob ihn muthwillig bei dieſen Worten in das Nebenzimmer. Es war dunkel. Nur eine Wachskerze brannte ziemlich trübe auf dem Spiegeltiſch. Er öffnete mit bebender Hand das Schreiben, und fand Ottiliens unverkennbare Handſchrift. Der Brief lautete alſo:

„Ich bin in der Reſidenz, lieber Theodor. Morgen reiſe ich wieder ab. Ich kam hieher, um von dir zu hören, und deine Schweſter kennen zu lernen. Eine meiner Jugendfreundinnen führte mich bei ihr ein, unter einem angenommenen Namen, damit deine Schweſter mich dir nicht verrathen ſollte. Jetzt verrathe ich mich dir ſelbſt. Vor dir will ich kein Geheimniß tragen. Nur dich will ich nie, auch nicht auf die unſchuldigſte Weiſe, betrügen. So zwing' ich dich, auch Edelmuth gegen mich zu erwiedern.

„Ich bin unglücklich, geliebter Theodor. Ich will es verſuchen, dir von meinen Empfindungen Rechenſchaft zu geben. Verurtheile mich nicht, ohne dieſe in tiefer Gemüthsbewegung geſchriebenen Zeilen mehr als einmal, und mit kaltem Blute und prüfend geleſen zu haben.

„Mir ſelbſt und niemals dir that ich das Gelübde, keinem Manne meine Hand zu geben, bevor ich dich nicht perſönlich kennen gelernt haben würde. Ich ſchwor es mir, dir meine Hand zu geben, wenn du mich deiner würdig finden ſollteſt. — Du for-

derteſt einſt mein Portrait. Ich ſandte dir ein falſches, damit ich das Vergnügen hätte, dich einſt, unerkannt von dir, kennen zu lernen. Theodor, ich bekenne dir alles — jede kleine unſchuldige Liſt! — ach, ich habe dir mehr, als das zu bekennen.

„Ein edler, junger Menſch, ſchon mit einer Andern verſprochen, lernte mich kennen. Ich erfuhr zu ſpät ſeine frühere Liebe — er iſt ein guter Menſch. Ich ſah ſeinen geheimen Kampf — er blieb ſeiner Verlobten getreu, aber ſein Herz nicht ihm. Er ließ mich ſeine Leidenſchaft ſehen — und ich — Theodor, ich war ſchwach genug . . . ja, Theodor, ich habe ihn geliebt. Er aber blieb ſeiner Verlobten treu, Theodor, und ich blieb es dir. Ich ſelbſt bekenne dir alles . . . ich ſelbſt . . . du kennſt ihn gewiß. Er iſt einer deiner weitläuftigen Verwandten. Ludwig Hohenheim iſt es. — — — —

„Er kennt mich unter dem erdichteten Namen Fridoline Bernek, er hat . . . .“

Theodor konnte nicht weiter leſen. „O mein Gott, es iſt Ottilie!“ lallte er und ſank beſinnungslos nieder über einen Seſſel. Thereſe und die Frau von Saar, welche die Thür des Kabinets leiſe geöffnet hatten, um ihn beim Leſen zu beobachten, ſahen ihn ſtürzen. Sie ſchrien laut auf. Sie eilten hinzu. Theodor war ohne Leben; ſein Antlitz bleich, wie das Antlitz der Todten.

Die ganze Geſellſchaft drängte ſich erſchrocken ins Kabinet. Thereſe warf ſich weinend über den Leib ihres Bruders.

„Theodor! Theodor!“ ſchrie ſie: „o mein Bruder!“

Ihr Geſchrei rief ſeinen Geiſt zurück. Man hatte ihn aufgerichtet; er hing in den Armen einiger Freunde. Thereſe umklammerte ihn weinend, und rief nur ſeinen Namen.

Fridoline war unterdeſſen in den leeren Saal zurückgetreten. Sie fand niemanden, als die Frau von Saar, welche angſtvoll die Hände rang. Sie hörte Thereſens Klage und den wiederholten Ruf: „Theodor, mein Bruder!“

Ein tiefer Schauer ergriff ſie. „Um Gotteswillen!“ rief ſie und umfaßte mit Heftigkeit die Frau von Saar: „Was iſt das? . . .“

„Ach, es war ein Scherz, liebe Ottilie — ein mißlungener — gehe hinein! Ottilie, es ist — Thereſens Bruder ist Hohenheim — ist Theodor — —“

Mehr konnte Frau von Saar nicht ſtammeln. Ottilie erbleichte, und wankte gegen das Kabinet.

In verworrenen Gruppen, mit emporgehaltenen Lichtern, umringten die Gäſte den Bruder Thereſens — in den Geſichtern Aller kehrte die Freude zurück, Theodor fühlte ſich beſſer. Nur Thereſe weinte noch immer an ſeiner Bruſt.

„Führt mich zu Ottilien!“ ſprach er mit matter Stimme: „führt mich zu ihr.“

Thereſe fuhr auf, und flog gegen den Saal. Da ſtand einſam und kraftlos Fridoline. „O!“ rief Thereſe: „Ottilie, liebe Ottilie, verlaſſe meinen Bruder nicht!“ und warf ſich ſchluchzend um ihren Hals.

Erſtaunt traten alle Gäſte zurück und begriffen von der außerordentlichen Begebenheit nichts. Thereſe führte Ottilie durch die Reihen der Zuſchauer. Theodor erkannte die geliebte Geſtalt. Er wankte ihr entgegen, und ſtammelte: „Ich bin Theodor!“

„Ottilie, verlaſſe meinen Bruder nicht!“ rief Thereſe.

„O Theodor!“ lallte Fridoline mit gebrochener Stimme, und ſank ſchluchzend an das Herz des Geliebten. — „Ottilie! — Theodor!“ dies waren die einzigen Worte, welche die Seligen ſtammelten. „Du willſt mich nicht verlaſſen, Ottilie?“ — „Ewig bei dir!“ — Der Himmel umgab ſie.

Thränen im Auge und jauchzend umarmte Thereſe die Frau von Saar: „Nie ſolche Komödie wieder!“ ſchrie ſie.

„Aber ich,“ ſagte der treue Amos, der ſorgenvoll in der Ferne geſtanden, „ich bringe ihm mein Lebtag keine isländiſchen Briefe wieder.“

Inhalt.

	Seite
Das Abenteuer der Neujahrsnacht	3
Die Walpurgisnacht	65
Der Blondin von Namur	105
Kriegerische Abenteuer eines Friedfertigen	166
Die Bohne	216
Die Nacht in Breczwezmeisl	249
Das Bein	268
Es ist sehr möglich!	276
Erzählungen im Nebel	295
Die isländischen Briefe	334

Druck von H. R. Sauerländer in Aarau.

Neuer Verlag

von

H. R. Sauerländer, Verlagsbuchhandlung in Aarau.

Neue wohlfeile Classiker-Ausgabe

von

Heinrich Zschokke's

Novellen und Dichtungen.

---

28 Lieferungen in Classikerformat.

Jede Lieferung in Umschlag geh. à 4 Ngr. — 12 kr. Subskriptionspreis.

Diese neue wohlfeile Lieferungs-Ausgabe der so allgemein beliebten Novellen und Dichtungen von H. Zschokke (enthaltend die **I.** Sammlung, Band 1 bis 10 der bisherigen Ausgabe der Gesammelten Schriften) erscheint in **Format, Ausstattung** und **Preis** ähnlich den neuen **Ausgaben der Deutschen Classiker**, und schließt sich also ganz an dieselben an.

Die **Wohlfeilheit** dieser hübschen Ausgabe macht dieselbe nun auch weitern Kreisen, bei denen in Folge höhern und allgemeinen Bildungsstandes heutiger Zeit solche Lektüre Wunsch und Bedürfniß geworden ist, zugänglich. Die bereits erschienenen Lieferungen sind in allen Buchhandlungen zur Einsicht vorräthig.

Als Fortsetzung dazu

wird unmittelbar nach dem baldigen Erscheinen der **28.** Lieferung, (womit dann die oben angekündigte I. Sammlung, Band 1 bis 10 der bisherigen Ausgabe der **Novellen** beendigt,) erscheinen desselben Verfassers

Novellen und Dichtungen,

II. Sammlung, oder 11. bis 15. Band

der bisherigen Ausgabe,

in **12** bis **14** Lieferungen, und in Ausstattung, Format und **Preis** sich genau anschließend an die erste Sammlung, also zum Subskriptionspreis von 4 Ngr. — 12 Kr. per Lieferung.

Damit ist dann die Ausgabe von **H. Zschokke's Novellen und Dichtungen** vollständig.

Eine ausführlichere Anzeige über Erscheinen und Inhalt dieser zweiten Sammlung wird einer der letzten Lieferungen der ersten Sammlung beigegeben.

Heinrich Zschokke's

Gesammelte Schriften.

Zweite vermehrte Ausgabe.

Zehnter Theil.

Aarau.

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1859.

Neuer Verlag

von

H. R. Sauerländer, Verlagsbuchhandlung in Aarau.

Neue wohlfeile Classiker-Ausgabe

von

Heinrich Zschokke's

Novellen und Dichtungen.

---

28 Lieferungen in Classikerformat.

Jede Lieferung in Umschlag geh. à 4 Ngr. — 12 kr. Subskriptionspreis.

Diese neue wohlfeile Lieferungs-Ausgabe der so allgemein beliebten Novellen und Dichtungen von H. Zschokke (enthaltend die **I.** Sammlung, Band 1 bis 10 der bisherigen Ausgabe der Gesammelten Schriften) erscheint in **Format, Ausstattung** und **Preis** ähnlich den neuen **Ausgaben der Deutschen Classiker,** und schließt sich also ganz an dieselben an.

Die **Wohlfeilheit** dieser hübschen Ausgabe macht dieselbe nun auch weitern Kreisen, bei denen in Folge höhern und allgemeinen Bildungsstandes heutiger Zeit solche Lektüre Wunsch und Bedürfniß geworden ist, zugänglich. Die bereits erschienenen Lieferungen sind in allen Buchhandlungen zur Einsicht vorräthig.

Als Fortsetzung dazu

wird unmittelbar nach dem baldigen Erscheinen der **28.** Lieferung, (womit dann die oben angekündigte I. Sammlung, Band 1 bis 10 der bisherigen Ausgabe der **Novellen** beendigt,) erscheinen desselben Verfassers

Novellen und Dichtungen,

II. Sammlung, oder 11. bis 15. Band

der bisherigen Ausgabe,

in **12** bis **14** Lieferungen, und in Ausstattung, Format und **Preis** sich genau anschließend an die erste Sammlung, also zum Subskriptionspreis von 4 Ngr. — 12 Kr. per Lieferung.

Damit ist dann die Ausgabe von **H. Zschokke's Novellen und Dichtungen** vollständig.

Eine ausführlichere Anzeige über Erscheinen und Inhalt dieser zweiten Sammlung wird einer der letzten Lieferungen der ersten Sammlung beigegeben.

Heinrich Zschokke's

Gesammelte Schriften.

Zweite vermehrte Ausgabe.

Zehnter Theil.

Aarau.

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1859.

Erste Abtheilung.

Novellen und Dichtungen.

In siebenzehn Bändchen.

Zehnter Theil.

Heinrich Zschokke's

Novellen und Dichtungen.

Zehnte vermehrte Ausgabe

in siebenzehn Bändchen.

Zehnter Theil.

Aarau.

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1859.

Rückwirkungen,

oder:

Wer regiert denn?

1.

Der Buchhalter.

„Ich bin verloren, Colas!“ sagte Herr Larmes, als er aus dem Büreau der Admiralität zu Paris, wo er Buchhalter war, zur ungewöhnlichen Stunde nach Hause kam und sich entstellt und düster in den Lehnsessel warf: „Ich bin verloren. Wir werden uns trennen müssen. Ich kann nicht länger für dich sorgen, Colas. Es thut mir leid, deiner Mutter nicht Wort halten zu können und lebenslang Vaterstelle bei dir zu vertreten.“

Colas Rosier, der seinen Herrn nie so gesehen, stand bei diesen Worten, wie vom Blitz gerührt. In der That war er ohne Herrn Larmes, der ihn seit anderthalb Jahren zu sich genommen hatte, der verlassenste Mensch von der Welt. Denn in dem Landstädtchen, wo er bei seiner Mutter, einer Näherin, gelebt, hatte er nichts gelernt, als zierlich zu schreiben; und mit dem Lohn, welchen er als Abschreiber verdiente, konnte er damals kaum die kleinen Haushaltungsbedürfnisse bestreiten. Herr Larmes, ein alter Freund der Mutter, noch aus Jugendtagen her, war so gütig gewesen, den jungen Menschen zu sich zu nehmen. Er behandelte ihn seitdem wie seinen eigenen Sohn, und gebrauchte ihn, wegen der schönen Handschrift, als Abschreiber. Colas war eine gute Seele; darum hatte ihn Herr Larmes lieb, der, weil er selbst ein sechszigjähriger Junggesell und ohne Familie war, ihn zum künftigen Erben seines mäßigen Vermögens bestimmt hatte.

„Sie sind verloren?“ sagte Colas: „Was haben Sie denn gemacht, Herr Larmes?“

„Ach, ich habe nichts gemacht, ich soll machen!“ erwiederte der Buchhalter und warf seine Brieftasche auf den Tisch vor sich hin: „Wir sprechen nachher weiter. Ich werde dir meine Baarschaft, als letztes Vermächtniß, geben. Siehst du mich morgen nicht wieder, oder werde ich verhaftet: so mache dich auf, suche Dienste, wo du sie finden kannst, und halte mich für einen ehrlichen Mann, was man auch von mir behaupten möge.“

Colas war außer sich vor Schrecken und Mitleiden. Er bat mit Thränen seinen Pflegevater, ihm anzuvertrauen, was geschehen sei. Er schwor, lieber zu sterben, als ihn zu verlassen.

Der Alte schwieg lange. Endlich nahm er das Wort und sagte: „Colas, dir, aber nur dir darf ich's sagen. Wehe dir, wenn du wieder plauderst; es könnte dir auf immer die Freiheit, vielleicht das Leben kosten, wie mir. Aber es ist vielleicht gut, daß ich dir's anvertraue, damit wenigstens du an meine Unschuld glaubest, wenn sonst keine Seele. Aber sei verschwiegen wie das Grab. Und willst du es wagen, dich zu verderben, so rede erst dann, wenn ich verloren bin.“

Colas versprach alles, was sein Pflegevater verlangte. Darauf sagte Herr Larmes: „Es ist in den Kassen der Marine ein Defizit von mehr denn einer halben Million. Die Sache ist ruchbar und nicht länger zu verheimlichen. Mein Chef, Herr von Gatry, hat sich durch ungeheure Verschwendungen zu Grunde gerichtet. Sich zu retten, möchte er nun einen andern, als den Schuldigen, opfern. Gott weiß es, wodurch ich's verschuldigt habe, daß Herr von Gatry mich dazu wählt. Er bot mir vierzig-, er bot mir sechszigtausend Livres, wenn ich mich in einem eigenhändigen Briefe an ihn, statt seiner, schuldig erklären wollte. Er lag vor mir auf den Knien. Er meinte, weil ich ohne Weib und Kind, mein eigener Herr wäre,

und Nichts dabei zu wagen, Alles zu gewinnen hätte, während er Stand, Würden, Ehre seiner angesehenen Verwandtschaft, Weib und Kinder, Alles zu verlieren habe, — er meinte, mir sei es ein Leichtes, ihm das Opfer zu bringen, ihm einen Brief zu schreiben, in welchem er mir jede Zeile mit zehntausend Livres vergelte, und ins Ausland zu flüchten. Er sprang wie ein Rasender auf, als ich armer, ehrlicher Mann in aller Bescheidenheit meine gerechten Bedenklichkeiten zu äußern wagte. Dann aber sagte er wieder ganz kaltblütig zu mir: „Es ist hier kein Rücktritt für Sie möglich. Ich fordere Ihnen die Kontrollen und Kassenbücher ab. Ich habe sie schon meiner Absicht gemäß geändert. Wollen Sie mich nun in den Abgrund stürzen — beim Himmel, Sie sollen den Hals erst vor mir brechen. Wählen Sie. Nun spielen wir Leben um Leben.“ — So ungefähr sprach er. Ich war so erschrocken, ich wußte nicht, wie mir rathen oder helfen. Ich vergoß Angstschweiß. Er schien mir in seiner Verzweiflung auf dem Punkte, mich zu morden. Dann hätte er nur sagen können, ich habe mich ihm schuldig gestanden als Kassenbetrüger, habe um seine Gnade gefleht, und da ich keine gefunden, mich auf der Stelle selbst umgebracht. Ach, Colas, wessen sind solche Herren nicht fähig!“

„Der leibhaftige Satan ist der Mensch!“ schrie Colas: „Ich laufe zum Minister, zum Kardinal Bernis, zum König, und flehe um Hilfe.“

„Willst du ein Kind des Todes sein?“ rief Herr Larmes. „Du hast Schweigen gelobt. Wage mir keinen Schritt, keine Silbe! Kommt Zeit, kommt Rath. Ich will nicht, daß du mit mir zugleich in den Abgrund stürzest. Ich habe Bedenkzeit gefordert. Herr von Gatry gewährte mir vierundzwanzig Stunden. Morgen früh um zehn Uhr muß ich Entscheidung bringen, das heißt, das Briefchen, welches er mir gab, als sei es von mir an ihn gerichtet, wörtlich abgeschrieben ihm bringen, und mit Extrapost flüchten,

oder ich bin um eilf Uhr Gefangener. Ich darf bis dahin das Haus nicht verlaſſen, auch du nicht. Er hat es mir verboten, wie dir. Er läßt uns aufpaſſen. Es geht um dein und mein Leben. Der Raſende wagt Alles.“

„Und was wollen Sie thun, Herr Larmes?“ fragte Colas ängſtlich.

„Ich vertraue auf Gott; er läßt die Unſchuld nicht zu Schanden werden, Colas. Ich ſchweige und harre getroſt. Ich will erwarten, daß man mich verhafte. Ich werde in den Händen der Juſtiz wenigſtens gegen Meuchelmord geſichert ſein. Dann will ich reden. Es erfolge, was da wolle. Gott verläßt die Unſchuld nicht. Bis dahin ſchweige! Ich gebe dir meine Baarſchaft. Werde ich unſchuldig verurtheilt, ſiegt der Böſewicht durch das Anſehen ſeiner mächtigen Verwandtſchaft: gut, ſo bleibe ehrlich und ſorge für dich. Dein Untergang kann mir nichts nützen.

Beide ſprachen noch lange über dieſen fürchterlichen Handel; der Buchhalter mit dem feſten Muthe des reinen Bewußtſeins, Colas mit Verzweiflung und Wehmuth eines dankbaren, liebenden Sohnes. Herr Larmes gewann in dieſem Geſpräche nach und nach Ruhe und Beſonnenheit, je mehr Colas beide verlor. Jener, indem er ſeinen Pflegeſohn tröſtete, ward ſelbſt getröſtet. Er hieß dieſen auf ſein Zimmer gehen, arbeiten und ſich zerſtreuen, wie er könne; Colas gehorchte ſchweigend und traurig, und ging. Herr Larmes, der ſich in der Lage eines Sterbenden fühlte, brachte ſeine Papiere in Ordnung.

2.

P a u l i n e.

Colas Roſier ging blaß und die Hände ringend durch den innern Hof des Hotels, wo Herr Larmes einige Zimmer des Hintergrundes

bewohnte. Das Hotel gehörte dem Grafen von Oron, der hier, mit seiner Gemahlin, eines der glänzendsten Häuser in Paris machte. Man sagt sogar, der Prinz Soubise mache der Tochter des Grafen den Hof. In der That war der Prinz ein fleißig erscheinender Hausfreund; in der That sehr um die junge Gräfin beschäftigt. Allein er selbst wußte besser, denn Alle, daß seine Besuche weniger der Gräfin, als der liebenswürdigen Gespielin oder Gesellschafterin, Pauline de Pons, galten. Pauline, eine älternlose Waise, ohne Vermögen, abhängig von der Gnade des Grafen, bekümmerte sich wenig um die Süßigkeiten, die ihr der vierzigjährige, in allen Hof- und Liebeshändeln vielversuchte Prinz zuflüstern mochte. Sie, in frischester Lebensblüthe, hatte desto hellere Augen für ihren schönen fünfundzwanzigjährigen Nachbar Colas. Sie hatte auch beständig mit ihm wichtige Geschäfte abzuthun. Er schrieb für sie oder die junge Gräfin bald Gedichte ab, bald Musikalien; das erwarb ihm manche kleine Einnahme. Aber daß er Paulinens Herz eingenommen hatte, ließ er sich gar nicht beifallen. Der Umgang mit Paulinen war ihm angenehmes Bedürfniß. Warum hätte er nicht gern in Gesellschaft des anmuthigen Mädchens sein sollen? Doch die stille Gluth ihres Blickes verstand er gar nicht. Er ging ohne Herzklopfen zu ihr und mit aller Gelassenheit von ihr. Er wußte gar nicht, was Leidenschaft sei.

Pauline stand am Fenster gegen den Hof, als Colas blaß und händeringend über denselben ging. Sie erschrak, wie sie ihren Liebling in seinem stummen Schmerze verloren sah. „Bst! bst!“ flüsterte sie gegen ihn. Er hörte nichts. „Colas!“ rief sie und winkte mit den Händchen, als er zu ihr hinaufsah. Er gehorchte seufzend.

„Was haben Sie, Colas? Um Gotteswillen, was ist Ihnen begegnet?“ rief sie, als er in ihr Zimmer trat und sie bemerkte, daß er geweint habe. Er schwieg und seufzte.

„Lieber Colas, reden Sie doch! Ihr Schweigen tödtet mich. Ist ein Unglück geschehen? Sagen Sie mir's, wenn es auch das Entsetzlichste wäre. Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir's.“ Er schwieg und seufzte.

Jetzt stieg Paulinens Angst aufs höchste. „Wie, Colas,“ rief sie, „Sie würdigen mich keiner Antwort? Habe ich Sie beleidigt? Gelte ich Ihnen gar nichts? Lassen Sie mich nicht länger in der tödtenden Ungewißheit. Reden Sie!“

Colas zuckte die Achseln und sagte: „Fräulein Pauline, lassen Sie mich schweigen. Ich darf nichts sagen, als — wir werden uns nun trennen. Ich verlasse morgen dieses Haus, vielleicht Paris.“

Pauline ward bei dieser Ankündigung todtenbleich. Sie setzte sich kraftlos nieder, starrte ihren Freund an, ergriff dessen Hand, als wollte sie ihn festhalten, daß er nicht von ihr scheide, und stammelte: „Colas, warum?“

Er schwieg.

Nach einer kleinen Stille wiederholte sie die Frage mit zitternder Stimme. Ihre Augen wurden voller Thränen. „Bin ich,“ sagte sie, „bin ich Ihnen so wenig werth, daß Sie mir nicht einmal sagen mögen, warum Sie Paris verlassen wollen? Colas, wenn Sie so dächten, ich würde Sie von ganzem Herzen hassen, wenn ich's könnte. Nein, ich könnte es nicht, Colas. Gehen Sie nur. Ich hatte auf Erden keinen Freund, als Sie. Gehen Sie. Sie finden der Freunde und Freundinnen genug, aber Niemanden, der innigern Theil an Ihrem Glück und Unglück nimmt. Gehen Sie!“ rief sie und verhüllte sich schluchzend das Gesicht.

Wie Colas die schöne Weinende sah, verging sein ganzes Inneres in Schmerz. „Ach, schöne Pauline,“ sagte er, „es ist ja nicht meine Schuld, daß ich fort muß. Wie gern blieb' ich! Wie sehr bewegt mich Ihre Theilnahme! Wenn Sie wüßten, was ich ...“

Pauline blickte bei diesen Worten zu ihm auf und sagte: „O du

Heuchler, ich dir theuer, und quälst mich doch so gern? Ich danke dem Himmel, daß ich keinen Bruder habe; denn glich er' dir, ich wäre längst im Grabe."

„Und hätt' ich eine Schwester," versetzte er traurig, „und sie gliche Ihnen — ja, dann wär' mir wohl, dürfte ich meinen Kummer in ihr Herz ausgießen. Aber . . ."

„Schütten Sie Ihren Kummer aus. Vielleicht, lieber Colas, kann ich mit gutem Rath helfen. Denken Sie sich, ich sei die Schwester. Hier ist die Schwesterhand!" Sie stand auf und bot ihm die Hand.

Er küßte ehrerbietig das Händchen und sah der schönen Schwester verlegen in die Augen, die so zärtlich um sein Geheimniß flehten. — „Was kostet es, diesen stummen Mund zu entsiegeln!" sagte sie, und klopfte ihm mit den Fingern auf die Lippen, und ließ die Hand nachlässig auf seine Schultern sinken. Man weiß nicht, wie es geschah, daß Bruder und Schwester Wange an Wange lehnten, dann Mund an Mund für den Augenblick die Worte vergaßen. Colas aber fühlte sich wie verwandelt. Er sah im Fräulein de Pons wirklich seine Schwester. Er hatte kein Geheimniß mehr. Er vertraute ihr, unter dem vorher abgelegten Gelübde ewiger Verschwiegenheit, alles an, was er vor einer halben Stunde erst von Herrn Larmes erfahren hatte.

Pauline, wie erschrocken sie auch beim Anhören dieser Nachrichten war, fühlte sich doch dabei selig. Sie liebte, und wähnte, der Liebe sei nichts unmöglich.

„Beruhige dich, lieber Colas!" sagte sie: „du darfst, du sollst mich nicht verlassen. Es werden sich Mittel ersinnen lassen, deinen Pflegevater zu retten!"

„Aber," seufzte Colas ängstlich, „ohne etwas zu verrathen!"

„Wenn mir nur gleich etwas beistele!" rief sie und rieb sich die Stirn: „Geh, Colas, geh! Laß mich allein. Ich will nachsinnen. Es muß etwas geschehen."

Colas ging. Doch unter der Thür noch drohte er lächelnd mit dem Finger zurück: „Schwester Pauline, verräthst du mich, werde ich in meinem Leben der Bruder keiner Schwester mehr.“

3.

Prinz Soubise.

Indem fuhr der Wagen des Prinzen Soubise vor. Der Prinz kam die Stiege herauf, als Pauline aus ihrem Zimmer trat. Noch glühte von der schwesterlichen Unterredung ihr Gesicht. Der Prinz, welcher sie nie reizender gesehen hatte — und in der That, wie konnte sie anders im Glanze der ersten Liebe erscheinen? — verlor fast die Sprache beim Anblick des in Entzückungen schwebenden Mädchens.

„Mein Gott, wie schön Sie sind!“ sagte er, indem er ihre Hand küßte. Sie führte ihn in den Saal und beklagte, daß er den Grafen verfehlt habe, der mit seiner Gemahlin und Tochter ausgefahren sei.

„Sie beklagen mich, und ich wünsche mir Glück. Möchte mir im Leben jeder Unfall so schön vergütet werden, wie diesmal!“ sagte er.

Pauline, seine Schmeicheleien gewohnt, achtete nicht auf diese und andere seiner Artigkeiten. Sie war in Gedanken bei dem neu erworbenen Bruder, und sann umher, wie dem Herrn Larmes Hilfe geschafft werden könnte. Anfangs hatte sie im Sinn gehabt, sich dem Grafen Oron zu entdecken. Durch seinen Einfluß hoffte sie, wie durch seine Klugheit, das Unglück vom Haupte des alten Buchhalters abzuwenden, der im frommen Vertrauen auf den Himmel, und ohne Aussicht auf andere Rettung, dem Schicksal entgegenging. Allein der Muth entsank ihr wieder, wenn sie sich der trägen Selbstsucht und der stolzen Gefühllosigkeit des Grafen gegen frem-

des Leid erinnerte. Die Ankunft des Prinzen brachte in ihr ganz andere Entwürfe zur Reife. Er, der Mann am Hofe, der ſich dem Kardinal Bernis, dem damaligen allmächtigen Miniſter, der ſich ſogar dem Könige unmittelbar nähern konnte, er und kein Anderer konnte hier Retter werden.

„Gnädigſter Herr,“ ſagte ſie zu ihm, „ich bitte Sie inſtändig, laſſen Sie allen Scherz! Wir wollen von etwas Ernſtem reden.“

„Wie, ſchöne Pauline,“ rief der Prinz, „halten Sie denn in vollem Ernſte die Liebe für Scherz?“

— Wenigſtens die Ihrige.

„Wenn meine Liebe nur Scherz iſt, ſo iſt Alles, was Himmel und Erde Schönes haben, Scherz, und es iſt nichts Wahres unterm Monde; Pauline, ja, ſo iſt Ihre göttliche Geſtalt, ſo iſt Ihr Blick, ſo iſt all der verführeriſche Zauber, der Sie umſchwebt, Täuſchung und Lüge.“

— Oder Ihr Auge belügt Sie, das mehr ſieht, als es ſieht.

„Nein, zu wenig vom ganzen Umfang Ihrer Reize, zu viel aber ſchon für meine Ruhe.

— Ich bitte Sie, Prinz, warum ſagen Sie mir das Alles? Weil Sie Langeweile bei mir haben? Laſſen Sie uns von etwas Beſſerm plaudern. — Oder weil Sie mir beweiſen wollen, daß Sie der geiſtvollſte, artigſte, gewandteſte Mann ſind? Ich weiß es ſchon, ſo gut, als es der ganze Hof und die ganze Stadt weiß. — Oder weil ich Ihnen Alles glauben ſoll, was Sie mir Verbindliches ſagen? Ach, mein gnädiger Herr, Sie werden doch nicht ſo übel von meinem Verſtand denken!

„Welche Sophiſtin Sie ſind! Ja, wenn Sie jemals an eine Wahrheit glaubten, ſo glauben Sie an die Wahrheit des Gefühls, das Sie ſelbſt einflößten; ſo glauben Sie, daß für die Wahrheit meines Wortes jeden Augenblick mein Leben, mein Blut . . .“

— Behüte mich der Himmel, Prinz; reden Sie mir nicht von

Blutgeſchichten! Ich liebe dergleichen nicht. Wenn ich aber die Ehre hätte, einigermaßen auf Ihre Achtung Anſpruch . . .

„Auf Alles, Alles!“ ſchrie der Prinz Soubiſe, und nun folgte eine Reihe von Betheuerungen und Schwärmereien, mit deren Herzählung wir unſere Leſer nicht behelligen wollen.

Fräulein Pauline de Pons aber zog nach ihrer Art den beſten Nutzen davon. Sie trat mit einer beſcheidenen Bitte vor, die der Prinz ſchon als erfüllt erklärte, ehe er ſie nur gehört hatte. Nun erzählte ſie ihm im tiefſten Vertrauen die Unglücksgeſchichte des alten Buchhalters, die ſie ganz zufällig vernommen haben wollte, und für den ſie die lebendigſte Theilnahme empfände, weil er im Hintergebäude wohne. „Sie, Prinz,“ fuhr ſie fort, „Sie können hier den Ruhm Ihrer ſtillen Tugenden erweitern. Sie können die Unſchuld retten; Keiner wie Sie, und diesmal kein Anderer, als Sie. Ihr Wort gilt beim Kardinal Bernis . . .“

„O ſtill vom Kardinal!“ rief der Prinz: „Ich traue ihm nicht. Er iſt der Gönner des verſchwenderiſchen Gatry und, wenn ich nicht irre, ein Anbeter von deſſen Tochter. Der Kardinal muß ganz aus dem Spiele bleiben. Aber . . .“ Der Prinz ſchwieg, ſann, rieb ſich die Stirn, ward plötzlich hell und ſagte: „Mein Fräulein, ich verlaſſe Sie. Wir haben keinen Augenblick zu verlieren. Ich bin eiferſüchtig auf jeden, der mir die Gelegenheit rauben könnte, ein kleines Verdienſt in Ihren Augen zu haben. Leben Sie wohl, reizende Pauline. Ich ruhe nicht, bis Ihr ſchöner, menſchenfreundlicher Wunſch erfüllt iſt.“

Er küßte des Fräuleins Hand und flog davon.

4.

Frau von Pompadour.

Er ſchwang ſich in den Wagen und fuhr nach Hofe. Hier wandte er ſich in den Tuilerien ſogleich zu den Zimmern der Frau von Pompadour.

Alle Welt weiß, was Frau von Pompadour bei König Ludwig XV. allerchriſtlichſten Majeſtät galt. Sie war die unbeſchränkte Gebieterin ſeines Herzens, ſeines Willens und ſeines Reiches. Zwar die Blüthezeit hatte für ſie geendet. Sie mochte etwa fünfunddreißig Jahre zählen. Aber ihre Anmuth hatte darum wenig eingebüßt, und der eigenthümliche Werth ihres Geiſtes dabei nur gewonnen. Der König lag noch immer in ihren weichen Feſſeln. Nichts vermochte wider ſie der Wille der ganzen königlichen Familie, nichts die Klugheit des königlichen Hauptminiſters, des Kardinals Bernis. Man wußte das am Hofe, man wußte das in Paris, man wußte das im ganzen Reiche. Freilich iſt es nicht gar erbaulich für eine Nation von Selbſtgefühl, durch ein ſolches königliches „Nebenbei“ beherrſcht zu werden. Aber man muß nicht vergeſſen, daß die Franzoſen damals nur noch Verſe machten und Liederchen trillerten, und Alles für wahr, gut und ſchön hielten, ſobald es der König dafür hielt. Frankreich lag alſo in anbetendem Entzücken mit einem Knie vor dem König, mit dem andern vor der Geliebten des Allerchriſtlichſten. Nur eine Partei, welche allenfalls Anſpruch auf Eiferſucht wagen durfte, zum Beiſpiel die Königin, der altadelbürtige Hof, oder ſo ein Hauptminiſter, wie Kardinal Bernis, bildeten, doch mit größter Schonung, eine Art Widerſpruch.

Die kluge Königsgeliebte wußte das wohl. Sie fürchtete aber die Gegenpartei wenig. Die vorzüglichſten Herren des Hofes ſtanden auf ihrer Seite, oder lagen zu ihren Füßen. Voltaire ſelbſt

wußte ſich viel damit, daß ſie ihn huldvoll angeblickt hatte. Aber, nächſt dem Könige, blickte ſie doch Keinen huldvoller an, als den Prinzen Soubiſe.

In der That, der Prinz, obgleich ein Vierziger, war ein Mann ganz zum Gefallen geſchaffen, witzig, ſinnreich, verführeriſch. Die Königsgeliebte, bei aller Schlauheit und Lebenserfahrung, konnte ſich nicht erwehren, ihn lieber zu ſehen, und lieber zu hören, als alle Uebrigen, und ihm am liebſten zu glauben, daß er ſie nur ihretwillen liebe, und um nichts Anderes ſonſt. Der Prinz war einer von den ſtarken Geiſtern, die Allen allerlei werden. So war er bei der Königsgeliebten ein von ihr bezauberter Liebhaber, der nur mit Gewalt den Ausbruch von einer Leidenſchaft in ſich zurückhielt, die — nicht da war. Frau von Pompadour bemerkte oft, nicht ohne zärtliche Rührung, ſeinen ſtillen Kampf zwiſchen Ehrfurcht und Liebe, und wider ihren Willen ward ihr Herz zu ihm hingezogen, da es doch dem König allein angehören ſollte. Sie empfand für den Prinzen, was ſie nicht empfinden mochte, und eben weil ſie es nicht mochte, hing ſie um ſo inniger an ihm. Doch hütete ſich die feine Frau von Welt wohl, das von ſich ahnen zu laſſen, deſſen ſie ſich, wie einer Lächerlichkeit, ſchämte. Und wirklich fiel keinem Höfling dergleichen auch nur im Traume ein. Aber der Prinz wußte, was er wußte, ſpielte ſeine Seladonrolle fort und lachte dazu.

„Was haben Sie vergeſſen, Schmetterling?“ fragte ſie ihn, als er zu ihr hereintrat, denn er war erſt kaum vor einer Stunde von ihr gegangen.

„Ach, theure Marquiſe, bei Ihnen habe ich immer das Unglück, mich ſelbſt zu vergeſſen. Wie kann man auch anders?“ ſagte Soubiſe, und drückte ihre ſchöne Hand an ſeine Lippen: „Mich ſelbſt, ſo wahr ich lebe!“

„Zur Sache, mein gnädiger Herr; denn die Sphäre Ihres

Selbstes ist so groß, daß ich nicht immer weiß, wenn Sie von sich reden, ob Sie Frankreich oder ganz Europa meinen."

„Sie wollen heute, liebenswürdige Marquise, ein wenig herbe sein, scheint es; und doch sagen Sie, ohne es zu wollen, statt der Ironie die reinste Wahrheit. Im Ernst, ich wollte von mir, nämlich von Frankreich, das heißt von Ihnen, reden."

„O, lyrische Sprünge!" rief Frau von Pompadour: „Sie haben Talent zum Odendichten, Prinz."

„Und wer denn nicht, der das Glück fühlt, in Ihrer Nähe zu stehen?"

„Aber Sie wollten von sich selbst reden, Prinz."

„Gut, gnädige Frau, von mir; aber mein Sein ist in dem Ihrigen aufgelöset. Was wider Sie ist, das ist wider mich. Und ich . . ."

„Prinz, ich werde heute nicht klug aus Ihnen. Reden Sie in Prosa; ich hasse das frostige Feuer der Odendichter."

„Wohlan, trockne Prosa! — Wissen Sie, in welcher Gesellschaft man zuerst das Gassenliedchen spendete und sang, worin eine gewisse unerhörte platte Niederträchtigkeit die Stelle des Witzes vertreten muß?"

„Sie meinen die Albernheit gegen mich? in welcher Gesellschaft? Vielleicht bei unserm poetischen Kardinal? Hab' ich's errathen?"

„Halb! Bei seinem Schützling, dem unsittigen de Gatry. Der Elende wird jetzt von allen seinen ehemaligen Zechbrüdern verrathen; denn er ist nahe daran, das Opfer seiner Schändlichkeiten zu werden — auf die Galeeren zu kommen."

„Wie? Was sagen Sie mir da?" rief die Marquise erstaunt.

„Es zeigen sich in den Kassen des Seewesens, die er zu verwalten hat, ungeheure Defizits. Man spricht von mehr, als einer Million. Und das war's, was ich vergessen hatte, Ihnen vor

einer Stunde zu ſagen. Ich hatte alſo Recht, es gehe mich an, weil es Sie und Frankreich angeht.“

„Haben Sie auch recht gehört, Prinz?“

Der Prinz erzählte ihr nun Alles, was er von nähern Umſtänden kannte, ſchmückte daran nach Belieben aus und trug endlich auch die Geſchichte des alten, unglücklichen Buchhalters Larmes vor. Er ſchilderte die Schelmerei des Herrn von Gatry und die Verzweiflung des bedrängten Larmes ſo lebhaft, das Leiden des armen, ſchutzloſen Greiſes ſo rührend, daß die reizbare Marquiſe in Thränen zerfloß.

„Nein, rief ſie, „das darf nicht ſein; dieſer unſchuldige, ehrliche Mann darf nicht das Opfer des Ungeheuers werden. Wir wollen die Wahrheit entdecken. Stehen Sie gut dafür, Prinz, daß ſich Alles ſo verhält, wie Sie mir ſagen?“

„Ich ſtehe für jedes Wort, das ich ſagte.“

„So geſtatten Sie, daß ich mich von Ihnen beurlaube. Ich muß zum König. Ich danke Ihnen, mein lieber Prinz, daß Sie mir den Weg zu einer edeln That zeigten. Dergleichen Abſcheulichkeiten, wie de Gatry brütet, ſollen Frankreichs Boden nicht beſudeln. Der König denkt zu groß!“

„Und ſein guter Engel weicht nicht von ihm. Erlauben Sie, daß ich dieſem Engel die Hand küſſe, um mich ſelbſt ein wenig zu heiligen.“

Der Prinz entfernte ſich. Die Marquiſe ließ ſich dem Könige melden.

5.

Der König.

„Ich habe Sie ſchon lange erwartet, meine liebe Marquiſe!“ ſagte der König, indem er ihr entgegen ging.

— Man hatte mir gesagt: Ew. Majestät hätten dem englischen Gesandten eine besondere Audienz gegeben.

„Ja, aber der Mensch hat mich mit seinen Geschäften aufs grausamste gelangweilt. Ich bin froh, seiner los zu sein. Ich habe ihn zuletzt kurz an den Kardinal gewiesen. — Aber, was fehlt Ihnen? Sind Sie unpäßlich, Marquise? Ich glaube gar, Sie haben geweint. Ist Ihnen nicht wohl?“

— Bei meinem König ist mir immer wohl.

„Gute Marquise! — Setzen Sie sich. Haben Sie Arbeit mitgebracht? Ich helfe Ihnen Perlen auffädeln. Ich kann Ihnen ein sauberes Geschichtchen vom Fräulein von Autun erzählen, ein Liebeshändelchen ohne Gleichen; Sie werden es kaum glauben. Ich habe dabei zum Sterben lachen müssen. Allein ich kann unmöglich die verweinten Augen meiner kleinen Antoinette sehen. Bekennen Sie mir erst, haben Sie einen Verdruß gehabt?“

— Wohl, Sire, Verdruß über die empörende Schlechtigkeit mancher Menschen, und Schmerz darüber, daß man unter dem besten der Monarchen die Unschuld auf grausame Weise zu mißhandeln wagt. Denn . . .

„Erzählen Sie, liebes Kind. Ich will wahrlich einmal ein Beispiel von Strenge geben. Was bin ich denn? Was hab' ich denn, wenn ich mit aller königlichen Macht nicht einmal im Stande bin, zu verhüten, daß Sie andere, als Freudenthränen vergießen? — Wer also hat Sie beleidigt?“

— Der Sie, der die Würde und den Namen des gerechtesten und menschenfreundlichsten aller Könige beleidigt.

Der König stutzte und fragte mit gespannter Neugier weiter. Die Marquise erzählte ihm die Geschichte und die Pläne des Herrn von Gatry, und wie er den ehrlichen Buchhalter zwingen wolle, sich schriftlich zu den Verbrechen dieses Ministers zu bekennen, der sich mit einigen tausend Livres davon frei machen möchte. Die

Erzählerin trug die Begebenheit mit der ihr eigenen Beredsamkeit vor, und erhöhte mit dem Glanz ihrer Einbildungskraft die Farben im Bilde von menschlicher Bosheit und hilfloser Unschuld. Sie selbst ward von neuem innig bewegt.

„Nun denn," sagte der König, als sie vollendet hatte, mit einer Art von Verwunderung in Ton und Geberde: „ist's nur das, und sonst nichts? Was geht uns das an? Lassen Sie doch die Gerichte dafür sorgen; die werden schon strafen. Jetzt hören Sie mein Geschichtchen vom spaßhaften Handel des Fräuleins von Autun."

— Ich wage nur die einzige Erinnerung, Sire, daß, wenn der morgende Tag kommt, die Gerichte nicht mehr helfen können. Hat de Gatry des Buchhalters schriftliche Erklärung in Händen, und ist dieser geflüchtet, so wird dieser verdammt, jener als treuer Beamter geehrt und Ew. Majestät um eine Million betrogen.

„Sie haben Recht. Man muß den Kardinal davon benachrichtigen."

— Er ist Gatry's besonderer Gönner, wie man mir gesagt hat.

„Oder den Polizeiminister. Er könnte vorläufig einen Vertrauten zum Buchhalter schicken, um von diesem das Nähere zu erfahren. Dann mag er nachher thun, was recht ist."

— Vortrefflich, Sire; ich muß eben so sehr Ihren Scharfsinn, als Ihr wohlwollendes Herz bewundern. Daran dachte ich in der That nicht, daß, wenn die Polizei de Gatry's eigene Handschrift erhaschen kann, dieser in seinem eigenen Netze gefangen und Alles verrathen ist.

„Natürlich! Sie sind ein Kind, Marquise, daß Sie über den einfachsten Gang der Dinge erstaunen. So etwas macht sich leicht ab. Ich lasse den Minister — oder ich besinne mich, der Polizeichef ist noch in der Nähe!"

Der König läutete. Ein Kammerdiener erschien. Der König

beſchied den Polizeichef ins blaue Kabinet, wohin er ſich ſogleich ſelbſt begab.

„Sie aber,“ ſagte er beim Fortgehen der Marquiſe, „bleiben inzwiſchen hier. Wir müſſen eins über das Fräulein von Autun lachen.

6.

Die Wirkung.

Es war ſchon ſpät Abends. Der Buchhalter Larmes ſaß düſter in ſeinem Zimmer am Schreibtiſche und zeichnete Verſchiedenes auf. Colas ſtand daneben.

„Jetzt, mein Sohn,“ ſagte der Alte nach Beendigung der Arbeit heiterer, „habe ich nichts mehr auf dem Herzen. Alles iſt abgethan. Es geſchehe, was da wolle, ich werde mich nicht, weder ſchriftlich noch mündlich, zu dem Kaſſenbetrug bekennen. Ich ſtehe in Gottes Hand. Es iſt eine herrliche Sache, Colas, um ein reines Herz und Bewußtſein; man kann damit einem ganzen Heere von Schergen, Henkern und Folterknechten und der ganzen Hölle ins Angeſicht ſpotten. Und würde ich auf die Galeere geſchickt, ich wollte lächelnd gehen.“

Es ward geklopft. Ein Polizeibeamter trat herein, und man ſah deutlich im Halbdunkel der Thür, indem der Beamte ſie öffnete, mehrere Bewaffnete ſtehen.

Der Beamte entſchuldigte ſeinen Beſuch mit höherm Befehl, und fragte dem Herrn Larmes nach. Dieſer bekannte ſich erblaſſend mit zitternder Stimme zu ſeinem Namen. Colas bebte, wie im Fieberſchauer, und konnte ſich nicht auf den Füßen halten.

„Sie hatten dieſen Morgen,“ ſagte der Beamte zum Herrn Larmes, „eine merkwürdige Unterredung mit Herrn von Gatry?“

Der Buchhalter verneigte sich; er konnte die Silbe Ja nicht hervorstammeln.

„Sind Sie im Besitz eines Zettels, den er Ihnen zum Abschreiben gab?“

Der Buchhalter erstaunte über die Allwissenheit der Polizei, und sah den Beamten mit starrem Blicke und offenem Munde an.

„Wollen Sie mir gefälligst antworten?“ fuhr der Beamte ernster fort.

Der Buchhalter verneigte sich abermals.

„Antworten Sie, Herr, ich fordere Sie im Namen des Königs auf; und wenn Sie den Zettel haben, werden Sie mir ihn ohne Weigern übergeben.“

Der Buchhalter schwankte zu einem Nebentischchen, zog den Zettel aus einer Brieftasche und reichte ihn mit zitternder Hand dem Frager.

„Sie werden jetzt die Güte haben, mich zu begleiten, Herr Larmes. Es erwartet Sie draußen mein Wagen.“

„Wohin?“ schrie Colas verzweifelnd: „Er ist unschuldig. Nehmen Sie mich auch mit. Ich weiß um Alles; ich will Alles sagen.“

Der Beamte sah den Jüngling verwundert an und sagte: „Ich habe zwar keinen Befehl, einen andern, als Herrn Larmes, zum Chef der geheimen Polizei zu führen; indessen kann ich Ihren Wunsch befriedigen. Sie, Herr Larmes, scheinen unruhig zu sein. Fassen Sie sich.“

„Lassen Sie den jungen Menschen hier zurück,“ sagte Herr Larmes, „wenn Sie keinen ausdrücklichen Befehl haben, ihn mitzunehmen. Er kann zur Sache nichts nützen. Ich werde die Wahrheit sagen ohne ihn. Es ist seine Freundschaft zu mir, die ihn zu der unbesonnenen Bitte veranlaßte. Ich weiß schon, wer mein Ankläger ist und warum ich fortgeschleppt werde. Es ist Herr von Gatry, mein Chef. Ich folge Ihnen.“

Der Polizeibeamte sagte: „Ich trete in Ihren Handel mit Herrn von Gatry nicht ein. Sie werden ohne Zweifel die Ehre haben, ihn zu sehen. Auch er ist in diesem Augenblick verhaftet. Hingegen muß ich mir ausbitten, junger Herr da drüben, daß Sie mich ebenfalls begleiten wollen!“

„Herr von Gatry verhaftet?“ sagte der Buchhalter mit halbfroher Bestürzung.

„Haben Sie denn nicht gehört?“ schrie Colas freudig: „Gatry ist verhaftet. Sie sind gerettet. Nun merk' ich, seh' ich, weiß ich Alles, Alles, Alles! Kommen Sie, Kommen Sie! Oh!“ fuhr der entzückte Jüngling fort und streckte beide Hände gen Himmel: „O du unvergleichliche, köstliche, himmlische . . .“ bald hätte er gesagt Pauline. Aber er besann sich doch, und rief: „Justiz!“

Man nahm den Hut, folgte dem Polizeibeamten, stieg mit ihm in den Wagen und fuhr davon. Der Minister des Seewesens war beim Polizeiminister. Der Buchhalter sagte, was er wußte. Herr von Gatry verrieth selbst beim stolzen Wegläugnen im Verhör sein böses Gewissen. Als ihm aber seine Handschrift vorgewiesen ward, als ihm der Buchhalter vor die Augen geführt ward, verlor er die Besinnung und bat um Schonung seiner Familie.

Herr Larmes und Colas wurden noch denselben Abend wieder zurückgelassen. Colas schlich noch denselben Abend mit einem Notenheft unterm Arm zu Paulinens Zimmer, da er es erleuchtet sah, und schloß die schöne Schwester, welche im reizenden Tanzkleide vor ihm stand, um einen Ball zu besuchen, an sein frohes Herz. Noch denselben Abend drückte Pauline auf dem Balle, mitten im Tanze, dem entzückten Prinzen Soubise voll zärtlicher Erkenntlichkeit die Hand und flüsterte: „Sie haben eine himmlische That vollbracht!“ Noch denselben Abend, früher vom Balle eilend, lag der Prinz zu den Füßen der Marquise von Pompadour und rief: „Ich muß Sie anbeten; Sie sind mehr als ein Engel!“ Noch

denſelben Abend geſtand Ludwig XV. im Arm der Geliebten: er ſei von ihr noch nie ſchöner belohnt worden, als der einfältigen, närriſchen Geſchichte wegen.

7.

Die Erhebung.

Am folgenden Morgen war Gatry's Verhaftung die Tagesneuigkeit von Paris. Die Kaſſen und Rechnungsbücher des Seeweſens wurden unterſucht. Man entdeckte größern Verluſt, als man vermuthete. Es entſpann ſich aus einer Unterſuchung die andere, aus einem Verhör das andere, aus einer Verhaftung die andere. Gatry hatte ſich während deſſen wieder erholt und erneuerte die Betheuerungen ſeiner Unſchuld. Es ward ein langweiliger Rechtshandel, deſſen Ende der alte Larmes gar nicht mehr erlebte; denn Furcht und Schrecken jenes Unglückstages hatten ſeine Geſundheit tief erſchüttert. Colas war untröſtlich über den Verluſt ſeines väterlichen Freundes. Zwar ward er Erbe von deſſen mäßigem Vermögen; allein das erquickte ihn wenig. Gerne wäre er Bettler geworden, wenn er mit ſeiner Selbſtaufopferung den guten Vater Larmes aus dem Reiche der Schatten hätte zurückkaufen können.

Die Frage war nun: was weiter beginnen? Denn aus der kleinen Erbſchaft allein konnte er unmöglich anſtändig leben. — „Ei," ſagte Pauline, „willſt du denn nicht an der Stelle des Herrn Larmes Buchhalter beim Seeweſen werden?"

„Mein Gott, Fräulein, wohin denken Sie? Wie ſoll ich meine Gedanken ſo weit erheben? Buchhalter des Seeweſens! — Es iſt wahr, ich habe unter der Aufſicht des Herrn Larmes oft, beſonders wenn er an Rheumatismen im Winter litt, ſeine ſämmt-

lichen Geschäfte gethan; er hatte bloß zu unterschreiben. Allein, was denken Sie, Fräulein! Buchhalter im Ministerium des Seewesens! Herr Larmes schlug mich schon dreimal vergebens nur zu einer leer gewordenen Sekretärstelle vor. Nein, so weit schwindle ich nicht hinauf."

„O die liebe Bescheidenheit, wie sie dich so schön läßt!" sagte Pauline, und betrachtete den blöden jungen Mann mit stillem Wohlgefallen: „Du gibst doch zu, daß ich wenigstens so hoch im Range stehe, als ein Marine-Buchhalter?"

„Fräulein, Sie scherzen."

„Nun, und deine Gedanken schwindeln doch selbst zu mir herauf?"

„Nein, nein, Ihre himmlische Güte läßt sich nur zu mir herab, schöne Pauline."

Einige Tage nachher sagte Fräulein de Pons zum Prinzen Soubise, als sie ihn unbelauscht in einer glänzenden Gesellschaft sprechen konnte: „Wissen Sie auch, mein Prinz, daß Schreck und Gram den alten Buchhalter Larmes getödtet haben, daß er also dennoch das Opfer von Gatry's Ruchlosigkeit ward?"

„Kein Wort, reizende Pauline."

„Wollen Sie Ihre herrliche That nicht vollenden? Sie sind im Stande, den Schatten des ehrwürdigen Greises zu versöhnen, wenn Sie sich seines Sohnes annehmen, der jetzt verloren und verstoßen ohne alle Protektion dasteht, nämlich seines Adoptivsohnes, Nikolas Rosier. Es ist derselbe junge Mann, der in dem berühmten Verhör um Erlaubniß bat, an der Stelle des Herrn Larmes in Gefängniß und Tod zu gehen, wenn es sein müßte."

„Ich erinnere mich des tollen Einfalls."

„Nun, dieser Rosier war eigentlich der wahre Buchhalter; der alte Larmes gab nur seinen Namen zu dessen Arbeiten. Erfüllen Sie einen Seufzer des Sterbenden, der mit Kummer um das Schick-

ſal ſeines Sohnes aus dem Leben ging. Sie ſagten mir einſt ſelbſt, der alte Larmes müſſe für erlittenes Unrecht reichlich entſchädigt werden. Wie wollen Sie ihn entſchädigen laſſen? Er iſt nicht mehr. Gönnen Sie ſeinem Adoptivſohn Ihren Schutz. Dieſer Erbe von der Redlichkeit ſeines Vaters verdient deſſen erledigte Stelle beim Seeweſen. Aber er ſteht einſam, kein Mund ſpricht für ihn."

„Wie? Kein Mund ſpricht für ihn, wenn Mitleid und Erbarmen von ſo ſchönen Lippen für ihn ſprechen?" flüſterte der Prinz: „Wie ſelig wär' ich, wenn dieſe Lippen nur mir ſo mitleidig einſt ein Wort des Erbarmens ſagten? Glauben Sie mir, ich verdiene mehr Mitleiden, als der Sohn des Buchhalters."

„Nun, gnädiger Herr, werden Sie nur erſt recht unglücklich; ich will es nicht an Mitleid für Sie fehlen laſſen, wie es Ihnen nie an Spott für mich fehlt."

„O!" rief der Prinz: „Es iſt genug! Daß doch jetzt hundert überflüſſige Augen auf uns ſehen müſſen! Wie gern ſagte ich Ihnen auf meinen Knien, wie viel ich dulde! Aber ich nehme Sie beim Wort. — Wie heißt der junge Mann?"

Pauline nannte den Namen Nikolas Roſier; der Prinz ſchrieb ihn auf.

Zu rechter Zeit erinnerte er ſich ſeiner, als er nachher bei der Marquiſe von Pompadour im vertraulichen Geſpräche ſaß, die Marquiſe ſelbſt von Gatry's Prozeß anfing und dabei mit Theilnahme des alten Larmes gedachte, der durch die Schändlichkeit ſeines Gebieters dem ewigen Kerker oder gar dem Tode nahe gebracht geweſen wäre.

„Nahe?" antwortete der Prinz: „Nein, ſagen Sie lieber, in den Tod, meine Gnädige. Angſt und Schrecken haben den ſchwachen Greis getödtet. Er ſteht vor Gott, und nennt, dankbar unter Engeln, den Namen des irdiſchen Engels, der ihn vom Untergang rettete."

Die Marquiſe erſchrak und ward gerührt. Der Prinz bemerkte es und ſtimmte ſich ſelbſt in Trauer hinüber, indem er vom Lebensloſe mancher edeln Menſchen ſprach. „Er hat ausgelitten!“ fuhr der Prinz fort, indem wirklich eine Thräne in ſeinen Augen zitterte: „Ihm iſt nichts mehr zu vergelten und zu erſetzen.“

Die Frau von Pompadour ſah im Auge des Prinzen eine Thräne. Dieſer Anblick machte ſie noch weicher. „Aber hat er Familie hinterlaſſen?“ fragte ſie: „Ich weiß, der König iſt gut.“

Der Prinz ſprach von der erledigten Buchhalterſtelle, von den ausgezeichneten Kenntniſſen des Adoptivſohns Nikolas Roſter, und mit einer wahren Begeiſterung von deſſen ſtrenger Rechtſchaffenheit. Dann fuhr er fort: „Und dieſer brave, junge Mann muß darben, weil er ohne Protektion daſteht. Er iſt nur der Erbe von Tugend und Armuth ſeines Pflegevaters.“

Die Frau von Pompadour ergriff voll inniger Bewegung mit beiden Händen des Prinzen Hand und ſagte: „Prinz, als einen gewandten, liebenswürdigen Weltmann habe ich Sie immer gekannt, aber nicht als den guten, gefühlvollen Menſchen. Schämen Sie ſich Ihres naſſen Augen nicht vor mir. Solche Thräne ehrt den Mann. Dafür nehmen Sie dieſen Kuß. Der Roſter muß ſeines Vaters Stelle haben.“

Als die Marquiſe dem Könige davon anfing, ſagte dieſer: „In der That hat mir der Marineminiſter da ein Portefeuille gebracht, Ernennungen, ich ſoll ſie unterſchreiben. Sehen Sie doch nach, ob der Mann dabei iſt, von dem Sie mir ſagen.“ — Die Marquiſe gehorchte, und fand unter den Ernennungen zur Buchhalterſtelle beim Seeweſen den Namen Meuron.

„Nun, ſo laſſen wir's dabei. Der Miniſter muß ihn kennen. Er weiß das beſſer, als wir. Miſchen wir uns doch in das Zeug nicht.“

„Sire,“ antwortete die Marquiſe, „aber eben die Einmiſchung

Ew. Majestät allein kann das edle Werk vollbringen, was Sie begannen, und das jetzt noch ganz Paris mit Freuden und Beifall füllt. Ew. Majestät hat den stolzen Verbrecher entlarvt, die Unschuld gerettet. Der letzte Gedanke des sterbenden Greises waren Sie, Sire, denn Sie haben ihn gerettet. Er trägt dankbar Ihren Namen zum Himmel."

Der König lachte laut auf. „Hab' ich's doch immer geargwohnt," rief er: „daß Sie mit der überirdischen Welt Korrespondenz pflegen; wie könnten Sie sonst wissen, was die Buchhalters-Seele da mit hinüber geschleppt hat? Meinen Namen also? Aller Ehren werth. Ich muß ja wohl aus Gegenhöflichkeit den Namen seines Pflegesohns ins Büreau des Seewesens schicken." Er strich den Namen Neuron durch und setzte Nikolas Roster.

„O wie Sie so böse sind, Sire, und doch so gut!" sagte die Geliebte, und küßte die Hand des Monarchen, welche den Namen geschrieben hatte.

8.

Die Ohrfeige.

Colas war vor Erstaunen außer sich, als er die königliche Ernennung empfing. Er machte sich sogleich auf, seinem Minister und den übrigen obern Beamten im Ministerium die ehrfurchtsvolle und dankbare Aufwartung zu machen.

„Ich schlug Sie dem Könige gern vor," sagte der Minister, „denn ich wollte in Ihnen das Andenken des Herrn Larmes geehrt wissen."

„Mein Verdienst bei Ihrer Ernennung ist gering," sagte der Kanzler des Ministerialbüreau's: „doch gesteh' ich, einigen Kampf hatte ich deswegen. Mir waren aber Ihre trefflichen, in Herrn

Larmes Namen gelieferten Arbeiten bekannt. Ich konnte, als redlicher Mann, keinen Andern, als Sie, dem Miniſter empfehlen.“

So bemerkte Colas, bei ſeinen Beſuchen, daß, wie dieſe Beiden, alle übrigen höhern Angeſtellten, ohne ſein Vorwiſſen, auf die edelmüthigſte Weiſe für ihn gearbeitet hatten. Als er es dem Fräulein de Pons erzählte, ſagte ſie lachend: „Du biſt ein Närrchen, Colas. Die Hauptperſon haſt du vergeſſen. Bitte morgen den Prinzen Soubiſe um Audienz und küſſe ihm die Hand. Vergiß mir's nicht.“

„Und nicht der Prinz Soubiſe iſt die Hauptperſon,“ ſagte Colas, „ſondern meine beſcheidene ſchöne Schweſter, der ich die Hand tauſendmal lieber küſſe.“ — Indeſſen Colas war klug genug, ſie auch dem Prinzen am andern Tage zu küſſen; und der Prinz, welcher in Colas einen angenehmen jungen Mann erblickte, war klug genug, ihm zu empfehlen, der Frau von Pompadour ſeine dankbare Verehrung zu bezeugen. Der Buchhalter des Marineweſens gehorchte und die Königsgeliebte blieb nicht unempfindlich gegen Huldigungen, die verdient zu haben ſie ſich allerdings bewußt war. Ihre That ward ihr noch um ſo lieber, da ſie ſie nicht nur einem erkenntlichen, ſondern auch einem ſehr hübſchen jungen Mann erwieſen hatte.

Herr Roſier, der im Geſchäftskreiſe der Marine-Buchhaltung nicht als Neuling lebte, gewann bald die Zufriedenheit aller ſeiner Obern und ſelbſt des Miniſters, nicht eigentlich wegen ſeiner Geſchäftsführung, ſondern weil man nicht wußte, wie er dazu gekommen war, eine Stelle zu erhalten, für die Alle einen andern Begünſtigten empfohlen hatten. Man vermuthete, er müſſe bedeutende Verbindungen am Hofe haben. Jeder behandelte ihn ſogleich mit der größten Auszeichnung.

Colas, mit ſeinem Glücke gar wohl zufrieden und nun bekannt mit dem geheimen Weg, welchen das Schickſal wunderbarlich

zwiſchen ihm und dem König Ludwig XV. angebahnt hatte, genoß die Gaben des Zufalls mit aller Beſcheidenheit. Er hatte vorher Demuth genug gehabt, auf ein Loos, wie er gewonnen, keinen Anſpruch zu machen, und jetzt nicht Uebermuth genug, mehr zu verlangen. Das war bei ihm nun freilich keine Wirkung eigenthümlicher Weisheit und Tugend, ſondern eines glücklichen, mit Leichtſinn gemiſchten Phlegma's. Man zog ihn in alle Geſellſchaften, in die er als Bürgerlicher eintreten konnte, und manche artige Pariſerin warf ihre Zaubernetze über ihn, die aber ſein Leichtſinn und Phlegma wie Spinnengewebe zerriß. Denn empfand er doch ſelbſt für die verführeriſch-ſchöne Pauline nicht mehr, als ehrerbietige Zärtlichkeit; und das vertrauliche Verhältniß zwiſchen ihm und ihr war mehr Werk der Gewohnheit, als Leidenſchaft.

Pauline fühlte zärter und tiefer. Sie liebte mit Innigkeit. Und wie unzufrieden ſie vielleicht oft mit ſeiner kalten Ehrerbietung ſein mochte, dankte ſie ihm doch im Herzen zuweilen, wenn ſie beſonnener war, für ſeine brüderliche Nachläſſigkeit. Darum war ſie nichts deſto weniger überzeugt, daß ſie von ihm mit einer Leidenſchaft geliebt werde, die ihren Reizen gebührte. Colas beichtete ihr auch von allen ſeinen weiblichen Bekanntſchaften und von manchen Bemühungen der Schönen. Wie konnte er ſich beſſer als ihr Vielgetreuer beurkunden? Doch ſetzte ſie an ihm aus, daß er anfange, den Zerſtreuungen zu viel Zeit zu gönnen und ſie weniger zu ſehen.

„Beinahe reut es mich," ſagte ſie ſchmollend zu ihm, „dich zum Marinebuchhalter erhoben zu haben. Beſſer, ich hätte dich, als Notenſchreiber, behalten. Du wäreſt mehr daheim geblieben, und ich hätte dich ſprechen können, ſo oft ich wollte."

Er verſprach Beſſerung und hielt bald Wort, freilich auf eine Art, die ganz wider ſeinen Willen war.

Als er ſich eines Abends mit einigen Freunden in Drouets

Garten begab, wo Erleuchtung und Ball war, und die ganze schöne Welt, selbst viele aus den höhern Ständen, sich einzufinden pflegten, fand er unter den Tänzerinnen eine seiner Bekannten, die Tochter des Buchbinders, der für das Marinebüreau zu arbeiten pflegte. Man kannte sie unter dem Namen der schönen Juliette. Das Mädchen war ihm sehr gleichgültig; aber sie tanzte wie eine Sylphide mit Herrn Browne, einem Engländer, welcher zum Gesandtschaftspersonal des britischen Botschafters in Paris, Grafen Albemarle, gehörte. Colas bewunderte sie, und fühlte sich geschmeichelt, als sie im Vorbeischweben ihn bemerkte, ihm freundlich zulächelte und im Tanze nicht unterließ, dann und wann einen freundlichen Blick hinüber zu senden. Sir Browne, ihr Tänzer, beobachtete dies Augenspiel. Es schien ihm nicht halb so angenehm zu sein, als dem gutmüthigen Colas. Nach Beendigung des Tanzes, da der Brite sie zum Ausruhen nach dem Sofa begleitete und sich mit ihr in ein Gespräch verwickelte, trat auch Colas hinzu. Sie schien ihn erwartet zu haben, brach mit dem Briten ab, stand auf und folgte dem jungen Buchhalter, der sie nicht einmal bestimmt aufgefordert hatte, zum Tanze. Der Brite, finster an der Seite, verfolgte mit seinen Augen das Paar. Man sah, ihn verzehrte ein inneres Feuer.

„Ich habe doch nicht an dem Herrn da einen Raub begangen," sagte Colas zur schönen Juliette, „indem ich Sie zum Tanz führte? Er macht ein Gesicht, wie ein Ungewitter."

„Umgekehrt, ich danke Ihnen, Herr Roster, daß Sie mich von dem langweiligen Menschen frei machten!" antwortete das Mädchen: „Es ist genug, daß ich den Sir fast täglich seit zwei Monaten im Hause sehen muß, wo er meinen Vater mit Geschenken überhäuft. Ich nehme nichts von ihm. Er ist mir verhaßt wie eine Spinne, und schleicht mir nach wie ein Schatten."

Colas kam vor anderthalb Stunden nicht von seiner Tänzerin

los, die es auf Eroberung seines Herzens angelegt zu haben schien. Er war froh, als er sich endlich in den erleuchteten Garten retten konnte, welcher im bunten Feuer, wie eine Zauberwelt, funkelte. Hier in einer der artigsten Gesellschaftslauben ließ er Punsch bringen, da er sah, daß ihn Andere tranken. Es fügte sich, indem er an einem der Tische niedersaß, daß er gerade gegenüber dem unglücklichen Anbeter Juliettens Platz bekam; neben ihm saß einer seiner Bekannten, ein geheimer Sekretär de Bonnaye.

Man war in lebhaftem Gespräch über politische Dinge, und zwar, weil die Gesellschaft bunt aus Franzosen und Briten zusammengesetzt war, über dieselben Gegenstände, derentwillen Graf Albemarle nach Paris gekommen. Wie in den Kabineten der Mächte, machte man sich auch hier in der Laube gegenseitig Vorwürfe; die Franzosen den Briten, daß sie den ungeheuern Landstrich zwischen Neuengland und Arkadien ansprechen wollten; die Briten den Franzosen, daß diese am Ohio Forts anlegten, um Englands Handel mit den Wilden zu zerstören. Die Herren schienen nicht minder von Punsch und Wein, als von Vaterlandsliebe begeistert.

Weil Colas fremd zum Gespräch trat, schwieg er und gab einen gleichgültigen Zuhörer ab. Sir Browne, ihm gegenüber, der Mann mit dem Ungewittergesicht, ward noch heftiger und redseliger, als er des Buchhalters gewahr ward, der ihm seine Sylphide entführt hatte. Er donnerte nun ärger gegen Frankreichs diplomatische Anmaßungen; er schien zu glauben, wenn er ganz Frankreich mit seinem Zorn schlage, müsse er nothwendig auch den verhaßten Nebenbuhler treffen. Keiner aber fühlte sich weniger getroffen, als der harmlose Colas. Er überließ es seinen anwesenden Landsleuten, die stolze Derbheit des Briten zurückzuweisen, und um so lieber, da er gewahr ward, der Wortkampf werde mit mehr Hitze geführt, als eben in dieser Laube des Vergnügens nöthig sei, um sich Wein und Punsch behagen zu lassen.

Je ruhiger Colas blieb, je glühender stürmte der grimmige Sir Browne. Bei jedem kräftigen Fluch, den der Brite zur Betheurung seiner Vorwürfe gegen die französische Staatsklugheit ausstieß, heftete er seinen Blick auf den unschuldigen Colas. Einer nach dem andern von den Franzosen schlich davon. Die Herren fürchteten, der Wortwechsel führe zu weit, und zumal, Sir Browne's politischer Geist habe zu viel Weingeist. Auch die übrigen Landsleute spürten es ihrem Landsmanne an, und bemühten sich, ihn zu besänftigen. Dieser aber ward nur desto erhitzter. „Es ist wahr," rief er den Franzosen zu, „das Kabinet von St. James, wie Ihr saget, versteht seinen Vortheil schlecht. Ich muß Euch Recht geben. Der König hätte, um als Diplomatiker zu siegen, nicht den Lord Albemarle, sondern ein Londoner Freudenmädchen herschicken sollen. Und wir haben deren tausend, die schöner sind, als die abgeliebte Pompadour."

Als Colas den hier entweihten Namen seiner Wohlthäterin hörte, brach er das Schweigen, und sagte mit der größten Artigkeit zu dem Ungewittergesicht, doch, sich über den Tisch vorlehnend, halbleise, um den Briten nicht zu beschämen: „Vergessen Sie nicht, mein Herr, daß Sie auf französischem Boden stehen!"

Sir Browne schnellte dem Buchhalter in dieser Stellung, statt aller Antwort einen gewaltigen Nasenstüber zu, und machte die Bemerkung: „Was streckt mir der junge Naseweis da die Nase entgegen, und läßt sich beigehen, mich zu belehren, ehe ich's von ihm verlange?"

Er hatte aber die letzten Worte, die er der Gesellschaft zuwandte, noch nicht vollendet, als ihm Colas eine gellende Ohrfeige zurückgab. Sir Browne stürzte bei dem Schlage, wie eine vom Sturm gebrochene Eiche, seitwärts mit dem Kopf gegen seinen Nachbar, der eben ein warmes Punschglas zu den Lippen führen wollte. Nun leerte sich das erschütterte Glas in gerader Linie über

das Ungewittergesicht, also, daß dieses nicht anders glauben konnte, als es werde mit seinem eigenen, theuren Blute gefärbt.

Alle Briten sprangen auf, ebenso die Franzosen. Sir Browne zog den Degen, Colas den seinigen, um sich zu schützen. Ehe die Uebrigen dazwischen traten und schlichten konnten, hatte Colas schon einen Stich unterm rechten Arm, der, eine Spanne tiefer als die Achselgrube, das Fleisch durchdrang, ohne den Brustknochen zu verletzen. Alles war in wenigen Sekunden geschehen. Eben so schnell verschwanden die meisten Franzosen aus der Laube, um nicht wider ihren Willen in einen Handel verflochten zu werden, der um so bedenklicher war, weil er Mitglieder einer fremden Gesandtschaft betraf. Eben so schnell verschwanden die Engländer, um ihren wüthenden Landsmann, den sie mit sich nahmen, an größern Ausschweifungen zu verhindern. Nur Herr de Bonnaye blieb bei dem verwundeten Colas zurück, begleitete ihn hinaus zum Wagen und führte ihn sogleich zu einem Wundarzt. Dieser erklärte die Wunde unbedeutend, weil sie nur durchs dicke Fleisch gegangen. Er verband sie, und Colas fuhr mit seinem getreuen Gefährten zum Hotel des Grafen Oron in seine Wohnung.

9.

Krieg gegen England.

Herr von Bonnaye, der in der Laube einer der lebhaftesten Redner für Frankreichs Sache gegen England gewesen war, lärmte noch im Wagen fort gegen den Uebermuth der Briten. Colas, der keine Ursache hatte, sich ihrer zu freuen, schimpfte aus vollem Herzen mit. Herr de Bonnaye sagte: „Mich wundert, daß unser Hof so lange zaudert, den unverschämten Stolz des Londoner Kabinets zu züchtigen. Hinge es von mir ab, morgen müßte der Krieg er-

klärt ſein.“ — Dieſer Einfall war wirklicher Balſam auf des Buchhalters Wunde. Sein Entſchluß war genommen. Er drückte die Hand ſeines Freundes mit Zuverſicht und ſagte: „Beruhigen Sie ſich. Ehe vierzehn Tage durchs Land gehen, müſſen alle Engländer aus Paris und muß der Krieg erklärt ſein.“ Herr de Bonnaye lächelte ſtill, denn er gedachte der Macht des Punſches; Colas aber gedachte der Macht Paulinens.

Der Verwundete mußte folgenden Tages Zimmer und Bett hüten, auf Befehl ſeines Arztes. Er hatte viel Blut verloren und Wundfieber dazu bekommen. In wenigen Zeilen unterrichtete er das Fräulein de Pons von ſeinem Unglück, ehe ſie es durch das Gerücht erfahren möchte. Denn Colas zweifelte nicht, Hof und Stadt wären von ſeiner Begebenheit voll. Er irrte ſich. Niemand ſprach davon, Niemand wußte darum. Die Engländer hatten weder die Franzoſen am Punſchtiſche, noch dieſe ſich unter einander ſelbſt gekannt, weil ſie nur vom Zuge des Ungefährs zuſammengeweht worden waren. Der Vorfall konnte übrigens nicht für mehr gelten, als eine der gewöhnlichen Helden- und Staatsaktionen beim vollen Glaſe.

Aber nicht ſo betrachtete es die liebende Pauline, als ſie die Zeilen ihres Freundes geleſen hatte. Mit Seelenangſt für das gefährdete Leben durchbrachte ſie den langen Tag. Abends löſete ſie ſich durch ein vorgeſchütztes Uebelbefinden von der Verbindlichkeit, die Gräfin von Oron in Geſellſchaft begleiten zu müſſen, und ſchlich durch den Corridor am innern Hofe des Palaſtes zu den Zimmern des Herrn Roſter.

Im Erröthen der Unſchuld und Liebe trat ſie vor das Bett des Kranken. Der alte ehrliche Marcus, Diener des Colas, ein Erbſtück aus dem Nachlaſſe des verſtorbenen Herrn Larmes, entfernte ſich beſcheiden und klug, um Schildwacht zu ſtehen.

„Was iſt Ihnen?“ liſpelte Pauline ängſtlich ihrem Freund zu,

der seine Hand nach der ihrigen ausstreckte: „Was haben Sie gemacht? Wer hat Sie verwundet? Warum eigentlich? Hat Ihnen der Arzt das Reden nicht untersagt? Wann geschah es, daß Sie sich schlugen? Wo eigentlich? Fühlen Sie sich schwach? Wer ist Ihr Arzt?“

Stoffes genug, um einen ganzen Abend mit Antworten auszufüllen. Colas erzählte den Handel mit aller Umständlichkeit und nicht ohne gebührenden Weihrauch für Paulinens Schönheit in Bemerkungen über die schöne Juliette. Fräulein de Pons erkannte mit heimlichem Vergnügen die Treue ihres Geliebten an. Der Ruhm von Juliettens Reizen war ihr nicht fremd, aber auch nicht, daß Colas in der That wenig Wesens daraus machte, und das Haus des Buchbinders nie betrat, so vielen Anlaß er auch dazu haben konnte. Sie sah ein, daß der Engländer aus ungegründeter Eifersucht den guten Colas verfolgt, beleidigt und fast ermordet hatte.

„Der Elende!“ rief sie: „Er ist dir die schwerste Genugthuung schuldig. Wäre er Franzose, er müßte in die Bastille. Aber er gehört zur Gesandtschaft des Lord Albemarle. Wir müssen die Sache wohl überlegen.“

„Es ist da wenig zu überlegen, Pauline!“ sagte Colas: „Begegne ich dem Sir Browne, so durchbohre ich ihn; oder vielmehr bin ich genesen, so fordere ich ihn in das Hölzchen von Boulogne. Nicht als ein Mann von Ehre, als Meuchelmörder griff er mich Unvorbereiteten an.“

„Möchtest du dich noch unglücklicher machen?“ rief Pauline ängstlich: „Denn wäre das Glück wider dich, o Colas, könnte ich dich dann überleben? Und brächtest du ihn um: würdest du nicht Frankreich und mich auf ewig verlassen müssen?“

„Er und ich können nicht in Paris beisammen leben!“ versetzte Colas: „Es ist am besten, man jagt alle Engländer fort. Man

ſpricht davon, unſer Hof ſchwanke zwiſchen Frieden und Krieg mit England. Der Kardinal Bernis iſt für den Frieden; auch Prinz Soubiſe. Rede mit dieſem. Man muß den Krieg gegen die übermüthigen Engländer erklären. Geſchieht es nicht, ſo ſehe ich Unglück voraus. Man muß den Prinzen ſtimmen. Er hat bedeutenden Einfluß."

Colas und Pauline waren eben ſo ſchnell über die Kriegserklärung gegen England einig, als das Wort ausgeſprochen war. Beide freuten ſich ihrer Rache. Es war einem liebenden Mädchen wohl zu verzeihen, daß es im Zorn über das vergoſſene Blut des Geliebten ganz England zu Grunde richten wollte.

Sobald ſich Pauline an einem der folgenden Tage dem Prinzen Soubiſe eröffnen konnte, geſchah es mit aller ihr eigenthümlichen weiblichen Schlauheit. „Sie wiſſen, mein Prinz," ſagte ſie, „die Unglücksgeſchichte des Buchhalters Roſter, der das, was Sie für ihn die Gnade hatten zu thun, dankbar und auf rühmliche Weiſe mit ſeinem Blute bezahlt hat."

„Mit ſeinem Blute?" entgegnete der Prinz erſtaunt: „Kein Wort weiß ich."

Fräulein de Pons mußte erzählen. In der Erzählung war der ſchönen Juliette nicht gedacht, die mußte als Nebenſache verſchwinden; auch nicht des Naſenſtübers, der allzu unpoetiſch daſtand, wo der Buchhalter Roſter als Held erſcheinen ſollte. Dagegen ward auf feine Weiſe dem Prinzen zu verſtehen gegeben, daß die Engländer ſich vorzüglich gegen den Prinzen und die Königsgeliebte ausgelaſſen, und dadurch des Herrn Roſter treues Herz empört haben. Wie? das ließ man dem Prinzen aus den Worten des Sir Browne über die Marquiſe de Pompadour bloß ahnen. Soubiſe, als er Alles vernommen, verlangte mehr zu wiſſen, beſonders was die Engländer Beleidigendes über ihn geſprochen hätten. Fräulein de Pons ſpielte die Verlegene, als trüge ſie Scheu, das Un-

anſtändige zu wiederholen. Je hartnäckiger ſie ſich zu reden weigerte, je unruhiger ward der Prinz, je abſcheulicher malte ihm ſeine Einbildungskraft den erlittenen Schimpf in einer ſchwarzen Reihe von Möglichkeiten.

„Und ſolchen Menſchen ſchließen Sie ſich an, Prinz?“ fuhr das Fräulein fort: „Was ſoll Paris von Ihnen denken, wenn Sie einer der Eifrigſten für den Frieden mit einer Nation ſind, die ſich ein Feſt daraus macht, Frankreich zu verſpotten vor der ganzen Welt, und ſelbſt auf franzöſiſchem Boden den liebenswürdigſten aller franzöſiſchen Prinzen der Verachtung preis zu geben?“

Die Sache machte ſo tiefen Eindruck auf das empfindliche Herz des Fürſten, daß er darüber ſogar die Zärtlichkeiten vergaß, die er ſonſt nie unter vier Augen gegen das Fräulein verſäumte. „Aber von wem wiſſen Sie dieſe Umſtände ſo genau?“ fragte er. — „Die ganze Stadt kennt ſie und erzählt ſie ſich!“ antwortete das Fräulein: „Doch Ihnen, mein Prinz, wahrſcheinlich am letzten. Der Grund iſt begreiflich. Man möchte Ihnen keinen trüben Augenblick machen. Aber verzeihen Sie meiner Schwatzhaftigkeit, und wenn die keine Gnade findet, meiner Eiferſucht für die Unbeflecktheit Ihres Ruhmes.“

Der Prinz bedeckte dankbar ihre Hand mit ſeinen Küſſen. Er war allerdings bisher gegen den Krieg geweſen, weil er gegen den Herzog von Richelieu war, der Krieg wünſchte, um den Oberbefehl des Heeres zu erhalten. Er wollte ſich aber näher um den Vorfall in Drouets Garten unterrichten. Zum Glück erinnerte er ſich aus Paulinens Erzählung des Herrn de Bonnaye. Er ließ dieſen, als den gültigſten Zeugen, zu ſich rufen, und befahl ihm, mit der ſchonungsloſeſten Offenheit zu berichten. De Bonnaye gehorchte. Der Prinz vernahm einige Umſtände mehr, aber nichts von dem, was ihn ſelbſt unmittelbar betraf. Er fragte. Herr de Bonnaye zuckte die Achſeln, entſchuldigte ſich mit Unwiſſenheit, aber war

aus Rache gegen die Engländer boshaft genug, durchschimmern zu lassen, der Prinz möge noch giftiger, als die Königsgeliebte angegriffen worden sein. Der Prinz machte sogleich dem Herzog von Richelieu einen Besuch.

„Ich habe," sagte er zu ihm, „Ihre letzte Denkschrift über die Anforderungen Englands gelesen. Sie haben mich mit Ihrer Feder überwunden, wie Sie die Engländer mit dem Degen überwinden werden. Ich vereinige mich mit Ihnen. Man muß die britische Gesandtschaft heimschicken, und das Kriegsmanifest hinter ihr her."

Der Herzog von Richelieu erstaunte vergnügt über die Sinnesänderung seines Gegners. Er umarmte ihn. Die Versöhnung war gemacht. Beide verabredeten ihre ferneren Schritte, den Kardinal Bernis, den ganzen Hof und den König umzustimmen. Der Prinz verhieß, sich des Einflusses der Frau von Pompadour zu versichern.

Das ward ihm nicht schwer. Das Wort des Sir Browne: „Der König von England hätte, statt des Lord Albemarle, ein Freudenmädchen nach Paris schicken sollen!" schlug durch. Aber der Zusatz: „Wir haben deren tausend, die schöner sind, als die abgeliebte Pompadour!" rief eine dunkle Röthe auf die Wangen der Marquise und Todeshaß in ihre Brust.

Colas war nicht wenig verwundert, als einige angesehene Herren vom Hofe bei ihm gemeldet wurden. Sie waren von der Marquise abgeordnet, um den Buchhalter über das Ereigniß im Drouet'schen Garten zu vernehmen. Seine Worte wurden niedergeschrieben und von ihm unterzeichnet.

Drei Tage nachher empfing die englische Gesandtschaft ihre Pässe zur Rückreise über den Kanal. Der Krieg gegen England ward erklärt.

10.

Das Adelsdiplom.

Fräulein de Pons empfing die erste Botschaft des wichtigen Ereignisses aus dem Munde des Prinzen selbst. In ihrem Entzücken hätte sie an den Hals des Fürsten fliegen mögen. Er sah dies Entzücken. Er las in demselben nichts Anderes, als die Offenbarung eines für ihn schlagenden Herzens, und wagte, als ein unter den Fahnen des Liebesgottes erfahrener Mann, den Sieg zu benutzen, welchen die Einsamkeit begünstigte. Er drückte die blühende Gestalt an seine Brust und raubte ihren Lippen den ersten Kuß. Pauline erröthete, ward ernst und wies den Ungestümen mit jungfräulichem Stolze zurück. Nichts desto minder hielt er sich seines nahen Triumphes versichert, und verließ die schöne Spröde mit nur noch entzündeterm Gemüth.

Desto ungeduldiger erwartete sie die Abendstunde, um ihrem Freund mit der Nachricht vom Kriege angenehme Ueberraschung zu gewähren. Unglücklicher Weise hatte Graf Oron Gesellschaft, in der sie nicht fehlen durfte. Sie sandte an Colas einige Zeilen mit der Botschaft, und bat ihn, sie, wenn auch spät, zu erwarten.

Colas war schon halb geheilt und seit einigen Tagen außer dem Bette. Als Paulinens Zettel erschien, hatte er die Anzeige von der Abreise der englischen Gesandtschaft schon auf weit überraschendere Weise vernommen. Ein Angestellter von dieser Gesandtschaft war zu ihm gekommen und hatte ihm einen Brief folgenden Inhalts gebracht: „Mein Herr, erst im Augenblick unserer Rückkehr nach England erfuhr ich Ihren Namen, als den Namen eines Mannes, den ich im Drouet'schen Garten auf die unwürdigste Weise behandelte. Ich handelte im Rausche; Sie waren unschuldig, und ich vergoß Ihr Blut. Ich scheide nicht aus Frankreich, ohne meiner Pflicht genug zu thun. Erlauben Sie mir zu glauben, daß Sie

mir verzeihen, und daß ich Ihnen beiliegende Papiere auf die französisch-ostindische Kompagnie, welche jährlich zehntausend Livres Renten tragen, als Ihr Eigenthum geben dürfe. Ich will nichts aus dem mir verhaßten Lande mit mir nehmen, als Ihre Verzeihung. S. T. Browne, Esq."

Colas dachte groß genug, dem Engländer die Papiere zugleich mit den Versicherungen der Verzeihung zurückzusenden. Aber der Brite behielt nur diese, und schickte ihm die Papiere wieder.

Es war fast Mitternacht, als Pauline durch den Corridor schlich. Colas eilte ihr entgegen. Was hatten sich beide nicht Alles zu sagen! Er führte sie in sein Zimmer und zeigte ihr den Briefwechsel. Sie erstaunte und war von des Engländers Großmuth gerührt. „Hätten wir dies voraussehen können," sagte sie, „wir hätten den Krieg gegen England unterlassen. Der Mann, den wir verfolgten, hat dich reich gemacht. Er handelte vielleicht eben so leidenschaftlich in seiner Großmuth, als in seiner Eifersucht, und beide Male mit Unrecht. Du bist nun reicher, als ich, Colas. Weißt du, was dir noch fehlt, eine glänzende Laufbahn zu machen?"

„Nichts!" sagte Colas, und schloß Paulinen an seine Brust: „Hab ich doch Alles?"

„Wird es dir auch bleiben dürfen?"

„Wer kann es verbieten? Wer Bruder und Schwester scheiden? Wohl, Pauline, eins fehlt mir noch: ein Adelsdiplom. Dann darf ich dich . . ."

Er zitterte, mehr zu sagen aus Furcht, durch Vermessenheit seiner Wünsche zu beleidigen, die Pauline aus seinem Verstummen verstand. Sie lehnte mit verschämter Liebe ihre Wange an die seine und flüsterte: „Du hast Recht, das Adelsdiplom ist dir nothwendig. Wir müssen es verlangen."

In Folge dieses Beschlusses empfing, wie gewohnt, der Prinz Soubise bei erster Gelegenheit die nöthigen Weisungen, als er zu

Paulinens Füßen um ein freundliches Wörtchen flehte. Denn sie hatte nach jenem geraubten Kusse gar strenge Miene angenommen, und er fürchtete im Ernste, sie beleidigt zu haben.

„Sagen Sie mir wenigstens nur, göttliche Pauline, daß Sie mich nicht hassen!“ rief er.

„Ich habe kein Recht, Sie zu hassen!“ entgegnete sie: „Wie dürft' ich dies wagen wider Sie?“

„Sie sind, ich weiß es, durch meine Verwegenheit gekränkt worden, schöne Pauline!“ fuhr er fort: „Aber wenn ich jemals einigen Werth für Sie hatte, wie können Sie mir alle Freundschaft, eines armseligen Kusses willen, entziehen? Warum sind Sie so schön? Klagen Sie Ihre Reize an, aber nicht die Wirkungen derselben. Sie wissen es, Sie müssen es wissen, ich bete Sie an.“

„Erlauben Sie, gnädigster Herr,“ erwiederte Pauline, „daß ich Artigkeiten, deren Sie mich unverdienter Weise würdigen, in ihrem wahren Werth nehme. Ihr Edelmuth riß mich oft, wider meinen Willen, für Sie zur Bewunderung hin. Nun — ja, ich bekenn' es offen — haben Sie mir selbst gegen diesen Edelsinn allerdings einen Verdacht eingeflößt.“

„Ich? Um des Himmels willen, glauben Sie, Pauline, daß ich jemals vor Ihnen heuchelte?“

„Das kann ich nicht sagen, Prinz; wohl aber, daß Ihre gekränkte Ehrliebe thätig zur Wegschickung der rohen Engländer wirkte, ohne des braven Mannes zu gedenken, der sein Blut für Ihren beleidigten Namen vergoß. Ich erwartete von Ihrem Zartgefühl, diesen Mann würden Sie auszeichnen, für ihn vielleicht am Thron des Königs sprechen, ihm vielleicht für seine ritterliche That durch des Königs Hand den Adel geben, den er verdiente ... Sie haben ihn über Ihre befriedigte Rache vergessen.“

„Den Buchhalter Roster? Meinen Sie den?“

„Ich meine den Mann, der, als ihr Name entheiligt werden ſollte, als alle anweſenden Franzoſen verſtummten, allein den Muth hatte, zu reden und es mit dem ſtolzen Briten aufzunehmen; den Mann, der vermuthlich jetzt noch an ſeinen Wunden leidet, die er für Sie, und nur für Sie empfing.“

„O, wie Sie ungerecht und hart über mich richten!“ rief der Prinz, der ſich getroffen fühlte: „Wiſſen Sie Alles? Hätten Sie mich gefragt, ſo würden Sie erfahren haben, welche Schritte ich beim König gethan; ſo würden Sie erfahren haben, daß es wirklich ſchon nicht nur um Erhöhung in den Adelſtand, ſondern um das Ludwigskreuz für Herrn Roſier zu thun iſt; daß vielleicht die Ausfertigung ſchon erfolgt iſt.“

Fräulein de Pons, überliſtet vom Prinzen, trat angenehm überraſcht einen Schritt näher: „Alſo hätte ich Ihnen Unrecht gethan? Dann iſt's an mir, Ihre Verzeihung zu erflehen.“

Die Verſöhnung ſtiftete ſich, wie Verſöhnungen dieſer Art gewöhnlich; die Herzen traten einander näher, als ſie vorher je geweſen. Soubiſe ging entflammter von hinnen, als er gekommen war.

Aber er vergaß nicht, daß er die Süßigkeit der Verſöhnungsſtunde mit einer Nothlüge erkauft hatte. Nie war ihm in Sinn geſtiegen, ſich Roſiers anzunehmen. Und wenn hundert Roſiers für einen Prinzen bluten, wozu Dank dafür? Das bürgerliche Pack mußte ſich's zur Freude rechnen, wenn es für einen Mann von ſo erlauchter Abkunft Hals und Beine zu brechen die Ehre haben konnte. Aber den freundlichen Liebesblick einer Pauline zu erkaufen — ja, dafür mußte man wohl ein Uebriges thun.

Der Prinz hatte bei der Marquiſe von Pompadour leichtes Spiel, ſie zu überreden, daß der ſchöne junge Mann, der ſich für ihre Ehre ſo ritterlich in den Kampf gewagt hatte, auch Namen und Würde des Ritterthums verdiene. Es verſteht ſich, daß Roſiers Verdienſt glänzender dargeſtellt ward, als es in der That war. Was liegt

an einigen prächtigen Redensarten mehr oder minder in solchen Fällen?

Siehe da! Es erschien das Adelsdiplom und Ludwigskreuz. Der preishafte und vieltapfere Buchhalter, mit seinen Kindern und Kindeskindern, ward einer von Frankreichs edeln Rittern. Durch das Zauberwort der königlichen Majestät verwandelte sich seine Geburt in eine edle, und vergoldete sich seine armselige Wiege. Frischgebackener Adel gilt wenig; um ein paar Goldstücke konnte man ihn in einer Viertelstunde alt machen, dem ältesten gleich. Ein heraldischer Tausendkünstler ließ sogleich aus der Namensverwandtschaft Rosters mit Rosny eine unmittelbare Verwandtschaft mit dem Herzog von Sully, Baron von Rosny, Heinrich IV. berühmten Freunde hervorgehen; und ein Stammbaum, dessen Wurzeln in den Nebeln des zehnten Jahrhunderts lagen, grünte herrlich für den Sohn der Näherin auf.

„Was fehlt dir noch?“ sagte Pauline lachend zu ihm. Lachend erwiederte er: „Die Ahnen hab' ich, Gott sei Dank, gefunden, denen mein Stammbaum leider nichts mehr nützt. Nun fehlen mir nur noch die im Diplom ausdrücklich bemerkten Kinder und Kindeskinder, die doch von der ganzen Sache den besten Vortheil haben würden. Wir müssen überlegen, wie ich dazu komme. Da hilft keine Heraldik.“

11.

Der Schleier.

Wohl fiel Manchem das Glück des Buchhalters auf, der als ein armseliger Abschreiber des Herrn Larmes aus seiner Dunkelheit in die verklärten Reihen des Adels emporgestiegen war. Und man hatte billig Recht, darüber zu erstaunen. Nicht daß dergleichen Erscheinungen eigentlich selten und unerhört gewesen wären; —

nein, man ſah täglich unbekannte Geſtalten aus dem Nichts hervorgehen zu Ruhm und Macht, und hinwieder ruhmreiche Perſonen unter dem Federzug eines Miniſtets ins alte Nichts verſchwinden. Die Menſchen ſpielten im Sonnenglanze der königlichen Willkür wahren Mückentanz. Die Einen flogen Adlerflug, die Andern ſtürzten mit verſengten Fittigen nieder. Es waren damals noch die ſchönen Zeiten, die leider mit dem unſeligen Vernünftigwerden der Nationen verſchwanden, und von deren Lieblichkeit nur noch der ſultaniſche Hof am ſchwarzen Meer oder der angebetete Souverain von Marokko ein verführeriſches Bild darſtellen. Es waren noch die Zeiten, da glücklicherweiſe das Verdienſt um das Vaterland nichts galt, vielmehr wahre Verdienſte gefährlich werden, und die blödeſten Köpfe, die leerſten Herzen noch Glück machen konnten, wenn ſie ſich nur durch eine artige Niederträchtigkeit, durch eine liebenswürdige Verrätherei, durch mächtige Verwandte und dergleichen Mittel, irgend eine Protektion zu verſchaffen wußten. Eben das war es, was bei den Rieſenſchritten des Herrn von Roſier auf der Glücksbahn gerechtes Erſtaunen weckte; denn man ſah für ihn keine erklärten Gönner und Gönnerinnen; man ſah ihn in keinen Vorzimmern der allmächtigen Höflinge; man ſah ihn nicht einmal unter den Anbeterſchwärmen irgend einer am Hof gefeierten Schönheit. Denn an das arme, ältern- und güterloſe Fräulein de Pons dachte Niemand, welches ſelbſt nur eine untergeordnete Rolle im Hauſe des Grafen von Oron ſpielte, der am Hofe ohne Bedeutung war.

Aber dem Herrn Kardinal Bernis entging nach langem Umherhorchen nicht, daß ſich der Prinz Soubiſe mit beſonderer Theilnahme des Marine-Buchhalters angenommen habe; obgleich nicht zu begreifen war, was den Prinzen zu dieſer Theilnahme bewegen könne. Da man den Herrn von Roſier in durchaus keiner Verbindung mit dem Prinzen fand, mußte doch der Buchhalter irgend

einen Werth für denſelben haben. Der Kardinal, der gern Alles benutzte, was ſeinem eigenen Vortheil früh oder ſpät zuſagen konnte, warf daher ſeinen Gnadenblick auf den ehrlichen Colas und ſuchte ihn an ſich zu ziehen.

Colas ward eines Abends zum Kardinal berufen. Dieſer empfing ihn mit ſeiner ihm eigenen Artigkeit, und ſagte: „Herr von Roſier, ſchon längſt war ich ein Bewunderer Ihrer glänzenden Talente. Sie ſind zu einer höhern Laufbahn von der Natur beſtimmt. Ich freue mich, ein Werkzeug in der Hand Ihres Schickſals zu werden. Empfangen Sie hier Ihre Ernennung als königlicher Rath. Sie werden künftig unter mir im diplomatiſchen Fache, als Angeſtellter in meinem Miniſterium, arbeiten.

Allerdings war Colas angenehm überraſcht. Es fehlte nicht an Verſicherungen der Dankbarkeit und unbedingteſten Ergebenheit. Im Herzen aber dachte er an Pauline, und daß ſie die Urheberin ſeiner neuen Erhebung ſei.

„Mit nichten!“ erwiederte Pauline: „Dergleichen macht ſich von ſelbſt. So lange du nichts warſt, hätte dich der Fuß jedes Lakaien mit allen deinen Tugenden in den Staub getreten. Jetzt biſt du etwas geworden, und ehrerbietig weichen die Sklaven aus, um dir Platz zu machen. Es ſoll mich gar nicht wundern, wenn du endlich noch Miniſter, Graf und Herzog wirſt. Du haſt Anlagen zu Allem, ſo gut wie der Kardinal Bernis, der ehemals nur ein kleiner Verſemacher und froh geweſen war, eine Penſion von fünfzehnhundert Livres zu genießen.“

Das Beſte von allen Standeserhöhungen ward für Colas die Möglichkeit eines freien Umgangs mit Paulinen. Der Graf von Oron zog den königlichen Rath in ſeine Geſellſchaft, — Pauline wußte dies gar zu gut einzuleiten. Der bisherige Hausgenoſſe, den man in ſeinen Hinterzimmern kaum beachtet hatte, nahm in demſelben Palaſte einen ganzen Flügel zur Miethe, und ward dadurch

unmittelbarer Nachbar von Paulinens beſcheidenen Zimmern. Graf Oron hatte nichts dagegen gehabt, in ihm einen Anbeter von Paulinen zu ſehen. Aber Colas und Pauline hüteten ſich wohl, einſtweilen öffentlich als das zu erſcheinen, was ſie einander im Stillen waren. Denn Pauline fürchtete Eiferſucht des Prinzen Soubiſe, der, wenn er gewußt hätte, welch furchtbarer und beglückter Nebenbuhler Colas ſei, ihn unfehlbar vernichtet haben würde. Und hingegen Colas begnügte ſich mit ſeinem geheimen Glücke; öffentlich Paulinens Anbeter zu ſein, konnte dieſes Glück nicht vermehren.

Seine neue Laufbahn zog ihn in neue Verbindungen und Verhältniſſe. Er lernte es bald aus, daß die Kunſt der Diplomatie ſo ſchwierig nicht ſei. Die mangelnden Kenntniſſe konnte man ohne Mühe, durch einen geſchickten bürgerlichen Sekretär, um Geld haben. Ein anmuthiger Geſellſchafter ſein, eine feine Intrigue durchſpielen, ſich in Jedermanns Laune einſchmiegen, Leidenſchaften wecken und nähren, aber ſelbſt keine äußern; überall horchen, überall ſehen, und doch überall wie taub und blind daſtehen — das lernte ſich bald. Colas dachte: „Wie man ſich doch irrt, wenn man im Staube drunten ſteht und zu den Göttern der Erde hinaufſchaut! Wahrhaftig, jeder luſtige Perrückenmacher hat ſo viel Talent zur Diplomatik, als eine hübſche Wäſcherin Talent hat, Favorite eines Königs und Beherrſcherin eines großen Reiches zu ſein!“ Aber er dachte das nur, und war ſchon zu guter Diplomat, um die Geheimniſſe der Schule auszuplaudern.

Mit demſelben treuen Eifer, wie bisher im Büreau des Seeweſens, lag er nun der Erfüllung ſeiner neuen Amtsgeſchäfte ob, auch der ſchwierigſten und ermüdenſten, zu welchen ohne Zweifel die zahlreichen diplomatiſchen Gaſtmähler und Beſuche gehörten. Er fehlte bei keinem Eſſen, bei keiner Luſtpartie. Die Anmuth ſeiner Geſtalt gewann ihm das Wohlgefallen der Frauenzimmer. Er war alſo vollendeter Staatsmann. Durch die Verhältniſſe des

Prinzen Soubiſe mit dem Hauſe des Grafen von Oran geſchah, daß auch die Familie des Grafen, und daß, nebſt der Tochter deſſelben, auch deren Freundin und Geſpielin Pauline, häufig in die Geſellſchaftskreiſe auswärtiger Geſandten gezogen wurden. Colas und Pauline ſahen ſich hier mit erneutem Vergnügen; aber Niemand bemerkte an den beiden diplomatiſchen Perſonen, was ſie einander im Stillen waren und galten. Daheim im traulichen Boudoir Paulinens ward dann alles wieder verhandelt, was ſie beide gethan, geſprochen, gehört und geſehen hatten.

„Und du, reizende Pauline,“ ſagte Colas, indem er die geliebte Geſtalt an ſein Herz drückte, „du bleibſt doch die Königin aller Schönheiten, die dort in mannigfaltiger Pracht glänzen.“

„Aber Colas,“ entgegnete Pauline, „haſt du geſtern die junge Gräfin von Staremberg beobachtet? Keine von allen Damen auf dem Balle kam ihr an Lieblichkeit gleich; und ſie iſt doch eigentlich nicht ſo wunderſchön.

„Es iſt wahr,“ ſagte Colas, „ſie fiel mir beinahe neben dir auf.“

„Fiel ſie dir auf?“ verſetzte Pauline haſtig: „Aber haſt du ihren prachtvollen Schleier näher beobachtet? Ein wahrer Zauberſchleier iſt's, das Vollendetſte, was ich in dieſer Art je geſehen. Sie erweckte den Neid Aller. Paris zeigt nichts Aehnliches mehr. Himmel, wenn ich einen ſolchen Schleier . . .“

Colas lächelte und ſagte: „Es wird doch nicht der einzige in der Welt ſein? — Ich frage den öſterreichiſchen Geſandten, woher die junge Gräfin den Schleier hat, und wie theuer. Du mußt einen ähnlichen erhalten.“

„Ach, du gutes Kind,“ ſeufzte Pauline, „du verſtehſt dich auf den Werth dieſes Schleiers ſchlecht. Als wir die junge Gräfin bewundernd umringten, erzählte ſie, es ſei ein Geſchenk der Kaiſerin-Königin. Nur drei ſolcher Schleier hat die Welt. Die Kaiſerin

ſelbſt trägt den zweiten. Der dritte iſt wahrſcheinlich nicht für mich beſtimmt.

„Wer weiß?“ ſagte Colas: „Es kommt auf den Verſuch an. Sind wir beide nicht allmächtig?“

„Colas!“ rief Pauline entzückt, und ſchlang ihre Arme mit Begeiſterung um ſeinen Nacken: „Colas, wenn das möglich wäre! — Colas, in dieſem Schleier wird Pauline ohne Widerſtreben Frau von Roſier.“

Das war ein hoher Preis. Colas war längſt nicht mehr der Gleichgültige. Wie hätte er auch in der gefährlichen Nähe einer ſo ſchönen Schweſter unentzündet bleiben können? Er liebte. Sein höchſtes Ziel war, Paulinen zum Altar führen zu können. Pauline war wohl geneigt, ihm ihr Herz, aber nicht ihre Hand zu ſchenken. Das adelige Geblüt verläugnet ſich ſelbſt nicht im liebenden Mädchen einem bürgerlich gebornen Geliebten gegenüber.

12.

Die Allianz mit Oeſterreich.

Der Graf von Staremberg, als Geſandter der Kaiſerin-Königin Maria Thereſia, hatte bisher ſein Ziel am Hofe der Tuilerien ohne Glück verfolgt. Es war darum zu thun, den franzöſiſchen Hof zu einer Allianz mit Oeſterreich gegen Preußen zu bewegen. Schon hatte der Fürſt von Kaunitz, als außerordentlicher Geſandter des Wiener Hofes in Paris, dazu ziemlich vorgearbeitet; mehr noch König Friederich der Große von Preußen ſelbſt, welcher ſich mit den Engländern, den Erbfeinden Frankreichs, in Bündniß eingelaſſen hatte. Dem ungeachtet verabſcheute der Kardinal Bernis, ſo wie die Marquiſe von Pompadour und jeder vernünftige Mann, eine Allianz Frankreichs mit Frankreichs Erbfeind, mit Oeſterreich.

gegen Preußen, diesen natürlichen Bundesgenossen der französischen Krone.

Colas, mit dem Gedanken an den Schleier, trat zum Gesandten ins Zimmer, als dieser eben in halber Verzweiflung von einer langen Unterredung zurückgekommen war, die er mit dem Kardinal-Minister gehabt hatte. Es war an keine Allianz mehr zwischen dem Pariser und Wiener Hof zu denken. Der Gesandte ließ indessen nichts von seinem Verdrusse spüren, um so weniger, da die Erscheinung des Herrn von Rosier ihm wieder einen schwachen Hoffnungsschimmer gab, der Kardinal sende diesen, um vielleicht auf irgend eine andere Weise Unterhandlung einzufädeln. „Vielleicht will Frankreich seine Allianz mir theuer geben!“ dachte der Graf, und empfing Herrn von Rosier auf die verbindlichste Weise.

Das Gespräch wandte sich bald auf den letzten Ball, auf die Schönheit der jungen Gräfin, auf den prächtigen Schleier, auf den Neid aller Schönen. Der Graf horchte, Colas lauerte. Man rückte einander näher. Der Graf erzählte gefällig, der Schleier sei von unermeßlichem Werth, und stamme aus den Niederlanden. Was die junge Gräfin gesagt, habe seine Richtigkeit. Es wären in der Welt nur noch zwei ähnliche Schleier vorhanden, beide in der Hand der Kaiserin. — Colas verhehlte jetzt nicht, daß dieser Schleier eine ihm theure Person bezaubert habe, und daß er seines höchsten Glückes gewiß sei, könnte er ihr einen solchen Schleier bieten.

„Bester Freund,“ rief der Graf, „so sind wir beide zu beklagen. Denn es ist Ihnen so unmöglich, einen dieser Schleier zu gewinnen, als mir, Ihren König zur Allianz mit unserm Hofe zu bewegen.“

Man muß nie verzagen, Herr Graf,“ sagte Colas und verstand sogleich den Preis, um welchen der brabantische Schmuck feil sei: „Wie Vieles ist in der Welt möglich, wenn man es nicht für unmöglich hält!“

Der Gesandte stutzte bei diesen Worten. „Freund," rief er, „halten Sie die Allianz für möglich, nachdem sich der ganze Hof einstimmig dagegen ausgesprochen hat, nachdem der Kardinal und die Marquise von Pompadour mir mit aller Bestimmtheit das Gegentheil erklärt haben?"

Colas sann einen Augenblick und überflog im Geiste Alles, was ihm schon möglich geworden war. Dies gab Muth. „Verzweifeln Sie nicht, so schwer es auch sein mag!" sagte er zum Gesandten.

„Freund!" rief dieser entzückt und sprang auf, „und wie viel es kosten möge: gelingt die Allianz, so gelingt es mir, Sie durch den Schleier zu belohnen. Kann ich den innigsten der Wünsche meiner Kaiserin erfüllen, wird sie mir auch meine Bitte um einen Schleier nicht unerhört lassen."

Jetzt hatten beide Diplomaten sich gegenseitig verstanden. Man trat nun tiefer in das Geschäft ein. Colas ward von Allem unterrichtet. Er verhieß seine Verwendung beim Kardinal. Der Graf versprach sein Wort bei der Kaiserin.

Colas war beim Kardinal Bernis nicht glücklich, sondern wurde kurz abgewiesen und erinnert, sich als französischer Diplomat nicht durch Ausländer leiten zu lassen. Desto glücklicher war er im geheimen Rath seiner Pauline. Sobald sie den Preis kannte, um welchen der kaiserliche Schleier zu erobern war, sagte sie: „Jetzt laß mich sorgen, Colas!"

Und sie sorgte redlich, sobald sie mit dem Prinzen Soubise ohne Augenzeugen reden konnte. Er, der nach seiner gewohnten Art in Zärtlichkeit zerschmolz, hatte ihr nichts Wichtigeres zu melden, als daß er von ihr geträumt habe, daß sie ihn im Traum zum Gott gemacht habe, daß sie im Traume noch unendlich liebenswürdiger gewesen sei, als sie im Wachen wäre, weil sie dort minder spröde als in der Wirklichkeit gegen ihn gewesen.

„Ach, mein Prinz!" rief Pauline lächelnd und verlegen: „Fast

muß ich fürchten, eine ſchadenfrohe Fee treibe mit uns ihr Weſen. Nun ja, denken Sie, auch ich ſah Sie im Traume. Ja, auch ich ſah Sie an der Spitze eines Heeres, in prachtvoller Uniform, umringt von Siegesfahnen. Sie kehrten als Eroberer und Held zurück. Ich ſtand unter den Millionen der Zuſchauer, die Ihnen zujauchzten. Ich ſtand zitternd da, und glaubte mich von dem vergötterten Helden vergeſſen. Er aber bemerkte mich huldvoll. Er näherte ſich mir. Ich war meiner ſelbſt nicht mehr mächtig, und . . .“

Der Prinz riß die ſchöne Erzählerin mit aller Heftigkeit ſeiner glühenden Leidenſchaft an ſeine Bruſt. Sie aber drängte ihn ernſt zurück. „Nicht alſo, Prinz!“ ſagte ſie in einem Tone, der Ehrfurcht gebot: „Vergeſſen Sie nicht, daß wir nicht mehr im Traume ſind; daß Ihnen das Heer, die Siegesfahnen und die Eroberungen fehlen. Könnte ich ſo ſchwach ſein, Prinz, ich würde es nur gegen den Helden ſein können, der Frankreich verherrlichte. Ja, und wären Sie als Mann minder liebenswürdig, als Sie ſind, ich hielte es für Pflicht, — ſo gute Franzöſin bin ich — den Helden Frankreichs mit dem Kranze meiner ganzen Liebe zu ſchmücken, wenn er ihn in der Glorie ſeines Ruhms noch anzunehmen würdigte.“

„O, Sie ſind ein boshaftes, grauſames Mädchen!“ rief Soubiſe, „eine Erzſchwärmerin ſind Sie, oder die ſchlaueſte Penelope! Sie zeigen mir mein Glück im Hintergrunde der Unmöglichkeit.“

„Der Unmöglichkeit?“ fragte Pauline verwundert: „haben wir nicht den Krieg mit England?“

„Wenn auch!“ antwortete der Prinz: „Aber Sie wiſſen wohl, ich bin kein Seemann, und den Engländern kommt man nie zu Land an. Ja, könnte ich von Calais eine Brücke über den Kanal ſchlagen, ich ſelbſt wollte nicht eher auf den Lohn der Liebe zählen, bis ich meine Fahnen auf den Tower von London gepflanzt hätte. Aber, mein Fräulein, bauen Sie mir die Brücke!“

„Wenn Sie befehlen, warum nicht, gnädiger Herr?“ verſetzte

Pauline: „Greifen Sie die Engländer in Deutschland an. Gehört nicht Hannover dem König von England? Warum wird dies geschont?“

„Fräulein,“ erwiederte Soubise lächelnd, „Sie sind in der Politik des Herzens bewanderter, als in der Politik der Höfe. Vermuthlich ist Ihnen unbekannt, daß der König von Preußen mit England einen Bund geschlossen hat, wodurch Hannover gedeckt ist.“

„Gedeckt? Von wem?“ fragte Pauline: „Von dem kleinen König von Preußen? Warum schließt unser Hof nicht die angebotene Allianz mit Oesterreich? Man beschäftige den König durch die Oesterreicher, so wird er sich wenig um Hannover bekümmern. Warum sind Sie selbst, Prinz, wider den Willen von ganz Frankreich, ja wider die Forderungen Ihres eigenen Ruhms, gegen die Verbindung mit Oesterreich und gegen den Angriff auf Hannover? Ach, wenn Sie wüßten, was Paris von Ihnen denkt!“

Der Prinz drohte schalkhaft lächelnd mit dem Finger: „Fräulein, Fräulein, ich höre den Grafen Staremberg von Ihren süßen Lippen.“

In dieser Art spann sich das Gespräch noch lange fort. Der Prinz aber wurde doch wider seinen Willen durch Paulinens Schmeicheleien trunken vom künftigen Heldenruhm, und er sah die Verwirklichung aller der schönen Träume, die ihm Pauline vorgaukelte, nur möglich, wenn sich der Hof mit den Wünschen Oesterreichs zu einem Landkriege vereinigte.

Einige Tage kämpfte er mit sich selbst. Daß ihm ein Oberbefehl beim Heere durch die Huld der Frau von Pompadour nicht entgehen könne, dessen war er gewiß. Pauline hatte seinen Ehrgeiz geweckt. Ihn auf die Lorbeern des Herzogs von Richelieu und des Marschalls d'Etrées eifersüchtig zu machen, war der Schlauen so schwer eben nicht geworden. Er hatte schon halb und halb den Entschluß genommen, für die Allianz mit Oesterreich zu arbeiten,

als ihn das Fräulein de Pons in einer ſpätern Unterredung vollkommen entſchied.

Er, mit aller ſeiner Gewandtheit, machte ſich nun an die Frau von Pompadour. Aber alle ſeine Gewandtheit blieb fruchtlos, dieſe Königsgeliebte für Oeſterreich zu ſtimmen. Umſonſt ſetzte er alle Triebfedern weiblicher Eitelkeit in Bewegung, um ſie gegen den König von Preußen zu erbittern. — „Ich liebe dieſen poetiſchen König gar nicht,“ ſagte ſie, „und weiß ſehr wohl, daß ich in ſeinen Augen ſehr wenig gelte. Aber ich habe eben ſo wenig das Glück, der Königin von Ungarn zu gefallen. Alſo wiegt eins das andere auf, und der Ruhm unſers Königs wiegt beide auf.“

Der Prinz ſuchte vergebens, ihr gefälligere Vorſtellungen von der Kaiſerin Maria Thereſia beizubringen, und verſicherte umſonſt, daß dieſe Monarchin in vertrauten Kreiſen mit der lebendigſten Bewunderung und Achtung von ihr zu reden pflege.

„Nein,“ ſagte die Marquiſe lachend, „Sie ſind zu gutmüthig, lieber Prinz, und nehmen Staremberg ſchöne Worte für baare Münze. Trauen Sie ihm nicht. Ich wenigſtens werde daran nicht eher glauben, bis mir's die Kaiſerin ſelbſt ſchreibt.“

Prinz Soubiſe verbarg ſeinen Mißmuth. Er fühlte, daß er bei der Marquiſe noch bei weitem nicht der Unüberwindliche ſei. Alle Hoffnung wäre ihm geſchwunden, hätte ihm nicht die letzte Aeußerung der Frau von Pompadour einen neuen Plan zugeſchoben. „Alles hängt davon ab, den Stolz der Marquiſe ins Spiel zu ziehen!“ ſagte er zu Paulinen: „Man muß die Kaiſerin bewegen, der Marquiſin einen freundlichen Brief zu ſchreiben. Das koſtet der Kaiſerin nichts. An dem Tage, da Staremberg dieſen Brief überreichen wird, iſt die Allianz ſo gut wie abgeſchloſſen. Aber wie dies dem öſterreichiſchen Geſandten beibringen? Niemand darf ahnen, daß der Antrag von mir kommt!“

„Ueberlaſſen Sie mir die Sorge!“ ſagte Pauline: „Einem Mäd-

chen verzeiht man einen solchen Einfall eher, als einem Prinzen. Und was würde ich für einen Prinzen wagen, wie Sie! Was nicht für den Gedanken, Sie an der Spitze eines Heeres, in den Reihen der ersten Feldherren Europens zu sehen! — O mein Prinz, an dem Tage, da Sie den Oberbefehl empfangen . . . ach, dann blicken Sie nicht mehr nach mir hin."

Soubise lag ewige Treue schwörend zu den Füßen der schlauen Pauline, die unerschöpflich in Erfindungen war, die Einbildungskraft des Prinzen für seinen künftigen Siegesglanz zu entflammen. Der Gedanke an den Schleier erhöhte alle Kräfte ihres Geistes.

Nun ward sogleich Colas von ihr in das Geheimniß eingeweiht. Colas hingegen besprach sich mit dem Grafen Staremberg. Staremberg ließ Eilboten nach Wien fliegen. Ungeduldiger hoffte nicht Pauline auf den Schleier, als Prinz Soubise auf den Brief der Kaiserin Maria Theresia an die Marquise.

Eines Abends, als bei der Marquise Gesellschaft war, erschien auch der Prinz. Frau von Pompadour war ungemein heiter. Sie nahm den Prinzen auf die Seite und sagte mit anmuthigem Lächeln zu ihm: „Ich fürchte, mein Prinz, wir werden uns trennen müssen."

„Und das können Sie mir mit frohem Lächeln sagen?" erwiederte er betroffen.

„Wenn ich auch des Glücks beraubt werde, Ihren Umgang zu genießen, Prinz," antwortete sie, „wird mich die Freude doch trösten, die Sie in Erfüllung eines Ihrer edelsten Wünsche finden. Ohne Zweifel wird der König Ihnen nächstens den Marschallsstab und den Oberbefehl eines seiner Heere geben."

Soubise's Antlitz glänzte in stummer Freude. „Aber wie ist das möglich?" rief er.

„Der König ist geneigt, die Allianz mit Oesterreich anzunehmen. Aber die Kaiserin hat auch das Unmögliche gethan. Ich gestehe es, sie ist weitaus die geistvollste Fürstin unserer Zeit. Sie

ſollten nur die liebenswürdigen Zeilen leſen, mit denen ſie mich beehrte.“

„Die Kaiſerin ſchrieb Ihnen?“

„Still davon, Prinz. Morgen erfahren Sie mehr.“

Spät noch deſſelben Abends, um Mitternacht, ward an Paulinens Thür mit leiſem Finger geklopft, als das Fräulein eben die Geſellſchaft der Familie Oron verlaſſen hatte. Es war Colas. Er trat freudeglühend herein. Er breitete entfaltend den prachtvollſten Schleier über ſie aus. Sie ſtand mit dem Entzücken der Befriedigung ihres höchſten Wunſches vor ihm da, wie ein Engel im Lichtgewölk. Sie warf den Schleier zurück, und ſank in den Arm des begeiſterten Lieblings.

Nach wenigen Tagen war die Allianz des franzöſiſchen Hofes mit Oeſterreich unterzeichnet. Der Kardinal Bernis hätte ſich vergebens mit aller Beredſamkeit dagegen geſträubt. Er konnte es nicht begreifen, wie der König, wie die Marquiſe von Pompadour, wie der Hof ſo plötzlich umgeſtimmt worden wären. Aber er mußte den Bundesvertrag unterzeichnen, wenn er nicht ſein ganzes Anſehen, vielleicht ſein Miniſterium einbüßen wollte. Er verwünſchte im Herzen den Herzog von Choiſeul, den er für den Urheber des unglücklichen und widernatürlichen Bündniſſes hielt. Er ahnete nicht, daß die Lüſternheit eines artigen Mädchens nach einem ſchönen Schleier alle Kunſt der Diplomaten vereitelt, und daß einer der ſubalternen Angeſtellten in ſeinem Miniſterium die Angelegenheit großer Höfe entſchieden habe.

13.

Sehnſucht nach Einſamkeit.

„Die verwünſchte Allianz macht mich krank!“ ſagte der Kardinal, als Roſter kurz darauf mit einer von ihm ausgearbeiteten

Denkſchrift in das Kabinet des Miniſters trat: „Legen Sie die Papiere nur hin. Ich bin nicht geſtimmt, ſie leſen zu laſſen, noch ſie ſelbſt zu leſen, weder zu hören noch zu ſehen. Es iſt ein ärgerliches, unſinniges Treiben in der Welt. Ich möchte aus Verzweiflung zuletzt Philoſoph werden.“

„In der That wünſchte ich für die Geſundheit Ew. Eminenz aus der Apotheke der Philoſophie, die doch für Alles Arznei haben ſoll, eine Doſis Gleichgültigkeit, oder Lachlaune über die Thorheiten des Lebens!“ ſagte der königliche Rath.

„Ich würde lachen können, wenn ich nicht zu viel Schmach und Unglück für Frankreich vorausſähe!“ antwortete der Kardinal: „Und mir zuletzt wird die Welt alles Uebel zuſchreiben, weil die politiſche Mißgeburt unter meinem Namen erſchienen und nach mir getauft iſt.“

„Ach, gnädigſter Herr, mit wie manchem Vater in der Welt theilen Sie dieſes alltägliche Schickſal!“ ſagte Colas in komiſch-mitleidigem Tone.“

„Wenn ich wenigſtens nur den wahren Vater dieſes diplomatiſchen Wechſelbalges zu kennen die Ehre hätte! Helfen Sie mir doch auf die Spur, Roſier.“

„Gnädigſter Herr, ſchlägt wider Erwarten der Wechſelbalg gut aus, bringt Ruhm und Glück: ich wette, es wird ſich mehr, als ein Vater, zu ihm bekennen. Sie wiſſen ja, daß manche Stadt, die ſich anfangs ihres Sohnes ſchämte und ihn verſtieß, hintennach dem großen Manne Ehrenſäulen errichtete. Und, gnädigſter Herr, wer iſt denn der glückliche Seher, welcher heutiges Tages noch einem Kinde in der Wiege das Prognoſtikon ſtellen könnte? Erwarten wir ſchweigend den Ausgang der Dinge.“

Der Kardinal lächelte und ſagte: „Wahrhaftig, Sie ſind noch blutjung; ich hätte nie in Ihnen einen ſo altklugen Tröſter vermuthet. Sie haben Recht. Wir müſſen zum elenden Spiel die

Siegesmiene machen. Aber glauben Sie denn im vollen Ernste, Herr von Roſier, daß dieſe Verbindung mit unſerm Erbfeind und erblichen Nebenbuhler gegen unſern uns von der Natur ſelbſt gegebenen Bundesgenoſſen jemals ein kluger Streich genannt werden könne, ſelbſt wenn es zuletzt ein glücklicher Streich werden ſollte?"

„Gnädigſter Herr, unterm Monde iſt nur das Unglück albern, aber das Glück iſt immer klug."

„Freundchen," rief der Kardinal, „ſo der große, blinde Haufen. Aber wer nicht zu ihm gehört, der hört auch nicht auf das Urtheil der Blinden. Verſtändige Leute werden ſagen: es war ein alberner Streich, und ſelbſt dann nicht das Verdienſt des Streichmachers, wenn er glückte. So wird die Geſchichte einſt von mir reden und dieſer Allianz."

„O, gnädigſter Herr, grämen Sie ſich nicht über das Urtheil der Geſchichtſchreiber. Dieſe Leute meſſen Alles nach dem Erfolg. Darum preiſen ſie Brutus, Cäſar und Alexander, und fluchen ſie auf Cromwell, Spartakus, Attila und Cartouche. Die Verſtändigern werden höchſtens ſagen: Der Kardinal Bernis ſpielte Hazardſpiele, aber war glücklich. Die noch Feinern werden ſagen: Ihr urtheilt als Flachköpfe. Der Kardinal war einer der größten Geiſter, der die Weltbegebenheiten in ganz anderm Zuſammenhange ſah, als ihr in euern Studierwinkeln. Was euch Wagſtück ſcheint, war bei ihm einfache Berechnung, die nicht trügen konnte; was ihr für Glück und Zufall haltet, war das Ergebniß ſeines vom Scharfblick geleiteten Wirkens."

„Ich bin's zufrieden, wenn das Glück nur diesmal der Thorheit hold iſt. Aber, lieber Roſier, ich fürchte, die Diſteln tragen keine Trauben."

„Seit ich die Ehre habe, unter Ew. Eminenz auf dem Felde

der Diplomatik zu ſtehen, machte ich zwei große Erfahrungen, die mich über Alles, was geſchehen kann, beruhigen.“

„Die ſollten Sie mir nicht vorenthalten, denn ich möchte mich wirklich ein wenig beruhigen.“

„Die eine iſt: Wir müſſen uns gar nicht einbilden, daß wir aus unſerm Kabinete die Welt regieren, ſondern die Welt regiert die Kabinete. Vom Throne bis zum Savoiarden, der uns den Staub vom Schuh geputzt, geht ein unſichtbares Band, das Alles ohne unſer Wiſſen und Wollen zuſammenhängt. Die Weltbegebenheiten ſind nur Früchte von unſichtbaren Wirkungen und Rückwirkungen in der geſellſchaftlichen Verkettung, und alle unſere Klugheit wird dann zu Schanden. — Die andere iſt: der Himmel iſt auch in der Politik der beſte Vormund der Dummen. Denn ich habe geſehen, daß ſich auch die trefflichſten Köpfe verrechneten, und die Thätigkeit der thätigſten Menſchen am Ende nicht mehr ausrichtete, als die Geſchäftigkeit des Eichhörnchens, welches im Käfich des Knaben am Rad herumhaſpelt. Von der andern Seite ſah ich ſchon die verkehrteſten Maßregeln der Schwachköpfe von erſtaunlich wohlthätigen Folgen begleitet, und die Unthätigkeit der unbeholfenſten Tröpfe bewundernswürdige Wirkungen hervorbringen.“

„Sie haben Recht, Roſter!“ ſagte der Kardinal: „Sie machen mich zu Ihrem Schüler. Der Fanatismus iſt die Philoſophie der Verzweiflung, und ich bin ganz in der Stimmung in Ihrem Schickſalsglauben Philoſoph zu werden. Indeſſen bekenne ich Ihnen offenherzig, das wüſte Geſchäft wird mir ſchwer zu verdauen. Ich ſehne mich nach Einſamkeit und Ruhe. Ich will für einige Wochen aufs Land und mich zerſtreuen. Der König hat mir Erlaubniß gegeben, nach Fontainebleau zu gehen. Ich bitte Sie, mir da Geſellſchaft zu leiſten, Herr von Roſter. Wir werden in der ſchönen Einſamkeit der Wald- und Felſenwildniſſe mit einander ungeſtört philo-

ſophiren können. Es thut mir wohl, einſam aus dem Stürmen und Treiben des Hoflebens zu entkommen und in der freien Frühlingsnatur friſche Luft zu ſchöpfen. Alſo, Sie begleiten mich. Ende dieſer Woche fahren Sie mit mir nach Fontainebleau.“

Colas verbeugte ſich und fühlte ſich durch die Güte und Zuneigung des Kardinals allzuſehr geſchmeichelt, als daß er ſein Vergnügen über dieſe Auszeichnung hätte verhehlen mögen.

Aber nicht ſo viel Vergnügen empfand Pauline bei der Nachricht. „Vielleicht ſechs Wochen, vielleicht zwei Monate ſollen wir uns trennen?“ rief ſie: „Das iſt ja eine Ewigkeit. Ach, Colas, was gäb' ich darum, wenn ich dich begleiten und Arm in Arm mit dir durch die ſtillen Gärten von Fontainebleau ſtreifen könnte. Wie glücklich wären wir beide da, wo wir einander ungeſtört angehören könnten!“

„Ja,“ ſagte Colas, „wir wollten uns da ein Arkadien ſchaffen. Aber beſitzt nicht Graf Oron bei Fontainebleau die Meierei und ein ſchönes Herrſchaftsgebäude? — Berede doch die junge Gräfin, den Maimond dort zu genießen.“

„Ein goldener Einfall!“ jauchzte Pauline, und ſie machte ſich ſogleich an die junge Gräfin, und malte ihr den Reiz des idylliſchen Lebens mit den glühendſten Farben. Die beiden Mädchen waren bald mit einander einverſtanden.

„Ach,“ ſagte die junge Gräfin zu ihrem Vater, „ich ſehne mich nach Einſamkeit. Der Winter hat mir nicht wohlgethan. Ich muß Landluft ſchöpfen. Noch nie war ich in unſerer Meierei zu Fontainebleau. Nur vier Wochen erlauben Sie mir dort zu leben. Der Hof iſt in Paris. Wir können die Pracht von Fontainebleau eben jetzt recht allein und ungeſtört genießen.“

Der alte Graf, welcher gern die Wünſche ſeiner Tochter erfüllte, hatte nichts dagegen. Natürlich erfuhr auch der Prinz Soubiſe davon, als Freund des Hauſes. Er berechnete auf der Stelle,

daß Pauline dort Langeweile haben werde; daß er dort ungebundener vom konventionellen Zwang ihres Umgangs genießen könne; daß da vielleicht im Schatten blühender Roſenlauben ihn das ſchönſte Glück erwarte. Er beſchloß ſogleich, ohne ihr ein Wörtchen zu verrathen, ſie dort durch ſeine Gegenwart zu überraſchen.

„Ich ſehne mich unendlich nach Einſamkeit," ſagte er zur Frau von Pompadour, „ehe ich zur Armee abreiſe und mich in das Gewühl des Lagerlebens und der Schlachten ſtürze. Noch einmal möchte ich mich der ſchönen Natur erfreuen und da im Stillen unter Karten und Büchern den Feldzug vorbereiten. Würde mir der König den Aufenthalt von einigen Wochen zu Fontainebleau geſtatten? Ein Wort von Ihnen, Frau Marquiſe, und durch Ihre Güte bin ich glücklich."

Die Marquiſe verhieß ihm Gewährung des Wunſches vom König, und in der That erhielt er ſie bald. Wie inzwiſchen Frau von Pompadour den Einfall des Prinzen bei ſich im Stillen überlegte und daran dachte, daß ihr Günſtling in kurzer Zeit Frankreich werde verlaſſen müſſen, that es ihr weh, ſeine Nähe früher zu verlieren, als nöthig wäre.

„Sir," ſagte ſie zum König, „ich fühle unüberwindliche Sehnſucht nach Einſamkeit. Das glänzende Einerlei des Hofes ermüdet mich. Ew. Majeſtät bedürfen der Zerſtreuung. Wir hatten ſchon Marly gewählt, um da den Sommer zuzubringen. Aber der Frühling lockt ins Freie. Wie, wenn wir einige Wochen des Mai's in Fontainebleau vertändelten?"

Der König hatte Langeweile. „Es geht mir wie Ihnen," ſagte er: „Treffen Sie Anſtalten. Marly entrinnt uns nicht. Gehen wir nach Fontainebleau je eher, je lieber."

14

Alles zieht nach.

Der Kardinal hatte zu Fontainebleau kaum drei Tage mit Colas in philoſophiſcher Muße verlebt, und ſein Glück geprieſen und in einigen niedlichen Verſen verewigt, die wir noch heute in ſeinen Werken leſen: ſiehe, da belebte ſich die benachbarte Meierei des Grafen von Oron.

„Die ſchöne Nachbarſchaft freut mich!“ ſagte der Kardinal zu Colas: Die jungen Damen ſind liebenswürdig. Wir ſtatten ihnen ländliche Beſuche ab. So werden wir in unſerer klöſterlichen Einſamkeit Abwechslung haben.“

Einen Tag ſpäter erſchien Prinz Soubiſe und nahm mit zahlreichem Gefolge einen Flügel des Schloſſes ein.

„Es ſcheint, wir bleiben nicht ſo ganz für uns!“ ſagte Colas zum Kardinal.

„Freilich!“ entgegnete dieſer: „Doch iſt es mir faſt nicht unlieb, etwas mehr Bewegung in dieſer todten Welt zu erblicken. Ich geſtehe, es iſt mir in der ſtillen Palaſt-Wüſte etwas unheimlich. Jeder Fußtritt ſchallt durch die hundert Gemächer und Korridore, als riefen uns alle hundert, ſie zu bewohnen. Wer auf dem Lande wohnen will, muß ſeine Luſt in einer engen Hütte ſuchen.“

Zwei Tage ſpäter erſchienen zwanzig Wagen mit der königlichen Garderobe und Küche. In Kutſchen und zu Pferde zog ein Heer von Kammerdienern, Zofen, Köchen, Stallmeiſtern, Lakaien, Zeremonienmeiſtern, Sekretären, Kellermeiſtern, Kammerherren, Geiſtlichen, Schauſpielern, Jägern, Hofſchneidern, Tänzern und Tänzerinnen, Wäſcherinnen, Feuerwerkern, Perrückenmachern, Paſtetenbäckern und Freudenmeiſtern (maîtres de plaisir) in die Höfe der weitläufigen Paläſte ein. Gärten und Höfe, Zimmer und Säle wimmelten von bunten Geſtalten aller Art. Es war ein Rufen und

Lärmen, Häumern und Klopfen, daß alle Nervenschwachen Krämpfe davon bekamen. Mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel rückten einige Bataillone königlicher Garden zu Fuß und zu Pferd an, und bezogen Kasernen und Wachten. Für den Hof wie für das Kriegsvolk wurden eiligst Bäckereien und Metzgereien einquartiert und in Thätigkeit gesetzt.

„Heiliger Himmel!“ schrie der Kardinal, da Colas zu ihm kam: „Sehen Sie mir doch den Spektakel an: Ich Unglückseliger, welcher böse Geist mußte mich plagen, Fontainebleau für meine Erholung zu wählen!“

Die Kanonen donnerten am andern Tage. Die Glocken des Städtchens läuteten alle. Die Trommeln wurden gerührt. Der König kam unter dem Jauchzen des Volkes: „Es lebe der König! der Vielgeliebte!“ Einige Stunden später fuhr die Marquise von Pompadour an, gefolgt von siebenzehn Kutschen.

„Es ist in dieser ländlichen Natur zum Tollwerden!“ jammerte der Kardinal einige Tage später, nachdem er von Besuchen und Audienzen, die er gegeben und empfangen hatte, ganz ermüdet war: „Paris hat wenigstens den Vorzug, daß es eine große Stadt ist, daß man einander im Nothfall ausweichen und meiden, daß man mitten im allgemeinen Getümmel allein sein, daß man sich allenfalls verläugnen lassen kann, wenn man überlästigen Besuchen entgehen will. Aber hier in diesem engen Neste, aus vier Schlössern und fünf Höfen zusammengeflickt, ist man zum Ersticken in einander gepreßt. Bei jedem Schritte rennt man zusammen, tritt man einander in die Schuhe. Da hilft keine Lüge, man sei nicht zu Hause. Alle Welt weiß ja, wo man steckt. Dürfte ich, noch heute eilte ich nach Paris zurück. Aber zu meinem größten Aerger muß ich mich vor dem Könige, vor der Marquise, vor dem ganzen Trosse der Höflinge freuen, in der Nähe der Majestät athmen zu können.“

„Ich beklage Ew. Eminenz und mich zugleich!“ erwiederte Colas: „Indeſſen ſtehen wir vielleicht bald wieder einſam.“

„Mit nichten, Herr von Roſier. Umgekehrt, der König findet es hier allerliebſt, die Marquiſe bezaubernd, der Hof göttlich.“

„Doch freut es mich, Ew. Eminenz wenigſtens den Troſt bringen zu können, daß man ſtark davon ſpricht, der Hof werde ſich von hier nach Marly begeben.“

„Mein Gott, lieber Roſier, daran iſt nicht mehr zu denken. Der König ſagte geſtern Abend noch beim Feuerwerk: Ich bin lange nicht ſo vergnügt geweſen auf dem Lande. Ich habe faſt Luſt, den ganzen Sommer in Fontainebleau zu bleiben.“

Colas tröſtete vergebens. Als er in der Dunkelheit des Abends zur Meierei ſchlich, erfuhr er von Paulinen, wie der Prinz Soubiſe auf den Gedanken gerathen ſei, nach Fontainebleau zu kommen.

„Hm!“ dachte Colas: „Mir wird es klar. Ich zog Pauline, Pauline die Gräfin von Oron, die Gräfin den Prinzen, der Prinz die Marquiſe, die Marquiſe den König, der König den ganzen Hof. Ein ehrenwerther Schweif, den ich nachſchleppe.“ — Die Vorſtellung machte ihn laut lachen. Doch zweifelte er ſelbſt noch beſcheiden an der Richtigkeit. „Es käme aber,“ dachte er, „doch auf die Gegenprobe an. Sehen wir, wenn ich nach Paris gehe, ob mir der Schweif folgt. Da wäre zugleich meinem armen Kardinal geholfen.“

„Und warum ſo nachdenkend und einſilbig?“ fragte Pauline ihren Liebling, mit dem ſie durch die hohen Buchengänge des königlichen Gartens wandelte: „Hat irgend eins der ſchönen Hoffräulein die Eroberung des Herrn von Roſier gemacht? Es iſt gefährlich, mit ſo vielen Schönheiten unter einem Dache wohnen.“

„Nichts weniger, als das, böſe Pauline; ſeit ich mit dem reizenden Fräulein de Pons zu Paris unter einem Dache wohne, bin

ich in der Gefahr so ganz untergegangen, daß ich keine andere mehr zu fürchten habe."

„So gestehe mir aufrichtig, Colas, aber beichte ehrlich: warum bist du in Fontainebleau seltener bei mir, als in Paris?"

„Weil ich hier weniger mein eigener Herr bin. Wir glaubten, uns hier vom Morgen bis zum Abend angehören zu können. Nun aber sind wir hier weniger einsam, als im Oron'schen Hotel. Und müssen wir noch vier Wochen in diesem Geräusche leben, so sterb' ich vor Langeweile und vor Ungeduld nach dir. Ich sehne mich nach Paris zurück."

„Du sprichst aus meiner Seele, Colas. Ich kam unserer beider willen her, nicht wegen dieser Gärten und wegen des Hofprunkes. Kannst du dich vom Kardinal losmachen und nach Paris gehen, so folg' ich dir. Ich erkälte mich heute, habe morgen Kopfweh, fahre übermorgen nach Paris und — werde bei dir gesund."

Die Sache ward abgekartet. Colas besuchte den Kardinal, der noch immer mißvergnügt war und auf den Hof fluchte. Colas gab der Sache ohne Mühe eine scherzhafte Wendung. „Wenn mir Ew. Eminenz," sagte er, „das Vertrauen schenken, will ich meine Zauberei versuchen und den Hof wieder von Fontainebleau wegblasen."

„Blasen Sie, blasen Sie, daß der ganze Hof mit allem Trosse in den Mond fahre!"

„Erlauben Sie mir, nach Paris zu gehen, gnädigster Herr? Vielleicht sind Sie in acht Tagen in Fontainebleau so verlassen, wie ein Einsiedler. Denn meinen Zauberwind muß ich mir in Paris schaffen."

Der Kardinal lachte. „Ich verstehe Sie, Freund. Sie wünschen dem tollen Lärmen hier zu entrinnen. Reisen Sie; denn die Einsamkeit, die ich Ihnen versprach, kann ich Ihnen nun doch nicht geben; mir Gesellschaft leisten können Sie nicht, denn ich

habe der Gesellschaft zuviel. Reisen Sie glücklich. Ich beneide Sie. Ich möchte Ihnen gern folgen. Aber der Anstand verbietet es mir. Reisen Sie. Ich muß hier bleiben. Vergessen Sie aber nicht, wenn Sie in Paris sind, sogleich den Thurm von Notredame zu besteigen und aus Leibeskräften zu blasen, bis der letzte Küchenjunge von hier weggeblasen ist."

Colas schickte Paulinen einen Zettel und reisete ab. Pauline bekam Kopfweh und Uebelkeit. Sie bat die junge Gräfin, ihr zu gestatten, nach Paris zurückzukehren; sie fürchte, eine schwere Krankheit sei unterwegs, denn sie fühle sich in allen Gliedern wie zerschlagen. Den andern Tag ward Pauline noch schwächer. Sie verlangte mit Thränen nach Paris. Die junge Gräfin wollte sich von ihr nicht trennen. Der Graf ließ die beiden Damen nach Paris führen, besonders da ein herbeigerufener Arzt wirklich an Paulinens Bett bedenkliche Miene gemacht hatte, weil er die anrückende Krankheit gar nicht enträthseln konnte. Er glaubte aber in keinem Fall irre zu gehen, und die Ehre seiner Wissenschaft am wenigsten zu gefährden, wenn er vermuthete, Fräulein de Pons habe sich durch Erkältung einen Zustand zugezogen, der allerdings von schlimmen Folgen werden könnte.

Kaum hatte Prinz Soubise von der Krankheit und Abreise Paulinens Gewißheit, war für ihn kein Bleibens mehr in Fontainebleau. Er begab sich mit großer Niedergeschlagenheit zur Frau von Pompadour. „Noch einmal hoffte ich zu Fontainebleau in Ihrer Nähe den ganzen Himmel voll Freuden zu umarmen, — ich muß fort. Ich habe Depeschen vom Marschall d'Etrées. Meine Anwesenheit in Paris wird dringend. Die Vorarbeiten zum Feldzuge müssen beschleunigt werden. In meiner Abwesenheit stocken alle Geschäfte. Erlauben Sie mir, meine Gnädige, daß ich die Pflichten für die Ehre unsers Königs meinem höchsten Glück vorziehe."

Frau von Pompadour war betroffen. Sie versuchte leise, den

Prinzen auf andern Sinn zu bringen. Er aber wußte die Nothwendigkeit seiner Anwesenheit in Paris, seiner Gegenwart bei den Musterungen der durchziehenden Truppen, die Wichtigkeit seiner Geschäfte im Kriegsbüreau so groß, so lebhaft darzustellen, und dabei war sein Schmerz über die Trennung der Frau von Pompadour so rührend, ja durch heiße Thränen beurkundet, die er vergebens verbarg, daß die Marquise endlich sehr bewegt zu ihm sagte: „Gehen Sie, lieber Prinz, wohin Pflicht und Ehre Sie rufen. Ich selbst verliere am meisten, wenn Sie Fontainebleau verlassen. Beruhigen Sie sich. Ich will mit den Augenblicken geizen, die ich noch das Vergnügen haben kann, Sie in Paris zu sehen. — Es scheint, dem Könige gedeihe die Luft von Fontainebleau nicht wohl. Die Witterung ist doch noch etwas rauh gewesen. Vielleicht kehrt der Hof früher, als Sie meinen, nach den Tuilerien zurück, um von da den Sommeraufenthalt in Marly zu nehmen."

Der Prinz beurlaubte sich. Vor den König ward dieser nicht gelassen, weil sich Se. Majestät in der That unpäßlich fühlte. Die Marquise hatte sich nur in der Ursache der Unpäßlichkeit geirrt. Es war nicht die Luft von Fontainebleau, sondern eine Austernpastete, die dem Könige übel gethan hatte.

Als Kardinal Bernis den Prinzen mit seinem ganzen Gefolge abreisen sah, konnte er sich des Lachens nicht erwehren. „Das fängt gut an!" brummte er bei sich: „Ich glaube, mein Windmacher Roster steht wirklich auf dem Thurm von Notredame und bläst."

Wie aber sich das Gerücht verbreitete, der König könnte die Luft von Fontainebleau nicht ertragen, der Hof gehe nach Paris zurück; wie wirklich die Wagen gepackt wurden, die Kammerherren, Stallmeister, Hofschneider, Tänzer, Musikanten, Feuerwerker, Kellermeister u. s. w. sich zur Abfahrt rüsteten; der König nach Paris fuhr, die Marquise folgte; der ganze Hof verschwand und

bis auf den letzten Küchenjungen verstob; die Leibgarden zu Fuß und zu Pferd mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel abzogen, daß Fontainebleau, wie ein entseelter Leichnam, in Todtenstille dalag — rief der Kardinal außer sich: „Was ist das? Zufall? Oder hat der Windmacher Roster einen Bund mit dem bösen Geiste?“

30.

Die Schlacht bei Roßbach.

Durch die Abreise des Prinzen Soubise zum Heere am Rhein ging ein Ring in der Zauberkette verloren, an welcher Colas bisher mächtiger gewesen war, als er selbst geglaubt hatte. Erst die Begebenheit von Fontainebleau hatte ihm eine Art Ueberzeugung gegeben, die freilich nun zu spät kam. Er beklagte es übrigens gar nicht, klug geworden zu sein, als ihm kein Vortheil mehr aus seiner Entdeckung werden konnte. Von Natur leichten Sinnes, früh gewöhnt, mit dem Wenigsten zufrieden zu sein, sah er sich in einer Lage und einem Wohlstand, wie er nie für seine Person erwartet hatte. Seine diplomatische Stellung, sein Ansehen beim Kardinal Bernis, die Wichtigkeit, welche er, ohne zu wissen wie, bei den Gesandten auswärtiger Mächte gewonnen hatte, trugen ihm neben erklecklichen Gehalten reiche Geschenke ein. Die Einfachheit seiner Lebensweise, da er sich, ohne Aufwand, einzig mit der Bedienung seines alten, wohlvertrauten Markus begnügte, häuften in seiner Kasse Ersparungen auf Ersparungen. Er benutzte diese und eine vortheilhafte Gelegenheit, ein beträchtliches Gut in der Provinz anzukaufen, dessen Ertrag schon hinreichend war, ihm ein behagliches Leben zu schaffen.

Mehr begehrte er nicht. Schon jetzt würde er seine politische

Laufbahn mit der eines Landjunkers vertauscht haben, wäre Pauline nicht ein wenig eigensinnig dagegen gewesen. Sie liebte ihn, sie erfüllte jeden seiner Wünsche, nur den einzigen nicht, sich mit ihm zu vermählen.

„Du mußt noch ein wenig warten, Colas," sagte sie, „und ich hoffe, du kannst es füglich. Es hat für ein Mädchen ganz eigenen Werth, Mädchen zu sein, und nicht Frau. Es liegt doch etwas Schmeichelhaftes darin, sich von Anbetern aller Art umflattert, bewundert, angebetet zu wissen. Gönne meiner mädchenhaften Eitelkeit noch einige Festtage. Als Frau verlöre ich davon schon einen beträchtlichen Theil. Ach, nur zu bald erscheint der uns armen Kindern allen verhaßte Jungfrauen-Sommer. Dann gute Nacht, Blüthentage! Ich möchte lieber sterben, als eine Jungfrau von fünfundzwanzig Jahren heißen."

Colas gab sich zufrieden. Aber ein Mädchen überlebt nichts geschwinder als ihr Blüthe-Jahr. Da ward der diplomatische Brautschleier hervorgenommen und Pauline de Pons verwandelte sich in eine Frau von Roßer.

Es traf sich, daß ihr Vermählungstag eben derselbe war, an welchem die Franzosen die Schlacht bei Roßbach verloren. Derselbe Trauerbote, welcher die Nachricht davon dem Hofe überbrachte, hatte auch ein Briefchen des Prinzen Soubise für die junge Frau.

„Beklagen Sie mich," schrieb er ihr, „beklagen Sie mich, liebenswürdige Pauline. Ich ließ mich von dem kleinen König von Preußen überlisten, betrügen, schlagen. Ja, Sie haben Ursache, mich zu beklagen, da ich ohne mein Verschulden in die Nothwendigkeit versetzt ward, den Kampf einzugehen. Man trieb mich von allen Seiten dazu. Und als es Ernst ward, ließ mich die verwünschte Reichsarmee im Stich. So sind es der König von Preußen und Sie allein, die mich beide besiegt haben, ohne daß ich sie wieder besiegen konnte! Ich verwünsche die Preußen, aber

liebe Paulinen. Sie wollten mich als Helden zu Ihren Füßen sehen; kann ich der Held nicht sein, Ihr Gefangener bleibe ich dennoch.“

Geschwind schrieb Pauline zurück: „Beklagen Sie mich, liebenswürdiger Prinz. Ich ließ mich von dem kleinen Nikolas de Rosier überlisten, betrügen und gefangen nehmen. Ja, Sie haben Ursache, mich zu bedauern, da ich ohne mein Verschulden in die Nothwendigkeit versetzt ward, den Kampf einzugehen. Mein Herz trieb mich wider Willen dazu. Vielleicht hätte ich gesiegt; aber als es Ernst war, ließ mich meine Jugend im Stich. Denken Sie, ich bin schon fünfundzwanzig Jahre alt, und die sind furchtbarer als eine Reichsarmee. So sind es denn Rosier und die Jahre, die mich allein besiegt haben, ohne daß ich sie wieder besiegen konnte. Ich verwünsche aus vollem Herzen die Jahre, aber liebe meinen niedlichen Mann.“

„Im Ernst, mein Prinz, wir wollen uns beide nicht grämen. Es liegt zuletzt der Welt nach einiger Zeit wenig daran, ob ein Feldherr oder ein Mädchen besiegt ward. Wie viele Schlachten, wie viele Hochzeiten sind schon geschehen und vergessen, und die Welt geht ruhig ihren alten Gang fort. Sie werden nichts desto minder geschätzt in der Geschichte fortleben, wie ich dereinst in meinen Kindern.“

Der Kardinal Bernis war nach der Schlacht bei Roßbach, die am Hofe bald vergessen wurde, sehr mißmuthig.

„Ich habe das Unglück vorausgesehen!“ sagte er zu Colas, als das Unglück der französischen Waffen auch im folgenden Jahre fortdauerte: „Man kann am Hofe darüber scherzen, aber meine Ehre ist zu Grunde gerichtet. Denn Frankreich und ganz Europa muß mich als den Urheber der verderblichen Allianz mit Oesterreich ansehen.“

— Gnädigster Herr, erwiederte Colas, einem welterfahrenen,

weiſen Mann, wie Sie, ſollte das Urtheil Frankreichs und Europens ſehr gleichgültig ſein können, da Sie ſelbſt wiſſen, wie irrig im Allgemeinen das Urtheil der Menſchen über die Begebenheiten und deren Urſachen iſt.

„Aber ich bin Miniſter, ich habe das unſelige Bündniß unterhandeln und unterſchreiben müſſen. Es iſt mein Name, mit dem geſpielt wird. Welt und Nachwelt werden mit Recht ſagen: wer hat es denn in Frankreich gethan; wer regiert denn, wenn der Miniſter, der Kardinal Bernis, nicht regiert?“

— Nein, gnädigſter Herr, Welt und Nachwelt denke ich mir als viel zu verſtändige Leute, um dergleichen ſagen zu können. Ja, Sie ſind ſo gewiß Miniſter, als der allerchriſtlichſte König wirklich König iſt. Aber Sie kennen meine Anſichten. Jeder Vernünftige weiß, daß weder der König herrſcht, noch daß Sie regieren.

„Was wollen Sie damit ſagen? Wer herrſcht, wer regiert denn? Sie meinen Frau von Pompadour?“

— Verzeihen Sie. Die Marquiſe iſt ſo unſchuldig, als Sie und der König.

„Glauben Sie? Nun, wer regiert denn? Sie ſpannen meine Neugier. Reden Sie!“

- Ich kann's nicht wiſſen. Vielleicht Kammermädchen, Keſſelflicker, Kopiſten, Frauen der königlichen Staateräthe, vielleicht deren Töchter, oder Söhne, oder Köchinnen, oder Lakaien, oder Kutſcher und dergleichen Waare; heute Dieſer, morgen Jener. Wo kein feſtes, ehernes Geſetz herrſcht, da herrſcht der Zufall. Zwiſchen der Nothwendigkeit des Geſetzes und zwiſchen dem Spiele des Zufalls liegt nichts in der Mitte. Die Miniſterien und der König ſelbſt ſind am Ende nur Vollſtrecker und Werkzeuge fremder Einfälle.

„Sie wären im Stande, mir mein Miniſterium zu verleiden. Sie halten, glaube ich, Frankreich für keine Monarchie, ſondern für eine königliche Anarchie. Reden Sie verſtändlicher.“

— Ich kann nicht deutlicher sein. Ew. Eminenz haben meinen Gedanken mit zwei Worten treffend ausgedrückt: königliche Anarchie. Sie ist überall, wo der König der Staat ist, und wo das Volk dieses Staates wegen vorhanden ist. Sie ist überall, wo der Wille eines einzelnen Mannes das Gesetz des Landes ist, und die wandelbare Laune des Fürsten die Verfassung des Reichs ausmacht. In der That, Wille und Laune eines einzelnen Menschen, eines Allgewaltig-Erscheinenden ändert vom Morgen bis zum Abend. Hingegen wo das Gesetz steht, getrennt von der fürstlichen Gewalt und erhaben selbst über diese, da ist eine bleibende, feste Herrschaft und Ordnung, sonst nirgends. Sie ist bleibend und fest, wie das Interesse der Millionen von Unterthanen, aus denen sie hervorstieg, und so schwer abzuändern, als der Wille und die Ansichten der aus dem Volke hervorgegangenen Gesetzgeber schwer zu vereinigen sind.

„Hm! Ich merke, Sie haben den Abbé Mably gelesen, und sind mit Montesquieu ein Anbeter der englischen Verfassung, sind vielleicht einer unserer philosophirenden Unzufriedenen.“

— Keineswegs. Ich befinde mich in unserer königlichen Anarchie sehr wohl, und ich bin bescheiden genug zu glauben, daß ich in einer Gesetzesmonarchie schwerlich die Ehre gehabt haben würde, Ew. Eminenz mit meinen geringen Talenten zu dienen Indessen werden Sie selbst gestehen, daß bei uns nichts möglicher ist, als daß der Monarch in seiner Entscheidung über die wichtigsten Angelegenheiten durch eine Geliebte oder einen Günstling, diese durch ihre Lieblinge, diese durch ihre Freunde, und so abwärts bis zum Stiefelputzer, wechselseitig gestimmt werden können. Dem Monarchen so wenig als dem Stiefelputzer fällt ein, daß Einer auf den Andern so großen Einfluß gehabt habe.

„Kleine Ursachen großer Wirkungen!“ erwiederte der Kardinal. „Ich geb' es zu. Allein britische Parlamente und gesetzgebende Senate scheinen mir nicht immer nöthig, um das zu vermeiden,

was Sie königliche Anarchie heißen. Ein Fürst mit festem Willen des Guten, umgeben von einsichtsvollen Räthen, ist, glaub' ich, geeigneter, der Nation zweckmäßige Gesetze zu geben und den Gang der Geschäfte wohl zu regeln, als eine Versammlung von Gesetzgebern aus den verschiedenen Ständen des Volks; denn der König und seine Minister, indem sie das Ganze überschauen, erkennen, was nöthig ist, offenbar genauer, als die besten Köpfe einzeln im Volke."

— Erlauben mir Ew. Eminenz, zu zweifeln. Und wenn bei uns ein neuer Heinrich IV. auf dem Throne säße, würde nicht er, sondern jeder armselige Schneider, jeder von den geringsten Unterbeamten im Lande, Einfluß auf die Regierung haben und die Staatsangelegenheiten entscheiden helfen."

Der Kardinal und Colas sprachen noch viel über diesen Gegenstand; aber unsere Leser würden uns wenig Dank wissen, wenn wir sie mit der Erzählung davon langweilen wollten.

16.

Die Verbannung.

Eine Wirkung dieses Gespräches, wie sie Colas nicht erwartete, war, daß er seitdem in der Achtung beim Minister stieg, dessen Vertrauen immer mehr gewann, dessen gewöhnlicher Gesellschafter wurde und von ihm zu Geschäften benutzt ward, die ehrenvoll und einträglich waren, ohne besondere Geistesgaben zu verlangen. Es verbreitete sich ein wahrer Goldregen über Herrn Rosiers Schreibtisch und Paulinens Schmucktisch, goldene Brillantringe, Uhren, Dosen, Orden, Ohrgehänge, Ketten und anderer diplomatischer Gnadenkram.

Colas fühlte sich dem Kardinal sehr verpflichtet. „Ich habe meine

guten Gründe, lieber Roſter," ſagte der Miniſter lächelnd, „daß ich Sie zu Dingen gebrauche, die wenig Mühe koſten, mit keiner Gefahr verbunden ſind, und am meiſten belohnt werden — zu Aernten ohne Saat —, zu wahren Adelsgeſchäften. Ich möchte Sie im Voraus entſchädigen, wenn ich Sie einmal unglücklich machen ſollte."

„Sie mich unglücklich machen, gnädigſter Herr?" fragte Colas verwundert.

„Und Sie mit Ihrem ſchlichten, geſunden Menſchenverſtande wundern ſich? Wiſſen Sie wohl, daß eben Sie mich daran gemahnt haben, auf wie unſicherm Boden ich in unſerer königlichen Anarchie ſtehe? Heute bin ich Miniſter; wiſſen Sie, was ich morgen ſein werde? Wahrhaftig, Freund, ich weiß das ſo wenig, als am türkiſchen Hofe der Großweſſir oder Kaimakan von ſich zu ſagen weiß, ob ihn die Laune des Großherrn noch vierundzwanzig Stunden in den Geſchäften, oder auch nur in der Welt duldet. — Sie haben das Unglück, mir zu gefallen, weil Sie ein redlicher Mann ſind. Es iſt meine Pflicht, freundſchaftlich für Sie zu ſorgen. Fall' ich, ſo fallen auch Sie, und der neue Günſtling wird alle Stellen mit ſeinen Geſchöpfen beſetzen."

Colas war gerührt. Er wollte den Kardinal über ſeine Zukunft beruhigen, kannte aber die Hofwelt zu gut, um an ſeine eigenen Beruhigungsgründe zu glauben. Pauline ging noch weiter, als er, und ſagte: „Colas, heute beugt man ſich vor dir; daran iſt wenig gelegen. Fällſt du einſt, weil der Kardinal fällt, ſo gibt dir der Höflings- und Beamten-Pöbel Fußtritte. Daran iſt mehr gelegen. Wähle das Klügere; tritt freiwillig zurück, nimm deine Entlaſſung. Der Kardinal hat Ahnungen, die ſich auf mehr als bloße Möglichkeiten beziehen. Er ſcheint dir Winke geben zu wollen. Benutze ſie. So bewahrſt du die allgemeine Achtung. Wir wohnen unabhängig auf unſern Gütern, oder genießen den Winter

zu Paris, wenn wir des ländlichen Stilllebens müde sind; was verlangen wir mehr?“

Sie wußte das Glück der Unabhängigkeit und Verborgenheit so reizend zu schildern, und plauderte von der Lieblichkeit des Landlebens so verführerisch, daß Colas keinen Augenblick widerstand.

Der Kardinal bedauerte es, daß Herr Roser nach einigen Monaten seine Entlassung nahm, aber hatte nichts dagegen. „Da, wo nichts von Gesetzen, Alles vom Wohlleben des Gebieters und seiner Lieblinge abhängt, wird die Selbstsucht Aller natürlich; und wo kein Vaterland ist, macht man sich's in seinen vier Pfählen!“ sagte der Minister: „Gehen Sie, lieber Freund; ich verdenke Ihnen den Schritt nicht. Sie haben da einen artigen Landsitz, ein junges, schönes Weib, unabhängiges Vermögen. Warum wollen Sie Diener sein, wenn Sie Herr sein können? Warum wollen Sie nicht in der gesunden Fülle Ihrer Lebenskraft die Lust des Lebens ungestört genießen?“

Die gnadenvollste Entlassung des königlichen Rathes erschien, und war, wegen treu geleisteter wichtiger Dienste desselben, mit einem mäßigen, doch anständigen Gnadengehalt verbunden, auf welchen Colas nicht einmal gezählt hatte. Er schlug ihn nicht aus. Colas und Pauline flogen freudig auf ihr schönes Gut.

Hier, in einer anmuthigen Landschaft, in reizenden Umgebungen, zwischen freundlichen Nachbarn, vergaßen sie die Irren und Wirren der Hauptstadt schnell. Colas, verliebter in seine junge Frau, als er je in das Mädchen Pauline gewesen, Pauline ganz in ihrem Manne lebend, wohnten beide im Paradiese des ehelichen und häuslichen Glücks.

Es währte nicht lange, so verkündeten die Zeitungen, daß Kardinal Bernis seine Entlassung beim König erbeten und empfangen hatte. Choiseul trat an seine Stelle. — Wenige Zeit nachdem, als Colas und Pauline eines Tages, einander in den Armen wie-

gend, in einer Laube ihres weitläufigen Gartens saßen, wurden sie nicht wenig überrascht, als plötzlich die Gestalt des Kardinals vor ihnen stand. Er war es selbst. Seine Equipagen hielten vor dem äußern Hofe des Schlosses. Er hatte sich, um zu überraschen, den Weg zur Gutsherrschaft zeigen lassen.

„Ihr Glücklichen!“ rief lachend der Kardinal: „Ich beklage, zu stören. Aber sehen wollte ich euch doch in der Fülle eures Himmels.“ Er umarmte seinen Freund Rosier und küßte der schönen Frau die erröthende Wange. Der Kardinal mußte zwei Tage bei ihnen verweilen. Aber länger zu bleiben war er nicht zu bewegen.

„Ihr wißt nicht, Kinder,“ sagte er, „wen ihr beherbergt. Ich bin aus Frankreich verbannt. Ich muß das Land meiner Väter meiden. Ich gehe nach Rom. Ich werde mich im Arm der Musen trösten, so gut ich mag.“

„Wie? Sie ein Verbannter aus Frankreich, gnädigster Herr?“ riefen Pauline und Colas erstaunt.

„Das ist für keinen Philosophen, wie Rosier, Ursache zum Erstaunen!“ entgegnete der Kardinal: „Was Sie mir einst im Gespräche auf meine Frage: Wer regiert denn? halb im Scherze antworteten, als Sie sagten: Vielleicht Kesselflicker, Savoyarden, Waschermädchen und dergleichen, das hab' ich nun im Ernst erfahren. Sie wissen, wie der Herzog von Choiseul sich in die Gnade und Huld des Königs erhob? Ein hübsches Mädchen, Choiseuls Verwandte, Hoffräulein der Königin, hatte die Ehre, Seiner Majestät zu gefallen. Das Fräulein träumte, die Rolle der Frau von Pompadour zu spielen, war nicht spröde, und die Liebschaft nahm ihren guten, geheimen Gang. Der Herzog wußte um Alles. Er stellte sich blind; der König wußte es ihm Dank. Sobald der Herzog spürte, des Königs flüchtige Neigung wende sich von der Beglückten ab, war der Herzog wieder der Erste, welcher Lärmen schlug und seine Verwandte vom Hofe und Paris entfernte. Der König

wußte es ihm wieder Dank. Der Herzog aber hatte, als gewandter Hofmann, auch den Dank der Frau von Pompadour ärnten wollen, ihr im tiefſten Vertrauen, aus wahrer Ergebenheit für ihre Perſon, die königliche Liebelei verrathen, und das Mädchen erſt dann entfernt, als es die Marquiſe verlangte. Er ſpielte ſeine Umtriebe meiſterhaft, und dafür ward er ſogleich Geſandter am Wiener Hofe. Einen ſo ergebenen Mann hatte die Marquiſe aber nöthiger in der Nähe, als in der Ferne. Darum, ſobald ich meine Entlaſſung forderte, weil ich unmöglich alle Schmach des unglückſeligen Bündniſſes mit Oeſterreich und den Krieg mit Preußen länger tragen konnte, ward Choiſeul mein Nachfolger. Zu rechter Zeit blind ſein, zu rechter Zeit ſehend werden — das brachte den Herzog von Choiſeul an die Spitze Frankreichs."

„Aber," rief Pauline, „was zog Ihnen die Verbannung zu?"

„Eine Kleinigkeit!" erwiederte der Kardinal: „Ich hatte das Unglück, in die Ungnade einer Marketenderin zu fallen."

„Ew. Eminenz ſcherzen!" ſagten Colas und Pauline.

„Mit nichten. Ich habe den Strom, der mich vom Throne hinwegfluthete, bis zur Quelle verfolgt. Und an der Quelle ſaß ein ganz gemeines Marketendermädchen, die Urheberin meines Schickſals. Einer meiner Stallknechte, der dieſes Mädchen heirathen wollte, ward von mir aus dem Dienſte gejagt, weil ſich der Kerl alle Tage betrank, und vom Kutſcher überwieſen worden war, mich betrogen, und den Haber meiner Pferde verkauft zu haben. Das Mädchen, hochſchwanger, fiel mir zu Füßen und bat um Gnade für den rothnaſigen Bräutigam. Ich wies die Dirne ab. Sie lief, über meine Grauſamkeit klagend, zu ihrem beſondern Beſchützer, einem jungen Lieutenant von der Garde. Der Garde-Lieutenant lief zur Gemahlin des Generalkontrolleurs. Dieſe bewog ihren Mann, mit mir zu reden. Ich ſchlug ſeine Bitte ab; er, darüber ärgerlich, klagte es ſeinem Liebchen, einem Kammermädchen der Marquiſe von

Pompadour. Das Kammermädchen ſagte, der Himmel weiß was, von mir der Marquiſe, und die Marquiſe, der Himmel weiß was, dem König. Kurz, ich erhielt ein allergnädigſtes Handſchreiben, worin mir angezeigt wurde, daß ich meinen Aufenthalt in Frankreich mit jedem andern nach Belieben, doch ſo bald als möglich, vertauſchen könne, weil, wie ich deutlich bewieſe, die Maßregeln Sr. Majeſtät mir nicht zu gefallen das Glück hätten. Alſo bin ich auf dem geraden Wege nach Rom."

Der Kardinal reiſete nach zwei Tagen ab. Colas und Pauline prieſen ihr Glück der Verborgenheit. Sie blieben mit ihrem vertrauten Freunde in Briefwechſel, der erſt nach dem Tode der Marquiſe, etwa im ſechsten Jahre ſeiner Verbannung, wieder in die volle Gnade des Königs kam. Aber er hütete ſich wohl, wieder einen Platz am Hofe anzunehmen. „Denn," dachte er, „wer regiert denn?"

Der zerbrochene Krug.

Man kennt, unter gleichem Namen, ein kleines Stück vom Dichter des „Käthchen von Heilbronn“. Dieses und die hier folgende Erzählung hatten im Jahr 1802 zu Bern einerlei Veranlassung des Entstehens. Heinrich von Kleist und Ludwig Wieland, des Dichters Sohn, pflogen Freundschaft mit dem Verfasser, in dessen Zimmer ein Kupferstich, „La cruche cassée“ unterschrieben, hing, dessen Gestalten und Inhalt ungefähr dieselben waren, wie sie unten im Kapitelchen „das Gericht“ vorgestellt sind. Die ausdrucksvolle Zeichnung belustigte und verlockte zu mancherlei Deutungen des Inhalts. Im Scherz gelobten die Drei, jeder wolle seine eigenthümliche Ansicht schriftlich ausführen. Ludwig Wieland verhieß eine Satire; Heinrich von Kleist entwarf ein Lustspiel, und der Verfasser gegenwärtiger Erzählung das, was hier gegeben wird.

Mariette.

Zwar La Napoule ist nur ein ganz kleiner Ort am Meerbusen von Cannes; aber man kennt ihn doch in der ganzen Provence. Er liegt im Schatten ewiggrüner, hoher Palmen und dunkler Pomeranzen. Das nun macht ihn freilich nicht berühmt. Doch sagt man, es wachsen da die feurigsten Weintrauben, die süßesten Rosen und die schönsten Mädchen. Ich weiß es nicht, glaub' es indessen

gern. Schade, daß La Napoule so klein ist, und der feurigen Trauben, süßen Rosen und schönen Mädchen unmöglich genug erzeugen kann. Sonst hätte man bei uns zu Lande doch auch davon.

Sind seit Erbauung von La Napoule alle Lanapoulerinnen Schönheiten gewesen, so muß ohne Zweifel die kleine Mariette ein Wunder aller Wunder gewesen sein, weil ihrer sogar die Chronik gedenkt. Man nannte sie zwar nur die kleine Mariette; doch war sie nicht kleiner, als ungefähr ein Kind von siebenzehn Jahren und drüber zu sein pflegt, dessen Stirn genau bis zur Lippe des aufgewachsenen Mannes reicht.

Die Chronik von La Napoule hatte ihre guten Gründe, von Marietten zu erzählen. Ich, an der Stelle der Chronik, hätte es auch gethan. Denn Mariette, die mit ihrer Mutter Manon bisher zu Avignon gewohnt hatte, drehte, als sie wieder in ihren Geburtsort kam, diesen beinahe ganz um. Eigentlich nicht die Häuser, sondern die Leute und deren Kopf; und auch wohl nicht die Köpfe aller Leute, sondern vorzüglich solcher, deren Kopf und Herz in der Nähe von zwei seelenvollen Augen immer in großer Gefahr sind. Ich weiß das. In solchen Fällen ist nicht zu scherzen.

Mutter Manon hätte wohl besser gethan, wäre sie in Avignon geblieben. Aber sie machte in La Napoule eine kleine Erbschaft; sie erhielt da ein Gütchen mit einigen Weinbergen, und ein niedliches Haus im Schatten eines Felsen, zwischen Oelbäumen und afrikanischen Akazien. So etwas schlägt keine unbemittelte Wittwe aus. Nun war sie ihrer Meinung nach reich und glücklich, als wäre sie Gräfin von Provence oder dergleichen.

Desto schlimmer ging's mit den guten Lanapoulesen. Sie hatten sich solches Unheils nicht versehen, und nicht im Homer gelesen, daß eine artige Frau ganz Griechenland und Kleinasien in Harnisch und Zwietracht bringen konnte.

Wie das Unglück kam.

Kaum war Mariette vierzehn Tage im Hause zwischen den Oelbäumen und afrikanischen Akazien, so wußte jeder junge Lanapoulese, daß Mariette da wohne, und daß in der ganzen Provence kein reizenderes Mädchen wohne, als eben in diesem Hause.

Ging sie durch den Flecken, schwebend leicht, wie ein verkleideter Engel, im flatternden Rock, blaßgrünen Mieder, vorn am Busen eine Orangenblüthe neben Rosenknospen, und Blumen und Bänder wehend um den grauen Hut, der ihr feines Gesicht beschattete, ja, dann wurden die finstern Alten beredt und die Jünglinge stumm. Und überall öffnete sich links und rechts ein Fensterlein, eine Thür, der Reihe nach. — „Guten Morgen," hieß es, oder „guten Abend, Mariette!" Und sie nickte lächelnd rechts und links hin.

Wenn Mariette in die Kirche trat, verließen alle Herzen (nämlich der Jünglinge) den Himmel; alle Augen die Heiligen, und die betenden Finger verirrten sich in den Perlen der Rosenkranzschnur. Das muß gewiß oft großes Aergerniß gegeben haben, zumal den Frommen.

Zu dieser Zeit sind ohne Zweifel die jungen Mädchen von La Napoule besonders fromm gewesen, denn sie ärgerten sich am meisten. Und es war ihnen kaum zu verdenken. Denn seit Mariettens Ankunft war mehr als ein Bräutigam kühl geworden, und mehr als ein Anbeter seiner Geliebten abtrünnig. Da gab es denn viel Zank und Vorwürfe überall, und viele Thränen, gute Lehren und Körbe. Man sprach gar nicht mehr von Hochzeiten, sondern von Trennungen. Man schickte sich sogar Pfänder der Treue, Ringe und Bänder, zurück. Die Aeltern mischten sich in den Zank ihrer Kinder. Hader und Streit lief von Haus zu Haus. Es war ein Jammer.

Mariette ist an Allem Schuld! — sagten die frommen Mäd-

chen, dann sagten's ihre Mütter; dann sagten's die Väter, und zuletzt Alle, sogar die jungen Männer.

Aber Mariette, in ihrer Sittsamkeit und Unschuld eingehüllt, wie die aufbrechende Gluth der Rosenknospe in das dunkle Grün des Blumenkelches, ahnete von dem großen Elende nichts, und blieb gütig gegen Alle. — Das rührte erst die jungen Männer, und sie sprachen: „Warum das holde, harmlose Kind betrüben? Es ist ohne Schuld!“ dann sagten es die Väter; dann sagten es die Mütter, und zuletzt Alle, sogar die frommen Mädchen. Denn wer mit Marietten sprach, konnte nicht anders, als sie liebgewinnen. Und ehe ein halbes Jahr verging, hatte Jeder mit ihr gesprochen, und war sie Jedem lieb. Sie aber glaubte nicht, daß sie so geliebt werde; und hatte vorher nicht geglaubt, daß man sie hassen könne. — Was ahnet das dunkle, oft im Grase zertretene Veilchen, wie werth es sei!

Nun wollte Jeder und Jede die Ungerechtigkeit gegen Marietten abbüßen. Mitleiden erhöht die Zärtlichkeit der Zuneigung. Ueberall fand sich Mariette freundlicher, als je, gegrüßt; freundlicher angelächelt; freundlicher eingeladen, zu ländlichen Spielen und Tänzen.

Vom bösen Colin.

Doch nicht alle Menschen haben die Gabe des süßen Mitleids, sondern sind verstockten Herzens, wie der Pharao. Dies kömmt ohne Zweifel von dem natürlichen Verderben des Menschen seit dem Sündenfall; oder weil bei der Taufhandlung der Böse nicht in gehöriger Ordnung abgefertigt worden.

Ein denkwürdiges Beispiel solcher Hartherzigkeit gab der junge Colin, der reichste Pächter und Gutsbesitzer in La Napoule, der seine Wein- und Oelgärten, Zitronen- und Pomeranzenwälder kaum

in einem Tage durchlaufen konnte. Schon dieſes beweiſet das natürliche Verderben ſeines Gemüthes, daß er beinahe ſiebenundzwanzig Jahre alt war, ohne gefragt zu haben, wozu ein Mädchen erſchaffen ſei?

Zwar alle Leute, beſonders die weiblichen in einem gewiſſen Alter, darin ſie gern Sünden vergeben, hielten den Colin für den beſten Jungen unter der Sonne. Seine Geſtalt, ſein friſches, unbefangenes Weſen, ſein Blick, ſein Lächeln hatte das Glück, beſagten Leuten zu gefallen, die ihm wohl auch zur Noth für eine der Sünden, die im Himmel ſchreien, Ablaß gegeben hätten. Allein dem Urtheil ſolcher Richter iſt nicht wohl zu trauen.

Inzwiſchen Alt und Jung zu Napoule ſich mit der unſchuldigen Mariette verſöhnt hatte, und ſich mitleidig an ſie ſchloß, war Colin der Einzige, welcher für das liebe Kind ohne Erbarmen blieb. Brachte man das Geſpräch auf Marietten, ward er ſtumm wie ein Fiſch. Begegnete er ihr auf der Straße, ward er vor Zorn roth und blaß, und warf ſeitwärts wahrhaft verzehrende Blicke nach ihr.

Wenn ſich Abends die jungen Leute am Ufer des Meeres bei den alten Schloßtrümmern zu fröhlichen Spielen ſammelten, oder zu ländlichem Tanz, oder einen Wechſelgeſang zu beginnen, dann fehlte auch Colin nicht. Sobald aber Mariette kam, ward der tückiſche Colin ſtill, und er ſang um alles Gold in der Welt nicht mehr. Schade für ſeine liebliche Stimme! Jeder hörte ſie gern, und unerſchöpflich war er in Liedern.

Alle Mädchen ſahen den böſen Colin gern, und er war mit allen freundlich. Er hatte, wie geſagt, einen ſchelmiſchen Blick, den die Jungfrauen fürchten und lieben; und wenn er lächelte, hätte man ihn malen ſollen. Aber natürlich, die oft beleidigte Mariette ſah ihn nur gar nicht an. Und da hatte ſie vollkommen Recht. Ob er lächelte oder nicht, das galt ihr gleich. Von ſeinem ſchelmiſchen Blick mochte ſie nur nicht reden hören; und da hatte ſie aber-

mals Recht. Wenn er erzählte, und er wußte immer viel, und dann alle horchten, neckte ſie ihre Nachbarinnen, und warf bald den Pierre, bald den Paul mit abgerupften Kräutern, und lachte und plauderte, und hörte den Colin nicht. Das verdroß dann den ſtolzen Herrn; er brach oft mitten in der Erzählung ab und ging düſter davon.

Rache iſt ſüß. Die Tochter der Frau Manon hätte dann wohl triumphiren können. Aber Mariette war doch ein gar zu gutes Kind und ihr Herz zu weich. Wenn er ſchwieg, that's ihr leid. Ward er traurig, verging ihr das Lachen. Entfernte er ſich, mochte ſie nicht lange bleiben; und war ſie zu Hauſe, weinte ſie ſchönere Thränen der Reue, als Magdalene, und hatte doch nicht halb ſo viel geſündigt.

Der Krug.

Der Pfarrer von La Napoule, nämlich Pater Jerome, ein Greis von ſiebenzig Jahren, hatte alle Tugenden eines Heiligen, und den einzigen Fehler, daß er wegen hohen Alters ſehr harthörig war. Aber dafür predigte er den Ohren ſeiner Tauf- und Beichtkinder deſto erbaulicher, und es hörte ihn jeder gern. Zwar predigte er beſtändig nur über zwei Sätze, als wenn ſeine ganze Religion darin wohnte. Entweder: „Kindlein, liebet euch unter einander; oder: Kindlein, die Fügungen des Himmels ſind wunderbar!“ Doch wahrlich, darin lag auch ſo viel Glauben, Liebe und Hoffnung, daß man damit wohl zur Noth recht ſelig werden könnte. Die Kindlein liebten ſich ganz gehorſam unter einander, und hofften auf des Himmels Fügungen. — Nur Colin mit dem kieſelharten Herzen wollte nichts davon wiſſen. Selbſt wenn er freundlich zu ſein ſchien, hatte er ſchlimme Abſichten.

Die Napouleſen gehen gern zum Jahrmarkt der Stadt Vence.

Es ist da frohes Leben, und wenn auch wenig Geld, doch vielerlei Waare. Nun war Mariette mit Mutter Manon auch zum Jahrmarkt; und Colin war auch da. Er kaufte mancherlei Näschereien und Kleinigkeiten für seine Freundinnen — aber für Mariettn um keinen Sou. Und doch war er ihr allenthalben auf den Fersen. Aber er redete sie nicht an, und sie ihn nicht. Man sah wohl, er brütete über Böses.

Da stand Mutter Manon, vor einem Gewölbe still, und sagte: „O Mariette, sieh' den schönen Krug! eine Königin dürfte sich nicht schämen, ihn mit ihren Lippen zu berühren. Sieh' nur, der Rand ist strahlendes Gold, und die Blumen daran blühen nicht schöner im Garten, und sind doch nur gemalt. Und in der Mitte das Paradies! sieh' doch nur, Mariette, wie die Aepfel vom Baume lachen; es gelüstet einem fast. Und Adam kann nicht widerstehen, wie ihm die hübsche Eva einen zum Kosten darbietet. Und sieh' doch, wie allerliebst das Lämmchen spielend um den alten Tiger hüpft, und die schneeweiße Taube mit dem goldgrünen Halse vor dem Geier dasteht, als wollte sie mit ihm schnäbeln!"

Mariette konnte sich nicht satt sehen. „Hätt' ich solch' einen Krug, Mutter," sprach sie: „er ist viel zu schön, daraus zu trinken; ich würde meine Blumen darein setzen und beständig ins Paradies hinein blicken. Wir sind auf dem Markt von Vence, aber seh' ich das Bild, so ist mir, als wären wir im Paradies."

So sprach Mariette, und alle Freundinnen rief sie herbei, den Krug zu bewundern; und bald standen bei den Freundinnen auch die Freunde, und endlich beinahe die halbe Einwohnerschaft von La Napoule vor dem wunderschönen Krug. Aber wunderschön war er auch, vom allerköstlichsten, durchscheinenden Porzellan, mit vergoldeten Handheben und brennenden Farben. Schüchtern fragte man wohl den Kaufmann: Herr, wie theuer? Und er antwortete:

Hundert Livres ist er unter Brüdern werth. Dann schwiegen sie alle, und gingen.

Als keiner mehr von La Napoule vor dem Gewölbe stand, kam Colin geschlichen, warf dem Kaufmann hundert Livres auf den Tisch, ließ den Krug in eine Schachtel legen, mit Baumwolle gefüllt, und trug ihn davon. Seine boshaften Pläne kannte kein Mensch.

Nahe von La Napoule, auf seinem Heimwege, es war schon dunkel, begegnete er dem alten Jacques, des Richters Knecht, der vom Felde kam. Jacques war ein ganz guter Mensch, aber herzlich dumm.

„Ich will dir ein Trinkgeld geben, Jacques," sagte Colin, „wenn du diese Schachtel in Manons Haus trägst und sie da liegen lässest. Und wenn man dich bemerken oder fragen sollte: von wem kömmt die Schachtel? so sprich: es hat sie mir ein Fremdling gegeben. Aber meinen Namen verrathe nie, sonst zürn' ich dir ewig."

Das versprach Jacques, nahm das Trinkgeld und die Schachtel, und ging damit dem kleinen Hause entgegen, zwischen den Oelbäumen und afrikanischen Akazien.

Der Ueberbringer.

Eh' er dahin kam, begegnete ihm sein Herr, der Richter Hautmartin, und sprach: „Jacques, was trägst du?"

„Eine Schachtel für Frau Manon. Aber, Herr, ich darf nicht sagen, von wem!"

„Warum nicht?"

„Weil mir's Herr Colin ewig zürnen würde."

„Es ist gut, daß du schweigen kannst. Doch ist's schon spät. Gib mir die Schachtel; ich gehe morgen ohnehin zu Frau Manon. Ich will ihr die Schachtel überreichen, und nicht verrathen, daß

ſie von Colin kömmt. Es ſpart dir einen Weg, und macht mir gutes Geſchäft.“

Jacques gab die Schachtel ſeinem Herrn, dem er ohne Widerſpruch in Allem zu gehorchen gewohnt war. Der Richter trug ſie in ſein Zimmer, und betrachtete ſie beim Licht mit großer Neugier. Auf dem Deckel ſtand mit rother Kreide zierlich geſchrieben: Der liebenswürdigen und geliebten Mariette. Herr Hautmartin wußte aber wohl, daß dies nur Schalkheit von Colin ſei und daß eine arge Tücke dahinter laure. Darum öffnete er die Schachtel vorſichtig, ob nicht eine Maus oder Ratte darin verborgen ſei? Aber als er des wunderſchönen Kruges anſichtig ward, den er ſelbſt zu Beuce geſehen, erſchrak er von Herzen. Denn Herr Hautmartin war in den Rechten ein eben ſo wohlerfahrner Mann, als im Unrechten. Er ſah ſogleich ein, Colin wolle Marietten mit dem Krug ins Unglück bringen; ihn, wenn er in ihren Händen wäre, vielleicht für Geſchenk eines beglückten Liebhabers aus der Stadt oder für ſo etwas ausgeben, daß alle rechtlichen Leute ſich von Marietten hätten entfernen müſſen. Darum beſchloß Herr Hautmartin, der Richter, um allen böſen Argwohn niederzuſchlagen, ſich ſelber als Geber dazu zu bekennen. Ohnedem hatte er Marietten lieb, und hätte gern geſehen, wenn Mariette den Spruch des greiſen Pfarrers Jerome beſſer gegen ihn befolgt haben würde: „Kindlein, liebet euch unter einander!“ Freilich, Herr Hautmartin war ein Kindlein von fünfzig Jahren, und Mariette meinte, der Spruch paſſe nicht mehr auf ihn. Hingegen Mutter Manon fand, der Richter ſei ein verſtändiges Kindlein, habe Geld und Anſehen im ganzen Napoule, von einem Ende des Fleckens bis zum andern. Und wenn der Richter von Hochzeit ſprach, und Mariette aus Furcht davon lief, blieb Mutter Manon ſitzen, und fürchtete ſich gar nicht, vor dem langen ehrbaren Herrn. Auch mußte man geſtehen, an ſeinem ganzen Leibe war kein Fehler.

Und obwohl Colin der schönste Mann im Flecken sein mochte, hatte doch der Herr Richter in zwei Dingen viel vor ihm voraus, nämlich die großen Jahre, und eine große, große Nase. Ja, diese Nase, die dem Richter immer wie ein Trabant vorausging, seine Ankunft zu verkünden, war ein rechter Elephant unter den menschlichen Nasen.

Mit diesem Elephanten, seiner guten Absicht und dem Kruge ging der Richter folgenden Morgens in das Haus zwischen den Oelbäumen und afrikanischen Akazien.

„Für die schöne Mariette," sagte er, „ist mir nichts zu kostbar. Ihr habet gestern den Krug zu Vence bewundert. Erlaubet, holde Mariette, daß ich ihn und mein liebendes Herz zu Euern Füßen lege."

Manon und Mariette waren entzückt und erstaunt, als sie den Krug sahen. Manons Augen funkelten selig; aber Mariette wandte sich und sprach: „Ich darf weder Euer Herz noch Euern Krug nehmen." Da ward Mutter Manon zornig und rief:

„Aber ich nehme Herz und Krug an. O du Thörin, wie lange willst du dein Glück verschmähen? Auf wen wartest du? Soll ein Graf von Provence dich zur Braut machen, daß du den Richter von La Napoule, verachtest? — Ich weiß besser für dich zu sorgen. Herr Hautmartin, ich rechne mir's zur Ehre, Euch meinen Schwiegersohn zu heißen."

Da ging Mariette hinaus, und weinte bitterlich, und haßte den schönen Krug von ganzem Herzen.

Aber der Richter strich sich mit der flachen Hand über die Nase und sprach weislich:

„Mutter Manon, übereilet nichts. Das Täubchen wird sich endlich bequemen, wenn es mich besser kennen lernt. Ich bin nicht ungestüm. Ich verstehe mich auf die Weiberchen, und ehe ein Vierteljahr vergeht, schleich ich mich in Mariettens Herz."

„Dazu ist seine Nase zu groß!“ flüsterte Mariette, die draußen vor der Thür horchte und heimlich lachte. In der That, es verging ein Vierteljahr, und Herr Hautmartin war noch nicht einmal mit der Nasenspitze ins Herz eingedrungen.

Die Blumen.

Aber während dieses Vierteljahrs hatte Mariette wohl noch andere Geschäfte. Der Krug machte ihr viel Verdruß und Mühe; und außerdem wohl sonst noch etwas.

Vierzehn Tage lang sprach man in La Napoule von nichts anderm, als dem Krug. Und Jedermann sagte: es sei ein Geschenk des Richters, und die Hochzeit schon verabredet. Als aber Mariette feierlich allen ihren Gespielinnen erklärt hatte, sie wolle ihren Leib lieber dem Abgrunde des Meeres als dem Richter vermählen, fuhren die Mädchen nur ärger fort, sie zu necken, sprechend: Ach, wie selig muß es sich ruhen im Schatten seiner Nase! — Dies war der erste Verdruß.

Dann hatte Mutter Manon den grausamen Grundsatz, daß sie Marietten zwang, den Krug alle Morgen beim Brunnen am Felsen zu schwenken und mit frischen Blumen zu füllen. Dadurch hoffte sie Marietten an den Krug und an das Herz des Gebers zu gewöhnen. Aber sie fuhr fort, Gabe und Geber zu hassen, und die Arbeit am Brunnen ward eine wahre Strafe für sie. Zweiter Verdruß.

Dann, wenn sie Morgens zum Brunnen kam, lagen zweimal in der Woche auf dem Felsstück daneben immerdar einige der schönsten Blumen, schön geordnet, recht für die Pracht des Kruges geschaffen. Und um die Blumenstengel war immer ein Papierstreif geschlungen, und darauf geschrieben: „Liebe Mariette.“ — Nun mußte man der kleinen Mariette doch nicht weiß machen

wollen, als wenn es in der Welt noch Zauberer und Feen gäbe. Folglich kamen die Blumen und die süße Anrede derselben von Herrn Hautmartin. Mariette mochte nur nicht daran riechen, bloß weil der lebendige Athem aus des Richters Nase sie umsäuselt hatte. Inzwischen nahm sie die Blumen, weil sie besser waren, als Feldblumen, und zerriß die Papierstreifen in tausend Stücke, und streute sie auf die Stelle, wo die Blumen zu liegen pflegten. Aber das ärgerte den Richter Hautmartin gar nicht, dessen Liebe unvergeßlich groß war in ihrer Art, wie seine Nase in ihrer Art. Dritter Verdruß.

Endlich aber entdeckte es sich im Gespräch mit Herrn Hautmartin, daß er gar nicht der Geber der Blumen wäre. Wer sollte es nun sein? — Mariette war über die unverhoffte Entdeckung sehr erstaunt. Sie nahm von der Zeit an zwar die Blumen lieber vom Felsen, roch auch daran, aber — wer legte sie dahin? Mariette war, was die Mädchen sonst gar nicht zu sein pflegen, sehr neugierig. Sie rieth auf diesen oder jenen Jüngling von La Napoule. Doch errathen ließ sich das nicht. Sie lauschte und lauerte spät hinein in die Nacht; sie stand früher auf. Aber sie erlauschte und erlauerte nichts. Und doch zweimal in der Woche des Morgens lagen immer die Wunderblumen auf dem Felsen, und auf dem darum gewundenen Papierstreifen las sie immer den stillen Seufzer an sich: Liebe Märiette! — So etwas muß doch auch den Gleichgültigsten neugierig machen. Aber Neugier macht zuletzt brennende Pein. Vierter Verdruß.

Bosheit über Bosheit.

Nun hatte am Sonntag Pater Jerome wieder über den Satz gepredigt: Des Himmels Fügungen sind wunderbar. Und die kleine Mariette dachte: so wird er's auch fügen, daß ich den

unſichtbaren Blumenſpender endlich entdecke. Pater Jerome hatte nie Unrecht.

In einer Sommernacht, da es auch allzuwarm geweſen, war Mariette früh erwacht, und konnte nicht wieder einſchlafen. Drum ſprang ſie freudig vom Lager, als das erſte Morgenroth über die Meereswellen und über die leriniſchen Inſeln her gegen das Fenſter des Kämmerleins blitzte. Sie kleidete ſich und ging hinaus, Antlitz, Bruſt und Arme am kühlen Brunnen zu waſchen; den Hut nahm ſie mit, am Meer ein Stündchen zu luſtwandeln. Sie kannte da eine heimliche Stelle zum Baden.

Um aber zu der heimlichen Stelle zu kommen, mußte man über die Felſen hinter dem Hauſe gehen, und von da wieder abwärts, neben Granitbüſchen vorbei und Palmen. Diesmal konnte Mariette nicht vorbei. Denn unter der jüngſten und ſchlankeſten der Palmen lag im ſüßen Schlaf ein junger, ſchlanker Mann — neben ihm ein Strauß der allerſchönſten Blumen. Auch ſah man wohl ein weißes Papier daran, auf welchem vermuthlich wieder ein Seufzer redete. — Wie konnte Mariette da vorbei kommen?

Sie blieb ſtehen und zitterte vor Schreck an allen Gliedern. Dann wollte ſie wieder zur Hütte heim. Kaum war ſie ein paar Schritte zurückgegangen, ſah ſie ſich wieder nach dem Schläfer um und blieb ſtehen. Doch aus der Ferne ließ ſich ſein Geſicht nicht erkennen. — Jetzt oder nie war ein Geheimniß zu löſen. Sie trippelte leiſe der Palme näher. Aber er ſchien ſich zu regen. Nun lief ſie wieder zur Hütte. Doch war ſeine Bewegung nichts als furchtſame Einbildung Mariettens geweſen. Nun machte ſie ſich wieder auf den Weg zur Palme. Allein er konnte ſich vielleicht mit ſeinem Schlaf verſtellen. Geſchwind rettete ſie ſich zur Hütte. Wer wird aber wegen eines leeren Vielleichts fliehen. Sie trat herzhafter die Reiſe zur Palme an.

Bei dieſem Schwanken ihrer ſchüchternen und lüſternen Seele

zwiſchen Furcht und Neugier, bei dieſem Hin- und Hertrippeln zwiſchen Hütte und Palmenbaum, war ſie doch endlich dem Schläfer immer um einige kleine Schritte näher gekommen, indem auch zugleich die Neugier ſiegreicher war, als die Furcht.

„Was geht er mich denn an? Der Weg führt mich nur an ihm vorbei. Schlaf' er oder wach' er; ich gehe ja nur vorbei.“ So dachte Manons Tochter. Aber ſie ging nicht vorbei, ſondern blieb ſtehen; denn man mußte doch dem Blumenſpender recht ins Geſicht ſchauen, um ſeiner Sache gewiß zu ſein. Zudem ſchlief er ja, als hätte er ſeit vier Wochen keinen geſunden Schlummer gehabt. — Und wer war's? — Nun, wer ſollte es denn anders ſein, als der Erzböſewicht Colin?

Alſo er war's geweſen, der erſt aus alter Feindſchaft dem guten Mädchen ſo viel Todesverdruß mit dem Kruge gemacht und es in den verdrießlichen Handel mit Herrn Hautmartin gebracht hatte; er war's geweſen, der dann hinging und ſie mit Blumen neckte, um ihre Neugier zu foltern. Wozu? — Er haßte Marietten. Er betrug ſich noch immer in allen Geſellſchaften gegen das arme Kind auf unverzeihliche Weiſe. Er wich aus, wo er konnte; und wo er nicht konnte, betrübte er die fromme Kleine. Gegen alle andern Mädchen von La Napoule war er geſprächiger, freundlicher, gefälliger, als gegen Marietten. Man denke! er hatte ſie noch nie zum Tanz aufgefordert, und ſie tanzte doch allerliebſt.

Nun lag er da, verrathen, ertappt. In Mariettens Bruſt erwachte die Rache. Welche Schmach konnte ſie ihm anthun? — Sie nahm den Blumenſtrauß, löſete ihn auf, ſtreute mit gerechtem Zorn verächtlich ſein Geſchenk über den Schläfer hin. Nur das Papier, auf welchem wieder der Seufzer: liebe Mariette! ſtand, behielt ſie, und ſteckte es geſchwind in den Buſen. Sie wollte für künftige Fälle dieſe Probe ſeiner Handſchrift aufbewahren. Mariette war ſchlau. Nun wollte ſie gehen. Aber ihre Rache

ſchien noch nicht geſättigt. Sie konnte nicht von der Stelle, ohne Colins Bosheit mit einer ähnlichen zu ſtrafen. Sie riß von ihrem Hut das veilchenfarbene, ſeidene Band, und ſchlang es leiſe um des Schläfers Arm und um den Baum, und knüpfte den Colin mit drei Knoten feſt an die Palme. Wenn er nun erwachte, wie mußte er erſtaunen! wie mußte ihn die Neugier foltern, wer ihm auch den Streich geſpielt! — Das konnte er unmöglich errathen. Deſto beſſer. Es geſchah ihm recht.

Mariette war nur noch allzugnädig gegen ihn. Ihr Werk ſchien ſie zu reuen, als ſie es vollbracht hatte. Ihre Bruſt flog ungeſtüm. Ich glaube gar, es kam ihr ein Thränchen in die Augen, mit denen ſie nur allzumitleidig den Verbrecher betrachtete. Langſam ging ſie zu den Granatbüſchen am Felſen zurück — ſie ſah ſich oft um; langſam den Felſen hinauf, ſie ſah oft hinab nach der Palme. Dann eilte ſie zur rufenden Mutter Manon.

Das Hutband.

Aber noch den gleichen Tag übte Colin neue Tücke. Was that er? — Oeffentlich beſchämen wollte er die arme Mariette. Ach! ſie hatte nicht bedacht, daß man ihr veilchenfarbenes Band in ganz Napoule kenne! — Colin kannte es nur zu gut. Er ſchlang es ſtolz um ſeinen Hut, und trug es vor aller Welt zur Schau, wie eine Eroberung. Und jeder und jede rief: „Er hat es von Marietten.“ Und alle Mädchen riefen zürnend: „Der Böſewicht!“ und alle Jünglinge, die Marietten gern ſahen, riefen: „Der Böſewicht!“

„Wie? Mutter Manon?“ ſchrie der Richter Hautmartin, als er zu Manon kam, und er ſchrie ſo laut, daß es in ſeiner ganzen Naſe wunderbar wiederhallte: „Wie? das duldet Ihr? meine Braut beſchenkt den jungen Pächter Colin mit einem Hutband? Es iſt hohe

Zeit, daß wir unſere Hochzeit feiern. Iſt die vorbei, ſo hab' ich auch ein Recht zu reden."

„Ihr habet Recht," antwortete Mutter Manon: „Wenn die Sache ſo ſteht, muß die Hochzeit ſchnell ſein. Iſt die vorbei, iſt Alles vorbei."

„Aber, Mutter Manon, Eure Tochter weigert mir noch immer das Jawort."

— Rüſtet nur das Hochzeitmahl!

„Aber ſie will mich auch nicht einmal freundlich anſehen; und wenn ich mich zu ihr ſetze, ſpringt die kleine Wilde auf und rennt davon."

— Herr Richter, rüſtet nur das Hochzeitmahl.

„Aber, wenn ſich Mariette ſträubt?"

— Wir wollen ſie überrumpeln. Wir gehen zum Pater Jerome. Am Montag Morgen in aller Früh und aller Stille ſoll er die Trauung vollziehen. Das wollen wir ihm ſchon beibringen. Ich bin Mutter. Ihr ſeid die erſte obrigkeitliche Perſon in La Napoule. Er muß gehorchen. Doch Mariette darf davon nichts wiſſen. Am Montag früh ſchicke ich ſie zum Pater Jerome, ganz allein, mit einem Auftrag, damit ſie nichts ahnet. Dann ſoll ihr der Pfarrer ans Herz reden. Ein halbes Ständlein darauf kommen wir beide. Dann geſchwind zum Altar. Und wenn auch Mariette da noch nein ruft: was macht's? Der alte Herr kann ja nicht hören. Aber ſtill bis dahin gegen Marietten und ganz La Napoule!

Dabei blieb's unter den beiden. Mariette ließ ſich von dem Glück nicht träumen, das ihr bevorſtand. Sie dachte nur an Colins Bosheit, der ſie im ganzen Orte zum Geſpräch der Leute gemacht hatte. O wie bereute ſie die Unbeſonnenheit mit dem Bande! und doch verzieh ſie im Herzen dem Böſewicht ſeine Schuld. Mariette war viel zu gut. Sie ſagte ihrer Mutter, ſie ſägte allen Geſpielinnen: „Der Colin hat mein verlornes Hutband gefunden.

Ich hab' es ihm nicht gegeben. Nun will er mich damit ärgern. Ihr wisset ja, der Colin ist mir von jeher übelan gewesen, und hat immer gesucht, wie er mich kränken könnte!"

Ach, das arme Kind! es wußte nicht, auf welche neue Abscheulichkeiten der heimtückische Mensch wieder sann.

Der zerbrochene Krug.

In der Frühe trat Mariette mit dem Krug zum Brunnen. Noch lagen keine Blumen auf dem Felsstück. Es war auch wohl zu früh; kaum stieg die Sonne aus dem Meere.

Da rauschten Tritte. Da kam Colin; in seiner Hand die Blumen. Mariette ward blutroth im Gesicht. Colin stammelte: „Guten Morgen, Mariette! — Aber es ging ihm nicht von Herzen mit dem Gruß; er konnte ihn kaum über die Lippen bringen.

„Warum trägst du so öffentlich mein Band, Colin?" sagte Mariette, und stellte den Krug auf das Felsstück. „Ich gab dir's nicht."

„Du gabst mir's nicht, liebe Mariette?" fragte er, und ward blaß vor innerer Wuth.

Mariette schämte sich ihrer Lüge, senkte die Augenlieder und sagte nach einer Weile: „Wohl, ich hab' es dir gegeben; doch du sollst es nicht zur Schau tragen. Gib mir's zurück."

Da knüpfte er's langsam los: sein Aerger war so groß, daß er die Thräne im Auge nicht, und nicht den Seufzer seiner Brust verbergen konnte.

„Liebe Mariette, laß mir dein Band!" sagte er leise.

„Nein!" antwortete sie.

Da ging sein versteckter Grimm in Verzweiflung über. Er blickte mit einem Seufzer gen Himmel, dann düster auf Marietten, die still und fromm am Brunnen stand mit niedergeschlagenen Augen und herabhängenden Armen.

Er wand das veilchenblaue Band um den Strauß der Blumen; rief: „So nimm denn Alles hin!“ und ſchleuderte die Blumen ſo tückiſch zum prächtigen Krug auf dem Felsſtück, daß dieſer herab zu Boden ſtürzte und zerbrach. Schadenfroh flog er davon.

Mutter Manon hatte alles, hinter dem Fenſter lauſchend, gehört und geſehen. Als aber der Krug brach, verging ihr Hören und Sehen. Sie war kaum der Sprache mächtig vor Entſetzen. Und als ſie ſich mit Gewalt zum engen Fenſter hinausdrängte, dem flüchtigen Verbrecher nachzuſchreien, riß ſie das Fenſter aus den morſchen Steinen, daß es mit grauſenhaftem Getöſe zur Erde ſtürzte und zerbrach.

So viel Unglück hätte jede andere Frau außer Faſſung gebracht. Aber Manon erholte ſich bald. „Ein Glück, daß ich Zeugin ſeines Frevels war!“ rief ſie: „Er muß vor den Richter! Er ſoll Krug und Fenſter mit ſeinem Golde mir aufwiegen. Das gibt dir reiche Ausſteuer, Mariette!“ Als aber Mariette die Scherben des durchlöcherten Kruges brachte — als Manon das Paradies verloren ſah, den guten Adam ohne Kopf, und von der Eva noch die Beine feſtſtehend; die Schlange unverletzt triumphirend, den Tiger unbeſchädigt, aber das Lämmlein bis auf den Schwanz verſchwunden, als hätte es der Tiger hinuntergeſchluckt, da brach Mutter Manon heulend in Verwünſchungen des Colin aus, und ſagte: „Man ſieht's wohl, der Wurf kam aus Teufels Hand.“

Das Gericht.

Und ſie nahm den Krug in der einen, Marietten an der andern Hand, und ging um die neunte Stunde zu Herrn Hautmartin, wo er zu Gericht zu ſitzen pflegte. Da brachte ſie mit lautem Geſchrei ihre Klage vor, und zeigte den zerbrochenen Krug und das verlorne Paradies. Mariette weinte bitterlich.

Der Richter, als er den Krug zerbrochen und die ſchöne Braut

in Thränen ſah, gerieth in ſo gerechten Zorn gegen den Colin, daß ſeine Naſe veilchenblau ward, wie Mariettens berühmtes Hutband. Er ließ durch ſeinen Schergen alsbald den Frevler herbeiholen.

Colin kam, tiefbetrübt. Mutter Manon wiederholte nun ihre Klage mit vieler Beredſamkeit vor Richter, Schergen und Schreibern. Aber Colin hörte nichts. Er trat zu Marietten, und flüſterte ihr zu: „Vergib mir, liebe Mariette, wie ich dir vergebe. Ich brach dir aus Verſehen nur den Krug; du aber, du haſt mir das Herz gebrochen!“

„Was ſoll das Geflüſter da?“ rief mit richterlicher Hoheit Herr Hautmartin. „Höret auf Eure Anklage und vertheidigt Euch.“

„Ich vertheidige mich nicht. Ich habe den Krug zerbrochen wider meinen Willen!“ ſagte Colin.

„Das glaub' ich faſt ſelbſt!“ ſagte ſchluchzend Mariette: „Ich bin ſo ſchuldig wie er; denn ich hatte ihn beleidigt und in Zorn gebracht. Da warf er mir das Band und die Blumen unvorſichtig zu. Er kann nicht dafür.“

„Ei, ſeht mir doch!“ ſchrie Mutter Manon: „Will das Mädchen noch ſeine Schutzrednerin ſein? Herr Richter, ſprechet! Er hat den Krug zerbrochen, das läugnet er nicht; und ich ſeinetwillen das Fenſter, — will er läugnen, kann er's ſehen.“

„Da Ihr nicht läugnen könnet, Herr Colin,“ ſprach der Richter, ſo zahlet Ihr für den Krug dreihundert Livres, denn ſo viel iſt er werth; und dann für . . .“

„Nein,“ rief Colin, „ſo viel iſt er nicht werth. Ich kaufte ihn zu Vence auf dem Markt für Marietten um hundert Livres.“

„Ihr ihn gekauft, Herr Unverſchämter?“ ſchrie der Richter, und ward im ganzen Geſichte wie Mariettens Hutband. Doch mehr konnte er und wollte er nicht ſagen, denn er fürchtete widerliche Erörterungen in der Sache.

Aber Colin ward zornig wegen des Vorwurfs, und ſprach:

„Ich ſchickte dieſen Krug am Abend des Markttags durch Euern eigenen Knecht an Marietten. Dort ſteht ja Jacques an der Thür. Er iſt Zeuge. Jacques, rede; gab ich dir nicht die Schachtel, du ſollteſt ſie zu Frau Manon tragen?“

Herr Hautmartin wollte dazwiſchen donnern. Aber der einfältige Jacques ſagte: „Beſinnet Euch nur, Herr Richter, Ihr nahmet mir Colins Schachtel ab, und trugt, was darin geweſen, zur Frau Manon. Die Schachtel liegt ja dort noch unter den Papieren.“

Da mußten die Schergen den einfältigen Jacques hinauswerfen: und auch Herr Colin ward hinausgewieſen, bis man ihn wieder rufen werde.

„Ganz wohl, Herr Richter!“ entgegnete Colin: „aber dies Stückchen ſoll Euer letztes in Napoule ſein. Ich weiß wohl mehr als dies, daß Ihr Euch mit meinem Eigenthum bei Frau Manon und Marietten in Gunſt ſetzen wolltet. Wenn Ihr mich ſucht, ſo werdet Ihr wohlthun, nach Graſſe zum Herrn Landvogt zu reiten.“ Damit ging Colin.

Herr Hautmartin war über den Handel ſehr verwirrt, und wußte in der Verzweiflung nicht was er that. Frau Manon ſchüttelte den Kopf. Die Sache war ihr ganz dunkel und verdächtig worden. „Wer wird mir nun den zerbrochenen Krug zahlen?“ fragte ſie.

„Mir,“ ſagte Mariette mit glühendem Angeſichte, „mir iſt er beinah' ſchon bezahlt.

Wunderbare Fügungen.

Colin ritt noch gleiches Tages nach Graſſe zum Herrn Landvogt, und kam andern Morgens in der Frühe zurück. Herr Hautmartin aber lachte nur dazu und redete der Frau Manon allen

Argwohn aus, und ſchwor, er wolle ſich die Naſe abſchneiden laſſen, wenn Colin nicht dreihundert Livres für den zerbrochenen Krug zahlen müſſe. — Auch ging er mit Frau Manon zum Pater Jerome, wegen der Trauung, und ſchärfte ihm wohl ein, Marietten ernſthaft ihre Pflicht vorzuſtellen, als gehorſame Tochter dem Willen der Mutter und der Vermählung nicht zu widerſtreben. Das verſprach auch der alte, fromme Herr, obwohl er nur die Hälfte von allem verſtand, was man ihm ins Ohr ſchrie.

Aber Mariette nahm den zerbrochenen Krug in ihre Schlafkammer, und hatte ihn nun erſt recht lieb, und ihr war, als wäre das Paradies in ihre Bruſt eingezogen, ſeit es auf dem Krug durchlöchert worden.

Als nun der Sonntag-Morgen kam, ſprach Mutter Manon zu ihrer Tochter: „Kleide dich wohl an, und trage dieſes Myrthenkränzlein zum Pater Jerome; er verlangt es für eine Braut.“ — Mariette kleidete ſich ſonntäglich, nahm ohne Arg den Myrthenkranz und trug ihn zum Pater Jerome.

Unterwegs begegnete ihr Colin, der grüßte ſie freundlich und ſchüchtern; und als ſie ſagte, wohin ſie den Kranz trage, ſprach Colin, ich gehe den gleichen Gang, denn ich muß dem Pfarrer das Geld bringen für den Kirchenzehnten. Und wie ſie beide gingen, nahm er ſchweigend ihre Hand; da zitterten beide, als hätten ſie gegen einander große Verbrechen auf dem Gewiſſen.

„Haſt du mir vergeben?“ flüſterte ängſtlich Colin. „Ach, Mariette, was hab' ich dir, gethan, daß du ſo grauſam gegen mich biſt?“

Aber ſie konnte nichts ſagen, als: „Sei nur ruhig, Colin, das Band ſollſt du wieder haben. Und ich will deinen Krug behalten. Gelt, er iſt doch von dir?“

„Mariette, kannſt du zweifeln? Sieh', was ich habe, dir möcht'

ich Alles geben. Willst du mir künftig freundlich sein, wie Andern?“

Sie antwortete nicht. Als sie aber in das Pfarrhaus traten, blickte sie ihn seitwärts an, und da sie seine schönen Augen naß sah, lispelte sie ihm zu: „Lieber Colin!“ — Da bog er sich und küßte ihre Hand. Da ging die Thüre eines Zimmers auf — und Pater Jerome in ehrwürdiger Gestalt stand vor ihnen. — Die jungen Leute waren wie vom Schwindel befallen, denn sie hielten fest eins am andern. Ich weiß nicht, war das die Wirkung des Handkusses, oder die Ehrfurcht vor dem Greis?

Da reichte Mariette dem Pfarrer das Myrthenkränzchen. Er legte es auf ihr Haupt und sprach: „Kindlein, liebet euch unter einander!“ und redete nun dem guten Mädchen auf das Beweglichste und Rührendste zu, den Colin zu lieben. Denn der alte Herr hatte wegen seiner Harthörigkeit den Namen des Bräutigams entweder falsch gehört, oder wegen des alternden Gedächtnisses vergessen, und meinte, Colin müsse der Bräutigam sein.

Da brach unter dem Zuspruch des Greises Mariettens Herz, und mit Thränen und Schluchzen rief sie: „Ach, ich lieb' ihn ja schon lange, aber er hasset mich.“

„Ich dich hassen, Mariette?“ rief Colin: „Meine Seele lebte nur in dir, seit du nach La Napoule gekommen. O Mariette, wie konnte ich denn hoffen und glauben, daß du mich liebtest? Betet dich nicht ganz La Napoule an?“

„Warum flohst du mich, Colin, und zogest alle meine Gespielen mir vor?“

„O Mariette, ich ging in Furcht und Zagen, in Kummer und Liebe unter, wenn ich dich sah. Ich hatte den Muth nicht, dir nahe zu sein; und war ich nicht bei dir, war ich noch unglückseliger.“

Als sie so gegen einander redeten, meinte der gute Pater, sie

haderten. Und er legte seine Arme um beide, führte sie zusammen und sprach flehend: „Kindlein, Kindlein, liebet euch unter einander!“

Da sank Mariette an Colins Brust, und Colin schlug beide Arme um sie, und beider Antlitz strahlte in stummer Entzückung. Sie vergaßen den Pfarrer, die ganze Welt. Colins Lippe hing an Mariettens süßem Munde. Es war zwar nur ein Kuß, aber wahrlich ein Kuß der lieblichsten Vernichtung. Beide waren in einander aufgelöset. Beide hatten so ganz ihre Besinnung verloren, daß sie, ohne es zu wissen, dem entzückten Pater Jerome in die Kirche folgten vor den Altar.

„Mariette!“ seufzte er.

„Colin!“ seufzte sie.

In der Kirche beteten viele Andächtige; aber mit Erstaunen wurden sie Zeugen von Colins und Mariettens Vermählung. Viele liefen noch vor Beendigung der Feierlichkeit hinaus, es links und rechts in Napoule verkünden zu können: Colin und Mariette sind vermählt.

Als die Trauung vollbracht war, freute sich Pater Jerome redlich, daß es ihm so gut gelungen, und von den Brautleuten so wenig Widerstand geleistet war. Er führte sie ins Pfarrhaus.

Ende dieser merkwürdigen Geschichte.

Da kam athemlos Mutter Manon. Sie hatte zu Hause lange auf die Ankunft des Bräutigams gehofft. Er war nicht gekommen. Beim letzten Glockengeläut hatte die Angst sie getrieben, und sie selbst sich auf den Weg zu Herrn Hautmartin gemacht. Dort aber war neues Entsetzen über sie gekommen. Sie erfuhr, der Herr Landvogt nebst den Dienern der Vigurie sei erschienen, habe Rechnungen, Kassen und Protokolle des Richters in Untersuchung ge-

nommen, dann den Herrn Hautmartin in der gleichen Stunde verhaften laſſen.

„Das hat gewiß der gottloſe Colin geſtiftet!“ war ihr Gedanke. Nun hatte ſie ſich eilfertig zum Pfarrhaus begeben, um beim Pater Jerome den Aufſchub der Trauung zu entſchuldigen. Da trat ihr lächelnd, und mit Stolz auf ſein Werk, der gute Greis entgegen, und an ſeinen Händen das neuvermählte Paar.

Jetzt verlor Frau Manon in vollem Ernſt Gedanken und Sprache, als ſie das Vorgefallene vernahm. Aber Colin hatte der Gedanken und Sprache jetzt mehr, als ſonſt in ſeinem ganzen Leben. Er ſing von ſeiner Liebe an und dem zerbrochenen Kruge und von des Richters Falſchheit, und wie er dieſen Ungerechten zu Graſſe in der Vigurie entlarvt habe. Dann bat er um Mutter Manons Segen, weil es nun geſchehen ſei, ohne daß Mariette noch er daran Schuld waren.

Pater Jerome, der lange nicht verſtand, was geſchehen ſei, faltete, als er über die Vermählung durch Mißverſtändniß den vollſten Aufſchluß empfangen, die Hände fromm, und rief mit emporgehobenem Blick: „Wunderbarlich ſind des Himmels Fügungen!“ — Colin und Mariette küßten ihm die Hände; Mutter Manon, aus bloßer Ehrfurcht vor dem Himmel, gab dem jungen Ehepaar ihren Segen, bemerkte aber zwiſchenein, der Kopf ſei ihr wie umgedreht.

Frau Manon war ihres Schwiegerſohnes froh, als ſie ſeinen Reichthum kennen lernte, und beſonders da Herr Hautmartin gefangen, ſammt ſeiner Naſe, nach Graſſe geführt ward.

Der zerbrochene Krug aber ward in der Familie bis auf den heutigen Tag als Andenken und Heiligthum aufbewahrt.

Herrn Quints Verlobung.

1.

Das Thal, in welchem Herr Quint wohnte, wie sein Landgut fast im Mittelpunkt desselben, ist gewiß eines der schönsten im Lande. Im Lenz besonders, wenn rothe und weiße Blüthen von allen Bäumen leuchten, wenn am Ufer aller Bäche, im Schooße aller Wiesen, am Busen aller Mädchen Blumen prangen, dünkt's dem Wanderer, als hätte das Thal ewigen Sonn- und Festtag, und Homers Götter würden hier gewiß ihre kleinen Händel, von denen Ovidius mehr sagt, als er verantworten kann, gespielt haben, wenn es ihnen in ihren jungen Tagen bekannt gewesen wäre.

Besagtes Thal ist ein drei Stunden langes und zwar längliches Rund, mag ein Stündchen breit sein, von Hochgebirgen umzäunt, an deren Brust umbüschte Dörfer ruhen und deren Höhen weite Alpen umgrünen. Am Fuß der Berge hängen an einzelnen Klippen alte Schlösser aus den Fehdezeiten.

Durch die Länge des Wunderthales strömt ein wilder Strom, der seine Ufer oft in übler Laune zerwühlt, und der einzige Friedensstörer ist, welchen die Dörfler kennen. Der Weg durchs Thal zieht sich auf beiden Seiten des Flusses hin. Er kriecht furchtsam an den Berghalden, und wagt es nur dann, sich gegen die Ebene zu senken, wenn ihm ein Weiler winkt.

Drei Brücken über den Strom, eine in der Mitte des Thals, die zwei andern an den Enden desselben, vereinigen die Ufer und die Bewohner von Diesseits und Jenseits.

Das Thal ist hiermit topographisch richtig beschrieben, und wer es kennt, weiß daher dessen Namen.

2.

Ich habe schon gesagt, das Landgut des Herrn Quint lag ungefähr in der Mitte desselben.

Herr Quint, um auch von ihm zu reden, war ein junger Mann von achtundzwanzig Jahren, der hier erst seit zwölf Monaten lebte; vor ihm hatte das Gut seinem Oheim gehört.

Einen so guten, stillen Menschen, wie Herrn Quint kannte man weit und breit nicht. Hätten ihn nicht seine Nachbarn täglich mit Leibes-Augen gesehen, sie würden geschworen haben, er wohne überall, nur nicht in ihrem Thale. Er galt dabei für sehr wohlhabend und für gelehrt; nur ward von ihm gesagt, man könne ihm seine Gelehrsamkeit weder ansehen noch abhören.

Nach unserer Meinung war er der beste Mensch von der Welt, nur die Welt nicht ganz für ihn, oder er nicht recht für die Welt gemacht. — Er liebte alle seine Zeit- und Thalgenossen, aber floh sie, ich glaube nicht aus bloßer Menschenscheue. Er hätte gern Alles glücklich gemacht, nur von Keinem weder Bitte noch Dank hören mögen, weil er nicht wußte, wie sich bei Bitte oder Dank der Menschen betragen, ohne anstößig zu werden. Nichts war ihm widerlicher, als feines Wesen, feiner Ton und Verkünstelung; er selbst zeigte ein unverstelltes offenes Wesen, verbunden mit dem feinsten Zartgefühl im Umgange derer, die er schon sehr genau kannte. Alle Arten bedeutungsloser Höflichkeiten, leerer Komplimente, Feierlichkeiten bleiben ihm verhaßt und ekelhaft. Noch

nie war er der Genoß eines öffentlichen Gastmahls gewesen, er war an keinem Hochzeitsfeste, und an keiner andern Kindtaufe gewesen, als an seiner eigenen.

Er mied alles Aufsehen, und war darin bis zur Aengstlichkeit wachsam. Im schlechtesten Wetter und bei einsamen Bergreisen trug er neue Kleider, um sie schnell alt zu tragen. — Er war Verfasser mehrerer interessanter Schriften, aber selbst die Verleger erfuhren nie seinen Namen. Meusels literarische Kundschafter zerrissen daher nie den Schleier der Anonymität, welcher ihn deckte. Er ist Verfasser jener vortrefflichen Charakterschilderungen, in welchen sich die geheimsten Fugen des menschlichen Herzens aufschließen, ein Werk, welches durch Uebersetzungen selbst bei den Ausländern Theilnahme erregte, und doch ward unter allen Menschenkennern Niemand öfter hintergangen, als Herr Quint, der aus bloßer Blödigkeit, und durch Einsamleben verzogen, jeden mied.

Herr Quint lebte in seinem schönen Gute daher wie ein Einsiedler. Er besorgte Haus und Feld, dichtete, botanisirte, zeichnete, las die Alten und Neuen und war nie allein, aber nicht mit Lebendigen.

Im südlichen Winkel des Thales wohnte sein guter Freund, Herr Pyk, beinahe wie er; ebenfalls unverheirathet, aber doch Wittwer; ebenfalls auf einsamem Landgute, aber weiland einem alten Ritterschlosse, mit Laufgräben und Schießscharten und Thürmen wohl versehen. Herr Pyk, ein wohlgerundeter Mann, mit heiterer Laune, liebte hingegen Gesellschaft; war daher oft bald im Flecken, bald im benachbarten Städtchen, besonders im Winter, der ihm lange Weile machte. Herr Pyk sprach gern, und gern über Alles. Man sah es ihm wohl an, daß er zum Redner geweiht zu sein glaubte. Er war sehr gutmüthig von Natur, dennoch spann er überall Prozesse an, um öffentlich plädiren zu können. Einst gewann er einen Prozeß, den er selbst für ungerecht auf

seiner Seite hielt. Er ging lachend zum Gegner, gab ihm, was ihm gehörte, und zahlte die Prozeßkosten.

Diese Handlung erregte die Aufmerksamkeit des Herrn Quint. Er fand leicht Gelegenheit, mit Herrn Pyk bekannt zu werden; beide wurden in kurzer Zeit vertraute Freunde. Herr Quint ehrte die rhetorischen und landwirthschaftlichen Kenntnisse des Herrn Pyk, und dieser Quints Gelehrsamkeit. Es ging von da an keine Woche vorüber, daß nicht einer den andern besuchte, und doch wohnten sie über eine Stunde weit aus einander.

3.

Der wenige Umgang mit mannigfaltigen Menschen veranlaßte wahrscheinlich die linkische Weise des Herrn Quint im gesellschaftlichen Leben. Demungeachtet konnte niemand läugnen, er sei ein angenehmer Mann. Das Leben in der Einsamkeit, und das Glück derselben bedarf keiner Lobrede; sie macht zwar allzueinseitig, zu viel Gesellschaft hingegen allzuvielseitig und abgeschliffen. Die Menschen in der Einsamkeit gleichen Pflanzen in hohen Alpen; sie sind einfältig, schmucklos; aber kernhaft, dauerhaft und kräftig.

Daß Herr Quint und Herr Pyk Freunde bei ungleichem Charakter wurden, war natürlich. Beide hatten ein gutes, reines Gemüth; die übrigen Verschiedenheiten aber gaben die wahre Würze und den Reiz ihrer Unterhaltungen. Menschen von gleicher Denkungsart und gleichem Humor vereinigen sich selten innig. Wir sind gewohnt, am Andern dasjenige zu schätzen, was wir selbst nicht besitzen. Darum gibt die Brünette gewöhnlich dem Blondin, und die Blondine dem schwarzlockigen Helden den Vorzug. — Herr Quint aber hatte kastanienbraunes Haar; er konnte mithin die Brünetten mit so vielem Recht, als die Blondinen lieben. Allein der gute Mann schien beide zu fürchten.

Unter zehn Männern sieht nicht einer auf das Aeußere, auf Anzug, Bewegung, Händespiel, Nase, Gang, Fußwerk und Haarzopf. Herr Quint hätte daher die Gesellschaft von zwanzig Männern (ausgenommen die Tanzmeister) der Gesellschaft eines einzigen gebildeten Frauenzimmers vorgezogen. Er fürchtete sich immer, lächerlich zu werden und in Verlegenheit zu gerathen, sobald ihn das Schicksal zu einer viertelstündigen Unterhaltung mit jungen Frauenzimmern verdammte. Zudem hatte er bemerkt, je feiner er sich benehmen wollte, je steifer und schiefer er sich betrug.

So lange er mit Herrn Pyk bekannt war, hatte er in dem Schlosse desselben, außer Haushälterinnen, Mägden und Bäuerinnen keine andere weibliche Person gesehen. Dies trug nicht wenig dazu bei, daß er an Herrn Pyks alter Burg mehr Wohlgefallen, als an neuen Gebäuden welschen Geschmacks in und außer seinem Thale fand.

Auch nahm er sich's vor, künftigen Dienstag, falls das Sonnenwetter getreu bliebe, wieder dahin zu gehen.

4.

Zwar war es ein heißer Dienstag; doch führten angenehme Schattengänge am Ufer des Flusses hin, durch abwechselnde Scenen der landschaftlichen Natur. Rechts und links wilde Gebüsche; einzelne Hütten, umringt von ihren Fruchtgärten; kleine herabströmende Gebirgsbäche, mit einfachen ländlichen Brücken; weidende Heerden; spielende Kinder, arbeitende Hausväter, fleißige Mütter unter dem überhängenden Schattendach ihrer kleinen Wohnung.

Vom Flusse hinweg, links gegen den Fuß der hohen Bergwand, zog sich ein steinigter Weg gegen die Burg des Herrn Pyk, von welcher nur ein viereckigter Thurm, aus den krausen Gebüschen, in der Ferne sichtbar war. Hier empfing erquickende Kühle den Wanderer zwischen grünen Hügeln und unter den breiten, weit-

geschwungenen Zweigen der Kastanien und Eichen. — In diesem romantischen Winkelchen pflegte Herr Quint gewöhnlich zu rasten; denn der Weg erhob sich nun ziemlich steil gegen das Schloß. Ich weiß nicht, wie es kam, daß er diesmal seiner Gewohnheit untreu wurde.

Desto müder war er und erhitzter, als er die Höhe und die geräumige Grasebene dicht vor der Burg erreicht hatte. — Herr Quint bemerkte, daß sein Freund an dem heutigen Tage großes Waschfest haben müsse, denn der ganze Platz war mit Seilen links und rechts übersponnen, woran schneeweißes Linnen flatterte, daß kaum ein Durchweg erlaubt war.

Herr Quint, ohne lang zu bedenken, fand für gut, sich auf ein Augenblickchen ins weiche Gras zu lagern, im Schatten eines großen Tischtuches, welches über ihm am Seile schwebte. Mit dem Gesicht gegen die Erde gekehrt, betrachtete er träumend die Gegend im Grase. Seine Phantasie ließ ihn hier, wie in einer von Salomon Geßners Idyllen, Hügel und Thäler sehen. Im Schatten der breiten Halme des Graswaldes, die stolz, wie Palmen des Orients emporstrebten über den niedern Moosgebüschen, irrten einsame Thierchen. Bald verfolgte sein Blick die kleine Mücke, den Vogel dieses unbekannten Forstes; bald die suchende Ameise, welche bis zur spelzigten Krone emporlief am Halm, droben die weite Gegend übersah und stracks zurückkehrte. Plötzlich wurde Herr Quint durch ein bedeutenderes Insekt, welches gewiß nicht für die Landschaft im Grase geboren wurde, in seinen Betrachtungen gestört.

5.

Es erschienen vor ihm, und zwar nicht über fünf Viertel Spannen von seiner Nase entfernt, zwei Füße einer menschlichen Gestalt,

die in der ſtillen Grasgegend entſetzlichen Unfug trieben. — Man mußte aber geſtehen, daß es ein Paar niedlicher Füße war. Herr Quint ſah aufwärts, aber das tief herabhängende Tiſchtuch verbarg ihm die Perſon, zu welcher die Füße gehörten.

Herr Quint, welchem ſeine gegenwärtige Lage gefiel, blieb ruhig in derſelben, und erwartete, daß die neue Erſcheinung ſich wieder entfernen würde. Inzwiſchen unterſuchte er ganz unbeſorgt, mit ſeinen Augen, Form und Bekleidung der Füße. Er fand dieſelben ſehr klein, die Strümpfe ſchneeweiß, die rothen Saffianpantoffeln ziemlich nett und neu. — Die Füßchen konnten unmöglich einer andern Perſon, als einem Knaben von zwölf bis fünfzehn Jahren, oder einem Mädchen von fünfzehn bis zwanzig Jahren angehören. Letzteres wäre für Herrn Quint der allerſchlimmſte Fall geweſen. Er verſank in eine kleine Verwirrung. Denn wer, in aller Welt, konnte Eigenthümer oder Eigenthümerin ſolcher niedlichen Füße ſein, da die altväteriſche Burg keinen ſo jugendlichen Inſaßen hatte?

Unter ſolchen Umſtänden wäre dem kaltblütigſten Philoſophen eine kleine Neugier zu verzeihen geweſen. Aber ſchon der Gedanke, daß es ein Frauenzimmer ſein könnte, jagte dem guten Quint unglaubliche Furcht ein. Er beſchloß, ſich ohne Verzug aus der Verlegenheit zu winden, weil es noch Zeit war. Er erhob demnach den Zeigefinger der rechten Hand, lüpfte das Tiſchtuch ein wenig, duckte den Kopf, ſchielte ſeitwärts, und ſah — unſelige Entdekkung! — ſah den Saum einer Schürze von rothgeſtreiftem Linnen, und den Saum eines Weiberrocks von feinem Kattun.

Zitternd zog er den verwegenen Zeigefinger zurück. So gefaßt er auch auf Alles geweſen war, hatte ihn dieſer Anblick doch in grauſenvolle Verlegenheit geſtürzt. Hier lag er zum erſten Male zu den Füßen eines Frauenzimmers, welches noch dazu, allen Beobachtungen gemäß, die ſich an Strümpfen, Pantoffeln, Rock- und Schürzenſäumen machen ließen, in die Klaſſe der zarten Weſen ge-

hören mußte. Hier hätte zur Vermehrung der öffentlichen Noth Niemand gefehlt, als der Spottvogel Herr Pyk mit seiner Redekunst.

In so kritischer Lage blieb nur auszumachen, ob man aufstehen, oder ruhig am Erdboden ausharren müsse? Ersteres war allerdings nicht ganz ohne Gefahr. Die schöne Unbekannte konnte durch plötzliche Erscheinung eines unbekannten Menschen erschreckt werden; nothwendig hätte Herr Quint sogleich etwas Artiges über seine Lage, über die neue Bekanntschaft, über, weiß Gott was? sagen, und sich auf vortheilhafte Weise von allem Verdacht reinigen müssen. Aber woher geschwind Gedanken und Worte, ohne allen Verstoß gegen den guten Ton? Niemand in der Welt hätte sich dazu weniger verstanden, als Herr Quint. — Er beschloß demnach, so lange als möglich, jede Bewegung einzustellen, um unentdeckt zu bleiben.

Doch der unverdiente Zorn des Schicksals war noch nicht gesättigt. Es entstand unvermuthet bei ihm leichter Reiz zum Niesen, der mit jedem Augenblicke stärker wurde. Herr Quint hatte aber die alte, gesunde Uebung angenommen, recht vom Herzen zu niesen. Dabei ging er jetzt unfehlbar verloren. Die allgewaltige Natur ward unabweisbar seine Verrätherin. Wer konnte ihr widerstehen? Welch ein Schreck für das arme Mädchen, wenn plötzlich ein bisher unentdeckter Mann zu seinen Füßen sich mit lautem Schrei des Nasenkitzels entladen haben würde! Oder welch eine nachtheilige Stellung für Herrn Quint, wenn er sich erhoben, und seine oben erwähnte Entschuldigung mit einem dazwischen donnernden Niesen begonnen hätte?

Indem Herr Quint mit wachsender Angst seine sehr verzweiflungsvolle Lage erwog, und unschlüssig mit den Augen die niedlichen Saffian-Pantoffeln verfolgte, ereignete sich ein neuer, wunderlicher Zufall, und zwar noch vor öffentlichem Ausbruch in dem gereizten Nervensystem seiner Nase.

6.

Die ſo oft beſagten beiden kleinen Füße ſetzten ſich nämlich unerwartet in lebhafte Bewegung. Sie trippelten eine Weile ſeitwärts her und hin am Tiſchtuch, erhoben ſich auf die Zehen und trieben tanzend mancherlei Gaukeleien. Herr Quint ſchloß daraus, daß die Unbekannte nicht die Höhe des Seils erreichen konnte, über welches das Tuch geſchlagen und mit hölzernen Klammern befeſtigt war. — Er hatte nicht Unrecht. — Die wankenden Gabelſtangen, welche das Seil in gewiſſen Zwiſchenräumen ſtützen mußten, waren etwas lang. Die Unbekannte aber, voll Eigenſinns, ließ ihren Vorſatz nicht fahren. Sie hüpfte ſo lange, bis ſie die Höhe mit ihren Händen erreicht hatte. Da verlor ſie aber ſammt den Gabelſtangen, das Gleichgewicht. Stützen, Seile, Wäſche, Alles bog ſich vor und ſank, — Herr Quint hätte diesmal lieber den Einſturz des Himmels geſehen — das Tiſchtuch fiel ausgebreitet über ihn hin, und mit dem Tiſchtuch in gerader Linie auf ihn auch die unbekannte Schöne.

Unbarmherziges Verhängniß! — Mit welchen Zügen ſoll ich die Verlegenheit des ſchüchternen, guten Mannes ſchildern? Er lag da, ohne Regung und Bewegung. Kaum hatte er Geiſtesgegenwart genug, unter dem Druck dieſer unvermutheten Bürde ſich ganz leidend zu verhalten, ja, ſich aus Höflichkeit ſchlafend zu ſtellen, um der unbekannten Dame in ihrer bedenklichen Lage alle Verlegenheit zu erſparen.

Eine beſſere Parthie hätte er kaum wählen können, wenn ihm nicht eben die vorwitzige Naſe ohne Rückſicht einen Querſtreich geſpielt hätte. Dieſe nämlich hatte lange genug angehalten, und hob nun an zu brauſen nach beſtem Vermögen.

Die verunglückte Pantoffelträgerin ſpürte wohl, daß unter dem Tiſchtuche ein anderer Unglücklicher vergraben ſein müſſe; als ſie

aber das herzhafte Niesen unter sich vernahm, glaubte sie ihm wenigstens Arm und Bein gebrochen zu haben.

Mit einem lauten Schrei sprang sie auf. Sie hob mit zitternden Händen das Linnentuch von Herrn Quint. Herr Quint richtete sich empor, und wurde feuerroth und fast sprachlos.

„Verzeihen Sie," sagte er stammelnd und wollte ehrerbietig den Hut vor dem schönen Mädchen abziehen, welches, in gleicher Verlegenheit, wie er, vor ihm dastand. Seine Hand griff aber vergeblich in die Luft; der Hut lag noch unter dem verwünschten Tischtuch.

„Verzeihen Sie," stammelte er, „ich hatte mich da ins Gras gelagert, denn — ich bin entsetzlich —

„Sie haben doch keinen Schaden genommen?" fragte sie errö-thend, und wagte kaum, ihn anzusehen.

„Es thut mir — ich habe keinen Schaden, als —" antwortete er schüchtern stotternd.

Gern hätte er noch mehr gesagt, aber nun war's vorbei. Alle Anstrengungen, dem Frauenzimmer etwas Verbindliches zu sagen, blieben umsonst. Die Lippen regten sich, die Hände desgleichen: nur die Stimme fehlte ein- für allemal.

Auch einen geübten Weltmann hätte wohl solches Abenteuer aus der Fassung bringen können, und wäre es nicht das Abenteuer gewesen, so würde es der Anblick dieses Mädchens vermocht haben.

Vor ihm stand es, ein lebendiges Bild freundlicher Unschuld, einfach und häuslich gekleidet, die Blicke schamhaft zu Boden gesenkt, die Wangen mit höherm Roth gefärbt. — Herr Quint vergaß über dies Anschauen Hut, Tischtuch, Entschuldigungen und die ganze Welt. So oft die Unbekannte die Augen zu ihm aufhob, schlug er die seinigen nieder; so oft er sie ansah, senkte sich eben so regelmäßig ihr Blick. So wechselten sie lange miteinander ihre Seherrollen, und schienen es nicht müde zu werden.

7.

Man muß zwar gestehen, daß Frauenzimmer in dergleichen Fällen bei weitem Gewandtheit und Geistesgegenwart der Männer übertreffen; allein diesmal geschah es nicht, und Herr Quint übertraf sich selbst.

Das gute Mädchen war und blieb stumm; Herr Quint dachte zuerst daran, wieder Worte und Töne in die Unterhaltung zu bringen. Denn einmal mußte doch das Schweigen gebrochen werden; endlich einmal mußte man doch die Stelle verlassen; aber so ganz stillschweigend davon zu laufen, wäre die himmelschreiendste Unart gewesen.

Als nun die Reihe an Herrn Quint kam, die Augen niederzuschlagen, denn die Unbekannte sah ihn an: so bemerkte er, daß sie beide Pantoffeln verloren hatte, und mit den schneeweißen Strümpfen im Grase stand.

Er ging seitwärts, hob die kleinen rothen Pantoffeln auf, und überreichte sie der Besitzerin mit dem besten Anstand von der Welt.

„Ist's Ihnen gefällig?“ sagte er mit leisem Ton und sah sie muthig an.

„Ich danke Ihnen!“ antwortete sie, streckte ihre Hände aus und sah ihm ebenfalls, wie verabredet in die Augen.

Das war nun ein beiderseitiges Anschauen zur unrechten Zeit; denn Herr Quint, etwas verwirrt, vergaß darüber das Geben, und seine Gesellschafterin in der Blödigkeit das Nehmen. Ihre Hände waren beiderseits, ohne ausdrücklichen Auftrag und Befehl, an einander gerathen. Zwei Finger von des Mädchens Hand lagen auf der seinigen. Diese Berührung schien ihn zu entnerven, er ließ unwillkürlich die Pantoffeln fallen; und indem er ihnen nachhaschte, ergriff er die Hand der Unbekannten, doch Alles wider seinen Willen.

Eine ſolche Hand nun, die offenbar das Schickſal in die ſeinige gelegt hatte, fahren zu laſſen, und ſtatt deren die ledernen Bedeckungen des Fußes zu wählen, ſchien ihm allerdings ein ſehr unhöflicher Tauſch. — Er blieb alſo in statu quo, ob ſich gleich die Sache damit auffallend verſchlimmerte, die Entwicklung des Auftritts immer ſchwieriger wurde.

Plötzlich, als wehe ihn ein Fieberſchauer an, befiel ihn die gewohnte Furcht wieder, ſich durch Unbeholfenheit lächerlich zu machen. Er ſah, wie im Spiegel, ſich ſelbſt und die ſchöne Anonyma, Hand in Hand, ungefähr in der Stellung, als wolle er ſeine Dame zu einer Menuet aufführen. Er fand ſeine Figur höchſt abgeſchmackt.

„Was in aller Welt,“ dachte er bei ſich, was treibſt du auch? — Ein wildfremdes Frauenzimmer, nimmſt ihre Hand — gaffſt ſie an — ſetzeſt ſie in die bitterſte Verwirrung — wie wirſt du mit guter Art dich wieder auslöſen? Es iſt nur zum Erſtaunen, daß ſie dich nicht zurückſchleudert — noch nicht . . .“

„Seid ihr ſchon ſo gute Bekannte?“ rief plötzlich eine mächtige Stimme zwiſchen beiden, daß beide weit auseinander fuhren.

Es war Herr Pyk in eigener Perſon.

8.

Der Autor bekennt, daß ihm Herr Pyk etwas zu früh erſchienen iſt, weil der ihn in einer wichtigen Bemerkung geſtört hat, die er ſo eben zu machen Gelegenheit nehmen wollte.

Es iſt außer allem Zweifel, daß Herr Quint neben dem ſchüchternen Landmädchen ſeines Vortheils vergaß. Es gibt gewiſſe Dinge, die durchaus nicht mit Ernſt behandelt ſein wollen; dahin gehört auch die Eröffnung einer Bekanntſchaft, ſei es mit einem Gelehrten, oder einem Frauenzimmer — mit welchen beiden Men-

ſchenracen das Bekanntſchaftſchließen übrigens bei weitem beſchwerlicher, als mit jeder andern iſt. Man fährt am beſten, ſolch ein erſtes Zuſammentreffen ſo lange als Scherz zu nehmen, bis die Natur ſelbſt Ernſt daraus machen will.

Herr Pyk, dieſer deus ex machina, hatte durch ſeine Dazwiſchenkunft alle Dinge wieder in ihr ordentliches Geleiſe, die verlornen Pantoffeln an ihre Füße, und den flüchtigen Hut zu ſeinem Kopf gebracht. Nur eins war und blieb, wie es ſchien, außer der alten Ordnung, der Kopf der beiden jungen Leute.

Herr Pyk war in dem Punkt erfahrener, als man glauben ſollte. Er ließ es ſich nicht ausreden, daß die beiden Abenteurer einander geblendet hätten, daß ſie den offenen Weg bei hellem Tage nicht mehr ſähen. — Der Hut und die Pantoffeln unterſtützten ſeine Bemerkung. Er lächelte, nahm Herrn Quint beim Arm und führte ihn ins Haus.

„Und du, Bätely,“ ſagte er zu dem ängſtlichen Mädchen ſchmollend: „weißt du noch, daß unſere Erdbeeren im Gartenhauſe ſtehen? Ich dächte, du trügſt ſie uns ins Zimmer; da iſt's kühler.“

9.

Als ſich die Herren Pyk und Quint an den Tiſch geſetzt hatten, nahm Herr Quint voll kühner Weisheit das Wort, um ſeine Verlegenheit zu verheimlichen. Am liebſten hätte er nach Bätely gefragt, und wer ſie ſei? und wie ſie hierher gekommen? und was ſie gelte und bedeute? — Statt deſſen aber hub er alſo an:

„Man muß eingeſtehen, daß die Kenntniß des geſtirnten Himmels jede andere Wiſſenſchaft an Intereſſe übertrifft. Nur allein die Erinnerung an die ſeltſamen, ungeheuern Schwingungen der Welten in dem unermeßlichen Raum . . .“

„Ei!“ rief Herr Pyk, „was beginnt Ihr auch da? Ich will doch nicht hoffen, daß Ihr am hellen Tage mit meiner Nichte nach den Sternen gegafft habet?“

Herr Quint wurde feuerroth. „Also Eure Nichte ist sie?“ sagte er.

„Ei, Herr Nachbar,“ rief Pyk, „Ihr sollt mir nichts aufbinden, wie meinem Saumthier. Ich habe ungebeizte Augen, wenn ich gleich nicht die ungeheuern Schwingungen Eurer Welten anhero observirt habe. — Ihr aber seid angeschossen wie ein Fuchs, und wollet es nicht Wort haben. Geben wir nun mit einander ganz einfältiglich Gott und der Wahrheit die Ehre: „Ihr seid angeschossen.“

„Was redet Ihr auch?“ erwiederte Herr Quint: „Ich verstehe Euch nicht? Was heißt das, angeschossen?“

„Ihr möchtet Euch gern,“ fuhr der beredte Herr Pyk sehr unartig fort, „hinter dem Feigenbaum verbergen, wie der Großvater Adam nach dem Sündenfall. Aber, Herr Nachbar, ich lasse mit mir nicht Versteckens spielen; das ist aus und Amen! — Bätely hat Euch zur Erkenntniß des Guten und Bösen gebracht; ich aber will Euch darum nicht aus dem Paradiese bannisiren. Verlaßt Euch auf mich!“ —

Bätely unterbrach zum Glück oder Unglück dies Gespräch. Sie brachte Erdbeeren und frischen Wein. Herr Pyk hielt seine schöne Nichte fest: „Willst du nicht bei uns bleiben, Bätely?“

Hocherröthend schützte sie die dringendsten Geschäfte vor.

„Kennst du den Herrn hier?“ fragte er weiter.

„Ich habe den Herrn Quint wohl einigemal gesehen, wenn er durch unser Dorf ritt!“ antwortete sie verschämt.

Hier öffnete Herr Quint den Mund, denn er fühlte, es sei Zeit, irgend eine Artigkeit anzubringen. Wirklich hatte er einen höchst glücklichen Gedanken; aber er ließ es bei dem offenen Munde bewenden, weil er durchaus sprachlos ward.

Schnell drehte ſich Bätely um und entſchlüpfte der Geſellſchaft; Herr Quint aber hatte nun alles Vertrauen zu ſich und der lieben Gotteswelt verloren.

10.

So bald, als immer möglich, rüſtete er ſich zum Abzug aus der Burg. Er ſchwor in ſeinem Herzen, dieſe Gegend nie wieder zu betreten; verloren für die Welt, wollte er ſich in ſeiner Einſamkeit vergraben, und mit den einfachen Freuden ſich begnügen, welche er ſelbſt, wie Blumen auf eigenen Beeten, ziehen könnte.

Herr Pyk fand ſeinen Nachbar diesmal wunderlich. Er bemühte ſich, ihn auf alle Art zu ermuntern; umſonſt. Man machte einige Luſtgänge im Schatten der Kaſtanienreihen: in der Ferne wandelte Bätely; Herr Quint ſchielte ſeitwärts dahin und — klagte über Schmerzen am linken Auge.

„Meine Nichte," antwortete Herr Pyk, „verſteht ſich beſſer auf die Medizin, als ich. Sie hat's von ihrer Tante, von welcher ſie erzogen wird. Die Weiber taugen vortrefflich dazu, und beſſer, als die Männer. Wir Männer handeln immer en gros, die Weiber immer en détail. Wir beurtheilen die Dinge im Ganzen, ſie aber nur in einzelnen Theilen. Wir ſind fähig, Neues, Großes, Ganzes zu ſchaffen; ſie hingegen ſind geſchickter zum Verzieren, Flicken und Ausbeſſern. Man ſollte den Weibern die Wundarzneikunſt ganz überlaſſen. — Kommt mit Euerm linken Auge, laſſet Bätely hineinſchauen!"

„Es gibt ſich von ſelbſt," ſagte Herr Quint mit Angſt: „der Schmerz iſt ſo groß nicht."

„Deſto beſſer," entgegnete Herr Pyk, „aber ſehet künftig weniger nach den Sternen. Die Sternſeherei mag ihre Vortheile haben, ſo lange man unverheirathet iſt. Ich dächte aber, Ihr hinget mit

Euern Augen allgemach zuweilen lieber am Betthimmel, als am Sternenhimmel. Doch ich ſchreibe Euch nichts vor.“

„Ihr redet,“ ſeufzte Herr Quint, „ſo dunkel, daß ich Euch nichts zu antworten weiß. Uebrigens iſt es für mich ein arges Ding ums Heirathen; ich bin nicht ſchön; ich bin nicht reich genug, ich bin nicht verwegen genug, ich mag's auch nicht einmal ſein, und ſo werd' ich niemals zu einem Weibe kommen.“

„Ei, Poſſen!“ verſetzte Herr Pyk, „meint Ihr, daß unſere Väter alle Engel und im Beſitz von Baronien waren, um uns Mütter zu verſchaffen? Es gibt ſich in der Welt kein Ding leichter, als die Hochzeit. Und wiewohl unſere Even thun, als wär' unterm Himmel keine Kreatur entbehrlicher und gleichgültiger, als der Mann — verlaßt Euch auf mich, ſie möchten keine Welt, ohne einen Mann dazu. Wenn Ihr, ſtatt nach den Sternen zu ſehen, Euere Ohren zuweilen ans Schlüſſelloch legtet, würdet Ihr erfahren, daß, wo drei Weiber beiſammen ſind, ihre Rede zuletzt immer vom Mann anfängt, und mit der Kindertaufe endet. — Und ich verdenk's den armen Kindern nicht. Sie haben keine Staaten zu regieren, keine Schlachten zu liefern, keine Bücher zu ſchreiben, keine Predigten auswendig zu lernen; und etwas müſſen ſie doch thun. Sie ſpielen mit Puppen, dann mit Männern, dann mit Kindern. Ihre Beſtimmung iſt, erzogen zu werden und zu erziehen.“

Obgleich Herr Quint nicht ohne Genuß das Geſpräch ſeines Nachbars anhörte, fürchtete er doch, etwas darauf zu erwiedern; denn — ſie ſtanden nicht weit von der Burg, und vor der Thür, im Schatten der Weinranken, ſaß Bätely. —

Herr Quint ſah gen Himmel, zeigte mit der linken Hand auf die untergehende Sonne, indem er mit der rechten den Hut abzog, um ſich dem Nachbar zu empfehlen. — Da war kein Haltens mehr. Herr Quint wurde zu Hauſe von allzu dringenden Geſchäften erwartet. Er mußte diesmal ſcheiden.

Pyk entschloß sich, ihn zu begleiten. Er drehte sich um und rief Bätely. Bätely, als hätte sie nichts gehört und gesehen, statt näher zu kommen, lief ins Haus zurück. Herr Pyk hatte gut rufen und pfeifen; sie kam nicht wieder.

„Ich bitte, mich ihr zu empfehlen," stammelte Quint, und ihm war, als sollt' er sich hinstellen und bitterlich weinen.

„Das Mädel ist närrisch!" sagte Herr Pyk: „aber laßt es gut sein. Ich will ihr schon das Evangelium und die Epistel lesen. Sie geht erst übermorgen nach Hause zurück."

Damit wanderten beide von der Burghöhe hinab in die Ebene. Herr Quint war voller Mißmuth. Er überhäufte sich selbst mit den unglimpflichsten Vorwürfen, sich gegen Bätely so hölzern, so albern, so ungelenk betragen und eine Verachtung verdient zu haben, die sie offenbar an den Tag gelegt hatte, indem sie nicht einmal das Lebewohl sagen wollte.

„Eure Nichte," sagte er, „scheint mir zu zürnen. Vielleicht mit Recht. Ich bin heut' eine Art Tölpel."

„Ach, schwatzet doch nicht so!" entgegnete Herr Pyk: „warum denn zürnen? Ich hab's ihr angemerkt, das baare, klare, wahre Gegentheil. Aber dazu muß man Erfahrung haben. Und ich sag's Euch noch einmal, Herr Nachbar, und vergeßt's nicht: wer die Welt kennen will, muß mehr durchs Schlüsselloch, als durch die Fern- und Sterngläser sehen."

Der Burgherr hatte diesmal gewiß Recht. — Bätely hatte kaum bemerkt, daß Herr Quint sich zum gänzlichen Abzug rüste, als sie an ihrer muntern Stimmung verlor. Sie stand auf, sie wollte unter einem Vorwande sich dem Onkel nähern, um dem Gaste noch einmal nahe zu sein. Aber der Oheim verdarb Alles, indem er sie rief. So sich zeigen wollte sie nicht. Es lag ihr darin etwas Entwürdigendes, oder sie glaubte, Quints Aufmerksamkeit mehr zu fesseln, wenn sie ihm auswich, als wenn sie ihm

auf allzugewöhnlichem Weg begegnete. — Genug, sie lief, so viel sie konnte, um dem Oheim zu entgehen, zwei, drei Treppen hoch, bis zum Dachfenster, von wo aus sie die Thallandschaft, und den Weg am Strom, und die beiden Freunde erblicken konnte.

Ihr Herz schlug laut. Sie sah den Herrn Quint, und gleichsam von Amtswegen nur ihn. „Was wird er von dir sagen?“ dachte sie: „O wie unartig bist du gegen ihn gewesen! Er kann dir's nicht verzeihen, daß du auf ihn fielst. Nicht einmal abgebeten hast du. Und nun beim Abschiede so davon zu laufen! Er muß dich verachten. Er wird nicht mehr hieher kommen. Du verdienst es. — O Herr Quint, leben Sie wohl! tausend, tausendmal! — Ich habe Sie nicht kränken wollen! Und Sie haben Recht, mir nicht zu verzeihen.“

Indem sie so in Gedanken zu ihm redete, waren ihre schönen Augen mit Thränen bedeckt.

11.

Am folgenden Tage sah man Herrn Quint sehr nachdenkend. Die Begebenheiten in der Burg waren nicht von gemeiner Art gewesen. Bätely's Gestalt, Mienen, Anzug hatten sich seinem Gedächtniß allzutief eingeprägt. Er wollte sich zerstreuen. Er wollte schreiben, und zeichnete Bätely's schönen Kopf zwanzigmal aufs Papier hin; er trat ans Klavier, und alle Saiten hallten ihm unbekannte Stimmen zurück; er besuchte seine Spaziergänge, und hielt förmliche Unterredung mit Bätely, als wenn sie ihm zur Seite wandelte.

Ohne sich zu verwundern, fühlte er, wie sehr sein Inneres durch das Abenteuer eines Augenblicks umgestaltet worden war. Alle Grundsätze, alle Lieblingsideen, aller Stoicismus, alle alten und neuen Scribenten, alle Weisheit hoher und niederer Schulen —

alles was bisher Reiz und Werth gehabt, alles worauf er bisher einigen Stolz gesetzt hatte — alles lag auf die Seite geworfen, wie abgenutzter Hausrath, wie fades Spielzeug. —

„O du schöner, heiliger Rausch!“ seufzte er, als er am Abend des Tages auf der hölzernen Bank vor dem Hause, im Schatten des am röthlichen Sonnenlicht spielenden Kastanienbaumes saß. — „Was hilft all unser Groß- und Herrlichsein, und unsere Gelehrtheit und unser Können? — Wir werden nie Götter; laßt uns einfältig, gute Menschen bleiben. — Und die großen Massen unserer Brüder, sind sie denn glücklich, weil sie viel haben, viel wissen, viel mögen? — Gewiß nicht; glücklich sind sie, weil sie sich im Arme glücklicher Täuschungen wiegen. Was haben wir davon, wenn wir alle unsere Lust zergliedern? — Ist ein Tag voll kalter Untersuchungen einen einzigen warmen Moment des Genusses werth? —

„O Bätely, Bätely, empfändest du, wie ich! möchtest du eintreten mit deinem Herzen in den Zaubertraum, den du erregtest! — Bei dir, mit dir währte er ewiglich. Das ist nun nicht mehr die Welt, die ich noch gestern sah. Die Halmen der Wiese neigen sich, um, Bätely! deinem Fußtritt einen weichen Teppich zu weben. Das ist die Gewalt der Schönheit, daß sie immer Königin ist, wo sie ist; daß Alles in der Natur sie anerkennt, sie erwartet, ihr vertraulich gehört; daß an ihrer Seite die Dinge besser, bedeutender, liebreicher werden.“

Man sieht aus allem hell und klar, Herr Quint stand bei sich selbst nicht mehr auf dem alten Fuß. Er dachte Viertelstunden über die Verwandlung und die seltsamen, vorher nie gehabten und nie gekannten Träumereien nach, und konnte mit dem besten Willen nicht ergründen, ob er jetzt klüger geworden sei, oder närrischer?

Darum nahm er sich vor, seine Gedanken und Einfälle genau aufzuzeichnen, in der Meinung, er müsse doch auch einmal wieder nüchtern werden, gleich andern seiner Brüder.

„Das Mädel geht erſt übermorgen nach Hauſe!“ hatte geſtern Herr Pyk ſich ziemlich deutlich verlauten laſſen. — Daraus folgte ganz natürlich, daß Bätely morgen eine Reiſe durch die Länge des Thales, vom Onkel, dem Beredſamen, bis zur wirthlichen Tante machen werde. — Man konnte Bätely unterwegs ſehen ohne Mühe, und ſie anreden ohne Furcht, und alles Vergangene vergeſſen machen durch ſeine Reden, und ihr zartes Herz prüfen, und vielleicht — hoffen — — Herr Quint ſchwindelte, wenn er den Gedanken weiter ſpinnen wollte.

Mitten in ſeiner Seligkeit blieb ihm aber noch eine große Bürde von Angſt und Furcht zu tragen. — Es ließ ſich unter allen möglichen Vorausſetzungen nicht hoffen, daß Bätely jemals ſeine frommen Wünſche erhören würde; denn er fühlte lebhaft, daß es ihm leichter ſein würde, in einer halben Stunde aramäiſch, als binnen vier Wochen eine wohlgeſetzte Liebeserklärung zu lernen.

12.

Die erſten Sonnenſtrahlen, welche über das in falbem Duft zerronnene Hochgebirg herüberflogen am folgenden Morgen, fanden Herrn Quint dem Spiegel gegenüber. Er machte hier die unſchuldige Bemerkung, daß die Frühlingsſchaft ſeiner Tage noch nicht ganz hinter ihm lag. — Achtundzwanzig Jahre alt! — ein ſchönes Alter. Noch zehn Jahre machen achtunddreißig. Auch noch nicht ſo fürchterlich. Noch zehn Jahre, dann: achtundvierzig! — „O Bätely, Bätely, da weht der Winter das Laub ab, und die Säfte verſiegen, und die Zweige verdorren!“

Er hatte ſich wirklich zierlich gekleidet, über Gewohnheit. Schwarzſeidene Unterkleider und ein meergrüner Frack. Die Haare wohlgekräuſelt, ſchneeweiß gepudert; der Haarbeutel ſchmal und

zierlich nach der neuesten Form. — Hier blieb kein Zweifel weiter. Herr Quint legte es auf einen Herzenssturm an.

Alle seine Hausleute wunderten sich deß; besonders die alte Haushälterin Anne-Marie gerieth außer sich. Weiber haben in solchen Angelegenheiten feinen Takt. Anne-Marie lachte heimlich vor sich hin, und flüsterte Allen vertraulich ins Ohr: „Es wird große Aenderung im Hause geben.“ Die Andern meinten, es wäre in der Welt nichts unmöglich; und wo es Gelegenheit gab, schielten sie durch Fenster und Thür, und durch Hof und Haus ihrem verwandelten Herrn nach.

Herr Quint, welcher weder auf den Glanz der schwarzseidenen Unterkleider, noch auf die geschmackvolle Form des neuen Haarbeutels bei seinem vorhabenden Angriff zählte, glaubte für jeden Nothfall noch anderer Waffen vonnöthen zu haben. — Ein schönes Buch aus seiner Bibliothek, ein duftiger Strauß aus seinem Blumengarten mußten mit ihm. — Beide konnten wenigstens, als unschuldige Gelegenheitsmacher und Kuppler, Dienste thun.

So gewaffnet und mit einer Unerschrockenheit ohne Gleichen, verließ er das Haus, ging er gegen den brausenden Strom, und über die Brücke, und über die Au bis zur großen Straße, welche von einem Ende des Thals zum andern führt, und von Bätely nicht gemieden werden konnte.

Die Natur erwachte unter dem Triller der Lerchen; die Gewölke entwanden sich dem Schoos der Gebirge und schwangen sich golden der Sonne zu. Ein heiliger Schauer durchbebte die Waldung; — Verklärung strömte vom glänzenden Himmelsgewölbe herab über die gewaltigen Felsentannen und über die Moossteine und Kräuter.

Herr Quint faltete in stiller Verzückung die Hände zusammen. Er sah hinaus in die blühende, schimmernde Thalwelt, wie in ein neues Leben, dessen Engel Bätely war. Alle Herrlichkeit und Pracht der Frühstunde war für ihn der feierliche Eingang zur

Epopöe ſeiner Zukunft; das Einläuten ſeines großen Sonn- und Feſttags!

Träumend ging er auf der Straße hin, gegen das große Dorf Thoſa, von woher die Geliebte kommen ſollte. Der Weg ſtieg am Ufer des Stroms über Bergſchutt und Felſen empor; rechts und links von alten Eichen, Fichten und Lerchenbäumen beſetzt und verworrenem Dickicht.

Auf der Höhe faltete ſich ihm über den Wipfeln der unten vom Stromufer aufragenden Tannen eine liebliche Landſchaft aus, in deren Mitte ſein Landgut wunderſchön gelegen war. — Auch überſah man von hier aus des Wegs eine gute Strecke vorwärts, der ſich wieder in die Tiefe zwiſchen Waldung und mit kleinen Blumen beſtreuten Felſen hinſenkte.

Hier beſchloß Herr Quint Poſition zu nehmen, und Bätely zu erwarten. Denn es ließ ſich ihr doch nicht ſo entgegen laufen, ohne alle Vorbereitung. Die Bekanntſchaft war allzufriſch; und die mit ihr verknüpften Unfälle — — das Tiſchtuch — —

Dies war Entladung aller Elektricität; Amor ließ die Flügel ſinken, Herr Quint das Blumenbüſchel; ein trübender Hauch ging über den Glanz der Natur, wie der Seufzer eines böſen Geiſtes.

Die unſelige Erinnerung ans Tiſchtuch wüthete mit winterlicher Hand in dem Frühlingsgarten ſeiner Fantaſie. Alle Freuden und Hoffnungen erſtarben; er ſtand da, wie einer, der Niemanden angehört; wie ein Pilger aus der Fremde im plötzlichen Nebel; oder wie ein Trinker, der mitten unter Thorheiten nüchtern wird.

Er ſtampfte mit dem Fuß ärgerlich gegen die Erde. — „Da läuft der Narr hin, bei Gott, um ſich noch einmal vor dem liebenswürdigſten Geſchöpf unterm Himmel lächerlich zu machen! Schämen wird ſie ſich in deiner Seele und in deinem Namen. Und du ſo plump, ſo tölpiſch! — o, warum war ich nicht nur unglücklich, warum mußt ich mehr ſein, als das, ſogar lächerlich.

Herr Quint warf mit Heftigkeit seine Blumen zu Boden.

„Es ist vorbei! Es ist gewiß, sie liebt mich nicht; und wenn sie wollte, sie könnte nicht! — Da wäre der Klotz einmal wieder sauber angepralli, wenn er ihr heut' sein Kompliment geschnitten, wie einer alten und sichern, aus- und abgemachten Bekannt- und Freundschaft! — Troll' er sich ganz sachte davon, laß Er erst Gras wachsen über Seine Albernheiten, dann klopf' Er wieder an und meld' Er sich!"

So mißhandelte sich selbst, mit kartheuserhafter Strenge, der arme Quint. Er sah in dem Augenblick seine Fehler in Riesengestalt, die ihn zu Boden drückten, und seine Tugenden schienen ihm Zwerge. — Er verzweifelte so sehr an sich, daß er sich von ganzem Herzen verachtete. — Schönheit, Reichthum, Grazie, Witz, Ruhm, glänzende Aemter, glänzende Handlungen, und was sonst wohl ein schönes Mädchen ankirren dürfte . . . .

„Ach, es fehlt mir Alles, — Alles — Alles! um vor der Liebenswürdigen liebenswürdig zu sein!"

Er drückte sich den Hut tiefer ins Gesicht; schwenkte halb, und wollte soeben den Rückweg in die Heimath antreten, als, sein Unglück zu mehren, Satan ihm schadenfroh ins Ohr blies: „Und ehe du klug und liebenswürdig wirst, hat Bätely schon den Mann gefunden!"

Der Einfall machte ihn schaudern. Er stand still. Vor seinem innern Blick liefen, wie Schattenspiel der Zauberlaterne, die Gestalten aller seiner möglichen Nebenbuhler aus dem Thale vorbei. — Schöne Männer, geistvolle Männer, angenehme Gesellschafter, reiche Jünglinge, bedeutende Familien — und Quints Selbstgefühl, statt ganz aufgelöset zu werden, erwachte wieder unter dieser Musterung. Unwillkürlich wog er sich mit Mann um Mann, und fand, daß er denn doch so ganz verächtlich, so ganz werthlos nicht sei. — Die Nebel des Mißmuthes brachen sich; der Hoffnung Sonnenstrahl schoß

über seine innere Welt hin, und zeigte wieder in der nächtlichen Wüste einzelne lichte Stätten.

In fortgesetzten, angenehmen Ueberlegungen hob er sich stufenweis vom Trost zur Beruhigung, von der Ruhe zur Hoffnung, von dieser zur Erwartung, von der Erwartung zur Freude, von der Freude zum Entzücken. „Und denk' ich noch an Pyk's Worte, an Bätely's Blicke!" rief er im neubeginnenden Hoffnungs- und Liebesrausch: „o Alles ist noch möglich! Wir wollen es versuchen! Bätely wird errungen! Das Paradies erobert! trallalla, trallallera, tralla, trallorium!" — Die letzten undeutschen Worte dachte er nicht, sprach er nicht, sondern er sang sie mit heller, vernehmlicher Stimme, und tanzte dabei von einer Seite des Weges zur andern hinüber und ebenso wieder zurück.

Wahrscheinlich hätte er diesen Jubeltanz, welcher viel Aehnliches mit dem königlichen Davidischen vor der Bundeslade gehabt haben mag, — wahrscheinlich hätt' er ihn noch lange fortgesetzt, es war ein Mittelding zwischen Menuet und Walzer, wenn nicht - — — genug, Herr Quint sprang mit einem Male von der Seite, wie ein scheues Roß, während es courbettirt. Er schlüpfte ins Dickicht zwischen der Heerstraße und dem unten in der Tiefe laufenden Strom.

Und den Weg daher gegen die Höhe kam Bätely in höchsteigener schöner Person. Sie war allein.

13.

Wer einmal geliebt hat, wird sich den schnellwechselnden Gemüthsstand des zwischen Furcht und Hoffnung, Angst und Entzücken umhergeworfenen Herrn Quint sehr deutlich erklären können. Auch will ich wetten, daß der größte Theil meiner Leser den Freudentanz des Herrn Quint irgend einmal schon mitgetanzt habe; nur war jeder vielleicht glücklicher, als unser Philosoph, der in seinem

Jubilo überrascht wurde, und leider gerade von derjenigen Person, welcher zu lieb dieser geheime Ehren- und Lusttanz bei einfacher Vokalmusik angestellt war.

Herr Quint, welcher in seinem Leben nicht als Solotänzer zu figuriren im Schilde geführt hatte, war von Bätely's Erscheinung dermaßen betroffen und aus der Fassung gehoben, daß er an allen Gliedern bebte. Hatte ihn Bätely droben auf der Höhe mit seinen Kreuz-, Quer- und Luftsprüngen erkannt: so war's unfehlbar auf ewig um ihn geschehen. Was hätt' auch ein Mädchen denken sollen, wenn sich ihm ein wohlgekleideter Mann plötzlich im Walde tanzend darstellte, ein Mann, sonst schüchtern, ehrbar, sittig und von aller Welt für vernünftig gehalten? — Und wenn dieser ihm nun sogar mit Liebeserklärungen entgegengerückt wäre! — Um Gottes willen, Herr Quint, wo hatten Sie den Verstand?

Der gute Mann büßte in diesem Augenblick seine kurze Lust auf die empfindlichste Weise. Er mußte sich mit beiden Händen fest an den nebenstehenden Bäumen halten, weil der Boden unter ihm, bis zum Ufer des Stromes hinab, ziemlich tief und steil lief, und die Füße sich nur auf Kies und Sand stützten, der bei jeder Bewegung nachließ.

Jedenfalls mußte er so in grausamer Lage wenigstens verzögern, bis Bätely vorüber sein würde, und doch schien er sich keinen Augenblick länger aufrecht halten zu können. Der Boden sickerte allmälig unter seinen Fußsohlen. Er konnte links, er konnte rechts vielleicht fester stehen, aber nicht vor Bätely's Blicken bedeckt, wie hier. Zudem war mit jeder Abänderung seiner Stellung ein verrätherisches Geräusch, ein Prasseln des herabrollenden Gesteins und Sandes unausweichlich.

Ausgenommen qualvolle Träume, wo der Beängstete entrinnen will, inzwischen ein fataler Zauber seine Füße an den Boden fesselt; oder schreien will um Hilfe, ohne eine Stimme zu haben — aus-

genommen solche Höllenmährchen, welche uns zuweilen ein böser Engel im Schlaf erzählt, hatte Herr Quint nie Peinlicheres der Art empfunden.

Der Boden sickerte indessen nach dem Naturgesetz der Schwere langsam unter seinen Sohlen fort — eine weite Fahrt über Kies und Gries hinunter stand zu befürchten — schwindlicht anzusehen — und Jungfer Bätely hatte so eben die Höhe des Bergweges erreicht und stand zwei Schritte von Herrn Quint, dem im Schreck der Odem entging, — stand still und betrachtete erstaunt die weggeworfenen schönen Gartenblumen auf dem Wege zerstreut.

Auch jeder Andere würde mit stillem Vergnügen die kleine Reisende betrachtet haben, sauber, ländlich-einfach und doch zum Vortheil des lieblich-geformten Wuchses gekleidet, wie sie da stand vor Quints Blumen, sinnig und mit einem Angesicht, wie das Angesicht eines Engels im Morgenroth. — Herr Quint zitterte vor Liebe und — Angst.

Sie bog sich, sammelte die Blumen auf, und ging seitwärts, sich auf ein Felsenstück zu setzen. Die Blumen im Schoos, ordnete sie dieselben zu einem Strauß, doch ohne Eile; denn ihr Blick irrte in der gegenüberstehenden Landschaft, wo im Morgenduft Herrn Quints Landgut und Wohngebäude nebst Garten ruhten.

„Er hat auch Blumen in seinem Garten," dachte sie: „und wie man sagt, soll es ein schöner Garten sein." —

Ihre Hände sanken in den Schoos auf die kühlen Blüthen hin; ein zitternder Seufzer hob langsam ihren Busen.

Unwillkürlich, denn wer nimmt sich dergleichen vor? gedachte sie sich die Hausfrau da drüben, und meinte: die werde dann auch für die Küche pflanzen, wie für die Augen. — Die Lage der Hausthür, der Fenster, des Schornsteins deuteten ihr physiognomisch das Innere des Wohngebäudes, und das Verhältniß der Zimmer und Kammern, der Küche und des Kellers, der Treppen und Säle. Da,

meinte ſie, ſei doch viel zu putzen und zu ſchmücken; ſchön wäre es, Winter und Sommer ſchneeweiße Umhänge vor den Fenſtern zu haben, denn ſie zieren auch von außen das Haus. Und des Abends im Sommer müſſe man in einer heitern Gartenlaube zu Nacht ſpeiſen; und im Winter ſollte das Stübchen, mit Ausſicht gegen die Landſtraße, gewärmt werden, da müſſe auch das Klavier ſtehen. Herr Quint konnte es trefflich ſpielen; die Hausfrau würde dann dazu den gelben Flachs ſpinnen.

„Und an wen denkt er?“ dachte ſie weiter: „O ich weiß es wohl, an ihn denkt manche. Er iſt reich, jung und artig. Daß mich armes Kind doch immer das Unglück verfolgen muß. Wäre nur das Tiſchtuch nicht geweſen! Wie war ich doch ſo ungeſchickt! Ich werde mich zeitlebens ſchämen. Nie darf ich die Augen wieder zu ihm aufſchlagen. — Aber, wahr iſt's doch, er warf zuweilen einen freundlichen Blick auf mich; einen Blick ſo wunderlich, ſo hell und durchdringend, daß ich ihn kaum ertragen konnte. Und ich möchte viel darum geben, zu wiſſen, was er zum Oheim Pyk geſagt hat. — O der Oheim, ich kenn' ihn gar wohl. Glaube ihm nichts, armes Bätely, er hat dein nur geſpottet. Mag ein ſo reicher Mann, ein ſo glücklicher, den Alle lieben, an dich armes, unwiſſendes Mädchen denken? Er ſoll ein gelehrter Herr ſein; er wird ſich eine gelehrte Frau ſuchen, vielleicht ein Mädchen aus der Stadt. Denn du biſt ſein nicht würdig. Und er kennt dich nicht, — hat dich ſeit vorgeſtern gewiß vergeſſen.“

Mit dieſen Worten fiel eine ägyptiſche Nacht über ihre Träume.

Sie faltete die Hände zuſammen, ſtreckte ſie mit wehmüthigem Blick gegen das Wohnhaus des Herrn Quint und ſprach (denn ſie glaubte ſich unbelauſcht) mit bebender Stimme: „Ach! Herr Quint . . .“

Herr Quint in ſeiner glückſeligen Verborgenheit hatte, obgleich unter tauſend Beſorgniſſen wegen ſeiner ſchlechten Haltung, mit

Vergnügen die Geliebte gegenüber gesehen. Er war voller Entzücken. Aber als sie die schönen Arme gegen seine Wohngegend hinstreckte, und als über ihre kleinen Purpurlippen der verrätherische Seufzer: Herr Quint! hinflog ... da riegelte sich der Himmel vor ihm auf; da wollte er zu Bätely's Füßen; nie lächelte das Glück holder; er breitete ihr seine Arme entgegen, und ...

Mit dumpfem Geräusch löfete sich unter ihm der Kiessand; der lockere Boden rollte prasselnd hinunter, Herr Quint unaufhaltsam, mit Allem, was ihn aus dem Mineralreiche umgab, verzweifelnd nach. Er flnchte unterwegs; vergebens. Es hätte ihm nicht geholfen, wenn er auch mit größter Andacht gebetet haben würde. Die Gefahr ward ärger, als je. Erd' und Schutt rollten ihm, da die Grundlage gewichen, von oben her sausend, nach, und drohten ihn zu begraben. Er sah besorgt hinauf, hinunter. Es blieb keine andere Maßnahme, als dem Willen des Verhängnisses zu folgen, und die Reise in die Tiefe zu vollenden.

14.

Wenn in poetische Verhältnisse, welche den Menschensohn vergöttern und die Erde verhimmeln können, plötzlich ein so prosaischer Zufall tritt — wo ist der Lammessinn, welcher darüber nicht in Wuth geriethe? — Und doch ist das arme Leben des Menschen nichts als ein Roman mit Versen vermischt, ein Singspiel ohne Musik, ein Ding, aus dem man nicht ganz klug wird. Und eben daher geschieht es, daß auch die sanftesten Seelen zuweilen verwildern, und ihre Seidenwolle wie eine Löwenmähne schütteln.

Das that nun auch Herr Quint, als er unten am Berge glücklich wieder auf die Füße sich erhoben, und durch künstliche Sprünge den Angriff verschieden nachrollender Steine vermieden hatte. Doch mitten im Zorn wußte er nicht, ob er seinem Mißgeschick mehr

fluchen, oder seinem Glücke mehr danken sollte, die vermessenste Bergfahrt ohne Bein- und Halsbruch zurückgelegt zu haben.

Es durfte nicht mehr daran gedacht werden, bergauf zu klimmen, und Bätely zu suchen. Wahrscheinlich hatte sich das gute Kind bei dem entsetzlichen Bergfall klüglicherweise durch Flucht gerettet. Zudem konnte Herr Quint auf keine Weise verhehlen, daß seine schwarzseidenen Unterkleider außer Stand gesetzt waren, dem Auge einer Geliebten gezeigt zu werden. Er mußte froh sein, deren Flecken und Risse also verbergen zu können, daß er, ohne Aufsehen, bei hellem Tage die Heimath erreichen konnte.

Er weinte vor Wuth! — auch Philosophen verlieren unter gewissen Umständen ihre Philosophie. Es ist noch kein Mensch gefunden, der weise war zu allen Stunden des Tags. Herr Quint, der Bruyère und Theophrast seines Thales, Herr Quint, der feine Menschenkenner, hätte gewiß diese Thränen nicht in Anschlag gebracht, wenn er seinen eigenen Charakter hätte schildern sollen. Und doch bezeichneten sie ihn so treffend! — Aber man weint nie solche Thränen auf dem Markte, oder am Theetisch.

Den Menschen kennen zu lernen, muß man ihn sehen, wenn er sich allein glaubt. Jeder ist gefallsüchtig nach seiner Weise. Jeder macht, ehe er auf die Straße tritt, oder ins Gesellschaftszimmer, vorher in der Geschwindigkeit seine moralische Toilette. Daher hat Herr Pyk noch einmal Recht: „Wer die Welt kennen will, muß sie mehr durchs Schlüsselloch, als durch Fern- und Sterngläser sehen.“

15.

Am folgenden Tag erschien bei ihm Herr Pyk. Es war ein Regentag. Dicke Wolken trieben sich unterwärts am Gebirge von Schlucht zu Schlucht, und die Kuppen der Berge lagen im nieder-

gesunkenen, schweren Regenhimmel verloren. Dergleichen Tage waren Herrn Quint immer willkommen. Die weite Stille, die einförmige Trübe der Landschaft, der Mangel an Zerstreuung im Aeußern, schränkten ihn auf sich selbst ein. Er glaubte dann mehr zu leben, als sonst, und nie war er fruchtbarer an muthigen Entwürfen, als zu solchen Zeiten.

Seines Unsterns vergessend, trieb er sich mit Planen umher, wie Bätely zu gewinnen sei? — Schon seit er erwacht war, brütete er darüber. — Die Entwürfe standen in reifer Vollendung, als Pyk erschien, und sein Pferd unterm Fenster anband.

Nie war der Nachbar erwünschter gekommen. Er kam gerade von Rottheim. In Rottheim wohnte Bätely bei der Schwester des Herrn Pyk. — Es war jetzt Nachmittag. Das Pferd mußte in den Stall. Herr Pyk warf die genäßten Kleider ab, und nahm mit Quints Schlafrock und Pantoffeln vorlieb. — Auch beschloß er hier zu übernachten, dieweil es Abend, der Weg sehr schlecht und der Regen gewaltiger geworden war.

Als sie nun beisammen saßen, zündete Herr Pyk die Tabakspfeife an, und sprach: „Nehmet es mir nicht übel, Herr Nachbar, ich mache mir's gern bequem, und bin gern bei Euch. Hättet Ihr aber eine liebliche Hausfrau, die uns mit freundlicher Miene eigenhändig den Tisch zum Nachtessen deckte, und auch dabei aus lauter lieber Freundschaft ein wenig mit mir schmälte, — worüber? ist gleichviel: — so wäre ich noch um fünf Prozent zufriedener. Ich höre ein junges Weib gern zanken mit mir; denn ich pflege wohl unartig zu sein. Und daran erkenne ich gleich, ob die Frau Geist und Herz, und zur Freundschaft Gefühl hat. Junge Weiber, die gern lächelnd schmälen, lieben treu und zärtlich, und sind einst holde, ehrwürdige Mütter. — Aber, um von vorne anzufangen, wenn da Euer Bedienter kömmt, oder Eure Magd, und das Licht anzündet, oder das Tischtuch bereitet — lieber Gott, das ist, als

wenn's gar nicht geschähe, und lockt auch nicht zum Mahle. Wenn's Herz nicht warm ist, sind die Speisen kalt."

„Ihr habet wohl Recht!" entgegnete Herr Quint, und sein Antlitz brannte: „Ich fühle auch, daß Ihr wahr redet. Aber schwer ist's heut' ein braves Mädchen zu finden, welches zum Altar durchs Herz des Mannes gezogen wird. — Und ich kenne kein Mädchen, mit dem ich glaube glücklich werden zu können, als, offenherzig gesprochen, — — eben Eure schöne Nichte, Jungfer Bätely." Herr Quint hatte beim letzten Wort den Athem verloren.

Herr Pyk lachte schelmisch. — Er zündete die Pfeife noch einmal an und sprach: „So schnell?"

Quint bückte sich und hob ein Papierschnitzel vom Boden auf. — Der Rubikon war überschritten; rückwärts durfte er nicht mehr gehen.

„Hab' ich's doch wohl bemerkt!" setzte Herr Pyk seine Rede fort: „Das Mädel und Ihr — Ihr seid keine Komödianten, sonst müßtet Ihr Euch besser verstellen. Ihr waret wie verhext, beide verhext — das hatte ich auf den ersten Blick. Kurz und bündig, alles zusammen genommen . . ." Herr Quint unterbrach ihn: — „Meinet Ihr, Herr Nachbar, daß . . . erinnert sich Bätely; daß . . . ich wollte sagen, glaubet Ihr, daß Eure Nichte, — und es käme dabei lediglich auf Eure Freundschaft an . . . ich will's Euch nur offenherzig gestehen, denn wozu hilft auch vor Euch alles Verstellen, denn heraus muß es doch einmal. . . ."

„Ei," rief Herr Pyk: „so lasset mich doch nur ausreden. Ich betrachte das Ding wie eine abgemachte, vollendete Sache."

„Desto besser!" sagte Herr Quint: „Ihr seid fein, und sahet wohl in der ersten Stunde, daß ich Euer Bätely unaussprechlich lieb hatte . . . allein, lieber Himmel, ich darf nicht glauben, nicht hoffen — Bätely kennt mich ja nicht!"

„Pah! da geht Ihr irre! Sie kennt Euch längst!" rief lachend Herr Pyk: „Weiberlein haben Luchsaugen, und ist ihnen die Ge-

ſichtskunde angeboren, wie den Bienen die Pflanzenkunde. Ihre Blicke, die ſie in aller Beiläufigkeit auf den Mann werfen, ſind wahrhaftige Leuchtkugeln, die ihnen unſer Allerinnerſtes zum hellen Mittag machen. Ihr erſtes Urtheil, welches ſie über uns fällen, iſt daher auch immer das richtigſte; die guten Kinder ſind nachher meiſtens ſo beſcheiden, daß ſie unſern Worten mehr glauben, als ihrem Ahnungsſinn. Zum Beiſpiel: Bätely hat Euch geſchildert und konterfeiet, wie eine fünfzigjährige Bekanntſchaft."

„So hat ſie von mir geſprochen?" fragte Quint mit angenehmem Erſtaunen.

„Ei, ſo redet doch, wie ihr denkt; — habt Ihr's denn dem Bätely nicht angeſehen, daß es durch Euch halb verwirrt worden? Sie hat es zwar abſtreiten wollen mit aller Gewalt, ſie denke nicht an Euch, aber ſie hat bis zum letzten Augenblick, da ſie heim ging, von nichts, als Euch geſprochen, und um nichts, als Euch, geſtritten. Bei ihrer Tante macht ſie es zweifelsohne kein Haar beſſer. Die Tante hat's ihr auf den Kopf zugeſagt dieſen Morgen: du biſt verliebt! und ich habe hinzugefügt: er iſt's desgleichen!"

„Um Gottes willen," ſchrie Herr Quint, und war außer ſich: „Was habt Ihr auch gethan? Ihr macht mich elend. Was wird Bätely von mir denken?"

„Narrenpoſſen!" entgegnete der Oheim: „was wird ſie denken? Ihr ſeid, wie ſich's gebührt, wird ſie denken, und das iſt ihr ſchon gelegen. — Und ich geſtehe es Euch, ihr jungen Leute ſeid mir lieb. Es iſt ein Plänchen von mir geweſen, Euch zuſammen zu bringen. Und würdet ihr einander gefallen haben, ſo hätt' ich den Handel gleich in Richtigkeit gebracht. Bätely hat ein ganz artiges Vermögen und iſt ein gutes Kind. Der Himmel hat's gewollt, daß er Euch zu mir führte, daß Ihr früher mit ihr zuſammentrafet, als ich dachte. Jetzt iſt es im Reinen. Da habt Ihr meine Hand darauf."

Herr Quint war außer ſich. Er ergriff die Hand des wackern Pyk; er warf ſich um deſſen Hals, er küßte ihn mit Inbrunſt und Heftigkeit und ſeine Augen wurden thränenfeucht.

„Nun, nu, nu!“ ſchrie Herr Pyk: „was habt Ihr? ſeid Ihr verblendet? Verwechſelt Ihr den Oheim mit der Nichte?“

Quint zog ſich zurück — der Felſen war von ſeinem Herzen — —

„Ich habe mit meiner Schweſter,“ fuhr der Oheim fort, „langes und breites Geſpräch geführt. Sie iſt mit der Parthie wohl zufrieden. Ich liebe das Kurze und Bündige. Uebermorgen haben wir Sonntag. Bätely mit ihrer Tante kömmt zu mir dann; der Herr Pfarrer und Notarius mit einigen Zeugen ſpeiſen bei mir. Die Verlobung geht vor ſich, und dann ein- für allemal in der Kirche ausgekündigt . . .“

„Ich bitte Euch,“ unterbrach ihn Quint, und rückte auf ſeinem Stuhl voller Unruhe durch die Stube, „ich bitte Euch, fein langſam, nur langſam; Ihr redet zu viel! Ihr wollet zu viel und wollet zu ſchnell. — Sonntag, Verlobung, Pfarrer, Gaſtmahl, Notarius, Verkündigung . . .“

„Halt!“ ſchrie Herr Pyk: „da ſeid Ihr links. — So etwas muß ſchnell abgethan ſein, ich ſage ſchnell, doch in aller Ordnung. Es gibt Dinge in der Welt, die müſſen ſchnell genommen ſein, wenn's gut damit gehen ſoll, z. B. eine Arznei, eine Batterie, eine Frau. Ebenſo Taufe, Heirath und Begräbniß. Das ſind drei Kapitel unſers Lebenslaufes, oder Titel zum Kapitel, die ſich um ſo ſchöner ausnehmen, je bündiger ſie ſind. Durch die Taufe entſagen wir dem Teufel, durch die Hochzeit dem alten Adam, und durch den Tod allen Thränen und Sorgen. Amen. Es ſteht aber bei Euch. Die Verlobung macht ſich auch übers Jahr.“

„Nein!“ fuhr Herr Quint auf: „bei Leibe nicht. Macht's, wie Ihr wollt. Ich überlaſſe mich Euch ganz. Ich bin der Glücklichſte unter der Sonne. — Auch hab' ich in der Welt nichts gegen

die Verlobung, sondern gegen den ganzen Kram von Notarius, Pfarrer und Zeugen. Ich hasse den Prunk; das Komplimentiren; das Zeremonienwesen. Kann ich mir denn kein Weib nehmen, ohne all den Lärmen?“

16.

Hier war neue Verschiedenheit in der Denkweise beider Philosophen. Herr Pyk liebte Pracht und Geräusch. Er war ein Aristokrat und wäre gern ein Adelicher gewesen. Sein Haus war mit allen Heldengemälden austapezirt, die er in öffentlichen Versteigerungen eingekauft hatte, um der Ordensbänder willen, die sie, nebst großen Wolkenperücken, trugen. Von den dreihundert und fünfundsechszig Tagen des Jahres gehörten ihm die Werkeltage zu den gemeinen Bürgern; Geburts- und Namenstage waren Roturiers; Sonn- und Festtage wahrhafte, von Gott ernannte Edelleute, deren Patente und Diplome das alte und neue Testament verwahrt. — Er tanzte nur Menuetten mit Begleitung von Trompeten und Pauken, und zog die langen Handmanschetten, wenn's hätte zur Wahl kommen müssen, dem Unter- und Oberhemd vor.

Unter solchen Umständen bleibt es kein weiteres Räthsel, wie dem blöden, guten Quint zu Muthe sein mußte, als Herr Pyk schlechterdings zur Verlobung, außer dem Notar und Pfarrer, auch die nächsten Verwandten von Seite des Herrn Bräutigams und der Jungfer Braut gezogen wissen wollte, als Zeugen.

Spät in die Nacht hinein wurde dieser Gegenstand verhandelt, und endlich bis zum folgenden Morgen vertagt. Die Summe der Gäste bei der Verlobung belief sich, Braut und Bräutigam inclusive, auf zweiundzwanzig Personen. Für den Schmaus und die übrigen Feierlichkeiten wollte Herr Pyk unmittelbar selbst sorgen, weil die Verlobung in seinem Hause gehalten werden sollte.

Herr Quint blieb ſchlaflos. — „So iſt doch keine Roſe ohne Dornen!“ ſeufzte Herr Quint, und warf ſich unruhig umher auf ſeinem Lager. Der Himmel, von den Strahlen des Mondes überfloſſen, leuchtete hell durch die Scheiben der Kammerfenſter: „Keine Roſe ganz ohne Dornen! — Nicht einmal das einfache Bekenntniß der Liebe, der Schwur, ſich ewig anzugehören, ein Schwur, der ſchöner und würdiger in der Einſamkeit und unter Thränen abgelegt werden würde! — O ihr armen Menſchenkinder, warum quälet ihr euch ſo gern ſelbſt? Warum laſſet ihr keine Freude in euer Herz ſchleichen, ohne ſie durch eine Thorheit mit einem Schmerzenszoll zu belegen?“

Das Alles half nun freilich nichts. Herr Pyk ließ ſein Syſtem nicht fahren. Er reiſete des Morgens in aller Frühe ab. Die Gäſte wurden eingeladen, Notarius und Pfarrer verſchrieben; das Gaſtmahl bereitet — kurz, am Sonntag Morgen war Alles angeordnet, was zu einer Verlobung und zu einem kleinen häuslichen Feſte, aus dem Stegreife, vonnöthen ſein konnte.

Um zehn Uhr Vormittags erſchien im Hauſe des Oheims, von der Tante begleitet, Bäteln, obwohl das gute Kind, das man zu überraſchen gedachte, nicht wußte, daß der Tag ſeiner Verlobung ſei. Oheim und Tante waren darin übereingekommen.

Um halb eilf Uhr erſchienen Pfarrer, Notarius und Vettern und Muhmen in Feierkleidern, mit lautem Geträtſche, ſchaarenweis. — Nur der Bräutigam fehlte noch.

17.

Herr Pyk fühlte ſich an dieſem großen Tag ganz in ſeiner Würde. Indem er das Glück zweier tugendhaften Seelen, die ihm theuer waren, gründen wollte, hatte er zugleich Gelegenheit, ſeinen Wohlſtand, der an Reichthum grenzte, zu entfalten. Die kleine

Liſt, den Zweck des Feſttags zu verheimlichen bis zur entſcheidenden Minute, kitzelte ihn beſonders. Er ging von Zimmer zu Zimmer, ſagte allen Gäſten etwas Schönes, hörte den Schmeichelſpruch von allen, gab Befehle in Küche und Keller, und drückte dem ſchüchternen Bätely zuweilen mit bedeutendem Lächeln die Hand.

Aber keine Roſe iſt dornenlos. Zwei Dinge ſtörten die Laune des Herrn Pyk.

Seine Schweſter, Bätely's Tante, hatte in der Wonne ihres Herzens mit geſchwätziger Freundlichkeit einer alten Gevatterin das Geheimniß des Tages vertraut. Die Gevatterin wäre lieber geſtorben, als daß ſie das Geheimniß, welches auf ihrer Zunge brannte, einen Augenblick dem lieben Nachbar, dem Herrn Barbier von Thoſa, verſchwiegen hätte. Der Herr Barbier glaubte aus Amtspflicht es allen ſeinen anweſenden Kunden entdecken zu müſſen. Die Kunden veroffenbarten es ihren Eheliebſten. Genug, binnen drei Minuten durchlief das Geheimniß alle vierzig vorhandenen Ohren; alle Geſichter wurden wichtig und feierlich. Die betagte Frau Pfarrerin, der es um das Seelenheil der kleinen Bätely zu thun war, ging mit angemeſſenem Schritt auf dieſe zu; hob eine förmliche Gratulation an ob der glücklichen Wahl des Liebſten, und der Verlobung, und breitete ſich nun in einer wahren Standrede über die chriſtlichen Pflichten einer verlobten Braut aus. Der Pfarrer, welcher ungern Andere ſein Handwerk treiben ſah, eilte hinzu, mit aufgehobenen Augen und Händen, und unterbrach den Sermon ſeiner gottesfürchtigen Hausehre. Die übrigen Gäſte wollten nicht mit Artigkeiten zurückbleiben. Ein wogender, ſchnatternder Haufe umringte das arme Mädchen, welches ſchamroth wegen verrathener Liebe, (ſie glaubte, nur Gott und die Tante wüßten darum) mit geſenkten Blicken, in ſich ſelbſt verloren, oder vielmehr, wie vernichtet da ſaß.

Mit weitgeöffneten Augen und Ohren trat Herr Pyk ins Zimmer und sah und hörte den komplimentirenden Haufen. Sein Plan war verrathen, zerstört; er runzelte die Stirn; er blieb stehen; er zupfte unwillig seine Halskrause mit der rechten Hand, inzwischen er mit der linken in der Westentasche den weiten, großen, rothseidenen mit gelben Blumen gestickten Schoß derselben auf- und niederbeugte, wie einen Fittig, auf welchem er sich vor Verdruß hätte in alle Lüfte schwingen mögen.

Bätely's beklommene Seele, von Angst und Liebe und Scham angefallen, erlag unter schmerzlichen Empfindungen. Ein Traum faltete sich plötzlich, wie unter einem Feenspruch, zur Wirklichkeit auseinander; der Mann, für den allein sie sich in die Welt gerufen fühlte, und den sie doch selbst nicht zu nennen wagte, war laut und feierlich als ihr Bräutigam proklamirt. — Sie sollte ihn sehen, um ihm ewig anzugehören. Ach, nicht vergebens hatte die Tante ihr heute den goldenen Rosettenring auf den Finger gezwungen! — Nicht vergebens hatte sie im Ton der Weissagung gesagt: „Ein Anderer wird ihn dir wieder abziehen! —"

Sie fühlte ihr Glück. Das Herz, allzuzart, den jähen Sturm auszuhalten, löfete sich in Thränen auf.

Herr Pyk erschrak. Der Menschenkenner kannte die Thränen nicht. — Im Grund waren es nicht die Thränen selbst, oder Bätely's Unwillen, daß sie in so bedeutender Angelegenheit zuletzt befragt worden sei, — alles das war's nicht, was ihm den Schauder einjagte: sondern die Furcht, sich, von seiner Physiognomik betrogen, durch das Fest und leere Verlobungsgetümmel zum Thalmährchen werden zu sehen.

Er entschloß sich kurz, führte Bätely durchs geräuschvolle Zimmer in die stille Nebenkammer, setzte sich schweigend an ihre Seite und ließ sie — weinen.

„Was fehlt dir?" fragte er einige Mal. Er blieb unbeantwortet.

„Ich glaubte, das Fest würde dir willkommen sein — du würdest freilich —“

„Ach!“ seufzte die Jungfrau, und schlug zum ersten Mal die von Thränen spiegelnden Augen auf; denn sie verehrte den Oheim, wie man den Vater verehrt, und hatte vor ihm kein Geheimniß.

„Ist dir Herr Quint also zuwider?“ sagte er, „du willst ihn nicht? — Gesteh' es mir nur, ich zürne nicht. Es ist nur ein erzdummer Narrenstreich, daß ich dir's nicht vorläufig sagte, oder bei dir auf den Strauch klopfte. Deine Tante hat's falsch verstanden, und nicht gewußt, was die Glocke geschlagen. — Es ist ganz und gar meine Schuld nicht.“

Bätely, als sie des Oheims Worte und seinen Irrthum vernahm, in welchen ihre Thränen ihn geführt, wollte antworten. Aber die Stimme verschwebte in einen Seufzer; sie erröthete unter Thränen, sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter.

„Ja, es ist eine verdammte Geschichte!“ rief der verlegene Oheim, und rieb sich in der Angst die Hände. Für ihn war jetzt nur die Frage: wie man den fehlgeschlagenen Operationsplan mit bester Manier vertuschen, und den Zeugen und Ehrengästen einbilden könne: er habe ein Späßchen treiben wollen mit der Verlobung? — Die Sorge umdunkelte seine Stirn: „Sei nur ruhig, Bätely. Das Ding läßt sich noch ändern; man muß bei großen Unglücksfällen nie den Verstand verlieren. Das ist die Hauptsache. — Wenn du mir nur sagen wolltest, Herzensbätely, ob dir Herr Quint durchaus und im Tod zuwider sei? ob du nicht glaubst, du könntest ihn mit der Zeit lieben? Ich könnte dir Geschichten erzählen, eine über die andere, wo aus gezwungenen Ehen die besten Ehen erwachsen sind. Leider, daß die Zeit zu kurz und hier Gefahr im Verzug ist. Es ist noch nicht aller Tage Abend. Wenn du nun einmal, so zu sagen, provisorisch die Verlobung probiren wolltest. Das Andere wird sich schon hernach finden.“

„Aber!“ ſtammelte das Mädchen, „wißt Ihr denn auch gewiß, daß mich Herr Quint leiden mag?“

„Dich leiden, Herzensbätely?“ ſchrie der Onkel, und die Frage ließ ihn wieder vollkommen aufleben: „Dich leiden? Daß ſich Gott erbarme, er liebt dich mit Schmerzen von Herzen bis zum Sterben.“

Bätely ſank an des Oheims Bruſt mit heftiger Bewegung.

„Mein Gott!“ rief Herr Pyk, und ſeine Angſt ward wieder mächtig, wie zuvor: „erkläre dich, mein Schatz! rede nur, probire nur. Verſuch' nur die Verlobung, du ſtellſt dir das Ding etwas ſchwerer vor, als es iſt. Es iſt daran noch kein Mädchen geſtorben.“

Die Jungfrau hörte des bekümmerten Onkels Ermahnung nicht. Sie hörte nur noch im Innern der Seele das Forttönen der Worte: „Er liebt dich von Herzen bis zum Sterben.“

Sie hob ihre Arme empor, umſchlang damit des Oheims Nacken, verbarg ihr Geſicht an ſeine Bruſt und ſprach: „Sagt's ihm nur, denn ich kann es ihm nicht ſagen: ich lieb' ihn auch von Herzen!“

Herr Pyk wäre beinahe zu Boden gefallen. — Er horchte, horchte noch einmal, als wollte er ſelbſt das Echo dieſer Worte noch auflauſchen. „Ei, du Närrlein,“ rief er, „wie kannſt du mich auch ſo quälen. — Alſo, das wäre dein Ultimatum? — Bravo!“ Er küßte ſie und rief: „Nun hol' ich dir Herrn Quint her, das mußt du ihm ſelbſt ſagen.“

Er ſprach's. Vergebens ſtreckte Bätely's Arm ſich hin, ihn zu halten. Er flog davon ins Zimmer, um den Bräutigam zu ſuchen. — Alle ſaßen ſie da, die Gäſte, in ihrer Pracht verſammelt. Nur Herr Quint war nicht zu ſehen, und hatte ſich nicht ſehen laſſen.

Herr Pyk zog die Taſchenuhr. Es war ſchon halb ein Uhr vorüber. „Geht mir denn heut' Alles in die Quer?“ brummte er, und ging vor's Haus.

18.

Nicht ihm allein, sondern auch Herrn Quint war der heutige Tag ein Quertag. Der Mensch ist nicht Gebieter seines Schicksals. Die Tage nehmen ihn; nicht er nimmt die Tage.

Der ganze Vormittag war unserm Philosophen unter Beschäftigungen entronnen, die ihm ebenfalls fremd waren. Er schrieb Anreden, Danksagungsreden, und putzte sich stattlich zur Verlobungsfeier.

Ein Stubengelehrter, der Sr. Majestät dem Könige präsentirt werden soll — ein Kandidat der Gottesgelahrtheit, der bei voller Kirche seine erste Predigt halten soll — ein in Schulden seufzender Kaufmann am Lotterietag, dem das große Loos helfen, die Niete den Untergang bringen könnte — Keiner von diesen Sterblichen allen kann tiefere Angst empfinden, als Herr Quint wirklich empfand, seit er am Morgen von schweren Träumen erwacht und des Gedankens mächtig worden war: Heut' ist Verlobungstag!

Da sah er im Geist eine Geliebte, die er nie eigentlich gesprochen, der er nur Albernheiten gestammelt hatte, die er mit seinem Niesen erschreckt, mit seinem Tanz auf dem Berge ohne Zweifel in Furcht gejagt, mit seiner Abfahrt in die Bergtiefe zur Flucht getrieben hatte — da sah er neunzehn Zeugen und Ehrengäste, ihm fast alle wildfremde Personen, entsetzliche Gratulanten, steife Komplimentenschneider, und er sich mitten drunter, sein Thun und Lassen der Kritik preisgegeben, von allen Basen und Muhmen begafft! — Er fluchte im Herzen auf die Eitelkeit und Pomplust des Herrn Pyk. Er hätte mit Freuden eine halbe Tonne Goldes hingeworfen, wenn er sich damit von der Feierlichkeit, in der er die Hauptrolle spielen mußte, hätte loskaufen können. Fast wäre ihm seine ganze Liebesgeschichte verleidet.

„Was hat auch die Narrenwelt davon," sprach er bei sich selbst,

indem er halb angekleidet sein Zimmer mit schnellen Schritten auf- und ablief, „was hat sie auch davon, daß sie die Natur zum Firlefanz verkehren und die einfachste Sache von der Welt zum Fratzenwerk verzerren will? O Bätely, warum mußten wir beide mit diesen Herzen, mit diesen Gefühlen in eine Welt, wo man nur Rock und Braten sieht? — Die Wilden sind glücklicher. Zwei an einander schlagende Herzen, das ist die wahre Verlobung."

Inzwischen half die Protestation gegen der Welt Narrheit nichts zur Sache. Die Augenblicke eilten davon. Man mußte sich ankleiden, und zwar diesmal ein wenig sorgfältiger, denn gewöhnlich; man mußte noch hin und wieder manches in der Wirthschaft ordnen; man mußte endlich auch wohl beiläufig darauf denken, was man den Zeugen und Ehrengästen, der Braut, und der Tante, und der Formalität willen auch dem Oheim sagen wollte, um nicht im entscheidenden Zeitpunkt wie ein Stock dazustehen, sich zu kompromittiren vor der Braut und der sämmtlichen Verwandtschaft.

Während sich Herr Quint die Kleider zusammensuchte, studirte er emsig an zierlichen Redensarten und Höflichkeitserwiederungen. Aber es war, als wenn sein Geist ihm diesmal alle Dienste versagen wollte. Er fand keinen Sinn und keine Worte. Dies mehrte seine Aengstlichkeit. Im tiefen Nachsinnen vergaß er, die rechten Kleider zu wählen. Er holte dergleichen aus allen Schränken, und kleidete sich an, und wurde am Spiegel belehrt, wie unpassend er den Anzug ausgelesen, wie bunt, wie geschmacklos er dastand, in weißen Beinkleidern, schwarzseidenen Strümpfen und veilchenfarbenem Rock.

Die Garderobe mußte von neuem gemustert werden. Unterdessen gingen die glücklichen Einfälle wieder verloren, welche er zum Kompliment mühsam zusammengestoppelt hatte. Er ließ die Kleider zurück, und setzte sich in halber Wuth ans Schreibpult, um für den äußersten Nothfall einige anzubringende Artigkeiten aufzu-

zeichnen. Er fühlte mit Todesverdruß seine Untauglichkeit in großer, glänzender Gesellschaft. Er verwünschte tausendmal die Verlobungen und die Riesenplane des Herrn Pyk, und die Eitelkeit aller Oheime. Er schrieb:

„Jungfer Braut — Sie sehen mich hier —“ Es ist aber noch die große Frage, ob man Bätely sogleich Braut nennen darf? Dies ist sie doch wahrscheinlich nur erst nach dem Verlobungsakt. Besser also: „Jungfer Pyk, Sie sehen mich hier, als den glücklichsten Menschen, der, indem Sie ihm Ihre überaus schätzbare Hand, die —“ das Ding geht nicht. Es kömmt steif heraus. Und doch, was ist die ganze Wirthschaft mehr oder weniger, als steife Schneiderei? — Eine Art Liebeserklärung muß einmal herauskommen, um so mehr, da bis jetzt von keiner Seite eine solche gethan worden war. Die schönste Erklärung wäre die Einfachste: „Jungfer Pyk, ich bin Ihnen gut.“ Aber, hilf Himmel, welch eine Miene müßte das gute Mädchen dazu machen, wenn nun die ganze im feierlichen Zirkel herumstehende verehrliche Gesellschaft über die lakonische Erklärung in Gelächter ausbräche, oder die Nase rümpfte, oder in die Schnupftücher bisse, um das Gekicher zu verheimlichen!

Er stand wieder auf. Mit dem Schreiben ging's auf keine Weise. Vielleicht glückte ein Impromptü. Er trat vor den Spiegel, um mit lächelnder Miene, schmeichelnder Stimme etwas Schönes zu sagen. — In dem Augenblick brachten ihn zwei verschiedene Dinge außer sich selbst.

Erstlich, er fand sich angekleidet, aber noch sein Haar ganz in der nächtlichen Verwirrung, ungekräuselt.

Zweitens, in der Kirche des Nachbardörfchens schlug es zehn Uhr, und die andächtige Christengemeinde kam vom Gottesdienste zurück über alle benachbarten Wege und Stege verbreitet.

Ein kalter Schauer überfloß ihn. Er hätte fast an Hexerei

glauben mögen, denn er stand im Wahn, es könne noch nicht neun Uhr sein. Gesetzt, er hätte sich spornstreichs auf den Weg gemacht: so mußte er volle anderthalb Stunden bis zur entlegenen Burg des Herrn Pyk traben. Dann war's eilf Uhr und ein halb.

Wahrscheinlich versammelte sich gegenwärtig schon die Verlobungsgesellschaft — wahrscheinlich war er nun schon der Gegenstand der allgemeinen Unterredung — wahrscheinlich war Bätely mit der Tante schon dort; denn um der Sonnenhitze zu entgehen, hatte sie vermuthlich die Morgenkühle benutzt, drei Stunden Wegs zu machen, im kleinen „Thal-Wägle." — Und der Bräutigam stand noch ungekämmt und ungepudert vor dem Spiegel da, die weißen Haarwickeln am Kopf.

19.

Es liegt im Charakter großer Männer, daß sie durch die widerwärtigsten Ereignisse nicht außer Fassung gebracht werden können. Alles Große, Ungeheure, Erschütternde gehört gleichsam zu ihrem Wesen und Werk. Hingegen Kleinigkeiten sind oft Sieger über sie. So achtet der Löwe den Zahn des Tigers kaum im Kampf; er fährt aber beim Stich der Mücke auf.

Das ist nun alles, was sich zur Ehrenrettung des Herrn Quint sagen läßt. Die schwersten Opfer würde er mit Heldenmuth gebracht, die größten Leiden, als Mann, getragen haben — aber dieser Moment vor dem Spiegel, während die Dorfuhr schlug, rieb seine Kraft auf.

Er warf zum dritten Male die Kleidung ab, und setzte sich im Schlafrock vor den Pudertisch, sein Haar zu kräuseln. — Auch hier störte ihn ein schadenfroher Dämon. Bald standen die Seitenlocken zu hoch, bald zu tief. Es war nichts Zierliches herauszubringen. In Eilfertigkeit und Zerstreuung — denn er studirte noch immer

Anreden, und notirte beiläufig das Beste davon mit Bleistift in die Schreibtafel — verderbte er immer, was er vorher ziemlich leidlich gemacht hatte. — Dreimal schleuderte er mit Wildheit Kamm und Puderquaste zu Boden, und hob sie dreimal wieder auf; denn es war nun einmal Verlobungstag, und es ließ sich nicht ändern.

Schlechter denn jemals frisirt, doch nicht so unausstehlich übel, als er selbst glaubte, erhob er sich endlich. Er war im Begriff, seine Konzepte von Komplimenten noch einmal zu durchfliegen — da schlug die beherte Dorfuhr elf; und die fromme Betglocke brummte zum Ueberfluß noch dreimal hintendrein.

Herr Quint ward blaß vor Schrecken. Er hatte keinen Augenblick zu säumen. Vor halb ein Uhr konnte er jetzt unmöglich in Pyks Hause sein. — Ein weiter Weg, ein ungewöhnlich heißer Tag — zu Verlobung — man denke!

Hurtig ergriff er Stock und Hut, warf den stäubenden Schlafrock ab, zog das veilchenfarbene Kleid an — aber damit war's wieder nicht abgethan. Da war noch hier zu bürsten und da. Auf die Schuh war Puder gefallen; der Hut hatte am Bette gehangen und Federdunen aufgefangen; man hatte noch Hausgeschäfte, die abgethan werden mußten, und von keinem Andern abgethan werden konnten.

Es schlug halb zwölf Uhr, und Herr Quint stürzte verzweifelnd zum Haus hinaus.

Laufen hilft nicht zum Schnellsein. Er verlor bald den Odem; man mußte langsamer gehen; und den Schatten suchen, denn die Sonne stach gewaltig.

Während des Galopps, welchen Herr Quint sonst selten zu nehmen gewohnt war, hatte er eigentlich an nichts denken können. Erst bei langsamen Füßen wurde sein Gedankenlauf schneller.

Er fühlte, daß schon Alles verloren sei. In jedem Fall mußte die versammelte Gesellschaft beim Herrn Pyk über das Ausbleiben des Bräutigams in Bestürzung gerathen, in jedem Fall mußte die

Jungfer Braut ob der Ungezogenheit des Bräutigams empfindlich sein; in jedem Fall hatte Herr Pyk das Recht zu zanken, in jedem Fall mußten Entschuldigungen dagegen gestellt werden — in jedem Fall standen die Sachen so schlimm, daß man hätte Postpferde nehmen und bis Archangel oder Kamtschatka jagen mögen.

Außer seinem Geburtstag, ohne welchen er nie den heutigen gesehen haben würde, hatte Herr Quint in seinem Leben keinen wichtigern gehabt. Und gerade dieser heutige mißglückte so sehr. Wirklich stand er still, um sich besser seines Thuns zu besinnen. Er sah rückwärts, vorwärts, hinauf gegen die Alpen, hinab gegen den Strom; guter Rath war in allen Ecken theuer.

Die glühende Scheibe der Mittagssonne hing senkend über dem Thale. Die Schatten krochen zu den Wurzeln der Bäume zurück. Die kahlen Felswände an den Gebirgsrippen blendeten das Auge; jeder Fußtritt wehte über die schmachtende Flur eine Staubwolke.

Herr Quint hatte sich nie so übel und unbehaglich gefühlt. Er kam fast auf den Entschluß, heimzukehren und den ganzen Plunder von Verlobung, Schmaus und Fest fahren zu lassen, unter dem Vorgeben, er sei plötzlich erkrankt. Noch hatte er eine Stunde zu wandern, erst eine halbe zurückgelegt.

Sein Mißbehagen zu vermehren, fühlte er starke Eßlust. Sein wohlabgerichteter Magen kannte die gewohnte Mittagsstunde, und hielt auf alte Ordnung. Unter solchen Umständen stand es mit der vorgeblichen Krankheit schlecht. — Aber seine Noth war noch nicht zu Ende.

Es wehte vom Strom herüber ein schmeichelndes Kühllüftchen, welches Herrn Quint gewiß wohl gethan haben würde, wenn es ihm nicht vom Nacken hervor, über die Schultern, einen Schwarm Haare geblasen hätte. — Er drehte sich hastig um. Niemand war da. Er fuhr mit der Hand in den Nacken; da fand sich das Unheil. Entweder war der Haarbeutel vergessen, oder unterwegs verloren.

Hier blieb keine Zeit zu verlieren. Er sprengte um und jagte vollen Sprungs nach Hause zurück.

20.

Jeder Andere, was würde er in der Lage des unglückseligen Mannes gethan haben? — Noch einmal den Versuch erneuern, zum Verlobungshause zu kommen? Oder daheim bleiben und ein freundliches Schicksal abwarten?

Herr Quint wählte mit rühmlicher Entschlossenheit das erste. Der qästionirte Haarbeutel von schwarzem Taffent lag wirklich auf dem Schreibtisch neben dem Fernrohr. Beide Mobilien leisteten Herrn Quint sonst immer auf Spaziergängen Gesellschaft; diesmal und gerade das wichtigste Mal versäumten sie ihren Herrn.

Die Haartasche am gebührenden Orte im Nacken, das Fernglas in der Hand, verließ Herr Quint, nicht ohne einen tiefen Seufzer, zum andern Male die stille, verwaisete Wohnung.

Jetzt schlug die Glocke des Kirchthurms zwölf Uhr — recht, als hätte sie boshaft seiner geharrt, um ihm eine Stunde nach der andern ins Ohr zu brummen. — Dies raubte dem guten Manne, der nun schon einen ganzen Morgen von Angst und Pein umhergetrieben war, und nie von der Stelle kam, Muth und Trost. Selten ist man abergläubiger, als wenn man fürchtet und hofft; und selten hofft und fürchtet man mehr, als wenn man liebt. — Herr Quint nahm sein bisheriges Ungeschick als unfehlbare Weisung, daß Bätely für ihn nicht bestimmt sei. — Mit dem besten Herzen, mit der reinsten Liebe fand er sich des Mädchens nicht würdig, weil ihn alle Umstände verdammt hätten, lächerlich zu werden. Nichts aber ist lächerlich, ohne verächtlich zu sein.

Diese Betrachtungen munterten ihn wenig auf. Langsam schlich

er den gewohnten Weg dahin, voll tiefen Mißmuths. — Er ging, — er wollte dennoch zur Verlobung, und dem Schicksal trotzen. Es war aber nicht mehr der Liebe Magnet, welcher ihn zur Burg des Herrn Pyk zog, Verzweiflung war's. Er wüthete gegen sich selbst. Er wollte das Schwerste ertragen, und auch dem Uebelsten keinen Halm breit aus dem Wege gehen.

„Eigentlich aber," so redete er sich selbst an, „eigentlich aber ist Er, Er mit all Seiner eingebildeten Weisheit, ein Tropf. Er selbst ist an allem Unheil Schuld. Ein wenig früher aus den Federn, ein wenig systematischer in Seinem Tagwerk, ein wenig bedächtlicher in Seinem Thun und Nichtthun, und die Teufelei wär' Ihm nicht widerfahren. Geh' Er jetzt; laß Er sich derb auslachen; komm' Er zu Seiner Verlobung, wenn die Andern, des Wartens müde, am Tische sitzen und abgegessen haben; stell' Er sich hin, Herr Pinsel, und mach' Er Seine Bücklinge links und rechts. Was will Er denn antworten? Was will Er aufbringen, um die Blöße Seiner Albernheit nur halb zu bedecken? Studier' Er wenigstens auf einen Einfall, den man zur Noth anhören mag!"

Indem er sich also den Text selbst las und mit Vorwürfen kasteite, ward er in der Ferne einige ihm entgegenkommende Personen gewahr. Er zitterte und blieb stehen. „Wahrscheinlich sind sie abgeschickt, dich zu suchen — was willst du sagen?" Er verging vor Scham. Er legte das Fernglas an die Augen. Wirklich sah er hell und deutlich zwei festlich gekleidete Männer; sie gingen mit scharfen Schritten ihm entgegen. Er beschloß, ihnen auszuweichen, um Zeit zur Erfindung irgend eines Mährchens zu gewinnen. Rechts lag die Brücke über den Strom. Wiewohl ihm dies einen Umweg von einer Stunde machte, indem er schlechterdings am Ende des Thals wieder über den Strom zurück mußte, um zu Herrn Pyks Behausung zu kommen, setzte er doch eilfertig hinüber. Die Furcht ließ ihm keine Besinnung. Wie ein Sünder

ſchlich er ſchamhaft hinter den Gebüſchen weg, um von den Abgeſandten nicht ausgeſpäht zu werden.

Er entkam ihnen zwar glücklich — aber welch' eine Strecke Wegs lag nun vor ihm!

Und als er nun auch dieſe faſt durchlaufen hatte, — als nun vor ihm ſchon hinter den Gebüſchen die Thürme und Dachgiebel von Thoſa aufſtiegen, und vom andern Ufer des Waſſers die alte Burg herblinkte, was half es ihm? — In der Kirche von Thoſa ſchlug es zwei Uhr, und man läutete zum nachmittäglichen Gottesdienſt ein.

„Es iſt vorbei!“ ſeufzte Herr Quint außer aller Faſſung, „man erwartet dich nicht mehr. Du kommſt in jedem Fall zu ſpät.“

21.

Um ſich deſſen beſſer zu verſichern, beſchloß er, einen benachbarten, dickumbüſchten Hügel zu beſteigen, von wo herab er die Pyk'ſche Burg, nebſt Allem, was aus- und einging, wohl beobachten konnte. Es war von hier bis dahin noch eine halbe Stunde Wegs.

Er wählte ſich das bequemſte Plätzchen, und zog ſein Fernrohr. — Da ſah er die Fenſter offen — ſah an einer langen gedeckten Tafel die Gäſte umherſitzen in bunter Reihe. Man ſchien vergnügt zu ſein und ſeiner nicht zu gedenken. — Heiße Thränen ſtiegen ihm ins Auge. Er fühlte all das Häßliche ſeiner Lage. Ermattet von dem langen Lauf, entkräftet von der Hitze des Tages, hungrig und traurig, auf einem abgeſtorbenen Eichenſtamm, mußte er ſeinem eigenen Verlobungsfeſte durchs Fernrohr zuſchauen. Wer wäre an ſeiner Stelle gelaſſen geblieben?

Er warf das Sehrohr auf die Seite und trocknete vom glühenden Antlitz die Thränen des Verdruſſes. Er ſchwor ſich in ſeinem

Herzen von Bätely und der ganzen Welt los. Er schwor, noch strenger, als bisher die Einsamkeit zu suchen; niemandem anzugehören; auf alle Lust der Welt Verzicht zu thun, und sein Vergnügen nur darin zu finden, unglücklich zu bleiben.

In diesen Schwüren lag freilich kein logischer Zusammenhang; aber er fühlte sich dabei in der tiefen Stille des Waldes nur durch gänzliche Verzichtung wohl. — Es war ihm, wie einem vom Weltsturm Umhergeworfenen, der in den klösterlichen Mauern das Gelübde ewiger Entsagung ablegt. Der Frieden des Hains, die Stille umher, die Dämmerung unter den Zweigen wirkten beruhigend in sein krankes Gemüth. Er nahm diesen Zustand, als Folge philosophischer Entschlossenheit.

„So sei es denn!“ sprach er für sich selbst: „So ist auch mir eine Ruh' vorhanden. Die Welt ist nicht für mich, und ich tauge nicht für sie.“

Er erwartete in dieser Stimmung auf dem Hügel den Abend. Erst im Dunkeln, ungesehen und ungekannt, beschloß er, seiner Heimath zuzuwandern.

Herr Quint hatte nachmals gestanden, daß die Stunden, welche er in diesem Walde bis zum Abend hin unter tausend Träumen verlebte, zu den genußvollsten seines Lebens gehörten. — Um sein selbstgeschaffenes Paradies durch nichts zerstören zu lassen, verließ er den Anblick des Pyk'schen Landgutes und Vermählungsmahls; wählte eine andere Stelle; sah hier einen Theil des Thales unter seinen Füßen; sah perlfarbene Wetterwolken über den Bergspitzen glänzen, oder hohe Staubsäulen durchs Thal und über den Strom tanzen, oder die Schwalben mit leuchtenden Flügeln in ungewöhnlicher Höhe schwärmen.

Sobald es finster ward, machte er sich auf, den Rückweg anzutreten.

Aber das heftige Gewitter trat jetzt aus den Bergen hervor.

Bald entflammten alle Wolken und Felsen und der Donner rollte stoßend durchs Thal, als stürzten die Alpen ein und die ewigen Gletscher.

Zum Glück kannte Herr Quint seinen Weg. Das schauerliche Spiel der Natur schreckte ihn nicht. Es stimmte zu seinem Innern. Wenn fressend der Blitz durch die auflodernden Wolken zog; wenn ein Windsturz sich brausend in den Wäldern verlor; wenn der Donner längs den Bergwänden rollte: so war's ihm, als lagere sich ein Grab mit wohlthätiger Verheerung über alle Leiden der Vergangenheit hin.

Ein furchtbarer Regen aber trieb ihn bald vom Wege ab in eine seitwärts liegende Bauernhütte. Die Bewohner derselben reichten ihm gastfreundlich ein dürftiges Abendmahl. — Er vergaß seines kummervollen Tages; erquickt setzte er die Reise nachher fort, obgleich es schon spät war. Er hoffte noch vor Mitternacht die Heimath zu erreichen: aber Mitternacht war's, ehe er zur Strombrücke an das Zollhaus kam.

Das Gewitter hatte sich verzogen; allein der Regen strömte mit doppelter Heftigkeit. Herr Quint, dem diesen Tag so manches fehlgeschlagen, opferte nun auch noch den letzten Wunsch auf. Er beschloß, im Zollhaus zu übernachten, denn er war müde. Ein einsames Licht wandelte noch im Zimmer des Zöllners.

Hier schlief Alles schon tiefen Schlaf. Nur die wirthliche Hausfrau, schon halb entkleidet, war noch wach. Sie kannte Herrn Quint, und beklagte ihn, weil der Regen viel Reisende von der Straße zu ihr ins Haus getrieben und kein Bett mehr übrig war.

„Unseliger Tag!" brummte Herr Quint, der ein gutes Nachtlager liebte: „muß sich denn Alles gegen mich zusammenrotten?"

„Doch nein!" rief die Frau nach einigem Besinnen: „wenn's Euch nicht zuwider ist, so könnt Ihr ja selbander schlafen. Das Gewitter hat auch unsern wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer zum

Einkehren gezwungen; ein großes zweischläfriges Bett, worin zur Noth drei Mann Raum hätten, läßt Euch Platz genug. Ihr müßt vorlieb nehmen. — Aber das Bett ist gut."

„Nein, um des Himmels willen, ich will ihn im Schlaf nicht stören!" rief Herr Quint.

„Nicht doch, der alte dicke Herr hat festen gesunden Schlaf und nimmt's nicht übel!" erwiederte sie: „Da nehmt die Kerze. Ihr findet das Zimmer leicht; rechter Hand das erste, wenn Ihr die Treppe hinauf seid."

Schweigend nahm Herr Quint die Kerze. Sobald er an die beschriebene Thür kam, löschte er bescheiden das Licht, um den Herrn Pfarrer nicht zu wecken. Der Mond leuchtete matt durch die Scheiben. Er fand das Bett; warf Rock und Schuhe und Haarbeutel ab, legte sich neben den schlummernden Seelenhirten, und entschlief, von vielen Abenteuern müde.

22.

Das morgenliche Sonnenroth spielte schon anmuthig zwischen dem Blätterschatten der Gartenbäume durchs Fenster, als Herr Quint erwachte.

Schier war es ihm zu spät. Er hätte gewünscht, mit Morgens Anbruch daheim zu sein. Der alte Pfarrer, dem er den Rücken zugewandt hatte, schlief noch, aber wie es schien, schon etwas unruhig.

Herr Quint, um sich eine Entschuldigung zu ersparen, war eben im Begriff, geräuschlos zu entschlüpfen, da warf der geistliche Mann im Schlafe seinen Arm quer über den erschrockenen Quint hin, und zwar über dessen Hals, zwischen Kinn und Brust. Hier blieb der Arm unbeweglich liegen, und schwer, wie Blei. Herr Quint verlor fast den Odem.

Es darf von mir nicht erſt geſagt werden, daß allzugroße Beſcheidenheit der Hauptfehler des Herrn Quint war. Ein Anderer minder gutmüthig, als er, würde vielleicht den wohlehrwürdigen Arm ohne alle Umſtände zurückgeworfen und in die gebührenden Grenzen gewieſen haben; — aber er wagte es nicht.

Langſam und unmerkbar, wie der Stundenzeiger am Zifferblatt, gedachte er ſich unter der ſchweren Laſt hervorzuziehen. Es glückte ſo ziemlich, obgleich das Kniſtern des alten, hölzernen Bettgeſtells ihm zweimal tödtlichen Schrecken abjagte. Allein als er ſchon auf der Hälfte des Weges war, und der rechte Fuß ſchon Anſtalten machte, das Lager auf immer zu verlaſſen, mußte Halt gemacht werden. Denn Herrn Quint wandelte wieder der unglückliche Reiz zum Nieſen an, und zwar ſo raſch, ſo lebhaft, ſo mächtig, daß nichts half, als, wider übliche Weiſe und Sitte, den herzhaften Ton mit zurückgehaltenem Odem zu dämpfen. Deſto mächtiger ward dadurch die Erſchütterung ſeines ganzen Körpers. Die Bettſtelle wankte und krachte, als wollte ſie zuſammenſtürzen. — Der Seelenhirt mußte erwachen, Herr Quint aber ſtellte ſich in dieſer neuen Verlegenheit ſogleich, als wenn er ſchliefe.

Wirklich machte der geiſtliche Nachbar einige Bewegungen, ließ aber den Arm auf Quints Halſe liegen, und ſchien ebenfalls wieder entſchlafen zu wollen. Mehr wünſchte Herr Quint nicht. Mit geſchloſſenen Augen blieb er daher unbeweglich, und dachte ad interim über die Begebenheiten des verfloſſenen Tages, über die mißlungene Verlobung, über die Einſamkeit am Waldhügel, und das Donnerwetter nach.

Seine Stimmung hatte während der Nacht große Umwandlungen erlitten. Er war bei weitem nicht mehr ſo muthig, als am geſtrigen Abend. Seine Phantaſien waren verflogen; mit der baaren Wirklichkeit hatte er's nun zu thun.

Zu Erklärungen zwiſchen ihm und Herrn Pyk mußte es noth-

wendig gedeihen; — das Mährchen aller Dörfer im Thal zu werden, blieb nun unvermeidlich. Er bebte von neuem vor tausend verdrießlichen Auftritten; fürchtete, seinen eigenen Hausleuten lächerlich zu werden; wünschte, daß zwischen ihm und dem gestrigen Tage, statt einer Nacht, der Zeitraum eines Jahrhunderts läge. Als flüsterte es ihm sein guter Dämon zu, gerieth er auf den Gedanken, eine lange Reise zu unternehmen, und zwar wegen dringender, höchstwichtiger, geheimer Geschäfte, die er selber noch nicht wußte. Daraus konnte er dann Vorwände spinnen in Hülle und Fülle, wegen seines gestrigen Ausbleibens; konnte an Herrn Pyk schreiben und mit der Feder das Ding glaubwürdig machen. Selbst an Bätely konnte er einen rührenden Brief schreiben. Sie wird ihn lesen, dachte er, mit Wehmuth wieder lesen, und den Abwesenden heimwünschen. Welch eine Wonne! — Herr Quint segnete den glücklichen Einfall; er zürnte auf sich, nicht früher, nicht gestern schon aufgebrochen zu sein.

Indem er nun umherdachte, wohin? wie lange? aus was Ursach? — und indem er sich schon unter unbekannten Menschen, in fremden Gegenden träumte, dort sich mit Heimweh nach dem vaterländischen Thale zurücksehnte, — und dann der Heimkehr mit ihren Freuden gedachte — indem er alle einzelnen Auftritte des Wiedersehens mit der reizendsten Färbung ausmalte; — tönte ihm plötzlich eine fremde Stimme ins Ohr: „Ach Gott!“

Es war aber keine Männerstimme. Herr Quint glaubte den Geist aufgeben zu müssen. Er schlug, ohne seine Lage zu ändern, die Augen auf. Niemand war im Zimmer. Der Pfarrer lag ruhig neben ihm; ein so süßer Engelston aber konnte aus keiner pfarrerlichen Kehle tönen.

23.

Der laſtende, oft erwähnte Arm zog ſich zurück. Der Geiſtliche warf ſich auf die andere Seite. Herr Quint wollte an dem ſeinen Augen vorbeifliegenden Arm wahrgenommen haben, daß derſelbe mit ſeiner feinen weißen Haut, ſeiner kleinen Hand und den zarten Fingern unmöglich einem alten Seelenbiſchof zugehören könne. Nicht ohne Herzpochen und Furcht, eine gefährliche Entdeckung zu machen, hob er ſich leiſe, um den Nachbar ſeitwärts anzuſchauen.

Da lag mit weggewandtem Geſicht ein ſchöner Weiberkopf, eingehüllt in eine feine Linnenhaube, unter welcher üppigringelnd das dicke Goldhaar über eine halbentblößte Achſel quoll. Die Unbekannte war aber in Sonntagskleidern auf dem Bette ruhend, und ſchien nicht darauf gerechnet zu haben, hier eine ganze Nacht verweilen zu müſſen.

Ein übleres quid pro quo hätte ihm wohl nicht begegnen können. Jetzt gute Nacht, Reiſeplan! Wer ihn fand, wer ihn aus der Schlafkammer gehen ſah, mußte Gloſſen machen, die für ſeinen guten Ruf nicht vortheilhaft werden konnten. Herr Pyk, Bätely, die ganze Genoſſenſchaft von Verwandten, konnte es erfahren. „Darum alſo kam er geſtern nicht zur Verlobung!“ wird es heißen: „Jetzt mag er ſehen, wie er ſich rein brennt!“

Bei all ſeiner ſich hell bewußten Unſchuld fühlte Herr Quint die heftigſte Gewiſſensangſt. Der böſe Schein zeugte zu offenbar gegen ihn. Er, ein frommer tugendhafter Mann, dem jeder Hausvater ſeine Tochter anvertraut haben würde, lag hier mit, Gott weiß welchem Weibe oder Mädchen? auf gleichem Bette. Da half kein Proteſtiren, kein Bedeuten, daß die Zöllnerin ihm die falſche Kammer angewieſen, oder er die Kammer des Pfarrers verfehlt habe. — Es war zu ſpät.

Und, wer auch immer die Schöne oder Häßliche ſein mochte,

welche neben ihm eine Nacht durchlebt hatte — was mußte ſie denken, glauben, ſagen, beim Erwachen, beim Erblicken des unbekannten Bettgenoſſen? —

Herr Quint, auf ſeinen Arm geſtützt, unbeweglich wie eine Bildſäule, ſtarrte noch das Geſpenſt neben ſich an, unfähig zu irgend einem ſchicklichen Entſchluß. „Bin ich denn auch zum Unglück geboren!“ ſeufzte er bei ſich.

Da erwachte die Schläferin, richtete ſich halbträumend, auf den Arm gelehnt, empor, ſah erſtaunt den Mann vor ſich, und Herr Quint . . . o, was hätte er darum gegeben, wenn jetzt der jüngſte Tag angebrochen wäre, die Engel in die Poſaunen geſtoßen hätten, und Himmel und Erde zuſammengeſunken wären! — — es war das kleine Bätely, welches ihn mit den blauen Augen ſtarr anſah.

24.

Wer noch den leiſeſten Anſpruch auf Zartgefühl macht, ohne gerade die Schüchternheit ſo weit zu treiben, als unſer blöde Schläfer: wird ſich das Entſetzen deſſelben denken, da er, wie durch Zauberei, in demſelben Augenblick neben der Geliebten halb ſaß, halb lag, als er ſich weit von ihr, vielleicht auf ewig, getrennt glaubte. Sein ganzes Abenteuer mit dem Mädchen, ſeit dem Tanz der rothen Pantoffeln, bis jetzt, war ihm ſo wunderſeltſamlich, daß es wahrhaft philoſophiſcher Stärke bedurfte, um nicht an Hexerei gläubig zu werden.

Bätely hingegen war noch viel mehr erſtaunt. Sie hatte den geſtrigen Tag von nichts, als ihm gehört, an nichts, als ihn gedacht; kein Wunder, wenn ſie in der Nacht von ihm geträumt hatte, und ihr Erwachen an ſeiner Seite im erſten Augenblick für eine Fortſetzung des Traums mit andern Dekorationen hielt.

Ihre Seele, obſchon zwiſchen Schlaf und Wachen taumelnd,

verſtändigte ſich aber doch bald mit der Wirklichkeit, wiewohl dieſelbe unbegreiflicher war, als jedes Spielwerk eines Traumes.

„Mein Gott!“ rief ſie, „Herr Quint!“

„Bätely,“ ſtotterte der arme Mann, „es iſt gewiß, ganz gewiß und ſicherlich nicht — mit Vorſatz geſchehen, daß ich hier bin.“

„Ach, das glaub' ich wohl!“ entgegnete Bätely mit einem Seufzer, und dachte nun erſt an ihren geſtrigen Kummer, wo ſie auf den zu Verlobenden einen ganzen Tag umſonſt gewartet, und endlich nach vergeblichem Hoffen gefolgert hatte, er ſei entweder unglücklich geworden, oder liebe ſie nicht. Denn man hatte Boten zu ihm ausgeſandt, ſeine Abreiſe erfahren, ihn im ganzen Thale ſuchen laſſen, ihn nirgends gefunden. — Unglück oder Untreue! war das einſtimmige Urtheil aller anweſenden Gäſte geweſen, die ſich nach wohlgehaltenem Troſtſchmauſe ſpät getrennt hatten, weswegen, vom Regen und Wetter übereilt, die Tante mit der Nichtverlobten ſich auch bequemen mußte, im Zollhauſe zu übernachten, ſo gut, als Herr Quint.

„Die Frau des Zöllners hat mich hierher gewieſen in dieſe Kammer,“ gegenredete der Philoſoph, „und meinte, hier ſchlafe der wohlehrwürdige Herr Pfarrer. Es thut mir leid. Ich bin . . .“

Bätely ſah aus Quints ehrlicher Miene, daß er nicht lüge. Sie hätte ihn freilich gern unter andern Verhältniſſen geſehen, als dieſen. Aber leider war das Unglück einmal da. Man konnte ſich freilich trennen, aber Bätely wäre nicht vermögend geweſen, ihm die Thür zu weiſen. Auch dachte ſie in ihrer Herzensreinheit nichts Arges. Das Aergſte, ſo ſie denken konnte, war, er verachte ſie, und wolle ſich von ihr und Herrn Pyk, und einem vielleicht übereilten Verſprechen ablöſen. Das war's, was ihr geſtern geheime Thränen erpreßt hatte. Unter Thränen hatte ſie ſich geſtern auf dies Bett geworfen und war ſie eingeſchlafen.

„Sie werden mir gewiß zürnen, Bätely!“ ſtammelte Quint.

„Ich hätte gestern . . .," erwiederte Bätely, mit jungfräulichem Erröthen.

„O sagen Sie nichts von gestern," rief Herr Quint: „ich habe unverzeihlich gesündigt. Sie können mir nicht verzeihen."

Er schlug betrübt die Augen nieder. Bätely las in seinen Mienen den ungekünstelten Schmerz, die unverstellte Liebe, und hatte ihm schon Alles vergeben.

„Hören Sie mich aber an. Ich will Ihnen offenherzig beichten. Alles, ohne Rückhalt. Und wär' ich dann Ihrer Freundschaft noch würdig — ach! dürft' ich dann noch Nachsicht hoffen von Ihnen, und das Geschehene wäre wie ungeschehen — o, dann, ich verdient' es nicht, das Glück — aber dann hätte Gott unter seinem Himmel keinen seligern Menschen, als mich. Ja, gewiß, Alles will ich Ihnen beichten vom gestrigen Tag."

So sprach Herr Quint, und erzählte sein Unglück mit der glaubwürdigsten Bestimmtheit und Umständlichkeit.

Was konnte das liebende Mädchen lieber hören, als diese Erzählung, in der jedes Wort ein neues Liebesgeständniß war? Und als er von seinem Aufenthalt am Waldhügel, und seinem Gram, und seinem Entschluß, der Welt zu entsagen, eine weite Reise zu thun, sprach, wurde sie traurig, und sagte:

„O nein, das müssen Sie ja nicht!"

„Und ich würd' es!" seufzte Herr Quint: — „ich würd' es, wenn . . .," hier bewegte sich seine Hand gegen die ihrige; hier stockten seine Worte; aber der unwillkürliche zitternde Händedruck, und sein Stammeln und das Versiegen seiner Stimme, und der zärtlich flehende Blick zu ihr, verriethen Alles, und mehr, als Worte andeuten mögen.

Sie bebte. Reden konnte sie auch nicht. Ihr Blick verlor sich in dem seinigen. Die Zukunft entnebelte sich vor ihnen mit ihren ewigen Fernen. Ein schönerer Himmel wölbte sich über ihnen im

Morgenglanz; eine schönere Erde blühte unter ihnen. — Für sie war nichts Irdisches mehr, nichts Sterbliches, nichts Unheiliges. Mit Engelssinn schwebten sie in der Schöpfung, und der Ruf des Schöpfers zur Seligkeit drang durch ihr Herz.

„O wir werden glücklich sein!“ rief Herr Quint, mit emporgehobenem Blick.

„Glücklich!“ stammelte Bätely, und ihr Haupt sank sinnig wieder auf die nach einem Seufzer zusammensinkende Brust. —

Unter dem Druck seiner Hand fühlte er an Bätely's Finger den zarten Goldring. Er mahnte ihn an den fatalen gestrigen Tag, und die versäumte Verlobung und Herrn Pyks muthmaßlichen Zorn.

„Es ist ja nicht zu spät!“ sprach er, zog seinen Ring ab, und pflanzte ihn an Bätely's Finger.

„Gibst du mir den deinigen, liebes Bätely?“ fragte er.

Sie reichte ihm den Ring. —

Die Verlobung war geschlossen. Keines sprach dabei eine Silbe; Thränen, so in ihren Augen spielten, ersetzten den Schwur der ewigen Treue, den die Lippen nicht stammeln konnten. —

Die Morgensonne umstrahlte das glückliche Paar mit purpurfarbenem Lichte.

„O Bätely, meine Bätely!“ rief Herr Quint.

25.

Herr Pyk, und hätt' er wirklich die gesammte Herrlichkeit Salomons in Requisition gesetzt, die Verlobung dieses Paares prächtig zu begehen, hätte sie unmöglich feierlicher anstellen können, als sie hier geschehen war, auf dem keuschen Lager, in der dürftigen Kammer des Zöllners, im Rosenglanz des Morgenhimmels, unter dem Triller der Lerchen.

Herr Quint vergaß ſeiner Leiden und Reiſe-Entwürfe. Das veilchenfarbene Kleid, die beſtaubten Schuhe und der Haarbeutel wurden eiligſt hervorgeſucht und angelegt. Er entfernte ſich beſcheiden aus Bätely's Kammer, um der Verlobten nicht die Toilette zu ſtören.

In Geſellſchaft der Tante fuhr man ſogleich zum Herrn Pyk zurück. Noch denſelben Tag, und ohne Prunkſchmaus, wurden die Ehepakten abgeſchloſſen, und vierzehn Tage nachher feierte man in ländlicher Einfalt die Hochzeit der Glücklichen.

Bätely aber trug zeitlebens rothe Safftanpantoffeln zum Andenken der Stunde, in welcher ſie die Eroberung gemacht hatte.

Hans Dampf in allen Gassen.

Hans Dampf.

Die Rückkehr des berühmten Hans Dampf von der hohen Schule des Auslandes in seine Vaterstadt wird, mit Recht, als ein Hauptabschnitt in der Geschichte des lalenburgischen Freistaates und, wenn man will, der gesammten europäischen Welt betrachtet. Wenigstens hielt jeder Lalenburger die Angelegenheiten seines Städtchens für wichtig genug, die Aufmerksamkeit der entferntesten wie der nächsten Völker zu fesseln; und keiner zweifelte einen Augenblick daran, daß die leiseste Schmälerung der alten Rechtsame von Lalenburg oder von lalenburgischen Patriziern das heilige Gleichgewicht der europäischen Staaten zerreißen, und die Welt vom Ural bis zum Tajo in Feuer und Flammen setzen müsse. Es ist immer gut, wenn die Bürger eines auch noch so kleinen Freistaates groß von sich selber denken. Um so seltener werden sie kleinlich handeln. Denn großer Rath und kleine That mahnt nur an Donquixoterie und Gasconade. Auch liegt ja die wahre Größe eines Staates nicht im Umfang seiner Besitzungen, sondern in der Kraft und im lebendigen Geist seiner Bewohner oder zuletzt derer, die den Stab der Herrschaft führen. Völker sind an sich nichts, als Nullen; nur die Obrigkeit die Zahl, welche voransteht und jenen erst Bedeutung gibt.

Hans Dampf war der Sohn des verstorbenen Bürgermeisters Peter Dampf, einer der größten Staatsmänner seines Jahrhunderts. Peters hoher, menschenfreundlicher Geist hatte niemals die Ruhe von Europa unterbrochen. An Einsichten übertraf er alle Zeitgenossen, in Urtheilen war er unfehlbar, in Entscheidungen vollkommen gerecht, in witzigen Einfällen kam ihm Niemand gleich. Und dies alles aus dem einfachen Grunde, weil er die erste Magistratsperson im Staate war. Nicht was er wirklich gethan hat, sondern was er noch Alles hätte thun können, müßte, sollte es beschrieben werden, ganze Folianten füllen und ihn, wo nicht über, doch neben den herrlichsten Fürsten in der Weltgeschichte setzen. Er starb zu früh für Lalenburgs Glück; nur die Tugenden seines Nachfolgers, Herrn Bürgermeister Tobias Krach, konnten den gerechten, doch verschwiegenen Schmerz des Staats um den Verlust des großen Peter Dampf mildern.

Der junge Hans Dampf hatte sich auf den Schulen des Auslandes gebildet, um als Patrizier einst den ihm gebührenden Rang mit Würden einnehmen zu können. In Lalenburg selbst war zwar eine gute Schulanstalt, jedoch diese nur für die Bedürfnisse der geringern Bürgerklasse und der ärmern Patrizierfamilien berechnet. Denn die lalenburgischen Großen hatten schon längst begriffen, was spät erst andere Staatsmänner zum Grundsatz ihrer Staatsklugheit machten: daß die Aufklärung und Kenntnisse die tödtlichsten Gifte sind, welche man einem Volke beibringen könne. Europa hat den größten Theil seiner Uebel nur der Selbstdenkerei zu verdanken. Kann diese schon in Monarchien so nachtheilig sein, daß der Sekretär oft mehr als sein Minister versteht, und der Kapitän oder Lieutenant die strategischen und taktischen Sünden seines Oberfeldherrn richtig einsieht, womit folglich das Oberste zuunterst gekehrt wird: um wie gefährlicher muß die Wirkung in Freistaaten sein!

Die Herren von Lalenburg hatten daher frühzeitig schon die

herrliche Einrichtung getroffen, daß jeder Volksklasse aus dem Quell der Weisheit nur eben so viel zugetröpfelt wurde, als zur Lebensnothdurft und Nahrung erforderlich war. In den paar unterthänigen Dörfern der freien Republik überließ man aus angestammter landesväterlicher Milde den Bauern das Recht, eine Schule zu haben oder nicht, und den Schulmeister zu besolden oder nicht. Natürlich fanden die Landleute mit ihrem gesunden Menschenverstande die ewig richtige Wahrheit von selbst, daß ein Bauer zum Pflüge keiner Gelehrsamkeit bedürfe. Sie erwuchsen demnach in Gottesfurcht und frommer Einfalt so gut wie Andere, und wurden dabei dick und fett zu Jedermanns Verwunderung. Ueberhaupt that sich, und mit Recht, die Regierung von Lalenburg auf den blühenden Wohlstand ihres Volkes viel zu gut. Sie betrachtete das Volk wie eine ihr anvertraute Heerde, die gemästet werden sollte. Je fetter der Mann, je ansehnlicher er war. In der Stadt beobachtete man das gleiche Verhältniß. Und so kam, wie von selbst, zu Lalenburg wieder eine der preiswürdigsten Staatsordnungen in Flor, die nur in China, Indien, Aegypten und den berühmtesten Ländern des Orients gekannt worden ist. Nämlich der Sohn des Bauers ward wieder Bauer und konnte in Ewigkeit nichts Anderes werden; des Handwerkers Kind ward wieder Handwerker, des Predigers Sohn Prediger, des Kaufmanns Sohn Kaufmann, des Rathsherrn Sohn Rathsherr. Wer anders dachte, hieß ein unruhiger Kopf, ein Demagog, oder was man nachmals Metaphysiker, Jakobiner und dergleichen hieß.

Diesen Geistesfrieden sicherer zu behaupten, und alle Neuerungen zu verbannen, hatte man die vortrefflichsten Zensuranstalten eingerichtet, welche den Lalenburgern erst spät nachher in andern Ländern nachgeahmt wurden. Schriften und Bücher von sogenannten unruhigen Köpfen wurden mit gehöriger Vorsicht verboten; nur Gesang- und Gebetbücher, aus Katechismen zu drucken erlaubt.

Die Lalenburger Zeitung erhielt nur ausländiſche Artikel; von Stadt und Republik Lalenburg durfte kein Wörtchen in der Welt ruchbar werden, damit nicht etwa ein wichtiges Staatsgeheimniß verrathen werde. Nur bei Rathswahlen, und wo etwas Löbliches ohne Gefahr von der Stadt geprieſen werden konnte, ſtieß die lalenburgiſche Fama ins Horn, und billig ward das Rühmliche geprieſen, andern Staaten zum Muſter, oder künftigen Geſchichtsſchreibern reichhaltigen Stoff zu geben. Dies erweckte dann unter den jungen Patriziern eine edle Nacheiferungsſucht.

Auch Hans Dampf war von derſelben entflammt. Aber ſchon die Natur hatte für dieſen liebenswürdigen Jüngling viel gethan. Er ſchien zu großen Dingen geboren. Billig ſetzen wir an die Spitze ſeiner Vorzüge das ſeltene Verdienſt, daß er nicht nur reich war, ſondern auch reiche Vettern und Baſen zu beerben hatte. Schon das ſtille Bewußtſein, Geld zu haben und zur Herrſchaft geboren zu ſein, erhebt über den großen Haufen; macht klug, gelehrt, verſtändig, rechtſchaffen, geiſtvoll und liebenswürdig. Ohnehin von angenehmer Geſtalt, ſah man es ihm an, wohin er auch kommen mochte, daß er um ſeines Selbſtes willen geſchaffen ſei; in ſeinen Worten, in ſeiner Haltung, in ſeinen Bewegungen herrſchte eine gefällige Leichtigkeit, ein ungezwungenes Leben, welches man bei jedem Andern, der von geringerm Herkommen geweſen wäre, Ungezogenheit oder Dummdreiſtigkeit genannt haben würde. Er wußte mit edler Freimüthigkeit über Alles zu ſprechen, was er verſtand und nicht verſtand; war kenntnißvoll ohne Schulfüchſerei, denn er hatte ſeine Kenntniſſe aus Romanen, Journalen und gelehrten Zeitungen geſchöpft, die ihm das Leſen pedantiſcher Bücher erſparten und doch deren Fünftelſaft mittheilten. Zu ſogenannter Gründlichkeit des Wiſſens fehlten ihm ohnehin Laune und Beruf. Er war raſtlos thätig, man möchte ſagen, ein queckſilberner Menſch; miſchte ſich in Alles; wollte Alles wiſſen, Alles

ſagen, Alles thun, — genug, er hatte jene Eigenſchaften in vollem Maße, die an geringern Perſonen zwar für Naſenweisheit gelten, aber in Lalenburg nicht ohne die wichtigſten Wirkungen bleiben konnten, und als Univerſalgenialität bei großen Staatsmännern geachtet werden müſſen.

In allen Gaſſen.

Auf der hohen Schule hatte ihm dieſelbe Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes manche kleine Unannehmlichkeit verurſacht, und von rohen Menſchen zuweilen ſogar Schläge. Doch nur gemeine Seelen laſſen ſich von irdiſchen Unfällen ſchrecken. Er blieb ſich gleich. Erhaben über jeden Sturm des Schickſals und über die Schmerzen ſeines Rückens, verfolgte er die erwählte Laufbahn, welche ihm unter ſeinen Mitſchülern den etwas dunkeln und ſeltſamen Namen eines Stänkers erwarb, der aber auf dem Thron eines Weltbeherrſchers mit Recht in den Beinamen des Großen verwandelt worden ſein würde. Denn bekanntlich iſt nichts an ſich groß oder klein, ſondern wird es erſt durch Ort, Zeit und Umſtände. Alexander der Große ſo gut als ſein ſchwediſcher Affe Karl der Zwölfte, Karl der Große ſo gut als ſein korſikſcher Nachahmer, jeder war zu ſeiner Zeit ein Hans Dampf in allen Gaſſen, und ſpielte in den Leidensgeſchichten der verſchiedenſten Nationen ſeine unvergeßliche Rolle, ohne dafür geſegnet zu werden.

Eben dieſe rege Schmetterlingshaftigkeit des Gemüths, dies überall ſein und nirgends, dies Alles in Allem ſein, zeichnete den edeln Jüngling nicht minder unter ſeinen Mitbürgern aus, als in der Fremde. Seine Mitbürger hatten ohnedem die Gewohnheit, etwas langſam zu denken und vorſichtig einherzuſchreiten. Das Glück war ihm hold in Allem. Kein Wunder, wenn die meiſten

Lalenburger ihn für eine außerordentliche Erscheinung in der Welt- und Menschengeschichte hielten, und zuletzt alle Spiele des Zufalls für Werke seiner Kraft ansahen, und Sachen auf die Rechnung seiner Vielthätigkeit schrieben, von denen er selbst gar nichts wußte.

Sobald er in die Vaterstadt zurückgekommen war, bemerkte man allgemein, daß er an Jahren, Verstand und Körper zugenommen hatte. Er ragte in der That um eines Kopfes Länge über die meisten seiner Mitbürger hervor, und daher gab man ihm, zur Unterscheidung von andern Gliedern des Dampfischen Geschlechts, den Beinamen des Großen. Daß es auch eine Größe des Geistes geben könne, welcher solch ein Beinamen gebühre, kam keinem Lalenburger in Sinn; denn ein Geist hat weder Fleisch noch Bein.

Nach einigen Jahren, da der große und souveräne Rath der Stadt und Republik erneuert oder vielmehr ergänzt wurde, gelangte er durch Recht und Geburt in die Würde derer, welche die höchste Gewalt übten, Gesetzgeber des Staates waren, und aus welchen diejenigen genommen zu werden pflegten, welchen man die höchsten Ehrenstellen ertheilte.

Natürlich mußte es einem jungen, aufstrebenden Jüngling kein geringes Vergnügen sein, zu den Vätern des Vaterlandes zu gehören. Diese Benennung, die höchste und ehrenvollste, welche das erhabene Rom einst seinen vortrefflichsten Regenten gab, und in neuern Zeiten die Völker ihren Großen beilegten, ertheilten sich die Herren Rathsherren von Lalenburg sowohl gegenseitig in feierlichen Reden, als in öffentlichen Verkündigungen, selbst wenn sie nur eine Fleisch- oder Brodtaxe bekannt machten. Bald nach dieser Standeserhöhung warf ihm das Glück noch die Würde eines Staatsbaumeisters der Republik zu.

Ich sage, das Glück. Denn mit Ausnahme der Konsulwürde, welche vom geheimen Stimmenmehr in förmlicher Wahl abhing,

wurden zu Lalenburg, ohne Ausnahme, alle übrigen Aemter durch das Loos vertheilt. Diese vortreffliche Einrichtung verdient mit Recht bewundert zu werden. Denn nicht nur ward dadurch allem Entstehen von Faktionen und Parteien vorgebeugt, die in Republiken durch den Ehrgeiz der Bürger gewöhnlich veranlaßt werden, sondern die Ernennung empfing damit ein geheiligteres Ansehen. Es waren nicht Menschen, es war der Himmel selbst, welcher durchs Loos den Würdigsten bezeichnete. Nun geschah freilich nicht selten, daß dadurch ein Metzger Ober-Schulrath, ein Barbier Ober-Postmeister, ein Garkoch Oberschatzmeister der Republik ward. Aber dies beförderte eine Mannigfaltigkeit der Geistesbildung, welche sonst nirgends leicht gefunden wird. Auch bewährte sich immerdar das alte, sinnvolle Sprichwort: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand; ein Sprichwort, welches ursprünglich aus Lalenburg stammt, wie Jedermann weiß.

Hans Dampf war daher keineswegs verlegen, als er, der in seinem Leben kaum ein Gartenhäuschen gebaut hatte, Staatsbaumeister der Republik ward. Er übernahm die Aufsicht über die zwei öffentlichen Brunnen der Hauptstadt, über die Landstraßen der Republik, auf denen man ohne besondere Mühe am hellen Tage Hals und Bein brechen konnte, und über sämmtliche Staatsgebäude, wozu vornehmlich das Rathhaus, die Schule und das Spritzenhaus gehörten, nebst Kirche und Pfarrwohnung.

Seine Jugend, sein Reichthum und die neuen Ehrenstellen machten ihn zu einer hochwichtigen Person im Staat. Alle Jungfrauen und Mütter von Lalenburg dachten mit stiller Erwartung an ihn, und Hans Dampf dachte natürlich auch an sie. Aber der Lalenburger Göttinnen waren so viel, daß die Wahl schwer ward, welcher er den Apfel zuwerfen sollte.

Er flatterte prüfend von Blume zu Blume umher. In allen Gassen nährte er eine kleine Liebschaft. Bald waren in Lalenburg

keine Bürgerstöchter mehr, die nicht Ansprüche auf das Herz dieses Alcibiades machen zu können meinten.

Hans Dampf.

Vettern und Basen, da sie seine Unentschlossenheit sahen, traten endlich zusammen, um über die Wahl der künftigen Frau Staatsbaumeisterin Rath zu halten. Man erwog die zu einer Heirath unentbehrlichsten Erfordernisse der Töchter des Landes, als da sind Vermögen und Familie. Und nach langem Bedenken, Forscheu und manchem beseitigten Aber und Wenn fiel die Wahl der Vettern und Basen einhellig auf Jungfrau Rosina Piphan, einzige Tochter des Herrn Seckelmeisters der Stadt und Republik, Enkelin des vor zwölf Jahren selig verstorbenen Bürgermeisters der Republik, Verwandtin der angesehensten und reichsten Häuser der Stadt, und dabei selbst die reichste Erbin unter allen jetzt zu Lalenburg blühenden Schönen.

Hans Dampf bemerkte freilich mancherlei gegen die Person dieser Auserwählten; allein wahrhaft Gründliches nichts. Sie war um zehn Jahre älter als er, aber sie war die Enkelin eines Bürgermeisters. Sie trug geduldig einen etwas unförmigen Auswuchs auf dem Rücken, aber sie hatte Geld. Sie war dazu von so kleiner Gestalt, daß sie, ohne die Hand hoch über den Kopf zu strecken, nicht einmal Arm in Arm mit ihm durchs Leben wandeln könnte; aber er konnte sich ja bücken oder mit gekrümmten Knien verkleinern.

Nachdem Alles zum Vortheil der kleinen holden Rosine entschied, ward die Unterhandlung sogleich bei den Aeltern derselben in aller Form eingeleitet. Hans Dampf ließ sich es gerne gefallen, daß man die Mühe für ihn übernahm. Diese wurde mit dem besten Glück gekrönt. Der Tag erschien, da er selbst feierlich beim Herrn Seckelmeister und der Frau Seckelmeisterin um die Hand ihrer

Erbin anhalten ſollte. Zu dieſer wichtigen Handlung, die übrigens, der Sitte gemäß, als ein ſtadtkundiges Geheimniß betrieben ward, mußte der vornehmſte Theil der beiderſeitigen Verwandtſchaft eingeladen und ein glänzendes Abendeſſen veranſtaltet werden.

Hans Dampf konnte an dem beſtimmten Tage kaum den Abend erwarten und die zum Geheimniß des Feſtes nöthige Dunkelheit. Inzwiſchen freute ſich die ſämmtliche Vettern- und Baſenſchaft nicht nur auf den Verlobungsſchmaus, ſondern auch auf die Ueberraſchung der ganzen Stadt am folgenden Morgen, wenn das Geheimniß laut und Glückswunſch um Glückswunſch herbeiſtrömen würde. Der Staatsbaumeiſter hatte ſich ſchon am Morgen feſtlich gekleidet, und es that ihm nichts ſo leid, als in dieſem Putz bis zur Nacht warten zu müſſen. Seine Eitelkeit dachte nebenbei an manche ſeiner Gefälligen und Spröden in der Stadt, denen er gern in ſeinem Schmuck noch als der wahre Liebesgott von Lalenburg erſchienen wäre.

Um wenigſtens einige Bewunderung einzuärnten, wanderte er aus.

In allen Gaſſen.

Den erſten Beſuch legte er beim Herrn Stadtpfarrer ab, der nebſt ſeiner Gemahlin ihn immer mit chriſtlicher Liebe aufzunehmen pflegte. In der That hatten ſie eine hübſche Tochter, eine fromme, ſchüchterne Blondine, Suſanna geheißen, die wohl werth geweſen wäre, Frau Staatsbaumeiſterin zu werden. Herr Dampf ſah die Blondinen überhaupt gern, und die geiſtliche Blondine beſonders. Er hatte dazu den allen großen Männern eigenen Fehler, daß er für diejenige Schönheit am lebhafteſten brannte, der er am nächſten ſtand.

Es war Nachmittags. Die Zeit floß unter angenehmen Geſprächen über Haushaltungs- und Eheſtandsgeſchichten der Nach-

barn vorüber. Man brachte den Kaffee. Um einen schwarz lakirten, mit großen goldenen Landschaften japanisch verzierten runden Tisch, der auf säulenförmig gewundenem Beine ruhte, setzten sich rechts und links der Herr und die Frau Pfarrerin, und dem zärtlichen Hans Dampf die sittige Susanna gegenüber. Sie bediente ihn zuerst mit dem dampfenden arabischen Trank. Der Baumeister hatte Susannen noch nie so schön gefunden, als heute; vielleicht eben darum, weil er, heute und nach wenigen Stunden, seine Freiheit an die kleine Rosine auf immer verlieren sollte. Er verglich im Stillen das reizende Gegenüber mit dem Schatzkästlein, welches ihn auf den Abend erwartete; aber gegen Susannens goldenes Haar, welches sich so schön um ihre weiße Stirn kräuselte, ward alles Gold und Geld der Jungfer Seckelmeisterin nur Plunder, und bei Susannens blauen, frommen Augen, beim Anblick ihres kleinen rothen Mundes, ihres schneeweißen, feinen Halses, und was sonst mit dem in Verbindung war, vergaß man gar leicht Rosinens ganze preiswürdige und vornehme Verwandtschaft. Als er nun noch dazu von ungefähr unterm Tisch ihr Füßchen im engen Schuh und zarten, weißen Strumpf erblickte, und dabei an Rosinens breiten, männlichen Fuß dachte, loderte sein Herz für die Blondine in hellen Flammen. Er vergaß die erkorene Braut, und wünschte sich kein anderes Paradies, als in welches ihn die keusche Susanna einführen könnte. Es that ihm recht weh, daß sie die schönen Augen züchtiglich vor sich niedergesenkt und der Kaffeetasse zugewandt hielt. Nicht einmal seine ganz neue veilchenfarbene, seidene Weste konnte ihre Blicke fesseln. Er hätte ihr gern die süßen Gefühle, die ihn bewegten, erklärt, hätte ihn nicht die Gegenwart der Aeltern geschreckt. Doch konnte er sich nicht enthalten, ihr, indem er mit seinem Fuß dem ihrigen nahte, durch einen sanften, zärtlichen Druck auf denselben zu verrathen, wie gern er mit ihr in Berührung stände.

Zum Unglück hatte er aber nicht bemerkt, daß Suschen ihren Fuß zurückgezogen, und die Mutter dagegen auf die Stelle desselben ihren eigenen gesetzt hatte. Dieser war aber nicht minder empfindlich, als jener der siebenzehnjährigen Schönen; denn die Frau Pfarrerin klagte schon seit längerer Zeit über sogenannte Krähenaugen. So erklärt sich's, daß der verliebte Fußtritt des Baumeisters ihr nicht nur ein Mordiogeschrei auspreßte, sondern unter der verzweifelten Anstrengung, ihre Zehen aus der unerwarteten Klemme zu retten, der einbeinige japanische Tisch theilnehmend ward, und mit dem ganzen Kaffeemahl seitwärts taumelte. Weil aber Niemand so unhöflich war, noch sein wollte, Kaffee, Milch, Zucker und Semmeln in Masse für sich allein zu nehmen, warf Jedes in Eile den Tisch zurück, so daß er wie ein Ball nach allen Richtungen rund umher flog und Jeglichem einen Theil seiner Ladung mittheilte.

Alle staunten sich erschrocken an, weil Keines auf diesen Streich des Schicksals gefaßt gewesen war. Die schwarzen Beinkleider des Pfarrers leuchteten so gut, als des Baumeisters veilchenfarbene Weste von einer neuen Milchstraße, und die Frau Pastorin mit ihrer Tochter baten Herrn Dampf mit hundert Knixen um Verzeihung wegen eines Vorfalls, der ihre schönen weißen Schürzen mit kaffeefarbenen, abenteuerlichen Gestalten verziert hatte. Dampf sah voraus, daß am Ende seine Verlegenheit und Schuld am größten werden würden, da man nach dem ersten Schrecken dem Ursprung alles Uebels nachzuforschen anfing. Er fand, es sei spät, und nahm Abschied.

Ein regnerischer, wolkenschwerer Himmel hatte den Eintritt der abendlichen Dunkelheit beschleunigt. Hans hoffte sich bei dem seckelmeisterlichen Schmause zu entschädigen für das geistliche Abenteuer, eilte nach Hause und von da in seine Kleiderkammer, um die seidene, veilchenfarbene Weste mit einer trockenen zu vertauschen.

Dies vollbracht, ging er ans Fenster, um zu erforschen, ob der Regen noch Sicherheitsmaßregeln nothwendig mache. Allein der Regen war plötzlich vergessen, da ihm, wie er das Fenster öffnete, statt Wasser Feuer entgegen kam; kein irdisches, sondern ein wahrhaft überirdisches Feuer; nicht vom Himmel, sondern aus den schwarzen Augen einer hübschen Nachbarin, Namens Katharine.

Diese Nachbarin war niemand anders, als die Tochter des Herrn Stadt- und Platzmajors Knoll. Sie wünschte sich aber in der ganzen Stadt keinen bessern Platz, als im Herzen des Herrn Stadtbaumeisters; auch glaubte sie längst im Besitz desselben zu sein. Denn Herr Dampf, so oft er in ihrer Nähe sein konnte, liebte keine Andere, als sie; und er war oft in ihrer Nähe, obgleich der Herr Platzmajor übrigens sein guter Freund und Gönner nicht war. Denn beide hohe Staatsbeamte waren bei einer Kindtaufe um Rang und Vortritt in diplomatischen Streit gerathen. Der Platzmajor, als Militär, behauptete schon, vermöge des hohen Federbusches auf dem Hut, eine erhabenere Person, als Herr Dampf zu sein; dieser aber bewies dagegen, daß, weil ein Staatsbaumeister neue Schöpfungen aufzurichten, ein Kriegsheld nur zum Zerstören da wäre, jenem in jeder Rücksicht der Vorzug gebühre. Obgleich nun der Staatsbaumeister noch nichts gebaut, und der Stadt- und Platzmajor weder eine Stadt noch einen Platz zerstört hatte, dauerte doch der Prozeß um den Rang schon seit Jahr und Tag vor Räthen und Bürgern.

Die holde, kleine Katharine hingegen mit den Feuerblicken war ganz und gar nicht der Meinung ihres Vaters. Wenn es sein konnte, Abends oder Morgens im Dämmerstündchen, sah sie gern hinten hinaus, wo die Fenster ihres Hauses den Dampfischen Fenstern gegenüber standen. Die ganze Straße war kaum drei Schritte breit, recht eng und für Liebende gemacht, die sich in der Stille

dies und das zuzuflüstern hatten, ohne daß es die Leute hören sollten, die drunten auf der Gasse wandelten.

Man flüsterte sich also einen guten Abend her und hin; man sagte sich viel Schönes, und Hans beklagte abermals, was er schon oft mit der größten Wehmuth betrauert hatte, daß die Straße nicht noch um einen Schritt schmäler sei, damit er Katharinens niedliche Hand über der Straße küssen oder wenigstens berühren könnte. Auch hatte er wirklich schon einige Male, seit er Staatsbaumeister geworden, der Nachbarin geschworen, er wolle von seinem zu ihrem Fenster hinüber noch eine Brücke bauen, wie hundert Meilen um Lalenburg her keine zu finden sein sollte. Indessen war es aus allerlei Gründen bei der leeren Drohung geblieben, wiewohl Katharinchen vielleicht gegen die Erfüllung derselben nichts einzuwenden gehabt hätte.

Dieser Brückenbau fiel nun plötzlich dem Herrn Dampf wieder ein, da die Schöne mit den Flammenblicken drüben unter Anderm auch erzählte, daß sie recht froh wäre, ihn und überhaupt einen Menschen zu sehen, weil sie ganz allein im Hause sei und sich beinahe fürchte. So hold hatte ihm die Gelegenheit nie gelächelt, die Burg des Stadtmajors durch Ueberfall zu erstürmen, da die ganze Besatzung abgezogen war. Er bat also auf der Stelle um Erlaubniß, seine Luftbrücke errichten und auf derselben hinüberkommen zu dürfen; und ohne Antwort zu erwarten — ein Brett war bei der Hand — vollzog er das kühne Werk. Zwar die Schöne ängstigte sich außerordentlich über die Gefahren dieser Luftreise; der Baumeister wollte aber schlechterdings nun auch einmal seiner Würde Ehre machen, und Baumeister in der That sein. Ohnehin wußte er aus allen Romanen und Schauspielen sehr gut, wie sehr männlicher Muth und ein Wagstück ungewöhnlicher Art den Schönen zu gefallen pflege. Er segnete die Bauart von Lalenburg, welche die nachbarlichen Vertraulichkeiten erleichtert; legte das Brett von

Fenſter zu Fenſter, und kroch mit gehöriger Vorſicht auf allen Vieren kühn hinaus ins Freie. Entdecken konnte ihn nicht leicht Jemand, denn es war ſtockfinſter.

Dieſe Stockfinſterniß, ſo vortheilhaft ſie ſein mochte, hatte jedoch auch ihren kleinen Nachtheil. Denn Katharinchen, als es das Ende des Bretts in das ihr gehörige Fenſter zog, bemerkte leider nicht, daß es des Guten zuviel that; und der Zunftmeiſter Pretzel, ſeines Handwerks ein Töpfer, bemerkte nicht, welches Gewitter über ihm ſchwebe, als er unten auf der Straße mit ſeinem Wagen voll irdenen Geſchirrs durchfuhr, das dem Jahrmarkt eines benachbarten Städtchens zugedacht war.

Wie nun oft widrige Umſtände im Leben zuſammentreffen, um dem Sterblichen alle Luſt an der beſſern Welt zu verderben, ſo geſchah es auch hier. Die Brücke verlor ihren Stützpunkt am Dampfiſchen Fenſter. Das Brett glitſchte; und obwohl Jungfer Katharine es mit beiden Händen feſthielt und zu ſich ins Kämmerlein zog, fehlte doch der Baumeiſter darauf.

Hans Dampf war hinunter, dem Zunftmeiſter Pretzel in alle Töpfe gefahren; aber ſo glücklich oder unglücklich, daß er zwar ganz geſund darauf zu ſitzen kam, hingegen den ganzen Marktkram in Scherben verwandelte. Dies verurſachte ein ſo ſchauerliches Geknatter und Getöſe, daß der Zunftmeiſter, welcher vor dem Pferde friedlich einherging, wo nicht den gänzlichen Einſturz des Himmels, doch eines Hauſes erfahren zu haben glaubte. Das Pferd, nicht minder erſchrocken, that einen gewaltigen Satz, und war damit zur Straße hinaus auf den Rathhausplatz.

Der Zunftmeiſter, neugierig, wie viel ihm vom Wagen übrig geblieben ſei, hielt an, und war im Begriff, die Unterſuchung, ſo gut ſie ſich in Eile und Finſterniß machen ließ, anzuſtellen, als er zu ſeiner nicht kleinen Verwunderung einen Menſchen von ſeinem Wagen ſpringen ſah, dem noch einige Dutzend Schüſſeln unter er-

ſchrecklichem Geprasſel nachſprangen. Offenbar ſchien ihm das nun ein diebiſches Wagſtück oder ſonſt ein Werk der Bosheit. Er lief mit vieler Geiſtesgegenwart, den Thäter handfeſt zu machen, der, wie bekannt, kein Anderer, als der Staatsbaumeiſter war. Doch ſtatt ſeiner — denn Hans Dampf ſchlich ſich behend davon, um ſeinerſeits alles Aufſehen zu meiden — ergriff der zornige Töpfer den Schuhmacher Ahl, wohlverdienten Oberzunftmeiſter. Ihn führte ſein Schickſal ſehr ungelegen aus dem Rathskeller dieſes Weges am Unglückswagen vorbei. Herr Pretzel packte den edeln Oberzunftmeiſter mit ſo fürchterlicher Inbrunſt, und umklammerte ihn ſo feſt, daß er ſich nicht regen konnte. Eine Rieſenſchlange hätte ihn nicht mächtiger umwickeln können. Dabei ſchrie der Töpfer mit einer Stimme, die weit hinaus über Thore und Ringmauern der Stadt vernommen werden konnte: „Zur Hilfe! Räuber, Mörder, Diebe!“

Der bedrängte Oberzunftmeiſter, welcher in der That größere Urſache hatte, zu ſolchen Ausrufungen ſeine Zuflucht zu nehmen, verſäumte ſie auch nicht. Freventlicher war nie ein Landfriede gebrochen worden. Im Gefühl ſeiner Unſchuld und Todesgefahr ſchrie er wetteifernd mit dem Wütherich, der ihm faſt die Rippen brach: „Mordio! Feurio! Banditen, Mörder, Straßenräuber!“

Dies Geſchrei, dergleichen man ſeit einem vollen Jahrhundert nicht in Lalenburg gehört hatte, verbreitete über die ganze Nachbarſchaft einen paniſchen Schrecken. Jedermann verriegelte in größter Behendigkeit Hausthüren und Fenſterladen von innen, weil man eine ganze Diebsbande oder den in den andern Ländern Mode gewordenen Ausbruch einer Revolution in den Straßen vermuthete. Und wer auf den Gaſſen wandelte, floh eilfertig in entgegengeſetzter Richtung davon, um den Mördern nicht unter die Fäuſte zu kommen. Die Stadtwachen an den Thoren, meiſtens alte, gichtbrüchige Leute, denen der löbliche Magiſtrat das Gnadenbrod gab,

ergriffen zitternd ihre Hellebarden und flohen ins Wachthaus, verrammelten ſich darin aufs Beſte und ſchworen, Alle für Einen und Einer für Alle zu ſterben, wenn man ſie überfallen und angreifen würde. Der Stadt- und Platzmajor Knoll, welcher zufälligerweiſe auf dem Heimweg zu ſeiner Behauſung den Lärmen vernahm und das Durcheinanderrufen von Mördern und Räubern, glaubte daran, riß den langen Federbuſch von ſeinem Hut, damit ihn keiner von der Bande für eine Militärperſon halte, und flüchtete keuchend in den Rathskeller zurück.

Da nun auf dieſe Weiſe den Kämpfern Niemand zu Hilfe kam, hörten ſie nach einer guten Viertelſtunde auf zu ſchreien, weil ihre Stimmen ziemlich heiſer geworden waren. Sie hatten inzwiſchen ihre Kräfte auf mannigfaltige Weiſe gegen einander verſucht; mehr als einmal neben einander auf dem Erdboden gelegen, mehr als einmal das Gefecht erneuert, ohne daß Einer den entſcheidenden Sieg errungen hätte. Beide des fruchtloſen Kampfes ſatt, wollte doch Keiner den Andern fahren laſſen. Sie ſchleppten einander, Jeder in gleicher Abſicht, zu einem benachbarten Hauſe, wo ein Metzger wohnte, der Beider Gevatter war. Nach langem Bitten, daß man ihnen die Thür öffne, geſchah es. Der Metzger glaubte in den bekannten Stimmen Mitbürger zu hören, die dem Blutbade auf der Gaſſe glücklich entronnen wären. Als ſich endlich beim hellen Kerzenſchein der Schuhmacher und der Töpfer erkannten, erneuerten ſie ohne Zeitverluſt mit doppeltem Zorn ihre Balgerei. Denn ſie waren von der Zunft her noch alte Feinde, und Jeder glaubte zuverläſſig, der Andere habe ihm aus Rache einen böſen Streich ſpielen wollen.

Inzwiſchen war Hans Dampf in Angſt und Schrecken zur Stadt hinausgelaufen, aus gerechter Furcht vor dem Eigenthümer der zermalmten Töpfe, von dem er ſich verfolgt glaubte. Er vergaß Roſinen und Mandeln und alles Confekt der Verlobung, und Ka-

tharinen am Fenſter und ihr Entſetzen beim Anblick des leeren Brettes. Er irrte den ganzen Abend umher, und fand, da er mit einiger Sicherheit heimkehren zu können glaubte, die Stadtthore feſt verſchloſſen. Dies beruhigte ihn ungemein, denn nun überzeugte er ſich, daß auch ſein Verfolger eingeſperrt ſei. Er übernachtete alſo in einem Wirthshauſe außer der Stadt, wo er vorgab, ſich auf einem Spaziergange verſpätet zu haben.

Hans Dampf.

Folgenden Morgens kehrte er zu guter Zeit in die Stadt zurück, nicht ohne Herzklopfen. Theils konnte der ſtolze Seckelmeiſter Piphan ſein Ausbleiben von der Verlobung übelgedeutet, theils ihn irgend ein Umſtand dem Töpfermeiſter Pretzel verrathen haben, als Urheber alles Unheils in ſeinem Marktkram. Inzwiſchen hoffte er, ſich auf jeden Fall mit der ihm eigenen edeln Dreiſtigkeit durchzuhelfen.

Noch ſchlief in Lalenburg Alles gar friedlich. Wie er aber zu ſeinem Hauſe kam, fand er vor demſelben drei Eilboten eines benachbarten Dorfes, die ſchon ſeit mehrern Stunden auf ihn warteten. Der erſte meldete haſtig, daß im Dorfe Feuer ausgebrochen ſei, und man ihn dringend erſuche, die Spritzen zu ſenden, da er den Schlüſſel zum Spritzenhauſe habe. Der andere meldete, es wären ſchon drei Häuſer niedergebrannt, doch aber ſchon mehrere Feuerſpritzen aus den umliegenden Gegenden angelangt. Der dritte zeigte an, die Brunſt ſei glücklich ſeit einer halben Stunde gelöſcht.

Hans Dampf ſtrich nachdenklich das Kinn, und ſprach zu den Bauern, die mit ehrerbietig entblößten Häuptern vor ihm ſtanden: „Ihr Eſel, wenn euer ganzes Dorf abgebrannt wäre, ſo würde es eure Schuld ſein. Denn ihr hättet zur rechten Zeit kommen müſſen,

ehe das Feuer angegangen, damit ich zu rechter Zeit dazu hätte thun können. In dem Fall würde ich nicht ausgegangen und nicht Nachts über Land gewesen sein. Doch ist es gut, daß das Feuer nun gelöscht ist. Ein anderesmal meldet euch vor Ausbruch desselben, damit man auch Zeit genug habe, die Spritzen vorher zu probieren. So gehet denn heim, und saget euern Vorstehern meinen Bescheid."

Er hatte sie kaum entlassen und sein Frühstück eingenommen, als ihn einer seiner Vettern besuchte, der sich den gestrigen Verlobungsschmaus hatte behagen lassen. Er kam aber mit Aufträgen des Herrn Seckelmeisters Piphan, welchen das Ausbleiben des Staatsbaumeisters so sehr empört hatte, daß er demselben höflichst melden ließ: aus Verlobung, Heirath und Schwiegersohnschaft werde nun und in Ewigkeit nichts werden; er möge sich fernerhin nicht mehr um die Hand der liebenswürdigen buckligen Rosine weiter bemühen, auch sich wohl hüten, das sehr gekränkte seckelmeisterische Haus jemals wieder zu betreten, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, sehr unsanft aus einem von dessen Fenstern zu fahren.

Was nun die Hand der schönen Rosine betraf, tröstete sich Hans gar bald; auch die angedrohte Fahrt aus dem Fenster schien keinen besondern Eindruck auf ihn zu machen, da er den ersten Versuch ziemlich gefahrlos gemacht hatte. Doch war ihm die Ungnade des Seckelmeisters darum nicht minder ungelegen. Denn dieser Mann hatte bedeutenden Einfluß auf den Rath der Stadt und Republik, welchen er auch mit allem Recht verdiente, weil er bei aller Geistesarmuth einer der reichsten Leute des Orts war.

Der Vetter gab indessen gar nicht undeutlich zu verstehen, daß Herr Piphan vielleicht die Nachlässigkeit seines Eidams kaum so ungnädig empfunden haben würde, hätte nicht der pfiffige Stadtschreiber Mucker, mit seinen gottlosen Anmerkungen, den Zorn des Seckelmeisters tapfer angeblasen. Herr Mucker schien nämlich selber auf den Besitz Rosinens und ihrer Schätze gerechnet zu ha-

ben; er war ohnedem Dampfs beſter Freund nicht, weil dieſer ihm einſt, da er ſich um die Stadtſchreiberſtelle bewarb, und bei dem hochpreislichen Magiſtrat ſeinen bittweiſen Rundbeſuch machte, das Geſicht, unter dem Vorwand es von angeſpritzten Dintenflecken zu ſäubern, mit Kienruß gar erſchrecklich eingerieben hatte. Mucker war nicht der Mann, welcher ſolchen Pagenſtreich ſo leicht vergeſſen konnte, wären auch zwanzig Jahre vorüber gegangen geweſen. Er pflegte wenig Worte zu machen, hatte es aber, wie man in Lalenburg zu ſagen pflegt, immer dick hinter den Ohren; ſah Keinem in die Augen, wenn er ſprach: aber lächelte immer gar verbindlich, wenn er ſprechen mußte, und ſogar, wenn er in der Kirche hinterm vorgehaltenen Hute betete; war dabei auf ſeine angenehme, hagere Geſtalt ein wenig eitel, und behauptete mit großer Selbſtgenügſamkeit, daß kein Schriftſteller in Europa eine ſo zierliche Hand ſchreibe, als er.

Hans Dampf erfuhr noch gleichen Tages nicht nur die merkwürdigen Folgen ſeiner geſtrigen Invaſion in Pretzels Geſchirr, ſondern auch, daß der Stadtſchreiber Mucker vermuthe, kein Anderer, als Hans Dampf könne der Stifter des Unheils geweſen ſein. Mucker nämlich hatte, wie er vom Zunftmeiſter, ſeinem Nachbar, die Geſchichte erfahren, ſogleich in eigener Perſon den Schauplatz der Handlung in Augenſchein genommen, und die erſten Scherbenſpuren vor der Hausthür des Staatsbaumeiſters, nebſt einem Perlenmutterknopf vom Kleide deſſelben daneben gefunden. Dies und Hans Dampfens Nichterſcheinen zur Verlobung ſchien mit einander in genaueſter Verbindung zu ſtehen. Es ging auch die Rede, daß der Stadtſchreiber vor Rath förmlich Anklage gegen Hans Dampf, ſowohl wegen dieſes Vorfalls, als Störung des öffentlichen Landfriedens, als auch wegen der nicht zur Feuersbrunſt geſandten Spritzen, erheben werde. Der Staatsbaumeiſter aber, jederzeit unerſchrocken, nahm dieſe Drohung ſehr leicht auf.

Und obgleich Seckelmeiſter Piphan, Zünftmeiſter Pretzel, der auf reichlichen Erſatz ſeines Schadens Anſpruch machte, die ganze Sippſchaft des Pfarrers, der das Unglück bei der Kaffeeviſite in allen Häuſern verkündigt hatte, und mancher Andere um ähnlicher Beſchwerden willen, die Partei des Stadtſchreibers vermehrte, verließ ſich Hans Dampf doch auf ſein Glück, wie ein Cäſar, und auf ſeine Beredſamkeit, wie ein Cicero. Unterdeſſen zettelte er ſelbſt in der Eile eine Verſchwörung, wo nicht gegen den Stadtſchreiber, doch gegen deſſen langen Haarzopf an, auf welchen ſich, als den allerlängſten in Lalenburg, Herr Mucker nicht wenig zu gut that, während doch laut alter Uebung der Stadtſchreiber ſo gut wie ein Bürgermeiſter verpflichtet war, von Amtswegen eine Lockenperrücke zu tragen. Schon vielen rechtſchaffenen Bürgern war dieſer Haarzopf ein Stein des Anſtoßes geweſen, und einige patriotiſchdenkende Metzger hatten ſchon einmal geſchworen gehabt, ihm denſelben vom Kopfe wegzuhauen.

Das Gerücht dieſer Verſchwörung verbreitete ſich ſchnell durch die Stadt. Denn was auch in Lalenburg und ſelbſt im geheimen Rath der Republik geſchah, pflegte jedesmal ſogleich im größten Vertrauen von Mund zu Ohr, von Ohr zu Mund zu gehen, bis alle Einwohner beiderlei Geſchlechts in das Geheimniß eingeweiht waren. Das neugierige und geſchwätzige Völkchen befand ſich dabei recht wohl, und erſparte viel Geld für Zeitungen.

Beide Parteien rüſteten ſich alſo und warben mit großem Eifer für den kommenden Rathstag. Dergleichen war alle Wochen nur einmal gehalten. Ging die Regierung nach beendigter Sitzung aus einander, regierte ſich die beſte der Republiken ohne alle Mühe von ſelbſt, denn der eine Bürgermeiſter verkaufte in den übrigen Wochentagen Kaffee und Gewürz, der andere fabrizirte Band, der Seckelmeiſter ſchenkte Wein aus, ein Rathsherr machte Wurſt, ein anderer Brod u. ſ. w. Genug, jeder war befliſſen und ſich bewußt,

die materiellen Interessen des Staats auf diese Weise besser, denn durch Schreiberei in Kanzleien und Schreierei im Rathssaal zu befördern.

In allen Gassen.

Der große Tag erschien, da die gefährliche Lage der Republik verhandelt werden sollte. Begebenheiten, wie die der vergangenen Woche, waren seit undenklichen Zeiten nicht geschehen. Hans Dampf war inzwischen nicht müßig gewesen. Er hatte allen Schönen der Stadt den Hof gemacht; allen geschworen, er habe nur ihretwillen des Seckelmeisters bucklige Tochter aufgeopfert. Die dankbaren Schönen hatten dafür ihre Mütter, die Mütter ihre Eheherren, und diese ihre im Rathe befindlichen Freunde gegen den ungebührlichen Zopf des Stadtschreibers in Harnisch gebracht. Jedermann erwartete mit Furcht und Zittern den Ausgang der Dinge. Sobald die Rathsglocke läutete, waren alle Lalenburger und Lalenburgerinnen im Geiste auf dem Rathhause, wenn sie nicht Berufs wegen dort sein konnten. Viele Handwerker verließen ungeduldig ihre Werkstätten, der Schmied den Ambos, der Müller die Mühle, der Leinweber den Webstuhl, um auf dem Platze vor dem Rathhaus den Augenblick zu erwarten, da die wohlweisen Herren in Mänteln und Degen die hohen Stiegen aus der Sitzung herabkommen und ihren Bekannten vertraulich den Gang der Sachen offenbaren würden.

Der Rath fand sich in höchster Vollzähligkeit beisammen. Abwechselnd wandten sich die Augen Aller während der ersten Stille auf die beiden Parteihäupter, besonders auf den Stadtschreiber, vor welchem auf dem Tisch ein Paar Scherben von Kochtöpfen neben einem Perlenmutterknopfe lagen.

Nach Beseitigung der ersten Geschäfte forderte Mucker wirklich das Wort, und schritt zur Anklage.

„Woher soll ich Worte nehmen," hob er an, „um das Verderben zu schildern, welches der unruhige Geist eines unserer Mitbürger über die Republik gebracht hat? Seit der Gründung Roms und Lalenburgs haben viele Menschen gelebt; aber nicht Einer von allen war fähig, in so kurzer Zeit, mit so geringen Mitteln, in so ungeheuern Spielräumen, so unheilbringend zu wirken, als Hans Dampf. Ja, ich nenne ihn, o Landesväter, denn schon nennt ihn jedes Kind auf den Gassen, als den Stifter alles Uebels in der Republik. Oder, wo wäre ein Haus, welches nicht über ihn zu klagen hätte? Sind Geheimnisse irgendwo verrathen: so war Hans Dampf dabei. Gab es Klatschereien: so half Hans Dampf. Zankten sich Eheleute: so hatte sie Hans Dampf wider einander gehetzt. Mißlang irgend ein Plan: so war Hans Dampf in die Quere gekommen. Ging eine Verlobung rückwärts: so hatte Hans Dampf die Hand im Spiel. Scheiterte ein Unternehmen: so war es durch die Ungeschicktheit dieses Hans Dampf. Er ist wie zum Elend geboren, hat seine Nase überall, fährt überall zu, will Alles wissen, Alles machen, Alles bessern, und bringt Alles in Verwirrung."

Nach diesem Eingang, den der Redner mit vielen Beispielen aus der geheimen Stadtgeschichte erläuterte, kam er auf die letzte Begebenheit, auf die Feuersbrunst, auf die zerschmetterte Töpferwaare, auf den Riesenkampf des Oberzunftmeisters und des Zunftmeisters, auf das unermeßliche Entsetzen der ganzen Stadt, auf die nachtheiligen Wirkungen desselben bei Nervenschwachen, Kranken und Wöchnerinnen. Er sprach so rührend, daß Zunftmeister Pretzel beim Anblick der Scherben sich nicht der Thränen erwehren konnte; so feurig, daß Seckelmeister Piphan vor Grimm feuerroth ward, und der Oberzunftmeister Ahl die Fäuste ballte. Selbst Hans Dampf schien einen Augenblick die unerschütterliche Hoheit und Ruhe des Geistes zu verlieren.

Bald aber ermannte er sich, und begann seine Vertheidigung mit vieler Würde und Klarheit; bewies, daß man aus einigen Scherben, und einem Rockknopf, den er auf der Gasse verloren haben könne, nichts wider ihn beweisen könne, sonst ließe sich auch beweisen, daß der Stadtschreiber vor einigen Wochen den alten Thorthurm, der von selbst zusammengefallen sei, vermittelst seines steifen Haarzopfes eingestoßen habe, weil bekannt sei, daß er mit demselben drei Minuten vorher am Thore vorbeigegangen. Was die Feuersbrunst betreffe, falle die Schuld nicht auf ihn, daß die Spritzen der Hauptstadt zu spät kamen oder gar nicht, weil man ihm das Unglück erst gemeldet, da es geschehen war. Wären aber auch die Spritzen zeitig genug erschienen, würde darum das Feuer nicht minder hell gebrannt haben, weil bekanntlich die Löschwerkzeuge Alters wegen zerfallen und verfault wären, also daß keine Tasse voll Wasser darin Stich hielte.

Der Stadtschreiber Mucker aber widerredete dem heftig; bewies, daß Hans Dampf allerdings der Urheber alles Uebels sei, und schloß mit den Worten: „So weit, o Landesväter, ist es gekommen, daß es bei mir gar keines Zuredens mehr bedarf, um mich glauben zu machen, daß an dem blutigen Türkenkriege, daß an der großen Viehseuche in Polen, daß an dem fürchterlichen Erdbeben in Kalabrien, daß an dem letzten Sturm, welcher die spanische Silberflotte in den Abgrund des Meeres senkte, niemand anders als Hans Dampf Schuld sei. Seit er wieder in unsere Mauern kam, ist Verwirrung, Zwietracht, Parteiwesen und Lärmen an der Tagesordnung. Noch steht Lalenburg; aber wir Landesväter werden den Untergang dieser uralten, herrlichen und weltberühmten Stadt sehen, wenn wir den Hans Dampf nicht von uns weg über alle Meere verbannen. Wessen ist er nicht fähig? Hat er uns noch nicht der Entzweiung, des Schreckens genug gebracht? Wollet Ihr noch Bürgerkriege erleben, Mord und Brand, den

Einſturz dieſes ehrwürdigen Rathhauſes, die Einäſcherung unſerer Wohnungen?“ Und nun fuhr Mucker fort, ein Bild der Verwüſtung zu entwerfen, daß allen Zuhörern und ſelbſt dem edeln Hans Dampf die Haare vor Grauſen bergan ſtanden, und Jeder den Augenblick vor der Thür glaubte, wo die Zerſtörung Jeruſalems ſich in Lalenburg wiederholen würde.

Angſt und Furcht, Schrecken, Verzweiflung und Rache war in allen Geſichtern zu erblicken. Einige ſaßen halb ohnmächtig eingeſunken da; Andere ſchnoben mit erweiterten Naslöchern wuthvoll, und ſchoſſen mörderiſche Blicke auf den Staatsbaumeiſter; Andere wollten in bangem Entſetzen zu den Ihrigen flüchten, um ſie zeitig zu retten, ſanken aber mit gebrochenen Knieen auf die Bank zurück; Andere wollten das Wort fordern und auf den Tod des Hans Dampf antragen, und konnten nur mit vom Zorn erſtickter Stimme unvernehmliche Töne hören laſſen.

Plötzlich öffneten ſich die Thüren des Saals, und der Rathsbote trat herein, einen Brief in der Hand, mit einem ungeheuern Siegel. Er übergab ihn dem Bürgermeiſter und ſagte, ein Kurier Sr. Durchlaucht des Fürſten von Luchſenſtein habe ihn gebracht. Da ſpitzten Alle mächtig die Ohren. Der Bürgermeiſter ſetzte die Brille auf und gab ſich ein majeſtätiſches Anſehen, indem er geheimnißvoll links und rechts flüſterte: „Depeſchen von allerhöchſter Wichtigkeit!“ Die guten Lalenburger brannten vor Neugier, und hingen mit ihren Blicken nur an dem gewaltigen Siegel. Die Zerſtörung von Jeruſalem war unverzüglich rein vergeſſen.

Als nun der regierende Bürgermeiſter den Brief des Fürſten entfaltete, rückten diejenigen, welche dem Oberhaupte der Republik zunächſt ſaßen, ihm ſo nahe auf den Leib, als ſie konnten; die Andern, um keine Silbe, keinen Odemzug des Bürgermeiſters zu verlieren, rutſchten auf ihren Bänken behutſam nach, daß Einer faſt auf den Schoos des Andern zu ſitzen kam. Der ganze Saal

ward leer, bis auf einen kleinen Platz um den Meister herum, wo sich Köpfe an Köpfe drängte. Dabei herrschte Todtenstille. Obgleich Lalenburg mit dem benachbarten Fürstenthum Luchsenstein vielen Geschäftsverkehr hatte, war bisher doch noch nie geschehen, daß der Fürst unmittelbar dem Rath der Republik zugeschrieben hätte. Der Bürgermeister konnte also mit Recht vermuthen, das Sendschreiben umfasse Gegenstände der höchsten Wichtigkeit.

Er fing an zu lesen, aber mit ehrfurchtsvoller, leiser Stimme, der Feierlichkeit des Gegenstandes angemessen. Weil die, welche zuhinterst saßen, die ersten Worte nicht vollkommen verstanden hatten, riefen sie: „Laut gelesen, laut!“ Dadurch wurden die Vordern gestört und geboten einstimmig Stillschweigen. Darüber verloren die Hintern das Vorgelesene gänzlich, und wiederholten ihren Zuruf um lautern Vortrag; Andere begehrten, man solle noch einmal von Anfang anfangen. Die Vordern schrieen ungeduldig: es müsse Todtenstille herrschen. Dies Her- und Hinrufen ward immer stärker, weil endlich Alle an dem Lärmen geärgert waren und Jeder für sich die Ruhe herzustellen und seine Stimme über die Stimme der Uebrigen zu erheben bemüht war. Da nun die Hintersten sich überzeugten, daß bei so bewandten Umständen die Vordersten offenbar den Vortheil hätten, weil sie dem Brief und dem Vorleser zunächst waren, rückten sie nach. Hans Dampf saß wetterschnell dem Bürgermeister vor der Nase. Der Stadtschreiber behauptete, und schrie sich dabei das Gesicht kirschbraun, Hans Dampf habe ihn vom Platz verdrängt. Es war umsonst. Gleichwie Hans Dampf, hatten auch Andere sich von hinten hervorgemacht. Nun gab es ein erschreckliches Stoßen, Reißen und Sturmlaufen unter Flüchen und Beschwörungen und Bitten und Seufzen, still zu sein.

Unter diesen tumultuarischen Bewegungen ward dem Bürgermeister am übelsten zu Muth; denn gegen ihn drängte sich, als zum Mittelpunkt, Alles von allen Richtungen her. Da faßte er

den großen Entschluß, durch sein Ansehen den Sturm verstummen zu machen. Mit majestätischem Unwillen stand er auf und stieg, damit er über die Menge hervorragte, auf seinen Stuhl. Indem er aber die donnernde Stimme mit gerechtem Zorn erheben wollte, fuhr ihm durch einen unehrerbietigen Stoß des Gedränges der konsularische Thron unter den Beinen hinweg, und er selbst mit dem fürstlichen Briefe, wie eine stürzende Eiche über niederes Gesträuch, in die ringende Menge hinab. Seine Perrücke, die reichlich mit Puder und Pommade das Antlitz des Oberzollverwalters färbte und demselben schier das Licht der Augen raubte, ward von diesem im Jähzorn erfaßt und in eine Trutz- und Schutzwaffe verwandelt. Ihr Anblick und ihre Wirksamkeit reizte zu unseligen Nachahmungen des gegebenen Beispiels. Bald war keine Perrücke mehr auf dem Kopfe sicher; eine um die andere flog empor über die Häupter der Menge, gleich einer Zornruthe, und verbreitete Gewölke um sich in der Höhe, Schmerzen und Zetergeschrei der Getroffenen in der Tiefe.

In dieser traurigen Verwirrung der Dinge reifte plötzlich die große, lange vorbereitete Verschwörung gegen des Stadtschreibers Zopf. Der Rathsherren einer, seines Handwerks ein Schneider, zog die Scheere und verfolgte damit den Stadtschreiber, welcher wie eine langgeschwänzte Ratze in dem Getümmel umherfuhr. Im Hui war der Zopf glatt am Kopfe weg, ohne daß Herr Mucker nur eine Ahnung von seinem Unstern hatte, bis er einen Hieb damit über das Gesicht bekam. Denn ein Anderer hatte dem heimtückischen Schneider die Trophäe entrissen, und, weil sie die Länge von anderthalb Ellen haben mochte, sich ihrer wie einer Reitpeitsche bedient.

Als der Stadtschreiber seinen Haarzopf in fremder Gewalt sah, und sich durch einen schnellen Griff in den Nacken vom ewigen Verlust dieses Kleinods überzeugt hatte, erhob er jammernd und

die Augen voll Thränen die Hände gen Himmel, und rief deſſen rächende Blitze auf das Haupt des Frevlers herab. Er würde ſich nicht halb ſo ſehr gegrämt haben, wäre ihm ſtatt des Zopfes der Kopf ſelbſt geſtohlen worden. Sein Geheul war ſo übermenſchlich, daß die ganze Rathsverſammlung darüber mitten im Kampf erſtarrte, alle Fehde vergaß und den Unglückſeligen ſchweigend umringte. Wie man aber wahrnahm, daß ihm weder Arm noch Bein, ſondern der ohnehin ſtatuten- und amtswidrige Zopf fehlte, lächelte Jeder ſchadenfroh, lieferte friedlich die Perrücken, wo ſie liegen mochten, an ihre Behörde, und nahm den alten Platz auf den Rathsbänken ein.

Der Bürgermeiſter ſchüttelte wegen vorgefallenen Unordnungen ſehr mißvergnügt das Haupt, welches unter der ſtruppigen Perrücke einem wahren Meduſen- oder Titushaupt ähnlich geworden. Doch dergleichen lebhafte Debatten gehörten in Lalenburg keineswegs zu den unerhörten Dingen; daher machte man auch diesmal nicht viel Weſens daraus. Man erkannte darin nichts, als Aeußerungen bürgerlicher Freimüthigkeit und republikaniſchen unbefangenen Sinnes. Jeder brachte ſeine eigene Haut zurecht, und hielt, was an den Kleidern zerrißen ſein mochte, einſtweilen mit den Fingern zuſammen. Der Stadtſchreiber legte ſeinen entſeelten Zopf neben Scherben und Rockknopf auf den Tiſch, ſeine Thränen ins bunte Schnupftuch drückend. Jeder erwartete mit neuer Andacht die Vorleſung des fürſtlichen Briefes. Dieſer war während des Gewühls und Gezerrs in viele Fetzen zerriſſen worden. Man ſammelte ſorgfältig die zerſtreuten Papierſtückchen auf, legte ſie vor den Bürgermeiſter ehrerbietig hin, und überließ ſeiner Weisheit, daraus das Uebrige zu erſehen.

Das war nun ſchwer; und ſo mannigfaltig auch die Stückchen nach allen Richtungen zuſammengelegt wurden, kam doch nichts Ganzes heraus. Man las nur einzelne Worte ohne Zuſammen-

hang. Da gerieth der Rath in große Noth und Verlegenheit. Dreimal hielt der Bürgermeister Umfrage, was dem Fürsten von Luchsenstein auf sein Schreiben geantwortet werden müsse, und dreimal schüttelte die erlauchte Versammlung den Kopf. Endlich erhob sich Hans Dampf und schlug vor, Seiner hochfürstlichen Durchlaucht zu melden, daß dero Schreiben, richtig und glücklich angekommen und verloren sei, daß also ein edler und wohlweiser Magistrat bitten müsse, Se. Durchlaucht wolle geruhen, noch einmal zu schreiben.

Als dieser gute Rath allgemein beliebt worden, fing Mucker, der sich unterdessen noch immer mit Zusammenfügung der Briefstückchen beschäftigt hatte, folgende Worte an aus denselben abzulesen: „Fangen — Hans Dampf — den Hund — tausend Gulden — Preis — seinen Kopf. —“

Jeder horchte mit Erstaunen auf. „Hier ist,“ rief der Stadtschreiber, „keine Zweideutigkeit. Hans Dampf ist da wieder im Spiel und hat einen dummen Streich gemacht, der vielleicht ganz Lalenburg ins Unglück bringt. Der Fürst, wie mir's scheint, fordert, wir sollen den Hans Dampf fangen. Er nennt ihn selbst schlechtweg nur einen Hund, und setzt einen Preis von tausend Gulden auf seinen Kopf. Es muß sich also dieser Hans Dampf wieder einmal ungebeten und ungerufen in Dinge gemengt haben, die ihn nichts angingen. Aber mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen. Mein unmaßgeblicher Rath wäre, den Angeklagten einstweilen im Gefängniß zu verwahren, bis Se. Durchlaucht das zweite Schreiben übersendet, und dem Fürsten nachträglich zu melden, daß der löbliche und wohlweise Rath zu aller Satisfaktion erbötig sei, auch den oft erwähnten Hans Dampf dermalen schon fest gemacht habe.“

Der Antrag des Stadtschreibers ward mit Einhelligkeit angenommen, so sehr auch Hans dagegen protestirte und versicherte,

er habe mit dem Fürſten von Luchſenſtein nie Verkehr gehabt. Man berief die Stadtwächter, welche mit ihren Partiſanen alsbald anrückten. Der Stadt- und Platzmajor zupfte ſeinen Federbuſch auf dem Hut etwas länger hervor, ſtellte ſich an die Spitze der Schaar und führte den Verurtheilten, unter großem Zulauf des Volks, ins Staatsgefängniß.

Hans Dampf.

Die Nachricht von der Verhaftung des Staatsbaumeiſters und vom Zorn des Fürſten von Luchſenſtein, der ihn nur ſchlechtweg einen Hund genannt, verurſachte in Lalenburg ein unglaubliches Aufſehen. Jedermann zerbrach ſich den Kopf darüber, was Hans Dampf verſündigt haben möchte. Ja, ſo groß war die Beſtürzung, daß man am Stadtſchreiber nicht einmal den verlorenen anderthalb Ellen langen Zopf vermißte. Man ſprach nur von Hans Dampf in allen Gaſſen, und kein Menſch zweifelte an ſeiner bevorſtehenden Hinrichtung. Einige vermutheten, er werde enthauptet, Andere, er werde gehenkt, Andere, er werde wenigſtens lebendig verbrannt werden. Viele bedauerten, daß dieſe Feierlichkeiten nicht zu Lalenburg, ſondern in der fürſtlichen Reſidenz ſtatt haben würden; Andere hingegen freuten ſich darüber, weil ſie ſo mit gutem Anlaß und Vorwand die Reſidenz beſuchen könnten. Mehrere redeten untereinander ab, die Reiſe dahin zur Erſparung der Koſten gemeinſchaftlich zu machen. Alle Fuhrwerke und Pferde in der Stadt wurden noch ſelbigen Tags vorausbeſtellt und in Beſchlag genommen. Man ließ die Schneider rufen und zu neuen Kleidern das Maß nehmen.

Inzwiſchen miſchte ſich doch bald auch in dieſe Betrachtungen und frohen Rüſtungen das chriſtliche Mitleiden, wenn man des Delinquenten gedachte, der nun, ſeines Todes gewärtig, im Kerker

ſchmachtete. Hans Dampf, den Jedermann kannte, der mehr oder weniger in jeder Haushaltung etwas zu ſchaffen gehabt hatte; Hans Dampf, den alle Mütter ſchalten und zum Eidam wünſchten; den auf der Straße alle Mädchen über die Achſel anſahen, aber immer mit freundlichen Augen unter vier Augen; — Hans Dampf, am Tiſche ein luſtiger Zecher, im Rathe ein trefflicher Redner, unter Baſen und Muhmen beim Kaffee ein Erzklätſcher, in der Kirche der eifrigſte Beter — Hans Dampf, Alles in Allem, der Alcibiades von Lalenburg, im Kerker!

Die ſtille Wehmuth des Mitleidens ergriff zuerſt die Töchter, dann die Mütter, dann die Männer. Kaum trat die Dunkelheit des Abends ein, ſchlich manche ſittige Jungfrau, die ſonſt ſeine Blicke öffentlich zu fliehen und ſchon vor dem bloßen Namen eines unvermählten Mannes züchtig zu erröthen pflegte, mit naſſen Augen über die Gaſſe zum Gefängniß, dem „armen Sünder“, wie nun der edle Staatsbaumeiſter hieß, eine letzte Labung und Erquickung zuzuſtecken. Die eine kam mit Würſten, die andere mit Zuckerwerk, die dritte mit kleinen Paſteten, die vierte mit Mandeln und Roſinen, und ſo jede.

„Ach, lieber gnädiger Himmel!“ riefen die alten Weiber, die Dienſtmägde, die Gaſſenbuben, welche dies bemerkten: „Sie bringen ihm ſchon die Henkersmahlzeit!“ Und nun war unter der ganzen Bürgerſchaft länger kein Haltens mehr. Denn dieſe Mahlzeit mit dem häßlichen Namen war eine alte lalenburgiſche Uebung bei zum Tode verurtheilten Miſſethätern. Einige Tage vor deren Hinrichtung pflegte man denſelben an Eß- und Trinkwaaren zu reichen, was ſie wünſchten und nicht wünſchten. Da das Staatsgefängniß ebenen Bodens mit der Straße war, und ſeine dickvergitterten Fenſter gegen dieſe hinaus hatte, wo im Gitterwerk eine eigene Oeffnung angebracht war, um Speiſen einzureichen (denn die Kerkerthür durfte keinem ohne hochobrigkeitliche Genehmigung geöffnet

werden), wurde nun der Platz vor dem Gitterloch bis gegen Mitternacht von Gebern nicht leer. Brod und Backwerk aller Art, Schinken, Würste, gebratene Gänse, Hühner, Enten, Tauben, Torten, Pasteten, Aepfel, Birnen u. s. w., nebst Wein- und Bierkrügen, Likörfläschchen, Riechfläschchen u. s. w., krochen durch das Loch. Die Krämer versorgten den armen Sünder sogar mit Salz, Pfeffer Käse, Butter, Schnupf- und Rauchtabak, so daß der Staatsbaumeister in Gefahr gerathen mußte, unter dem ungeheuern Vorrath, der immerfort hineingestopft wurde, zu ersticken. Er selbst ließ sich vor den menschenfreundlichen Gebern nicht sehen, und antwortete nie auf ihre liebkosenden Tröstungen. Doch sagte Jedem das eigene Zartgefühl: Scham und Schmerz mache, daß er sich in die Dunkelheit zurückziehe.

Allein das Zartgefühl war diesmal im Irrthum, und der Staatsbaumeister gar nicht im Staatsgefängniß. Als ihn um die Mittagsstunde der Platzmajor dahin geführt hatte, fand sich, daß das Staatsgefängniß zwar in dem besten Zustand sei, aber übel verwahrt. Die Thür konnte weder verschlossen noch verriegelt werden, weil Schloß und Riegel eingerostet am mürben Holz hingen. Dies war aber nicht Folge einer Nachlässigkeit des löblichen Rathes der Stadt und Republik, sondern eines vierzigjährigen Prozesses zwischen der Stadt und der Landschaft (nämlich den paar zu Lalenburg gehörigen Dörfern) über die Streitfrage: ob die Gefängnisse müßten von der Stadt unterhalten werden, welche das Recht zum Einkerkern hätte; oder von der Landschaft, deren Bewohner die Pflicht hätten, sich einsperren zu lassen? Denn daß ein Stadtbürger ins Gefängniß gekommen, war seit Menschengedenken unerhört. Dieser Prozeß war vor dem großen Rath der Republik seit vierzig Jahren behandelt und noch unbeendet. Alle Jahre war zwischen den Vorstehern der Stadt und den Vorstehern der Landschaft deßwegen ein Versöhnungsmahl auf sogenannte „ungerechte

Koſten“ veranſtaltet worden, um dabei die ſtreitführenden Parteien gütlich zu vergleichen. Weil aber beiderlei Vorſtehern Wein and Braten des Verſöhnungsmahles ſehr gut ſchmeckte, kam die Verſöhnung nie zu Stande, theils um nicht die Hoffnung zu einem künftigen neuen Schmauſe zu verlieren, theils weil man immerfort auf Koſten des Unrechthabenden ſchmauſete und Keiner Unrecht haben wollte.

Der Platzmajor hatte die kleinen Mängel an der Thür ſogleich vermöge ſeines natürlichen Scharfblicks erkannt, und die Thür ſtatt zu verſchließen auf der Stelle vernagelt, ja zu allem Ueberfluß noch durch den Stadtſchreiber obrigkeitlich verſiegeln laſſen. Außerdem ſtand allezeit ein Stadtwächter mit der Partiſane davor. Der Gefangene machte dem Wächter ſogleich die triftige Frage: wie er als Gefangener ſich in beſondern Fällen, die zur Leibes- und Lebensnothdurft gehören, zu verhalten habe? Dem Wächter fiel die Frage auf, und ſchien ihm wichtig genug, deswegen dem Platzmajor und Stadtſchreiber, die noch nicht weit entfernt waren, nachzulaufen und Verhaltungsbefehle einzuholen. Während dem verſuchte der Staatsbaumeiſter die Beſchaffenheit der Thür, und weil auf der Stelle, wo ſie nicht verſiegelt und vernagelt war, die Thürangeln beim erſten Druck aus dem wurmſtichigen Pfoſten wichen, ging er hinaus, rückte Thür und Angel wieder ein, und begab ſich zur Hinterpforte weg nach Hauſe, ohne bemerkt zu werden.

Der treue Wächter kam zurück und brachte den unbarmherzigen Befehl des Stadt- und Platzmajors: der Gefangene möge ſich in ſolchen Fällen helfen, wie er könne. Die Schildwache äußerte darüber ſogleich ihr aufrichtiges Mitleiden. Weil aber der Staatsgefangene dem Partiſanenträger keine Silbe erwiederte, ungeachtet derſelbe wohl eine Viertelſtunde lang erzählte, tröſtete und guten Rath gab, ſchwieg dieſer endlich auch und begnügte ſich, von Zeit zu Zeit Nagel und Siegel zu beobachten.

In allen Gassen.

Es war ein wirkliches Meisterstück von Reise, welche der Staatsbaumeister aus dem Gefängniß durch die Stadt nach seiner Wohnung machte, ohne bemerkt zu werden. Er brach in den Hinterhof des Staatsgebäudes durch einen geräumigen Stall, der auch gegen die dahinter liegende Gasse einen Ausgang hatte. In diesem Stalle wurden die obrigkeitlichen Schweine gemästet, welche bei der Gelegenheit froh wurden, ins liebe Freie zu kommen. Von da sprang der Flüchtling in ein nahes Bäckerhaus, welches einst ein Ganzes mit dem nach der entgegengesetzten Straße stehenden Hause gewesen war. Er wußte zwar, daß seit der Theilung alles vorsichtig vermauert, auf dem Estrich jedoch noch eine Kommunikationspforte offen gelassen worden sei. Behend war er die Treppen hinauf, und weil die Pforte von Mehlsäcken verrammelt war, stürzte er dieselben aus dem nahen Erker in solcher Geschwindigkeit auf die Gasse, daß, ehe der sechste Sack platzend den Boden erreichte, Hans Dampf schon auf der andern Seite hinaus über die Gasse mit einem Sprung in des Platzmajors Haus war, worin sich ein Durchgang nach dem Gäßchen befand, in welchem vor Kurzem Meister Pretzel das berühmte Unglück mit den Töpfen gehabt hatte. Ein neues Hinderniß. Der Platzmajor hatte den Durchgang mit einem neuen Gänsestall verbaut, worin er, weil er den Gänse- und Federhandel trieb, in mehreren Etagen bei dreißig dieser frommen Thiere über einander nährte. Zum Glück war der Stall nicht massiv gebaut; das hölzerne Lattwerk flog links und rechts davon, und der Staatsbaumeister war schon in seinem eigenen Hause, ehe die Gänse alle durch ihr Geschrei und Umherflattern der ganzen Stadt ihre Freude wegen ihrer Erlösung bezeugen konnten.

So sehr auch ganz Lalenburg von den großen Ereignissen die-

ses Morgens überrascht und beschäftigt war, so das man für nichts Anderes mehr Sinn zu haben schien, als von der Verhaftung des edeln Hans Dampf, von dem fürstlichen Kurier und der im Rathssaale zerrissenen Depesche zu plaudern: mußte es doch kein geringes Aufsehen erregen, als sich plötzlich die Schweine des löblichen Rathes, mit einem L gebrandmarkt, durch die Stadt verbreiteten; dann in einer andern Gasse die Luft vom aufsteigenden Mehlstaube der herabfallenden, platzenden Säcke verfinstert ward, und zuletzt die Gänseschaaren des Stadt- und Platzmajorats schreiend über alle Dachgiebel flogen. Niemand konnte begreifen, woher diese Wunder alle in den verschiedensten Gegenden zu gleicher Zeit? Einige Politiker argwöhnten, es möge von Anhängern des verurtheilten Staatsbaumeisters ein allgemeiner Aufruhr beabsichtigt sein. Der Stadtschreiber Mucker aber soll zu verstehen gegeben haben, er würde glauben, Hans Dampf sei wieder in allen Gassen rege, wenn er ihn nicht in demselben Augenblicke erst versiegelt und vernagelt hätte, da Schweine, Mehlsäcke und Gänse ins Publikum kamen.

Inzwischen verschlang der Gedanke an die große Sache des Vaterlandes, besonders an die erwartete feierliche Hinrichtung, jede Rücksicht auf geringere Gegenstände, besonders da schon folgenden Morgens der fürstlich-luchsensteinische Kurier im vollen Galopp mit einer neuen Depesche zur Stadt hineingesprengt kam. Sogleich ertönte die Rathsglocke. Die Bürgermeister und Rathsherren eilten in Mänteln und Degen zur außerordentlichen Sitzung mit Geberden voll Tiefsinns und Ernstes. Viel Volks lief neugierig auf dem öffentlichen Platz zusammen, noch mehr aber, als eine fürstlich-luchsensteinische Kutsche kam, um den Gefangenen abzuholen.

Die Sitzung ward eröffnet. Der Bürgermeister setzte die Brille auf, erbrach den großen Brief in Gegenwart der Versammlung und hob mit lauter Stimme zu lesen an:

„Wir Nikodemus, Fürst zu Luchsenstein, Graf zu Krähenburg, Baron zu Dachsfelden, Herr zu Sauwinkel und Fuchsbergen u. s. w. u. s. w. entbieten den wohlweisen Bürgermeistern und Rath der löblichen Stadt und Republik Lalenburg unsern gnädigen Gruß zuvor. Ehrenveste, Liebe, Getreue! Als wir mißfälligst vernommen, daß unser an euch erlassenes Missiv verloren gegangen, welches von Wort zu Wort also gelautet hat: „Dieweil einer eurer trefflichen Angehörigen, genannt Hans Dampf, zu einem unserer Hofjäger geredet, wie er sich unterfangen wolle, jeden Hund vernünftig sprechen zu lehren, und uns dies besonderermaßen wohlgefallen, so soll uns kein Preis zu theuer sein, wenn er unserm Leibhund Fidele die menschliche Sprache beibringen kann, als welche demselben, ungeachtet seines natürlichen Verstandes, sehr schwer fällt, wiewohl er schon dermalen das Deutsche, zum Theil auch Französische und sogar Italienische versteht, ohne es jedoch selbst zu reden. Wir ernennen den qu. Hans Dampf einstweilen zu unserm Hofrath, weisen ihm tausend Gulden zur ersten Einrichtung an; und werden diesen guten Kopf, wenn er reüssirt, zum Erzieher unserer Prinzen machen, sobald dieselben erwachsen sein werden.“ Als erwarten wir von euch, Ehrenveste, Liebe, Getreue, ihr werdet diesen unsern Hofrath Hans Dampf unverzüglich an uns anher senden ohne Verzug. Damit geschieht unser gnädiger Wille.“

Mit den sichtbarsten Zeichen des Erstaunens hörte die löbliche Rathsversammlung diese Vorlesung an. Kein Einziger, vom Stadtschreiber und ersten Rathsherrn an, bis zum Weibel an der Thür, war da, der nicht das Maul noch zwei Minuten lang aufgesperrt behielt, auch da nichts mehr zu hören war. Selbst der regierende Bürgermeister, nachdem er Brief und Brille vor sich niedergelegt, behielt vom Vorlesen den Mund offen und starrte außer sich in die leere Luft hin.

Einige verwunderten ſich über den Leibhund Sr. Durchlaucht, der ſchon in drei Sprachen bewandert war; Andere über Hans Dampfs bisher unbekannt geweſene Geſchicklichkeit, Thiere reden zu lehren; Andere betrachteten mit Ehrfurcht die Würden und Aemter, zu welchen der Staatsbaumeiſter plötzlich emporſteigen ſollte, da man gerade das Gegentheil erwartet hatte; Andere zitterten nun vor der Rache des großen Mannes, der aus dem Gefängniß in die Nähe eines Thrones verſetzt, Stadt und Republik Lalenburg in ſeiner Gewalt hatte. Die Todtenſtille des Erſtaunens verwandelte ſich plötzlich in ein heftiges Geſchrei, weil Jeder zuerſt reden und zu Protokoll geben wollte, er habe in geſtriger Sitzung gegen die Verhaftung des Staatsbaumeiſters proteſtirt. Keiner war dabei verlegener, als der arme Stadtſchreiber Mucker. Während die Andern in Lobeserhebungen des göttlichen Hans Dampf ausbrachen, den ſie den Stolz und die Zierde ihrer Vaterſtadt nannten; während ſie berechneten, was ſie ihm den Abend vorher aus treuer Anhänglichkeit durchs Gitterloch des Staatsgefängniſſes von köſtlichen Speiſen und Getränken zugeſteckt hatten, kaute Mucker ſeine Schreibfeder zu Schanden und machte Pläne, ſich mit dem Erbfeind zu verſöhnen.

Er trug alſo zuerſt darauf an, eine Deputation des Rathes müſſe den fürſtlichen Hofrath aus dem Gefängniß abholen und im Triumph zum Rathhaus führen; hier müſſe wegen geſtrigen Mißverſtändniſſes förmlich um Verzeihung gebeten, dem Hofrath der Ehrenplatz zur Rechten des regierenden Bürgermeiſters eingeräumt und ihm das fürſtliche Schreiben vorgeleſen werden; dann wollte und ſollte er, der Stadtſchreiber nämlich, feierliche Abbitte thun und ſich und die Vaterſtadt in die Gewogenheit des erhabenden Mitbürgers empfehlen, damit Hans Dampf nicht gegen Lalenburg, wie Coriolan einſt gegen Rom, zöge.

Man muß ſich aber über dieſen plötzlichen Umſchwung der Geſin-

nungen gar nicht wundern. Mit den Umständen änderten bei ihnen Grundsätze, Freundschaften, Feindschaften, Versprechungen, Schwüre und Neigungen so sehr, daß die, welche gestern, im Glück aufgeblasen, den Andern Fußtritte gaben, heute vor den Gleichen unterthänigst auf allen Vieren krochen. Das hieß bei ihnen Weltlauf, Politik und Feinheit, und sie befanden sich recht wohl dabei, so schief es auch oft dabei ging.

Hans Dampf.

Hans Dampf, der seine Mitbürger sehr gut kannte, saß wohlgemuth und furchtlos zu Hause, wo ihn seine alte Haushälterin verpflegte. Er wußte sehr gut, daß in wenigen Tagen alles anders werden könnte; daß seine lieben Lalenburger, groß in Worten, klein in Thaten, ihm, auch wenn er entdeckt werden sollte, kein Haar krümmen würden. Ohnehin tröstete ihn sein gutes Gewissen, denn er hatte dem Fürsten von Luchsenstein noch nie eine Fliege todtgeschlagen.

Wie er aber von der treuen Haushälterin, die von Zeit zu Zeit ausging, Staatsneuigkeiten und Rathsverhandlungen zu erfahren, die seltsame Mähre hörte, er sei zum Hofrath des Fürsten ernannt, um dessen Leibhund Unterricht in der deutschen Grammatik zu geben; die Rathsdeputation habe ihm im Staatsgefängniß vergebens ihre Aufwartung gemacht; die ganze Stadt wäre in außerordentlicher Bestürzung, sowohl wegen seines Verschwindens als wegen der unergründlichen Art desselben, da, aufs Genaueste untersucht, Mauer- und Gitterwerk, Nägel und Amtssiegel unversehrt gefunden worden; so bereute er fast seine Flucht. Um also die Sache so bald als möglich ins Geleis zu bringen, kleidete er sich aufs Prächtigste, zündete seine Tabakspfeife an, legte sich damit weit ins offene

Fenster, rauchte ganz harmlos und grüßte freundlich die Vorübergehenden. Er erreichte damit seinen Zweck; denn Jeder blieb stehen und gaffte verwundert herauf; das Gerücht flog wetterschnell durch die Stadt, der wunderbar verschwundene Hofrath rauche zum Fenster heraus seine Pfeife; Alles lief hin, sich von der Wahrheit des Gerüchtes selbst zu überzeugen, je weniger man daran glaubte. In einer halben Stunde war die Gasse gedrängt voller Menschen von einem Ende bis zum andern; die Honoratioren der Stadt, in die Nachbarschaft zu Bekannten und Freunden geeilt, sahen rechts und links gegenüber, Kopf an Kopf gedrängt, zu den Fenstern heraus, während Schornsteinfeger, Maurer, Zimmerleute und freche Buben ihre bequemen Plätze auf den Dächern gegenüberstehender Häuser wählten, den neuen Hofrath zu sehen, der mit eben so großer Neugier und Freude das Volksgetümmel betrachtete, wie er von demselben angestaunt wurde.

Mit unsäglicher Mühe arbeitete sich die Rathsdeputation durch das Gewühl der Gaffer zu seinem Hause. Er empfing sie mit herablassender Huld. Der Bürgermeister selbst hatte sich nun an ihre Spitze gestellt, und eröffnete seine Rede mit den Worten: „Hoch- und wohlgeborner Herr fürstlicher Hofrath! Leider ist in unserer theuern Vaterstadt wahr geworden, was Jeder spricht: kein Prophet gilt weniger, als in seinem Vaterlande.“ Aus diesem Text spann der Konsul nun eine lange Glückwünschungsrede, die sich mit schmeichelnden Komplimenten und Entschuldigungen wegen der gestrigen Uebereilung eines wohlweisen Rathes endete. Darauf ward das Schreiben des Fürsten überreicht. Alle Rathsherren weinten Freudenthränen. Der potenzirte Staatsbaumeister hielt ihm nun eine vortreffliche Gegenrede, die so lange währte, bis sich das Volk auf den Straßen verlaufen und die Deputation vollkommen aufgehört hatte, Freudenthränen zu vergießen. Dann erschien der fürstliche Kutscher und meldete, daß Se. Durchlaucht befohlen,

der Hofrath solle noch diesen Abend sich in der Residenz zur Audienz einfinden.

Da war nun nicht zu säumen. Der entzückte Hans Dampf packte ein und saß nach einer Stunde schon in der fürstlichen Kutsche. Eine ungeheure Volksmenge ward wieder versammelt, ihn einsteigen zu sehen. Jeder nahm in tiefer Ehrerbietung den Hut oder die Kappe bei dem Anblick des goldverbrämten Kutschers und des bestäubten Reisewagens ab. Denn so stolz auch jeder Lalenburger auf seine republikanische Unabhängigkeit und Freiheit war, und wiewohl auch der ärmste Teufel sich als freier Bürger einem König gleich dünkte, hatte doch jeder Lalenburger immerdar eine geziemende knechtische Ehrfurcht vor Allem, was fürstlich war.

Hans Dampf mußte noch den gleichen Abend zu Sr. Durchlaucht. Fürst Nikodemus war ein vortrefflicher Herr, dem nur ein Kaiserthum fehlte, um einer der größten Monarchen zu sein; so aber war er ein kleiner mit großen Schulden. Zu seinen edelsten Vergnügungen rechnete er, wie billig, die Jagd; und daraus läßt sich erklären, daß an seinem Hofe mehr Hunde als Menschen lebten. Gesellschaften liebte er sonst nicht. Obwohl er eigentlich kein Menschenfeind war, äußerte er doch manchmal in vertraulichen Zirkeln, daß er viel darum geben würde, wenn er, mit Ausnahme des Jagdpersonals, alle seine lieben und treuen Unterthanen in Hirsche, Rehe, Wildschweine, Hasen, wilde Gänse, Enten, Schnepfen, Rebhühner und dergleichen verwandeln könnte. Er glaubte, sie würden ihm dann mehr Vergnügen machen und Nutzen bringen.

„Hör' Er einmal!“ redete der Fürst seinen neuerschaffenen Hofrath an, der ihm in unterthänigster Unterthänigkeit den Rockzipfel küßte: „Ist Er's also, der die Hunde sprechen lehren kann? Sieht Er hier die Fidele? Schade, daß das arme Thier sich nicht mündlich auszudrücken versteht; aber, auf Ehre, was ich dem Geschöpf sage, begreift es.“ Darauf befahl Nikodemus dem Hunde auf

deutſch, franzöſiſch und italieniſch allerlei, und der Hund vollzog die Aufträge mit bewundernswürdiger Pünktlichkeit.

„He, was ſagt Er dazu?“ fragte der Fürſt mit freudeglänzenden Augen.

„Wie Ew. Durchlaucht befehlen!“ antwortete der Lalenburger.

„Hofft Er die Fidele zum Sprechen zu bringen?“

„Wenn man uns Beiden Zeit genug läßt —“

„Daran ſoll es nicht fehlen. Hör' Er einmal, fange Er nur mit dem Deutſchen an. Franzöſiſch kann nachher vorgenommen werden, wenn das Thier in der Mutterſprache hinlängliche Progreſſen gemacht hat. Er kann hier im Schloſſe bei mir logiren. Mein Haushofmeiſter ſoll Ihm ein Zimmer anweiſen. Er muß ſich nur erſt das Thier recht attachiren, daß es gern bei Ihm bleibt. Wenn Er ſeine Sache gut macht, ſoll Er noch ſchöne Recompenſe haben. Ich werde von Zeit zu Zeit nachfragen, wie es mit den Lektionen geht. Verſteht Er auch franzöſiſch?“

„Ew. Durchlaucht, zum Unterricht der liebenswürdigen Fidele verſtehe ich genug davon; doch wird mir die franzöſiſche Sprache etwas mühſam zu reden, und zwar wegen eines kleinen Fehlers meiner Zunge. Denn es geſchieht zuweilen, daß ſie das Wort nicht gleich herausbringen kann, was ich meine.“

„Und italieniſch?“

„Ew. Durchlaucht, damit habe ich auf Univerſitäten guten Anfang gemacht, aber das iſt leider ſchon lange her.“

„Nun, nun, laſſ' Er's, mon cher.“

„Ew. Durchlaucht, ich bitte unterthänigſt ab, ich habe ſie nicht bei mir.“

„Was?“

„Die Scheere.“

„Ei, ei, was Scheere? Was macht Er da gleich für eine tolle faute?“

Der Hofrath beſah ſich ſchamroth die Hände und verſteckte dieſelben, weil er glaubte, Se. Durchlaucht rede von ſeiner Pfote.

„Nun, geh' Er jetzt nur! Laſſ' Er ſich ſein Logement zeigen und ſich brav Wurſt aus meiner Küche geben, denn Fidele frißt ſie gern. Damit gewinnt Er gleich ihr Herz.“

Der Hofrath merkte, daß ihm die Thür gewieſen ſei, und nahte ſich derſelben unter vielen Verbeugungen rücklings, weil er nicht wider die Ehrfurcht fehlen und dem Fürſten den Rücken zukehren wollte. Dabei kam ihm aber unvermuthet Fidele, ein derber Jagdhund, zwiſchen die Beine, und er ſtürzte ſo ungeſchliffen rückwärts zu Boden, daß ihm die Füße im Aufſchwung hoch über den Kopf emporfuhren. Hans Dampf ließ einen tiefen Seufzer fahren, der Hund ſchrie vor Schrecken laut auf, und Nikodemus lachte ſich faſt krank. „Nun, ihr fangt an, mit einander Bekanntſchaft zu machen!“ rief der Fürſt, und der Hofrath lief unter Millionen Abbitten zur Thür hinaus.

In allen Gaſſen.

Mit Beihülfe der Hofküche hatte ſich Hans Dampf die Gewogenheit und das Zutrauen des fürſtlichen Leibhundes vollkommen in Zeit von vier Wochen erworben. Von nun an erkundigte ſich der Fürſt öfters nach dem Gang des Unterrichts. Der ſchlaue Hofrath bemerkte jedoch Sr. Durchlaucht, daß ein Menſch ſelbſt wohl vier, fünf Jahre gebrauche, ehe er reden lerne, und ein Kind vor Verlauf des erſten Jahres kaum einige Silben lallen könne. Nikodemus fand den Grund ſehr vernünftig, und mäßigte ſeine Ungeduld. Hans Dampf aber, dem ſein Leben am Hofe ſehr behaglich war, ließ ſich wohl ſein, und empfand nur dann und wann einige Unruhe, wenn er dem Hunde tauſendmal ein und daſſelbe Wort geſprochen hatte, und doch keine Frucht davon ſah. Der Hund gaffte

zwar seinen Lehrmeister aufmerksam an, schien aber zum Nachsprechen der Worte viel zu schüchtern zu sein.

Hans Dampf erinnerte sich zum Glück an einen Spaßmacher, den er unter den Studenten auf der Universität gekannt. Dieser pflegte seinem Pudel zuweilen die Schnauze zusammenzudrücken, und ihn durch heimliches Klemmen zum Knurren und Murren zu bringen. Wenn er dann im richtigen Zeitmaß die Hand an der Schnauze ein wenig nachließ, entstand durch das Oeffnen und Zusammendrücken derselben aus dem Rachen des mürrischen Pudels der deutliche Ton Ma Ma. Hans Dampf versuchte das Gleiche bei Fibelen, und es gelang ihm über Erwartung.

Da Nikodemus nach einem halben Jahre den Hofrath ziemlich verdrüßlich um Fibelens Fortschritte befragte, lobte der Lehrmeister seinen Zögling ungemein, und erbot sich, von dessen erstem, kindischem Lallen einige Proben zu geben. Der Fürst versammelte seine Vertrauten, und im Kreise derselben erschien der Hofrath mit einer sehr zuversichtlichen Miene, nebst seinem Zögling.

Vor allem aus bemerkte der Hofrath in einer langen, vortrefflichen Rede, voll feiner pädagogischen Bemerkungen, daß er im Unterricht genau den Gang der Natur beobachte, weil sie die beste Wegweiserin sei. Alle Künstelei in Unterricht und Erziehung sei Thorheit und geisttödtend und verderblich für die lebenden Geschlechter, wie für die ganze Nachkommenschaft. Nur durch die schlechte Einrichtung des ersten Unterrichts sei das Unglück aller Staaten, der Untergang großer Nationen entstanden und alles Unheil in der Welt. Nebenbei machte er Hoffnung, seine neuerfundene Buchstabirmethode menschenfreundlich bekannt zu machen, wenn man ihm das Geheimniß mit einigen und zwanzigtausend Gulden bezahlen würde, und erwähnte eines großen Entwurfs, eine neue Fibel, mit vielen Kupferstichen, nach seinem eigenen Ideale her-

auszugeben und Sr. Durchlaucht dem Fürst Nikodemus, dem Mäcen und Beschützer der Wissenschaften und Gelehrten, zu dedizirem.

Darauf fuhr er fort, den Gang der Natur im Unterricht des menschlichen Geschlechts zu entwickeln. „Wen," sprach er, „wen lernt das Kind zuerst unter allen Lebenden kennen, wen zuerst lieben? Es ist die Mutter. Und die Mutter ist es, deren Zärtlichkeit es auch zuerst durch sein Stammeln auf die rührendste Weise belohnt. Der süße Muttername ist der erste Klang, welcher den zarten, ungeübten Lippen des Kindes entschwebt! Und so begann auch ich bei unserer talentvollen, liebenswürdigen Fidele. — Nun, Fidele, komm her, sei artig, und sage den hohen Anwesenden den Namen deiner Mutter."

Bei diesen Worten nahm er den Hund schmeichelnd in den Arm, hielt ihm die Schnauze, kniff und stieß ihn von hinten, bis er zu brummen anfing, und dann mit tiefer Baßstimme: „Mama!" hören ließ.

Alle Anwesenden brachen in ein lautes und fast unauslöschliches Gelächter aus, womit sie ihrem Beifall oder den Empfindungen ihres Erstaunens Luft machten. Des Hofraths gelehrter Ernst, und Fidelens Baßstimme dazu, gaben diesem pädagogischen Akt etwas sehr Feierliches. Aufgemuntert durch diese Fröhlichkeit, ließ der Hofrath den Leihhund sein Kunststück noch mehrere Male hinter einander machen, bis sich das Lachen der Gesellschaft in ein lautes Schreien verwandelte und der Fürst um Gotteswillen bat, Fidele solle aufhören.

Se. Durchlaucht waren so entzückt, daß Höchst Sie den Hund an ihr Herz drückten und küßten, ja sich in der Freude bald so weit vergessen hätten, sogar den Hofrath zu umarmen. Dieser empfing die Glückwünsche des Hofes mit vieler bescheidenen Selbstgefälligkeit. Der Fürst gab seinem Hunde Zuckerbrod und munterte ihn auf, in seinem Fleiße fortzufahren. Den Hofrath beschenkte

er mit einer goldenen Schnupftabaksdose, worauf sich das Bild des Landesvaters befand. Hans Dampf, von Dankbarkeit begeistert, rief: „O, ich stehe dafür, der Hund soll bald auch zu Ew. Durchlaucht Papa sagen können!“

„Dann bekömmt Er neue Gehaltszulage!“ erwiederte der Fürst, und entließ den Hofrath in den gnädigsten Ausdrücken.

Mit dem Papa wollte es Hans Dampfen nun aber nicht so bald gelingen. Nach einigen Wochen, da sich Nikodemus wieder erkundigte, bemerkte ihm der Hofrath, Fidele werde unstreitig bald Junge werfen, und in solchem Zustande müsse man das arme Thier mit allen Geistesanstrengungen verschonen. Dies leuchtete dem Fürsten ein, und Hans Dampf gewann damit Zeit und ruhiges Leben, wenn er ruhiges Leben verlangt hätte.

Aber er war in der Residenz schon überall bekannt, vertraut und in hundert kleine und große Angelegenheiten verfädelt; sprach überall mit, keck, kühn, zuversichtlich und wie es ihm beifiel; wußte Alles, entschied Alles, veranstaltete Alles. Sein Ansehen beim Fürsten stieg täglich, und aus dem Grunde bei allen Höflingen und Residenzbewohnern. Man hieß ihn schlechtweg nur den Liebling. Der Stadtrath von Lalenburg ordnete auch regelmäßig alle vier Wochen Deputationen an ihn ab, um sich nach dem Wohlsein des erhabenen Mitbürgers zu erkündigen, nannte ihm zu Ehren die enge Gasse, worin sein väterliches Haus stand, die Dampfgasse, und hing sogar, in Ermangelung seines Bildnisses oder seiner Büste, im Rathssaale seinen Schattenriß auf.

Selbst die geheimen Kabinetsräthe des Fürsten machten sich an ihn, um durch ihn auf Se. Durchlaucht einzuwirken, besonders da es um eine neue allgemeine Landessteuer zu thun war, welche Nikodemus zur Fortsetzung seines löblichen Aufwandes eintreiben wollte. Da die geheimen Räthe sehr gegen die Ausschreibung der Steuer arbeiteten, weil das Volk schon genug von Abgaben aller

Art gedrückt war, wandten sie sich auch an Hans Dampf, und baten ihn im Namen des schwer gedrückten Landes, den Fürsten zu bewegen, von seinen Forderungen abzustehen.

„Nichts leichter, als das, meine Herren!“ sagte der Hofrath mit der ihm eigenen Zuversichtlichkeit, und begab sich zum Fürsten.

„Aber, hör' Er einmal,“ sagte Nikodemus zu ihm, „ich muß doch Geld haben. Schaff' Er nur Geld, so brauche ich keine Auflagen zu machen.“

„Nichts leichter, als das!“ erwiederte der Hofrath: „Wie viel befehlen Ew. Durchlaucht?“

„Je mehr, je besser.“

„Vortrefflich. Ew. Durchlaucht müssen nur einen kleinen Bandhandel anfangen, der trägt ungeheure Summen Goldes ein.“

„Einen Bandhandel? Hör' Er einmal, Er ist nicht ein Hans Dampf, sondern ein Hans Narr; ich bin kein Bändeljude.“

„Ew. Durchlaucht geruhen nur die halbe Elle Band zu hundert Nikodemusd'or zu verkaufen, so — —“

„Wer zahlt mir das?“

„Wenn Ew. Durchlaucht einen neuen Ritterorden stifteten, zum Beispiel zu Ehren des Jäger-Heiligen — so etwa einen St. Nimrodsorden; wenn jeder Nimrodsritter das Recht empfängt, ein grünes Bändchen im Knopfloch zu tragen, woran von Gold das Bild kreuzweis gelegter Jagdflinten, umfangen von einem Waldhorn, hängt, statt des Ordenskreuzes; wenn jeder den Ritterschlag mit dem Weidmesser empfängt, der hundert Nikodemusd'or zahlt, und für den großen Orden tausend Nikodemusd'or Einschreibgebühren — wenn man dabei allerlei Ordensfeierlichkeiten anbringt — ich weiß noch aus Universitätsjahren, welche Wirkung das macht — —“

„Hör' Er einmal,“ unterbrach ihn plötzlich der Fürst: „Er ist wahrhaftig kein Hans Narr. Wir wollen das Ding überlegen. Be-

ſtelle Er in der Fabrike ſogleich Band und laſſ' Er die Kreuzdinger von den Goldſchmieden dazu machen. Ich will Ihn bei dieſem Nimrodsweſen zum Ordenskanzler anſtellen."

In der That hätte keine Auflage den fürſtlichen Kaſſen ſo viel Geld eingebracht, als dieſer Bandhandel, wie ihn der Lalenburger etwas unſchicklich nannte. Denn kaum erſchien der Fürſt, und ſein Halbbruder der Graf von Krähenburg, und Hans Dampf der Ordenskanzler mit dem Nimrodsband; kaum erfuhr man, daß, wer die hohen Einſchreibgebühren erlegen könnte, zum Nimrodsritter geſteigert werde: ſo entſtand zur Ordenskanzlei ein unerhörtes Gedränge. Jeder brachte ſeine Nikodemusd'or für eine halbe oder zwei Ellen Band; denn Keiner wollte dem Andern im Range nachſtehen. In kurzer Zeit trugen ſelbſt Perrückenmacher das kleine grüne Band. Dies empörte den gerechten Stolz des Adels und anderer Reichen des Landes. Wie konnten ſie mit gemeinen Leuten gleichen Ranges ſein? Sie verkauften lieber Haus und Hof, damit ſie am breitern Bande den großen Nimrodsorden tragen konnten. Das ganze Land ward voll grüner Bänder und Schulden. Fürſt Nikodemus ſchwamm in Freuden; aber ſeine treuen Räthe verwünſchten den erfinderiſchen Witz des neuen Ordenskanzlers, und zogen daraus die Lehre, man müſſe keinen Hans Dampf zum Finanzminiſter und keinen Bock zum Gärtner ſetzen.

Hans Dampf.

Hans Dampf hatte aber gerade ſo viel und ſo wenig Gewiſſen, wie ein großer Staatsmann haben ſoll, der lieber eine Provinz, als einen ſeiner Einfälle umkommen läßt, und dem gar behaglich zu Muth ſein kann, wenn auch einem ganzen Volke bei ſeiner Staatsklugheit höchſt übel iſt. Als ihn eines Tages einer von den treuen Fürſtenräthen auf die traurigen Wirkungen der Nim-

rodswuth aufmerksam machte, erwiederte er: „So wahr ich Hans Dampf heiße, alles Gute hat sein Böses, alles Böse sein Gutes. Wenn es aber Gesetz wäre, daß ein Staatsmann allen Klagen im Lande ein Ende, oder ein Arzt alle seine Kranken gesund machen müßte: wer möchte wohl Staatsmann oder Arzt werden wollen? Darum, lieber Freund, laßt uns getrost sein. Der liebe Gott hat die Welt so vortrefflich geschaffen, daß unsereins lange daran herumpfuschen kann, ehe er etwas verpfuschert!“

Wirklich mochte diese große Maxime nirgends besser bewährt worden sein, als im Luchsensteinischen. Denn da waren seit mehr denn hundert Jahren abwechselnd alle möglichen und unmöglichen Staatstheorien versucht worden, ohne daß das Land darum öde und menschenlos geworden wäre. Jeder neue Fürst, oder Minister, machte neue Ordnungen und schaffte die alten ab; der eine baute Klöster, der andere machte Kasernen daraus, der eine legte für Staatsrechnung Fabriken an, der andere verkaufte die junge Mannschaft regimenterweise, gleich andern Landesprodukten, und hob die Fabriken auf; der eine wollte aus seinem Staate ein großes Harem, der andere daraus einen einzigen Thiergarten machen. Item, die Menschen mehrten und nährten sich dabei nach wie vor, sobald sie nur einmal die große Wahrheit recht beherzigt und sich daran gewöhnt hatten, daß sie zum Vergnügen ihrer Herren und nächstdem auch zu ihrer eigenen Freude geboren wären, übrigens dem neuesten System gemäß heut links, morgen rechts, heut vorwärts, morgen rückwärts marschiren müßten. Auch konnte alles Unheil des Nimrodsordens nichts an der Ehrfurcht, Hochachtung, Liebe und Bewunderung vermindern, mit welcher man dem Ordenskanzler begegnete, wo er sich blicken ließ. Denn er war die Rechte des angebeteten und von seinem Volk vergötterten Fürsten.

Es fehlte ihm dabei nicht an Neidern, aber er bemerkte sie kaum. Auch war er in der Gnade seines Herrn so fest, daß er in

den Augen deſſelben ſeinen Werth nicht verlor, ſelbſt als die genialiſche Fidele krank ward und ſtarb. Ohne Zweifel war das arme Thier das Opfer einer Verſchwörung und Hofkabale geworden. Denn der Leibarzt hatte am Leibhund Spuren einer Vergiftung bemerkt, und gefliſſentlich brachte man das Gerücht vor die Ohren Sr. Durchlaucht, es möge der Ordenskanzler ſeinen Zögling wohl ſelbſt aus der Welt geſchafft haben, um ihn nicht reden lehren und am Ende geſtehen zu müſſen, daß er nur ein leerer Prahler ſei und die Kunſt nie verſtanden habe. Hans Dampf hatte zu aufrichtige Thränen um Fidelens Tod geweint, und der ganze Hof zu unverhohlene Gleichgültigkeit beim Abſterben des edeln Thiers bewieſen, als daß Nikodemus durch boshafte Verleumdungen hätte getäuſcht werden können. Im Schloßgarten, unter Thränenweiden und Zypreſſen, ward dem unvergleichlichen Hunde ein marmorner Obelisk errichtet, und dazu einer der berühmteſten Bildhauer Italiens verſchrieben.

Man kann zwar nicht ſagen, daß Hans Dampf eigentliche Freunde gehabt hätte; aber wer hat denn am Hofe und in der großen Welt Freunde? Oder wer könnte einzelner Menſchen Freund ſein, der, wie ein Hans Dampf, aller Welt angehört? Dabei verlor jedoch der Ordenskanzler nichts. Er war Jedermanns Vertrauter. Nicht nur der Fürſt, ſondern auch deſſen Halbbruder, der Graf von Krähenburg, nannte ihn ſeinen Allesmacher. Jeder lächelte ihm, er Jedem zu. Selbſt die ſchönen Luchſenſteinerinnen lächelten. Allein er war auch ein liebenswürdiger Mann, der nichts übel nahm, und der ſein ganzes Vergnügen darin fand, die Freuden Anderer zu vermehren.

Freilich gelang ihm das nicht immer vollkommen, und dann hatte er nachher gewöhnlich Todesverdruß und Undank für ſeinen beſten Willen. Ich will nur zum Beiſpiel die Geſchichte eines einzigen Tages erzählen.

In allen Gassen.

Der Graf von Krähenburg hatte lange Zeit eine kleine Liebschaft in der Residenz gehabt. Fräulein Sabine, eine niedliche Brünette, fand sich durch die Anbetung des Grafen sehr geschmeichelt, und veranstaltete gar gern dann und wann mit ihm geheime Zusammenkünfte, um sich unter vier Augen bewundern zu lassen. Ihr Vater kam dahinter, nahm dies sehr übel, und gab den vielbewunderten Korallenlippen seiner Tochter einige höchst prosaische Maulschellen. Herr von Quast, so hieß er, zwar nur ein gemeiner Edelmann, aber uralten Adels, hielt es für schimpflich, daß die Enkelin jener Helden, die schon Kaiser Karls des Großen Kammerdiener gewesen, nun zu einer flüchtigen Liebschaft oder Mätressenschaft eines appanagirten Herrn dienen sollte. Auch hütete er von der Zeit an seine minder ahnenstolze Tochter so strenge, daß sich die Liebenden kaum alle Wochen einmal in der Kirche verstohlen ansehen konnten.

Natürlich gerieth der Graf darüber in billige Verzweiflung; offenbarte dem Ordenskanzler sein Leiden und versprach ihm goldene Berge, wenn er bewirken könnte, ihn nur ein einziges Mal mit seiner Schönen wieder zusammenzubringen. — „Nichts leichter, als das!“ sagte Hans Dampf, und suchte sogleich Fräulein Sabinen in einer Gesellschaft. Sie bemerkte erröthend dem getreuen Vertrauten ihres Geliebten, daß sie nichts mehr ohne Vorwissen ihres Vaters wagen könne; würde er aber ein Mittel wissen, ihren strengen Vater zu bereden . . .

„Nichts leichter, als das!“ rief Hans Dampf, und begab sich folgenden Tages zum Herrn von Quast, sprach von der Liebe des Grafen zu Sabinen so rührend, machte ihm so ernste Vorstellungen von den gefährlichen Folgen, welche seine Strenge für die unglücklichen Liebenden haben würde, daß der stolze Alte nicht anders

konnte, und die Liebe des Paares billigen mußte, in so ferne der Herr Graf seiner Tochter in Gegenwart der Aeltern die Ehe geloben würde.

„Nichts leichter, als das!“ sagte der Abgesandte: „Machen Sie das mit dem Grafen nur selbst ab. Ich werde ihm — denn er ist seit gestern zu Krähenburg — auf der Stelle schreiben, er solle diesen Abend um acht Uhr Fräulein Sabinen seine Aufwartung machen; alle Hindernisse wären gehoben.“

Seines gelungenen Werkes froh, schrieb er auch dem Grafen sogleich, er solle nicht fehlen. Es kam ihm nicht in den Sinn, daß der Graf, weit entfernt, an feierliche Verlobungen zu denken, nur ein einsames Stündchen mit der Geliebten in deren Boudoir zu verplaudern hoffte. Herr von Quast hingegen, nun er die förmliche Anwerbung des fürstlichen Bruders um Sabinen vernommen, lud auf den gleichen Abend die gesammte Familie der Quaste zu einem prachtvollen Gastmahl, und Sabine, im höchsten Schmuck, im Kreise von vierzig Vettern, Muhmen, Basen und andern Verwandten erwartete ihren Liebhaber mit triumphirendem Herzen, der doch nur auf ein bescheidenes Schäferstündchen Anspruch gemacht hatte.

Er kam am Abend, halb verkleidet, im schlichten Ueberrock, diebisch leise und heimlich ins Quastische Haus; fluchte heimlich auf die brennenden Laternen; verbarg sich in einem Winkel an der Treppe, weil der Bedienten zu viel umher liefen, und lauerte, bis er endlich Sabinens ihm wohlbekannte und vertraute Zofe ersah. Auf seine leise Frage, in welchem Zimmer das Fräulein zu finden sei, führte ihn die Dienstbare dahin. Aber wer kann das Entsetzen schildern, als die Thür aufging, und der Graf, statt an die Brust der einsamen Geliebten zu fliegen, in den großen, kerzenhellen, menschenvollen Prunksaal hineinstolperte, wo ihn Alles erwartete und mit Bücklingen und Knixen umringte.

Allerdings hätte Hans Dampf dem verblüfften Fürstenbruder die grausame Verlegenheit ersparen können, wenn er demselben, statt weniger schriftlicher Worte, mündlichen Bericht von seiner Sendung gemacht hätte. Allein der Ordenskanzler hatte selbst eine Liebschaft, und gleichen Tags den Plan gemacht, seine Huldgöttin auf die allerartigste Weise von der Welt zu überraschen. Die Huldgöttin war wirklich ein hübsches Mädchen, noch dazu eine Landsmännin, des Apothekers Quirl von Lalenburg Tochter, Namens Johanne, die zu einer alten, reichen Tante nach Luchsenstein gekommen war und bei derselben lebte, um sie zu beerben. Die alte Tante war aber eine grämliche Tante, die viel betete, und ihre Nichte, statt zu Konzerten, Bällen und Schauspielen, nur in die Betstunden der Frommen und Heiligen führte. Die alte Tante schien es auch gar nicht gern zu sehen, wenn der windige Landsmann, wie sie ihn nannte, gar zu oft bei der schönen Landsmännin zusprach. Das that diesem sehr leid. Er benutzte also jeden Anlaß, Johannen zu sehen.

So sah er sie auch am Morgen dieses Tages, freilich nur sehr vorübergehend und nur im Begegnen auf der Straße. Er brachte die Rede auf seinen Wunsch zu einem Abendbesuch. Sie zuckte die Achseln und bedauerte, diesen Abend außer dem Hause in einer Gesellschaft von Freundinnen zu sein, die wöchentlich in einem bestimmten Lokale zusammenzukommen pflege. Aus weiblicher Eitelkeit mochte sie nicht gern gestehen, daß sie mit der Tante eine Andachtsstunde besuche. „Und wo?“ fragte der Hofrath. Sie nannte das Haus. „Wird getanzt?“ — Sie lächelte erröthend und sagte: „Leider nicht! Höchstens wird gesungen.“ — Er fuhr fort: „Ist es auch einem ungebetenen Freund erlaubt, dabei zu sein? Denn wenn ich Sie nur sehen kann, wo es auch sei, bin ich glücklich.“ Sie erröthete, stammelte ein: „Ich weiß es nicht!“ und entwischte. Hans Dampf aber, als ein guter Lalenburger, nahm das

Erröthen und Lächeln der Lalenburgerin für Einladung und stummen Ausdruck geheimen Wunsches.

Sogleich that er sich mit einigen jungen Herren aus der Stadt zusammen, ohne anders die Abendgesellschaft der jungen Dame durch seine Gegenwart zu verschönern. Die Zudringlichkeit hoffte man, wo nicht zu rechtfertigen, doch einigermaßen durch eine Aufmerksamkeit anderer Art zu vergüten. Man wollte heimlich Musik bestellen, und die jungen Herren, die ohne Zweifel alle unter den Damen ihre liebenswürdigen Bekanntinnen haben würden, sollten in Ballmasken erscheinen. „Wenn dann die Frauenzimmer," sagte Hans Dampf entzückt von seinem Plan, „wenn sie dann da bei ihren Theetischen, oder beim Spiel, oder bei langweiligen Salbadereien dasitzen, und urplötzlich vor der Thür ein lieblicher Walzer erklingt, und wir nun maskirt eintreten, die jungen Schönen auffordern — da wird sich keine mehr halten können, und Alles vergessen und vergeben sein. Es versteht sich übrigens, unsere Entschuldigung machen wir hintennach."

Alle freuten sich auf das angenehme Abenteuer. Musik und die auserlesensten Ballmasken wurden bestellt und zwar im tiefsten Geheimniß, desgleichen Ort und Zeit der Zusammenkunft in der Dunkelheit des Abends. Als der ersehnte Augenblick erschien, war Hans Dampf der Erste auf dem Weg. Die Musikanten fanden sich ein; die Tänzer maskirten sich und schlichen, in ihre Mäntel gehüllt, zu dem bestimmten Hause, wo ihnen schon von ferne die Reihe hellerleuchteter Fenster den Saal der Assemblee verrieth. Der Thürhüter, auf die Frage: wo das Zimmer der Versammlung sei? wies die Herren zurecht, obgleich nicht wenig über die mitkommenden Musikanten erstaunt, weil die Frommen beiderlei Geschlechts bisher zu ihren Erbauungsstunden nie Pfeifen, Geigen und Waldhörner gebraucht hatten. Auf den Zehen näherte man sich der Thür

des Saals, warf die Mäntel ab, legte die Larven vor, und bereitete ſich in tiefſter Stille.

Während deſſen ſaß im Saal die kleine Gemeinde auserwählter Chriſten und Chriſtinnen in gottſeliger Andacht beiſammen, und hörte den erbaulichen Vortrag eines ihrer Vorſteher über die Freuden und Seligkeiten des himmliſchen Jeruſalems an, wo das Lämmlein mit der Siegesfahne throne. Die guten alten Mütterchen, mit gefalteten Händen, die frommen Betbrüder, mit auf die Achſeln niederhängenden Köpfen, ſaßen längs den Wänden herum, und ließen nur zuweilen einen ſtillen Seufzer der Sehnſucht nach dem überirdiſchen Zion ertönen. Hingegen die jüngern Frauen und Jungfrauen fühlten ſich erſt mächtiger ergriffen, als der Redner die Schönheit der Engel ſchilderte, das Schweben der Cherubim um den Thron der Herrlichkeit und das feierliche Halleluja und den Geſang der Sphären.

In dieſem Augenblick begannen die Muſikanten vor der Thür des Saals einen luſtigen Walzer, erſt gar leiſe und ſanft, dann immer ſteigender und lauter. Die gottesfürchtige Verſammlung glaubte im Anfang wirklich den Geſang der Sphären zu vernehmen; ſelbſt der Vorſteher ward in ſeiner Rede feuriger und glänzte in ſtillem Entzücken. Die jüngern Chriſtinnen, mit ihrem Geiſte im himmliſchen Zion, zuckten mit den Füßen nach dem Walzertakt, wie ſich denn auch das frömmſte Mädchen deſſen nicht beim Anhören der ſchlechteſten Tanzmuſik enthalten kann. Als nun aber die Waldhörner dazwiſchen brausten und die Sphärentöne gar zu irdiſch klangen, verſtummte der Redner, und die Gemeinde der Auserwählten begriff weder, woher dieſe weltliche Eitelkeit, noch wohin ſie führen werde.

Plötzlich flogen die Thüren des Betſaals auf, ſechs bis acht leichtfüßige Masken herein, die Muſikanten geigend und blaſend ihnen nach. Während ſich dieſe ſtellten, hüpften jene mit fröhlichen

Verneigungen durch den Saal, und die ganze Verſammlung der andächtigen Lämmleinsverehrer ſaß wie zu Bildſäulen verſteinert, beim Anblick dieſes unerwarteten Schauſpiels da. Hans Dampf und ſeine Gefährten, die nun einmal zum Tanzen kamen, achteten weder auf die Ueberraſchung der Anweſenden, noch daß faſt alle ein Gebetbuch in der Hand hielten. Am wenigſten fiel ihnen das Geſchäft und die heilige Beſtimmung dieſer frommen Zuſammenkunft bei. Einzig war ihnen unangenehm, nur zwei bis drei junge Frauenzimmer, ſonſt nichts als ſehr ehrwürdige Matronen zu erblicken. Hans Dampf nahm Johannen; die andern jungen Damen wurden aufgefordert, und weil nun aus der Noth eine Tugend gemacht werden mußte, bequemten ſich die übrigen Tänzer auch zu den alten Mütterchen. Daß ſich die Frauenzimmer ein wenig ſträubten, fand man ganz natürlich; aber man zog ſie mit ſich hin; die Tanzmuſik ging raſch fort, und ſo kam man ins Walzen gern oder ungern. Dies alles geſchah in ſolcher Schnelligkeit, daß Keines zur klaren Beſinnung kam. Der übrige Theil der frommen Verſammlung konnte im Erſtaunen weder Bewegung noch Sprache finden.

Nur eine von den betagten Tänzerinnen, die ſich durchaus nicht in den wirbelnden Schwung des Walzers fügen wollte, und die ganze Erſcheinung für eine förmliche Verſuchung von Seiten Belzebubs anſah, ſtörte den begonnenen Gang der Dinge auf eine geräuſchvolle und entſcheidende Weiſe. Es war die verwittwete Oberhofköchin, eine gottesfürchtige, breite, handfeſte Dame. Sie hatte von den Tänzern gerade den luſtigſten Springinsfeld bekommen, der, ſo ſehr ſie auch arbeitete, ſeiner los zu werden, wie eine Klette an ihr hing, ſie mit ſich herumzerrte und um ſie her hüpfte. Wüthend drang ſie endlich gegen ihn ein, und mit einem Stoß lag er zur Erde geſtreckt, doch nicht ohne ihm im Fallen Geſellſchaft zu leiſten. Ihr läſterliches Geſchrei erweckte nun auch die übrigen From-

men zum Aufruhr gegen die Entweiher des heiligen Ortes. Herren und Frauen griffen zu den Gebetbüchern, und rückten in zwei Kolonnen gegen die Tänzer und gegen die Musikanten. Die Tänzer, erstaunt, sich eben so unartig als undankbar behandelt zu sehen, ließen ihre Damen fahren, und fingen an, Erklärung und Entschuldigung zu geben und zu fordern. Nicht so ging es im Orchester. Denn da ein an den Ecken massiv mit Silber beschlagenes Gesangbuch, als Wurfgeschütz, in den Bauch der Baßgeige gefahren war, säumte der erboste Musikus nicht, den Tod seiner brummenden Freundin zu rächen, und fuhr mit dem Fidelbogen unbarmherzig gegen die erbitterten Angreifer aus. Auch die übrigen Tonkünstler sahen sich gezwungen, aus Nothwehr ihre Violinen, Bratschen, Waldhörner in Waffen zu verwandeln.

Nur mit größter Mühe konnten die Bedächtigen beider Parteien das Handgemenge enden. Die Tänzer erklärten, wie ihre Absichten so wohlgemeint gewesen, baten wegen ihres Irrthums um Verzeihung, und Hans Dampf, der am Ende von allem Unfug der Urheber gewesen, mußte sich gefallen lassen, sämmtlichen verursachten Schaden zu tragen. Man war noch großmüthig genug, ihm die Entrichtung von Schmerzengeldern zu erlassen, ungeachtet Keiner ohne Schmerzen und blaue Flecken davon gegangen war.

Hans Dampf.

Folgenden Tages gab die Geschichte großen Lärmen in der Stadt. Dann kam noch das verdrüßliche Schicksal des Grafen von Krähenburg in der Familie der Quaste. Denn auch hier war es zu Erklärungen und alle Schuld auf den Hans Dampf gekommen. Alle Welt schimpfte. Nur Fürst Nikodemus lachte aus vollem Halse. Der Graf hingegen fluchte und wetterte gegen den ungeschickten Unterhändler, und wollte nichts mehr von ihm hören; ließ ihm

auch sein Haus auf immer verbieten. Die fromme Tante von Johanna Quirl that desgleichen, und schickte ihre Nichte sogleich zu ihrem Vater nach Lalenburg zurück.

Der Ordenskanzler ließ sich aber das alles nicht anfechten. Seiner Unschuld und guten Absichten bewußt, wandelte er seinen Weg freudig fort, und tröstete sich damit, daß Undank der Welt Lohn sei und die Handlungen großer Männer gewöhnlich von den Zeitgenossen verkannt werden. So lang er übrigens in der Gnade des Fürsten stand, war er für Hof und Stadt ein höchst achtungswürdiger Mann, dem Jeder schmeichelnd entgegenkam; dessen Worte Götterssprüche waren.

Se. Durchlaucht der Fürst setzte so großes Vertrauen in den Ordenskanzler, daß er denselben sogar mit in die Gesandtschaft ernannte, welche bestimmt war, die Prinzessin von Mäusenheim, künftige Gemahlin des Herrschers von Luchsenstein, vom Hofe ihres Vaters abzuholen. Weil die übrigen Gesandten meistens uralte Herren waren, hatte Hans Dampf viel Gnade bei der Prinzessin. Jugend ist zuweilen große Tugend. Die Prinzessin war übrigens mit ihrer Gnade nicht allzuwohlfeil, denn sie hatte mancherlei wunderliche Launen, wie sie einer schönen Prinzessin wohl anständig sind. Da sie nun sehr geneigt war, alle Tage eine neue Laune zu haben, weil eine beständig gleiche Laune keine Laune mehr ist, so fiel es ihren Umgebungen oft ziemlich schwer, die rechte zu erkennen. Sie war sehr reizbar und nervenschwach; darum liebte sie besonders alles Sanfte und Zarte, vielleicht deswegen auch vor allen Dingen ihre Katzen. Sie hatte beständig die schönsten und freundlichsten dieser lieben Thiere in ihrem Gefolge; Katzen von allerlei Größe, von allerlei Farbe. Jede ihrer Hofdamen hatte zwei bis drei Katzen zu verpflegen.

Da nun der Fürst mit gleicher Huld den Hunden, wie die Fürstin den Katzen zugethan war, besorgte man, des bekannten

Sprichworts von Hunden und Katzen wegen, die künftige Ehe dürfte nicht zu den allerseligsten unterm Monde gehören. Trotz dem, wie auch ganz billig, wurden auf die hohe Vermählung unzählige schmeichelhafte Gedichte verfertigt, Reden gehalten, Sinnbilder gemalt, alle voller Weissagungen eines goldenen Zeitalters, da sich die Kraft mit der Anmuth, Weisheit mit der Schönheit einige, wie das nun immer so der Fall zu sein pflegt. Viele gute Dinge in der Welt sind überhaupt eigentlich nichts als bloße Redensarten.

Das Ansehen des Ordenskanzlers bei der Prinzessin von Mäusenheim, deren Beilager mit Nikodemus auf einem Grenzschlosse vollzogen ward, erhob das Ansehen des edlen Hans Dampf mehr als je. Was er daher zu sagen oder zu schreiben beliebte, ward begierig von allen Hörern, Sagenhörern, Lesern und Nichtlesern aufgefaßt und wiederholt, sogar in Zeitungen nachgedruckt. Weil Hans Dampf nun die herrliche Gabe hatte, ungemein redselig und wortreich zu sein, so war es im Grunde immer der Geist oder das Wort Hans Dampfs, welches die öffentliche Meinung leitete. In der Residenz las man mit Entzücken seine Beschreibung von den Reizen der künftigen Landesmutter, von ihrer zärtlichen Liebe für die Katzen, und daß man bei ihrem feierlichen Einzuge in die Residenz außer der Illumination vorzüglich auf Presentation von schönen Katzen denken müsse. Das ließ man sich gesagt sein. Jeder wollte nun die schönsten dieser Thiere haben, weiße, getigerte, schwarze, braune, graue, dreifarbige, um sich bei der Fürstin zu empfehlen. Man verschrieb Katzen von nah und fern, und ungeachtet deren enkamen, gab es doch eine wahre Katzentheurung zehn Meilen weit in der Runde.

In allen Gassen.

Der Einzug des jungen Ehepaars in der Residenz war ungemein prachtvoll, Triumphbogen an Triumphbogen verflunserten bei-

nahe alle Straßen. Nicht nur waren in jedem Bogen sehr geschmackvolle Gemälde von Katzen zur Augenweide der Fürstin angebracht, sondern einige der Triumphbogen bestanden aus einer sinnreichen Verkettung allerliebster, kleiner ausgestopfter Katzen, die einander zu jagen schienen. Aus allen Fenstern ließ man Katzen sehen, die sich jedoch meistens übel geberdeten und schrien, ohne Zweifel aus unnöthiger Furcht, herabzufallen. Dies allgemeine Miauen der Katzen ward für diese Thierart gewissermaßen ansteckend und so stark, daß die kleinen Kinder davon heftig erschracken und ihr Geschrei in die herrschende Tonart mischten. Die fürstlichen Jagd-, Wind- und Hofhunde, welche vor dem Wagen her liefen, wei auch alle übrigen bürgerlichen Hunde, die sich aus Neugier, wie andere Zuschauer, von ungefähr auf der Straße befanden, sahen und hörten mit gerechtem Erstaunen an allen Fenstern die zahllose Menge ihrer natürlichen Erbfeindinnen, und geriethen in große Bewegung. Einige sprangen bellend rechts und links, andere vor Wuth heulend gegen die Mauern der Häuser auf, andere kläfften aus Nachahmung oder Sympathie den übrigen nach.

Man hatte bei dieser vorlauten Konversation der Hunde und Katzen die größte Mühe, sein eigenes, menschliches Wort zu verstehen. Einige Zuschauer, um die ehrfurchtsvolle Stille wiederherzustellen, riefen: „Hunde weg!“ Andere schrien dagegen: „Katzen weg!“ Und im Eifer Aller erhob sich ein Gebrüll von Tönen der verschiedensten Art, daß beinahe die Rosse scheu wurden. Man mußte sie wirklich halten, besonders da unter dem Haupt-Ehrenbogen, in der Mitte der Stadt, der Magistrat, wie man zu sagen pflegt, en corps, oder leiblicher Weise, erschien, und der Amtsbürgermeister das Entzücken des Landes in einer vortrefflichen, von ihm selbst verfaßten Rede auszusprechen hatte. Auch stellte er sich dem fürstlichen Paare, das im Prunkwagen beisammen saß, gegenüber und hob die Rede an. Allein des Geschreies, Bellens, Miauens,

Rufens war um ihn her so viel, daß er wohl merkte, ohne höchste Anstrengung seiner Sprachwerkzeuge wäre es hier um die Pracht seiner Rede, um die überraschendsten Gegensätze, Blumen und Vergleichungen gethan. Zum Glück war er ein baumstarker Herr, dem es nicht an Stimme abging, da er im Rathe seit zwanzig Jahren gestimmt hatte. Er überschrie auch wirklich das ungeheure Getöse sehr glücklich, und ward dabei kirschbraun im Gesicht. Die nervenschwache Fürstin im Wagen hielt sich aber in wahrhafter Seelenangst beide Hände vor die Ohren, und Nikodemus donnerte und wetterte rechts und links aus dem Kutschenschlag. Inzwischen glaubte das Volk, weil man bei dem allgemeinen Toben kein einziges Wort verstand, der Fürst bezeuge nur die Empfindungen seines Danks gegen die Liebe der treuen Unterthanen, und jauchzte nun desto ärger ein feierliches Vivat! und Lebehoch! dazwischen. Auch las man in allen Zeitungen und Journalen jener Tage gedruckt, wie groß der Jubel des Volkes, wie herzlich die Erkenntlichkeit des Landesvaters, und wie innig die tiefe Rührung der Fürstin gewesen sei, denn in der That fing sie, da sie keine Hülfe finden konnte, vor Zorn an zu weinen. Der redende oder vielmehr schreiende Amtsbürgermeister nahm den größten Theil dieser köstlichen Thränen auf Rechnung seiner wirklich erschütternden Rede, wandte sich nun vorzugsweise gegen die Fürstin, welche er noch einschaltungsweise mit allen Göttinnen des hohen Olympes verglich, und endete nicht, bis er die letzte Phrase glücklich angebracht hatte.

Darauf jagte der fürstliche Wagen in vollem Galopp zum Schlosse. Allen sauseten die Ohren noch zwei Stunden nachher davon, am meisten der nervenschwachen Fürstin. So ohrenkrank war sie, daß kein Mensch sie mehr laut anreden, sondern nur leise flüstern durfte, und sie keinen größern Kummer hatte, als daß sie am Abend noch einem Konzert der fürstlichen Hofkapelle beiwohnen sollte. Zwar hatte, aus zärtlicher Rücksicht für die junge Gemahlin, Nikodemus

dem Kapellmeister selbst verboten, Blasinstrumente, selbst Flöten nicht, anzuwenden. Dennoch beruhigte sie das nicht, und sie äußerte sich gegen den Ordenskanzler im Vertrauen, daß, da nun einmal das Konzert sein müsse, sie ihm die größte Verbindlichkeit haben würde, wenn er die Kapelle bewegen könnte, so leise zu spielen, daß man es kaum höre.

Hans Dampf war dazu bereit, aber fand bei der Kapelle über das beständige pianissimo heftigen Widerspruch. Man weiß, Künstler haben ihren Eigensinn. Der Kapellmeister verhieß zwar, die Instrumente vor Erscheinung des fürstlichen Paars stimmen zu lassen, um Hochdero Ohren mit den unleidlichen und unvermeidlichen Dissonanzen zu verschonen; versprach auch eine andere Auswahl der Tonstücke zu treffen, wobei es leise genug hergehen könne; aber eine etwas geräuschvolle, brillante Ouvertüre wollte er sich schlechterdings nicht nehmen lassen, weil er sie selbst gesetzt und schon daraus Trompeten, Pauken, Fagots, Klarinetten und andere Blasinstrumente weggestrichen hatte.

Natürlich setzten diese Aeußerungen des unerbittlichen Kapellmeisters den dienstbeflissenen Ordenskanzler in große Verlegenheit, doch hoffte er noch einen Mittelweg ausfindig zu machen. Und er fand ihn wirklich. Um den scharfen, nervenerschütternden Strich der Geigen einigermaßen zu mildern, schlich er sich, vor Ankunft des Hofes, ins Orchester, und seifte in großer Geschwindigkeit alle Violinenbogen ein. Der Hof kam. Die Künstler der Kapelle traten aus dem Nebenzimmer ins Orchester. Jeder nahm seinen gebührenden Stand ein, der Kapellmeister voran. Dieser hob den papiernen Kommandostab, und auf seinen ersten Wink sollten sich die Harmonien der brillanten Ouvertüre rauschend ergießen. Diesmal aber behielt Hans Dampf Recht.

Zwar fuhren unter dem ersten Wink des Kapellmeisters alle Fidelbogen muthig auf den Geigen ab und auf, aber es ward kein

Ton laut, und eine furchtbare Todesstille herrschte. Der Kapellmeister warf einen grimmigen Blick auf seine Kunstgenossen, hob den Arm noch einmal und winkte, mit einem starken Druck des Leibes, von neuem. Alle Violinen setzten sich von neuem in Bewegung; doch blieb das zweite Maneuvre so fruchtlos, als das erste. Das fürstliche Auditorium fürchtete mit Taubheit geschlagen zu sein. Der Argwohn des Kapellmeisters, daß man aus Neid ungehorsam sei, ward verzeihlich. Er rief voll unterdrückten Grimmes, mit gedämpfter Stimme, durch das Orchester: „Nun, wird's endlich einmal?“ Dabei drehte er sich um, die Geigenkünstler zu beobachten, hob den Arm, winkte zum drittenmal, und die Künstler, voller Erstaunen und wahrhafter Todesangst, arbeiteten zum drittenmal umsonst. Jetzt erkannte der Kapellmeister mit Erblassen die Ohnmacht aller Violinen. Der ganze Hof erhob ein Gelächter. Aber der Fürst, welcher sich auf seine Kapelle viel zu gut that, und damit bei seiner Gemahlin Ehre einlegen wollte, nahm die große Verstummung übel auf, hieß die Kapelle zur Hölle gehen, und verließ mit der Fürstin und dem ganzen Hof den Saal.

Es konnte unmöglich lange ein Geheimniß bleiben, warum die brillante Ouvertüre dreimal blind abgefeuert worden sei. Hans Dampf hatte selbst die Ursache ausgeplaudert. Vielleicht wäre die zartnervige Fürstin seine dankbare Fürsprecherin geworden; allein sie vernahm eben so schnell, daß Hans Dampf durch seinen Einfluß der wirkliche Urheber nicht nur der belazten Ehren- und Triumphpforten, sondern auch überhaupt des erschrecklichen Katzenlärmens gewesen sei, dessen sie, wie sie versicherte, zeitlebens eingedenk sein würde. Dadurch mußte der Sturz des Ordenskanzlers unvermeidlich werden. Die Fürstin, bei ungnädiger Laune, befahl ihm, den Hof zu meiden; der Fürst, um sich und seiner Gemahlin Genugthuung zu verschaffen, wies ihn sogar aus dem Lande.

Hans Dampf, bei dem ſich die Hiobsbotſchaften durchkreuzten, kratzte ſich hinter den Ohren, und ſeufzte: „Undank iſt der Welt Lohn!“ packte ein, hüllte ſich in ſeine Tugend und reiſete nach Falenburg ab.

Hans Dampf.

Ein großer Mann iſt, wenn er auch fällt, groß. Sein Sturz erſchüttert ganze Reiche. Als Alexander ſtarb, mußte ſein ungeheures Gebiet von den Mündungen der Donau und des Nil bis zum Indus und Ganges unter Strömen Blutes vergehen, und Karls des Großen Weltreich zertrümmerte, als der Schöpfer desſelben verſchwand. So mußte auch, als der große Hans Dampf geſtürzt ward, der Staat von Luchſenſtein bis auf die letzte Spur verſchwinden, und ein großer Krieg zu Land und zu Meer zwiſchen Frankreich und England war die Folge vom Rückzuge des Ordenskanzlers, wie ſich aus der geheimen Geſchichte der Höfe damaliger Zeit ſehr leicht und mit Urkunden beweiſen läßt, die aber zu lang und zu langweilig wären, hier eingerückt zu werden.

Der Ordenskanzler hatte nämlich kaum die Reſidenz verlaſſen, als ein franzöſiſcher Extrakurier ankam, der ſich nach ihm erkundigte, um ein Paket an ihn abzugeben. Dieſe Erſcheinung machte um ſo größeres Aufſehen, weil das deutſche Reich damals mit Frankreich in großer Spannung war. Fürſt Nikodemus ward von der Ankunft des Extrakuriers benachrichtigt, und zugleich äußerten die Feinde des vertriebenen Hans Dampf, dieſer möchte wohl in verrätheriſchem Briefwechſel mit der franzöſiſchen Krone ſtehen. Nikodemus fand die Sache ſehr wahrſcheinlich, weil er ſeinen Hans Dampf in allen Gaſſen kannte, und gab Befehl, den Extrakurier zu verhaften. Dieſer, ſchon abgereist, ward glücklich eingefangen und zurückgebracht. Er läugnete nicht, mit Hans Dampf

bekannt zu sein; aber daß das für denselben mitgebrachte Paket eine Perrücke sei, nach der neuesten Mode, die der Kurier aus Gefälligkeit für Hans Dampf in einer der größten Hauptstädte gekauft und ihm nach Lalenburg gesandt habe, wollte kein Mensch glauben. Es ward also ein Begehren an den Magistrat von Lalenburg geschickt, daß derselbe das für Hans Dampf angekommene Paket übersenden und den Ordenskanzler einstweilen verhaften solle, weil in dem Paket wahrscheinlich Spuren einer großen Verschwörung gegen das heilige römische Reich enthalten sein dürften. Der Magistrat von Lalenburg gehorchte mit großem Eifer, konnte sich aber der Neugier nicht erwehren, die Schachtel zu öffnen, um die Spuren der ungeheuern Verschwörung selbst zu besichtigen. Der Anblick der majestätischen Allongenperrücke setzte nun den Witz aller Rathsherren von Lalenburg in Verzweiflung, wie dies zottige Geschöpf mit dem heiligen römischen Reiche in gefährlichen Verbindungen stehen könne? Darüber ward lange gerathschlagt.

Der Extrakurier mochte wegen Eile und Wichtigkeit seiner Sendung lärmen, wie er wollte, er mußte warten, bis die Sache ins Reine gebracht war. Man fand bei ihm nichts, als noch ein Paket mit den schönsten Zobel- und Hermelin-Pelzen, nebst einem Brief an den Aufseher der Garderobe Sr. Majestät des Königs von Frankreich. Aber der König selbst hatte die köstlichen Hermeline und Zobel bestellt, weil sie damals zur neuesten Mode in der Pariser Damenwelt gehörten, und er sie seiner Geliebten zum Neujahrstage verheißen hatte. Bisher hatte nur die Gemahlin des englischen Gesandten das Vergnügen, im schönsten Hermelin es dem ganzen Hofe zuvorzuthun.

Nun kam der Neujahrstag, aber der Extrakurier nicht. Vergebens setzte der König den Garderobeaufseher in die Bastille und entschuldigte er sich bei der eigensinnigen Geliebten. Diese weinte vor Zorn, da sie am Neujahrstage der stolzen Britin an Pracht

nachstehen mußte, und versagte dem Monarchen auch die kleinste Gunst. Der König war in höchster Verzweiflung und erhielt keine Hoffnung zur Begnadigung, bis er versprach, die hochmüthige Engländerin aus Frankreich zu entfernen. Schon waren ohnehin im Kabinet die Stimmen getheilt, ob man mit England wegen einiger Ansprüche Krieg anfangen sollte, oder nicht? Jetzt gab der König den Ausschlag „Krieg"; der englische Gesandte mußte sogleich Paris verlassen, nicht minder die Frau Gesandtin mit dem kostbaren Pelzwerk. Blut ward in Land- und Seeschlachten stromweise vergossen; ein Staat um den andern in den Kampf verflochten: mancher ging dabei ganz zu Grunde, wie zum Beispiel Luchsenstein. Denn da der Extrakurier, nachdem er sich gerechtfertigt hatte, endlich, aber zu spät, nach Paris kam, und die Ursache seiner Verspätung meldete, ward dem Hause Luchsenstein Untergang geschworen, der Schwur erfüllt.

An allen jenen Thränen, Kriegen, Blutströmen und Staatenverwandlungen war nichts Ursache, als der Sturz des großen Hans Dampf. Wäre er in der Gnade des Fürsten geblieben, hätte er über die Perrücke Auskunft geben können, wäre seine Vaterlandsliebe nicht verdächtigt und verleumdet worden: Alles würde einen andern Gang genommen haben.

In allen Gassen.

Er selbst nahm, wie gesagt, seinen Gang nach Lalenburg. Hier hatte das tausendzüngige Gerücht schon, vor seiner Ankunft, Kunde von seiner Verungnadigung gegeben. Sogleich nahm der wohlweise Rath den Schattenriß des Er-Ordenskanzlers aus dem Versammlungssaal hinweg und faßte den Beschluß, künftig keinem Sterblichen, bei dessen Lebzeiten, mehr den Beinamen des Großen zu geben, oder ihm Denkmale zu errichten, als da sind, Obelisken,

Bildsäulen, Silhouetten, Pyramiden und dergleichen. Nun wollte kein Lalenburger ihm je geschmeichelt haben; nun desavouirte der Stadtrath alle an denselben ergangenen Deputationen; nun schwor Jeder, er habe nie mit ihm in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden; nun machte man Schmähschriften und Spottgedichte auf den „ex-großen Mann"; nun hieß ihn Jeder den kleinen Mann; ja Viele fanden ihn so klein, daß sie sich gar nicht erinnerten, ihn recht gekannt zu haben.

Hans Dampf mußte wirklich selbst über das kurze Gedächtniß der Lalenburger erstaunen, als er in seiner Vaterstadt ankam, und ihn Jeder wie einen wildfremden Menschen angaffte, und nichts von ihm wissen wollte. Das schreckte ihn aber nicht, besonders als er bemerkte, daß die Töchter sich seiner noch am besten erinnerten. Da sagte er Jeder etwas Süßes, und versprach Jeder, sie müsse einmal Frau Bürgermeisterin werden, wenn er Bürgermeister würde. Dergleichen vergißt ein Mädchen so leicht nicht. Der Bürgermeisterschaft erwähnte er aber aus dem Grunde, weil der Amtsbürgermeister wenige Tage zuvor des Nachts Hals und Bein gebrochen hatte, indem er in einen tiefen Graben gestürzt war, längs dessen Abhang der Magistrat versäumt hatte, statt des verfaulten ein anderes Geländer zu setzen. Der Seligverstorbene hatte selbst kräftig gegen Wiederherstellung des Geländers gesprochen, theils aus Sparsamkeit, theils aus dem Grunde, weil seit Menschengedenken Niemand in den Graben gefallen wäre.

Ohne Zweifel würde die Bürgermeisterwahl sogleich vor sich gegangen sein, wäre nicht das luchsensteinische Begehren um Verhaftung des Ex-Ordenskanzlers und Auslieferung der staatsverrätherischen Perrücke dazwischen gekommen. Größerer Sicherheit willen schlug man den armen Hans Dampf in Ketten und Banden, und ließ ihn Tag und Nacht von siebenundfünfzig Männern mit langen Spießen in seinem eigenen Hause bewachen, wo man

immer je zwei oder drei vor ein Loch in der Mauer, z. B. Fenster, Thüren, sogar Dach- und Kellerlöcher, stellte. Das war ein Einfall des Stadtschreibers Mucker gewesen. Er beschäftigte die gesammte, ehrbare Bürgerschaft so sehr, daß alles Andere darüber vergessen ward.

Inzwischen hatte Fürst Nikodemus sich beim Anschauen der Perücke von der Unschuld des Ex-Ordenskanzlers vollkommen überzeugt. Die alte Zuneigung für denselben war wieder erwacht, und nicht nur sendete er demselben mit einem verbindlichen Schreiben die gewaltige, lockenreiche Kopfhaube zurück, sondern zur Entschädigung für die Gefangenschaft, stellte er ihm auch frei, sich eine Gnade auszubitten.

Dies war zu Lalenburg kaum ruchbar geworden, als neuer Aufruhr entstand; denn nun besorgte Jeder, Hans Dampf werde sich aus Rache wo nicht die Zerstörung von ganz Lalenburg, doch Kopf und Kragen derer ausbitten, die ihn so streng behandelt hatten. Die siebenundfünfzig Wächter liefen sogleich mit ihren Spießen davon: dagegen stürmten Schmiede, Schlossermeister, Spengler u. s. w. mit Hämmern, Zangen, Brecheisen herbei, die Ersten zu sein, welche die Ketten des Gefangenen löseten; fünfundzwanzig Jungfrauen erklärten ohne Hehl öffentlich, die verlobten Bräute des fürstlichen Günstlings zu sein, Rathsdeputationen erschienen mit Entschuldigungen ihres Verfahrens; das Dekret wegen der großen Männer ward feierlich vernichtet, und die Dampfische Silhouette wieder im Rathssaal aufgehängt; und der Stadtschreiber Mucker, kräftig unterstützt vom Stadt- und Platzmajor Knoll, war der Erste, welcher, um sich der Huld des großen Mannes zu empfehlen, ihn öffentlich zum Bürgermeisterthum in Vorschlag brachte.

Der Wankelmuth des Volks, das heute Hosiannah, morgen Kreuzige ruft, war zu Lalenburg einheimisch, wie in allen Zeiten

bei allen andern Völkern. Er ist eine Wirkung der Unwissenheit bei den meisten, des Leichtsinnes bei vielen, der Selbstsucht und des Eigennutzes da, wo der Sinn des Bessern noch nicht geboren oder schon erstorben ist. In der Republik Lalenburg, muß man gestehen, war weder ein griechisch- noch französisch-leichtsinniges Völkchen daheim, sondern ein altkluger, ehrbarer, steif und langsamdenkender Menschenschlag. War die Rede vom Haben, Erwerben, Geldmachen und Rechnen: so mußte man den Lalenburgern nachsagen, sie waren, obgleich unwissend in allen übrigen, sehr klug in diesen Dingen. Eigennutz war also die Haupttriebfeder ihres Wankelmuths, was sonst bei andern zivilisirten Völkern nie der Fall zu sein pflegt, ihres Heldenmuths, ihres Hochmuths, ihres Uebermuths, aber auch ihrer Demuth und Feigheit.

Hans Dampf, der größte Mann seines Jahrhunderts in Lalenburg, weil er die größte Ausnahme von der Lalenburger Regel war, kannte sein Volk und wußte es zu behandeln. Er kannte die Herren des Rathes, die in stillen Zeiten dick aufgeblasen, keinem Ochsen aus dem Wege traten, und sich für Uebernatürlichgeborne hielten, bei der geringsten Besorgniß oder Gefahr aber Mücken für Elephanten ansahen, und feig und kriechend auch das Niederträchtige thaten, wenn es sich, wie sie zu sagen pflegten, mit Ehren thun ließ. Er kannte sie, und nahm danach seine Maßregeln.

Hans Dampf.

Die erste Maßregel war sein breiter und großer Nimrodsorden, den er umhing, als die Rathsglocke zur Bürgermeisterwahl läutete. Er wußte, daß in wohleingerichteten Republiken, wenigstens zu Lalenburg, ein Ende Band im Knopfloch nicht geringere Wirkung mache, als in Monarchien. Ein Mann mit dem Bande konnte zu Lalenburg unmöglich anders als auf dem ersten Platz sitzen, weil man sonst den Fürsten von Luchsenstein zu beleidigen fürchtete.

Seine zweite Maßregel war die ungeheure, hundertlockige Allongeperrücke, welche wie eine Wolke ihm vom Scheitel herab bis auf Bruſt und Nacken niederwallte, und die Hälfte ſeiner anſehnlichen Geſtalt in Kopf verwandelte.

Als er nun mit wohlabgemeſſenen Schritten von ſeinem Hauſe zur Verſammlung des Rathes ging, flogen alle Fenſter in der Gaſſe auf, alle geſchwätzigen Mäuler verſtummend zu, alle Hüte und Mützen ehrfurchtsvoll ab. So außerordentlich war die allgemeine Ehrfurcht, daß keiner der Rathsherren ihm zur Seite zu gehen wagte, ſondern in tiefſter Höflichkeit immer einen halben Schritt hinter ihm blieb. Auch ward dem Ordensbande, der Staatsperrücke und ihm im Rathhausſaale der vornehmſte Platz auf der erſten Bank unter ſo viel Zeremonien, Verbeugungen und Kratzfüßen angewieſen, daß von den höflich hinter ſich Scharrenden drei Stühle umgeworfen und zwei Rathsglieder heftig auf die Krähenaugen getreten wurden, was die allgemeine Rührung nicht wenig vermehrte, beſonders von Seiten der Getretenen. Auch forderte ihn der ſtellvertretende Bürgermeiſter zuerſt auf, ſeine Meinung über die vorzunehmende wichtige Wahl eines Amtsbürgermeiſters vorzutragen.

Nachdem Hans Dampf einige äußerſt beſcheidene Mienen geſchnitten, ſich weit herum tief verbeugt hatte, bedauerte er ungemein, daß er in die Verlegenheit geſetzt worden ſei, der Erſte reden zu müſſen. Denn ihm fehlte es an Kenntniß, Beredſamkeit und Erfahrung; ihm wäre angemeſſener, in dieſer Verſammlung zu ſchweigen, zu hören und zu lernen. Jeder Andere übertreffe ihn in den zu einem würdigen Vortrag gehörigen Erforderniſſen, und daher verbete er ſich die Ehre der erſten Stimme. Die Lalenburger aber überſchütteten ihn mit noch größern Lobeserhebungen, fanden an ihm nichts mangelhaft, als das Uebermaß ſeiner Beſcheidenheit, und nöthigten ihn ſiebenmal, zu reden, nachdem er es ſechsmal

flehentlich abgelehnt hatte. Dies Hin- und Herkomplimentiren und dies demuthsvolle Zurückweisen einer Ehre, nach der man schnappt, gehörte übrigens in Lalenburg zum bloßen Formenwerk und ächt seinem Weltton.

Nun setzte sich die Zunge des edeln Haus-Dampf in Lauf. Eine halbe Viertelstunde füllte er mit Titulaturen in der Anrede, anderthalb Viertelstunden in Entschuldigungen seiner Unfähigkeit zu reden aus; dann sprach er sehr geläufig von den Tugenden des Seligverstorbenen, dessen Stelle wieder besetzt werden sollte; dann von den Eigenschaften, welche an einer ersten Magistratsperson der Republik nicht fehlen dürfen.

„Herrschen," sagte er, „ist eine große Kunst. Das aber ist die Kunst, daß man nichts verderbe! Denn besser kann man es nicht machen, als der liebe Gott schon Alles gemacht hat. Die Uhr geht von selbst, wenn sie aufgezogen ist, darum greift nur nicht in die Räder. Hat der Bauer den Acker einmal besäet, so wird die Saat von selbst aufgehen, wühle er nur nicht vorwitzig wieder im Boden herum. Die Neuerungssucht hat die ältesten Staaten zu Grunde gerichtet; wer immer fortläuft, muß endlich einmal ans Ende kommen. Wer nie zu Ende kommen will, bleibe nur stehen. So machten es unsere glorwürdigen Vorältern, o Lalenburger, und so müssen auch wir thun.

„Aller Firlefanz unserer heutigen Staatsklugen und Metaphysiker hilft nichts. Stehen die Throne darum fester? Nein, sie wackeln nur desto ärger. Haltet fest am lieben Alten. Neue Ordnung ist wie neuer Wein, der will Gährung. Alte Ordnung ist wie alter Wein, kräftig, lieblich, klar. Darum ist das Dümmste vom Alten besser, als das Klügste der Neuerer. Wir Menschen bleiben Menschen, und werden trotz aller Mühe nichts anderes, gleich wie die Thiere auch. Die Leute sterben eben so gut, wo studirte Doktoren und große Apotheken sind, als da, wo man weder Doktor noch

Apotheker hat. Umgekehrt, dort ſterben oft noch mehr, weil Doktor und Apotheker an der natürlichen Ordnung im Menſchen beſſern und flicken wollen, des Geldes willen. Hütet euch vor den Gelehrten. Selig ſind die Armen am Geiſte. Die ſehen in ihrer Einfalt mehr, als die von Weisheit Verblendeten.

„So dachten unſere Vorfahren. Rom und Griechenland gingen unter, Lalenburg ſteht noch heutiges Tages. Es geht mit den Staaten, wie mit einzelnen Menſchen. Kluge Kinder ſterben früh. Ein großer Staatsmann läßt es gehen. Alles kömmt und macht ſich zuletzt doch. Man eile der Natur nicht zuvor. Sie will keine Sprünge. Was heute nicht geſchieht, kann morgen geſchehen. Iſt der Apfel reif, fällt er vom Baum und verlangt nicht, daß ihr zu ihm hinaufklettert. Darum iſt es bei uns eine der trefflichſten Staatsmaximen, große Geſchäfte an Kommiſſionen zu weiſen, welche die Alten wieder in Zirkulation unter ſich ſetzen, damit ſie halb vergeſſen werden. Halbvergeſſene Dinge ſind wieder neu, und das Neue ergreift man immer mit größerm Eifer, zumal wenn das Neue ſchon ein alter Freund iſt. Zum Schnellſein hilft kein Laufen. Wer am wenigſten thut, hat gewiß am meiſten gethan. Nur nie zuviel regiert! Wem Gott wohl will, dem gibt er's im Schlaf.

„Die Haupttugend eines Regenten iſt, daß er den Geſetzen, auch den ſchlechteſten, Ehrfurcht zu verſchaffen wiſſe. Wollt ihr, daß man eure Werke ehre, ſo müſſet ihr euch ſelber beim Volk Reſpekt zu machen wiſſen. Daher die Nothwendigkeit äußerlichen Anſehens, Glanzes, Pompes bei Königen, Kaiſern und andern Fürſten und Staatsmännern. Eine ernſte, wichtige Geberde iſt in Republiken wichtiger, als die Weisheit ſelbſt, und die gute Perrücke dem gemeinen Weſen oft erſprießlicher, als ein guter Ruf. Daher zu Lalenburg ein Staatsgrundgeſetz ſeit undenklichen Zeiten: Konſuln und Stadtſchreiber ſollen Perrücken tragen. Das Kleid macht den Mann!

„Das wirksamste Zaubermittel in freien Staaten ist die Heimlichkeit, oder das Geheimnißvolle. Damit erwirbt man sich selbst große Bedeutung, dem Amte Achtung, dem Staat Ehre. Ein kluger Staatsmann muß immer Kopf und Herz von Geheimnissen voll, oder doch das Ansehen von dergleichen haben, gleichwie auch ein Eimer darum noch nicht zusammenfällt, wenn er ausgeleert ist. Es schadet gar nichts, wenn man auch im Vertrauen Alles erzählt, sobald man nur die Miene hat, das Beste noch zurückbehalten zu haben. Darum besteht Lalenburg immer glänzend, weil wir Alle Meister in dieser Kunst sind.

„Das Reden und Plaudern mag man im Rathssaal bei Staatsgeheimnissen allerdings erlauben, doch nicht das Druckenlassen. Gott hat den Mund des Menschen geschaffen, aber nicht die Buchdruckerpresse. Nichts Gefährlicheres für unser Ansehen, als dies heillose Werkzeug, welches der ganzen Welt zur Schau stellt, was wir sind und thun, und was wir nicht sind und nicht thun. Kluge Fürsten haben sich schon den Kopf über Zensurgesetze gebrochen; wir machen es noch klüger, und verbieten in unserer Republik den Druck aller Bücher und Zeitungen, mit Ausnahme der Gebet- und Gesangbücher und Neujahrswünsche, oder Hochzeits- und anderer Gelegenheitsgedichte. Es ist nun zwar leider wahr, je strenger wir gegen die gottlose Publizität sind, desto größer wird damit der Unfug im Auslande getrieben; und je weniger wir durch den Druck von uns bekannt werden lassen, weil wir zu bescheiden sind, desto mehr schreibt und druckt man von unsern löblichen Lalenburgereien in der Fremde. Doch, was wir nicht hindern können, wollen wir geschehen lassen. Wir spielen dagegen den Herren den Possen, und lesen ihr Zeug nicht; dann sind wir bei uns selbst wieder in Ehren. Denn was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.“

In diesem Tone sprach Hans Dampf noch lange. Die Leute, weil sie das Alles schon auswendig wußten, gähnten eins ums an-

dere, daß ihnen die Augen übergingen; sobald sie aber an die Reihe zum Reden kamen, waren sie unerschöpflich in Lobeserhebungen des großen Mannes, der zuerst gesprochen, rühmten seine tiefen Einsichten, und fügten dazu die ganz bescheidene Bemerkung: er habe ihnen ganz aus der Seele geredet und Alles, was sie hätten selber sagen wollen, vorweggenommen.

In allen Gassen.

Und am gleichen Tage ward Hans Dampf zum Konsul der Republik erkoren und ausgerufen. Er beschwor den ganzen Rath mit Thränen, diese Wahl zurückzunehmen und einen Würdigern auszulesen. Allein darauf achtete Keiner, denn Jedermann wußte, daß diese Thränen und dieses demuthsvolle Sträuben zum alterthümlichen Zeremoniel der Gewählten gehörten.

Nun erst begann die glänzende Epoche im Leben des großen Hans Dampf, oder vielmehr, wie ihn schon die Zeitgenossen zu nennen beliebten, Hans Dampf in allen Gassen. Denn er ward die Seele von ganz Lalenburg; steckte überall; kam überall in die Quere; verzettelte und entzettelte Alles links und rechts, ohne es zu wissen oder zu wollen. Wo man liebte, war Hans Dampf; wo man zankte, war Hans Dampf; wo etwas schief ging, war Hans Dampf; wo ein Geheimniß zu aller Welt Wissen kam, war Hans Dampf der erste Helfer.

Gleich den Tag nach der Wahl ward er an fünfundzwanzig Orten zu seinen Viertelhundert Bräuten zu Gaste geladen; ward er — — doch der Geschichtschreiber erschrickt nun selbst vor dem riesenhaften Unternehmen, der Plutarch dieses Helden zu sein. Der Leser erlaube dem Plutarch wenigstens einmal frischen Athem zu schöpfen, um nachher desto kräftiger fortfahren zu können.

Tantchen Rosmarin,

oder

Alles verkehrt.

Tantchen.

Eine gute halbe Stunde vom Städtchen Waiblingen hatte die verwittwete Frau Obersteuerräthin Rosmarin das Gut Nieder-Fahren an sich gekauft, vermuthlich ihrem Bruder zu Gefallen, der im Dorfe Ober-Fahren als Pfarrer lebte. Das kam dem Herrn Pfarrer wohl zu statten, denn er war, nach löblicher Weise christlicher Seelenhirten, mit irdischen Gütern nicht allzusehr gesegnet; hingegen seine Frau Schwester galt mit Recht für eine der reichsten Gutsbesitzerinnen zehn Stunden in der Runde; ihr verstorbener Gemahl hatte eine schöne Hinterlassenschaft zusammengerathen und gesteuert. Der Herr Pfarrer war daher auch, wie billig, beinahe täglicher Haus- und Tischgenosse bei Tantchen Rosmarin, wie er seine Schwester nannte.

Er nannte sie aber so aus lieber Gewohnheit, weil er sich viel mit Erziehung einer kleinen Nichte abgab, die bei der Frau Obersteuerräthin lebte, Suschen hieß, und einmal Erbin alles Rosmarinischen Vermögens werden sollte. Weil Suschen ihre Mutterschwester

nie anders, als Tantchen nannte, adoptirte der Herr Pfarrer ganz unvermerkt den Namen auch. Und weil es der Pfarrer that, erlaubte es sich der Herr Verwalter Säblein auch, doch nie in Gegenwart der Obersteuerräthin, sondern nur, wenn er von ihr sprach. Aus ähnlichem Grund gewöhnten sich auch Knechte und Mägde zu Nieder-Fahren, und zuletzt alle Bauern in Ober-Fahren an den Namen, so daß die Frau Obersteuerräthin zuletzt Allerwelt-Tantchen ward.

In der That verdiente sie diesen Namen, denn sie war mütterliche Freundin, Rathgeberin und Hilfe Aller, die in ihren Wirkungskreis kamen; war die beste, wohlthätigste Frau; hatte Nachsicht mit Jedermanns Schwächen, wenn man nur auch die Schwächen ehrte. So übersah sie gern die Sonderbarkeiten ihres geistlichen Bruders, welche er in der Zerstreuung beging; hatte nichts gegen den Aufwand von Klugheit des Herrn Verwalters Säblein, der, um ein Sandkörnchen aus dem Weg zu räumen, immer Hebel und Winden anwenden wollte; nichts gegen Suschens Naivetät, die oft in bitterliche Verlegenheiten setzte: wenn man nur die beliebte Staats-, Wirthschafts-, Rang- und Hausordnung in allen Theilen beobachtete.

Denn auf Ordnung hielt Tantchen. Alles hatte seine Zeit, seinen Ort, seinen Rang, seinen gebührenden Namen. In den Zimmern, auf den Möbeln durfte kein Stäubchen liegen; in der Küche mußte Alles die Zierlichkeit eines Boudoirs haben; Stubenfliegen wurden mit unerbittlicher Hauspolizei, wie Gauner, auf Leben und Tod verfolgt, kothiges Wetter galt als allgemeine Landplage; Morgen-, Mittag- und Abendgrüße waren im Ritual nach Jedermanns Stand vorgeschrieben; eben so die Art der Knixe und Verbeugungen, die gelegentlich zu machen waren. Tantchen ordnete im Haus- und Landwirthschaftswesen Alles selbst. Sie war die Königin von Nieder-Fahren. Sie hörte Jedermanns Rath, nachher that jeder mit ehrerbietigem Gehorsam, was sie zu beschließen

für gut fand. Sie hatte keinen erklärten Günstling, ausgenommen Suschen. Aber Suschen war auch Günstling von Ober- und Nieder-Fahren, und würde es für alle Welt geworden sein, wenn alle Welt in Ober- und Nieder-Fahren beisammen gelebt hätte. Denn Suschen war ein liebliches Kind, und zwar ein Kind von siebenzehn bis achtzehn Jahren, schön gebaut, schwarzen Haars, blauen Auges — kurz, wozu bedarf es hier eines Signalements? — ungefähr so, wie hübsche Mädchen im Alter von achtzehn Jahren zu sein pflegen.

Tantchen hätte nun allerdings wohl vermuthen dürfen, daß mit einem solchen Kinde im Hause die eisenfesteste Hausordnung früher oder später gebrochen werden dürfte; daß im Hause kein gefährlicherer Gast wohnen könnte, als ein Mädchen, welches mit unschuldigen Augen jeden zu fragen schien, ob es nicht, außer alltäglichen Hausangelegenheiten, noch irgend andere Angelegenheiten gebe? — Allein Tantchen, im blinden Vertrauen auf eigene Weisheit, dachte daran nicht, und hätte eher an Umwälzung des ganzen Weltballs, als an Störung ihrer Lebens- und Gewohnheitsordnungen geglaubt.

Aber am Ende mußte sie doch daran glauben, wie aus folgender Erzählung der außerordentlichsten Begebenheiten erhellt, die sich jemals zugetragen haben mögen, und daher für Welt und Nachwelt aufbewahrt zu werden verdienen.

Der Brief.

Es war ein warmer Maitag, als der Herr Pfarrer ins Zimmer trat, mit seinem bräuchlichen Gruß: „Guten Tag, Tantchen, guten Tag, Suschen!“

Die Tante nickte freundlich; Suschen, das neben ihr auf dem

Sofa ſah und einen weißen Strumpf ſtrickte, ſtand auf, machte einen kurzen vertraulichen Knix und ſagte: „votre servante, Onkelchen.“

„Aber, lieber Himmel, in welchem Aufzuge erſcheinſt du einmal wieder, Herr Pfarrer?“ ſagte Tantchen Rosmarin.

„Wie ſo?“ fragte der Herr Pfarrer, der in allen Taſchen nach dem Schnupftuch ſuchte, um ſich den Schweiß abzutrocknen.

„Vermuthlich haſt du,“ ſagte die Tante, „die Perrücke in der Taſche, weil du das Schnupftuch über dem Kopf haſt.“

„Ueber dem Kopf?“ rief der Pfarrer verwundert und griff dahin, und fand es. „Item, Tantchen, du magſt wohl Recht haben; denn es iſt ein heißer, heißer Tag; meine Azel brannte, die Sonne brannte; ich kam aus der Stadt, da legte ich, mein Haupt zu kühlen, die Perrücke ab, das Tuch über, und mich hinter ein Kornfeld.“

Er fing von neuem an zu ſuchen, während Suschen ihm einen Platz auf dem Sofa einräumte, und hinausging, dem Onkel einen Kühltrank von Waſſer und Himbeerſyrup zu holen.

„Was ſuchſt du denn, Herr Pfarrer?“ fragte die Tante.

„Wenn mir recht iſt, habe ich für dich einen Brief aus der Stadt mitgebracht, aber wo er hingekommen, weiß ich nicht. Ich glaube, er iſt vom Herrn Bürgermeiſter. Suchet, ſo werdet ihr finden.“

„Aber, Herr Pfarrer, vor allen Dingen, ſetze die Perrücke auf — es iſt höchſt unſchicklich. Du biſt der ganzen Gemeinde Aergerniß im Kahlkopf.“

„Ich will nicht hoffen. In dem Fall wird es noch Bären geben, die mir gehorchen, wie dem Prophet Eliſa, und die böſen Buben verſchlingen, die mich necken möchten, wie ihn. Aber ad vocem Perrücke, Tantchen, wo haſt du ſie?“

„Wo ich ſie habe? Du haſt mir keine gegeben. Haſt du ſie unterwegs verloren?“

„Was Gott verhüte, es war meine neueſte Perrücke. Nein, du

haft Recht, Tantchen, ſie liegt noch ſauber im Graſe, neben dem Brief des Herrn Bürgermeiſters, und zwar, wo ich ſelbſt vor einer Viertelſtunde lag, im Schatten des Korns.“

Tantchen griff zur Klingel. Die Magd erſchien; der Herr Verwalter ward herbeigerufen, und ihm befohlen, die Perrücke ſuchen zu laſſen, nebſt dem Brief, — alles ſo geſchwind als möglich. Die Tante war eben ſo ungeduldig, die Blöße des Herrn Pfarrers zu bedecken, als den Brief des Herrn Bürgermeiſters zu leſen. Nachdem Herr Säblein ſich umſtändlich die Figur der Perrücke und Format und Farbe nebſt Adreſſe des Briefs hatte beſchreiben laſſen, ſandte er ſogleich zwei Stallknechte, vier Dreſcher und einen Küher auf alle Fahr- und Fuß-, Reben- und Schleichwege, die zwiſchen Nieder-Fahren und Waiblingen anzutreffen ſind. Er ſelbſt faßte auf der Höhe des Windmühlenhügels Poſto, und rekognoszirte ſeine Leute mit dem Fernrohr. Bei ſo guten Anſtalten konnte es nicht fehlen. Binnen einer halben Stunde kamen die ſieben Boten ins Herrſchaftshaus zurück, an ihrer Spitze die Perrücke, der Brief und der Herr Verwalter.

Der Brief war richtig vom Herrn Bürgermeiſter, und noch dazu eigenhändig geſchrieben. Er enthielt nichts Geringeres, als eine förmliche vorläufige Einladung der Frau Oberſteuerräthin, ſammt Herrn Bruder, Demoiſelle Suschen und Herrn Verwalter Säblein, der Hochzeit von der älteſten Tochter des Herrn Bürgermeiſters beizuwohnen. Die Hochzeit ſollte in ſechs Wochen gefeiert und die Einladung durch das Brautpaar mündlich erneuert werden.

Kleine Verlegenheiten.

Tantchen fand ſich durch die Aufmerkſamkeit des Herrn Bürgermeiſters ſehr geſchmeichelt, mit welchem ſie nur in entfernten Verhältniſſen ſtand. Auch die Beobachtung der ſchicklichen Formen

hatte ihr das Herz gewonnen. Mit dem allen waren noch nicht gesammte Schwierigkeiten gehoben. Darüber mußte Familienrath gehalten werden.

Die Tante nämlich fand es sehr bedenklich, Suschen auf irgend eine Weise mit den jungen Herren von Waiblingen in einige nähere Verbindung zu bringen. Denn erstens war Suschen über siebenzehn Jahre alt, worin die Kleine zwar gar nichts Anstößiges sah, aber die sorgsame Tante desto mehr. Zweitens war Suschen so schön, wie nur jemals eine Susanna, selbst jene im alten Testament nicht ausgenommen, gewesen sein mochte. Drittens hatte sie ein beträchtliches Vermögen zu hoffen, und Tante dachte ihren Liebling nicht so gar wohlfeilen Kaufs dem ersten besten hinzugeben. Viertens war Suschen im höchsten Grade unerfahren, ob es ihr gleich nicht an löblicher Neu- und Wißbegier mangelte. — Zu diesem allen paßten die jungen Herren von Waiblingen sehr übel, denn erstens waren viele derselben recht hübsch, was durchaus nicht taugt; zweitens waren sie alle Freunde von Komödien und Romanen, sie hatten ein eigenes Liebhabertheater, und in Waiblingen nährten sich zwei Buchbinder mit Leih- und Lesebibliotheken — ein schlimmes Zeichen unserer Zeit! Drittens hätte man ihnen wohl ihre artige Figur und ihre Romanleserei verzeihen können, aber die wenigsten hatten ein Vermögen, welches sich gegen die Rosmariniſchen Güter auf die Wagschale legen, oder einen Rang, der sich mit dem Oberſteuerrathtitel vergleichen ließ. Denn selbst ein Bürgermeister von Waiblingen — lieber Himmel! — wie wenig wollte das sagen; und alle übrigen Honoratioren, kleine Kaufleute, Krämer, Rathsherren, vermögliche Handwerker, Zollinspektoren, Sekretärs, Advokaten standen noch im Range dem Herrn Bürgermeister nach.

So erwog es Tantchen in der Stille ihres Herzens, und diesem zufolge hatte sie jederzeit ihre Maßregel gegen die elegante Welt

von Waiblingen genommen. Suschen kam selten dahin, und selten kam ein junger Besuch von da herüber nach Nieder-Fahren.

Nach langen Ueberlegungen ward endlich im Familienrath, dem auch der Herr Verwalter beigeordnet worden, beschlossen, zwar die bürgermeisterliche Hochzeit zu besuchen, allein nicht ohne die größte Vorsicht.

Vor allen Dingen ward es der Tante überlassen, Suschen auf die Gefahren des Herzens aufmerksam zu machen, und auf die Klippen hinzudeuten, an welchen die Unschuld leicht zu scheitern pflegt. Denn soviel blieb ausgemacht, Suschen war in dem Alter, wo Schiffbruch möglich ist; und in einem Alter, wo man nicht mehr mit der Katze und Puppe spielen will. Das gute Kind mußte also über allerlei Dinge belehrt werden, von welchen es bisher noch nichts geargwohnt hatte. Ohnehin, wenn es nicht Nonne werden sollte, mußte es sich in der Welt zeigen, um gesehen zu werden. Das fühlte Tantchen so gut wie jede Mutter, welche eine erwachsene Tochter wegzugeben hat, und endlich wegzugeben wünschen muß.

Von der andern Seite sollte es auch der Herr Pfarrer nicht an geistlichem Zuspruch fehlen lassen. Der Herr Verwalter, welcher in seinen jungen Jahren ein guter Tänzer gewesen sein wollte, jetzt war er leider ein sechsundfünfzigjähriger Junggesell, versprach Suschens Tanzlektionen zu erneuern. Bei der Hochzeit selbst verhießen alle Drei ihr Bestes zu thun, daß das Mädchen beständig beobachtet und gehütet werde.

Vorübungen zur Hochzeit.

Daß nun Schneider, Schuster, Putzmacherinnen u. s. w. in Bewegung und Nahrung gesetzt wurden, versteht sich von selbst. Tantchen wollte unter den Waiblingern standesgemäß erscheinen, und,

allerdings auch der kleine Stolz war ihr zu verzeihen, durch Suschens Schönheit glänzen.

Suschen freute sich über die festlichen Zurüstungen von Herzen — dergleichen war ihr lange nicht begegnet. Sie hielt ihren Tanzmeister gut in Athem, und bedauerte nur, daß seine sechsundfünfzigjährigen Füße nicht so beweglich, wie ihre siebenzehnjährigen waren. Freude und Natur lehrten sie tanzen; Herr Säblein aber nahm das getrost auf seine Rechnung. Ihm selbst gefiel es gar wohl, sich in die edle, halbvergessene Kunst einzuüben, da er, laut Beschluß des Familienraths, auf der Hochzeit ausschließlich Suschens Tänzer sein sollte.

Leider ward aus dem Letztern nichts, und zwar aus folgender Ursache. Den Tag vor dem Fest wurden alle Tänze zum letzten Mal wiederholt. Da der Herr Pfarrer und die Tante nun selbst Augenzeugen von Suschens Fortschritten sein wollten, griff sich Herr Säblein schon, ehe die Zuschauer kamen, über die Maßen an, wenigstens nicht schlechter zu tanzen, als seine gewandtere Schülerin. Sie schwebte lustig umher, wie ein Schmetterling, und machte in der Wonne manchen Satz, der nicht minder schön, wenn gleich außer der Regel war. Herr Säblein voller Entzücken bedachte sich nicht lange, und — vor Zeiten konnte er Entrechats machen — wollte den Gipfel seiner Kunst zeigen. Er brachte seinen Kreuzsprung an; der erste mißlang halb, und der zweite ganz. Seine langen, dünngeschnitzelten Beine, die ihm sonst nicht zum Vorwurf gediehen, verwirrten sich nämlich so widernatürlich in einander, daß bei der fortdauernden Bewegsamkeit des Rumpfes ein unerwartetes Unglück nothwendig erfolgen mußte. Er fiel auf die untanzmeisterlichste Weise zu Boden, und, wie eine stürzende Tanne alles blühende Gesträuch umher, riß er auch Suschen, die ihn noch immer dabei umgaukelnde Sylphide, nieder.

Da der Herr Pfarrer, welcher eben draußen im Begriff war,

die Thüre zu öffnen, den Fall hörte, von welchem selbst die Grundfesten des Hauses erbebten, trat er eilfertig herein. Theils diese Eilfertigkeit, theils eine dem Herrn Pfarrer angeborne Kurzsichtigkeit, an die er sich in der Zerstreuung nicht immer erinnerte, wurden Veranlassung eines zweiten Uebels. Er trat dem Tanzmeister aufs Bein, der es dann mit sehr verzeihlichem Ungestüm schnell an sich riß, und damit dem Herrn Pfarrer alle Haltung raubte. Ehe dieser noch um Verzeihung bitten konnte, lag er neben den Andern. Während nun seine weißgepuderte Perrücke durch den lebhaften Kopfschwung weithin unter das Sofa flog, geberdeten sich seine kurzen Beine wunderseltsam, und kehrten die Sohlen gen Himmel, als riefen sie dessen Hilfe an.

Der ganze Auftritt, oder besser, die ganze Auflage war kurz. Der Pfarrer raffte sich zuerst empor, und weil er Suschens schneeweiße, faltenreiche Haube für seine entsprungene Perrücke hielt, zog er sie ohne anders an sich, und bedeckte damit schnell sein Haupt, weil er die Frau Obersteuerräthin an der Thür hörte. Suschen war ebenfalls auf den Beinen, ehe Tantchen eintrat. Hingegen Herr Säblein saß auf dem Boden und schnitt verzweifelte Gesichter, denn er hatte sich die Hüfte gequetscht.

„Ei du guter Himmel!“ rief Tantchen Rosmarin, und schlug die Hände zusammen, indem sie bald das Schmerzensgesicht ihres Verwalters, bald den Kopf ihres Bruders in der Weiberhaube betrachtete: „Spielt Ihr Komödien? Vergesset Ihr allen Anstand? Ist das Lebensart? Und besonders du, Herr Pfarrer . . .“

„Und warum denn ich besonders?“ fragte er ganz ernsthaft und beinahe empfindlich, denn er liebte die Strafpredigten seiner Schwester nicht sehr.

Suschen gewann jetzt das Wort, und stellte schnell den Frieden her, indem sie der betroffenen Tante jede Aufklärung über das Räthsel gab, und ihre Haube gegen die Perrücke lachend eintauschte.

Dies an ſich unwichtig ſcheinende Ereigniß war der erſte Grund zu allem nachfolgenden Unglück. Denn Herr Säblein blieb viele Tage hinkend, und konnte nun an der Hochzeit nicht tanzen.

Warnungen.

Suschen war am Hochzeitsmorgen mit der Sonne auf. Sie konnte vor Freuden nicht ſchlafen. Tantchen Rosmarin war ebenfalls mit der Sonne auf; ſie konnte vor Kummer nicht ſchlafen. Da es nun nicht zu hindern war, daß Suschen mit allen ſüßen Herren von Waiblingen tanzte, wollte ſie des Mädchens unverwahrtes Herz wenigſtens durch neue Ermahnungen gegen alle Verſuchungen der Liebe, oder wie es zuweilen im chriſtlichen Eifer hieß, des Satans, ſtärken.

„Du biſt nun ſiebenzehn Jahre alt, liebes Suschen!“ ſagte ſie.

— Um Verzeihung, Tantchen, ſiebenzehn Jahre, ſieben Monat.

„Deſto ſchlimmer.“

— Wie ſo?

„Ei nun, weil du in dem Alter biſt, da du heirathen könnteſt.“

— Ach, das wäre ja kein ſo großes Uebel. Sie haben mir ja geſagt, daß Sie auch einmal verheirathet waren; und meine Mutter ſelig iſt's auch geweſen. Und wiſſen Sie nicht, es geht ja in Waiblingen und Ober-Fahren keine Woche ohne Hochzeit vorbei.

„Alles recht.“

— Und gewiß, Tantchen, gewiß, es iſt damit etwas ſehr Eigenes. Wiſſen Sie noch, wie ſich unſere Liſette darauf gefreut hat. Wie ihr jetziger Mann, der junge Förſter von Steinfelden, ihr immer nachſchlich? Wie lieb ſich die Beiden hatten, wie ſie . . .

„Suschen, du biſt noch immer Kind. Höre mich. Du biſt jung, biſt nicht unanſehnlich, von guter Familie, dein Vater war Juſtiz-

rath; du haſt Vermögen; eigenes und vielleicht ſonſt noch zu erwartendes. An Liebhabern wird's nicht fehlen. Man wird dir Artigkeiten in Menge ſagen. Man wird ſuchen, ſich in deine Gunſt einzuſchleichen, und vielleicht der ſchlechteſte, ärmſte Schlucker kann dir, bei deiner Unerfahrenheit, am beſten gefallen. Gerade heut', an der Hochzeit in Waiblingen, wird man deinem Herzen vielleicht Netze ſtellen. Ich ermahne dich alſo, ſei vorſichtig. Traue niemandem von den jungen Herren, ſo ſchön er auch thue.

— Und warum muß ich nicht trauen?

„Weil ſie Schmeichler, Lügner ſind, einer wie der andere, die darauf ausgehen, einem unſchuldigen Mädchen den Kopf zu verrücken."

— Aber wie können ſie das? Mir ſoll keiner das Köpfchen verrücken, wenn ich nicht Luſt habe, mir's verrücken zu laſſen.

„Ich fürchte, du haſt nur zu große Luſt!"

— Daß ich nicht wüßte.

„Wenn man dir zehnmal in einem Athem ſagt, du ſeieſt liebenswürdig, bezaubernd, und wie die heutigen Modeausdrücke ſind."

— Die Modeausdrücke ſind wenigſtens ſehr artig. Finden Sie denn das nicht, Tantchen?

„Wenn man dir ſchwört, man liebe dich, man könne ohne dich nicht leben."

— Ach, das fällt Keinem ein.

„Und wenn es jemanden einfiele, würdeſt du denn das glauben?"

— Wenn er's mit einem Eide beſchwören würde, Tantchen?

„Aber, Kind, es iſt Keinem Ernſt damit. Die jungen Leute ſchwören dir Alles, und machen ſich hintennach über deine alberne Leichtgläubigkeit luſtig. Verlaſſe dich darauf, wer dir Schmeicheleien ſagt, hat den Vorſatz, dich auszulachen."

„Was hätten die Narren davon, wenn ſie es thäten?

„Ihren Spaß, nichts als ihren Spaß. So ſind ſie einmal!"

— Alle?

„Wie manches Mädchen ist durch Leichtgläubigkeit schon unglücklich geworden! Wie manche, die ihren Schmeichler aufrichtig liebte, verlor darüber Ruhe, Ehre, Frieden — oft die Unschuld sogar.“

— Sogar die Unschuld? Wie ist das mit der Unschuld, Tantchen?

„Mit der Unschuld?“

— Ja!

„Du verstehst das noch nicht, und so etwas läßt sich nicht da gleich erklären.“

— Ich begreife es wohl, die Sache muß schwierig sein, denn der Onkel Pfarrer wußte vorhin auch nicht recht, was Unschuld war, als er sie mir erklären wollte. Zerbrechen wir uns nicht den Kopf damit.

„Vor allen Dingen, Suschen, folge mir mit Gehorsam. Hüte dich vor Schmeicheleien der Männer — hüte dich, einem von ihnen den Vorzug zu geben; halte alle von dir in ehrfurchtsvoller Entfernung; und wagt es einer von ihnen, dir das leiseste Wort von Anbetung, Liebe oder dergleichen Larifari zu sagen, auf der Stelle wende ihm verächtlich den Rücken. Du bist viel zu gut für einen Waiblinger.“

— Aber, Tantchen, wenn es kein Waiblinger wäre . . .

„Wenn es Zeit ist, werde ich dir schon einen Mann geben. Ich werde ihn so wählen, daß du mich noch einst über meinem Grabe segnen sollst. Darauf verlasse dich. Versprichst du mir dagegen, gehorsam zu sein?“

— Ach, Tantchen, Sie wissen es ja, ich bin es immer ohne Versprechen.

„Nun denn, ich werde dein Betragen auf der Hochzeit scharf beobachten.“

Die Hochzeit.

Tantchen Rosmarin glaubte alles wohlgethan zu haben, und beruhigte sich. Wie täuschen sich doch die Menschen gern! Tantchen wußte aus alten Erfahrungen sehr gut, daß Natur und Liebe ihre Rechte fordern, allen Warnungen und Lehren zum Trotz, und doch bildete es sich ein, mit Suschen müsse es anders sein, als mit den übrigen Mädchen; nicht weil Suschen aus anderm Teig gemacht, sondern weil es von Tantchen Rosmarin erzogen und gebildet worden wäre.

Man setzte sich also in den Wagen, und fuhr, Jäger und Gärtner in neuen Livreen hinten auf, stattlich geschmückt gen Waldlingen zur Hochzeit.

Die Frau Obersteuerräthin ward mit großem Zeremoniel empfangen, und alle ihre Angehörigen mit so vielen Höflichkeiten überhäuft, daß sie im höchsten Vergnügen schwamm, und selbst ihrem Vorsatz treulos ward, beständig an Suschens Seite zu sein. Der Herr Pfarrer fand einige gesprächige Kollegen, und Herr Säblein hinkte mit den Rathsherren herum. Suschen, anfangs gar blöde, ward in dem Kreise blühender Jungfrauen, der sie umringte, bald munterer und zuletzt so vertraulich, als hätte sie die Bekanntschaft seit Jahren gemacht.

Als man endlich, nach glücklich überstandener Mahlzeit, zum Tanz kam, und Suschen nun bald in die Arme dieses, bald jenes Jünglings flog, und mit ihm in den Wellen der Töne durch die glänzenden Reihen der Tanzenden hinschwamm, da lösete sich ihr ganzes Leben in Seligkeit auf. Suschen war schön; das Entzücken machte sie noch schöner. Die besten Tänzer drängten sich um sie, und diese Aufmerksamkeit war ihr schmeichelhafter, als alles Süße, was ihr die begeisterten Herren vorsagten. Sie lebte nur für Tanz und Freude; o wie anders war's im Arm dieser Jünglinge, als

an den Händen des zimperlichen Herrn Verwalters. Das nenne ich mir doch Tanz! ſagte ſie ſich ſelbſt leiſe, ſo oft ſie erſchöpft zu ihrem Sitz zurückgeführt ward.

So kam die Nacht. Tantchen Rosmarin hatte ſich zwar feſt vorgenommen, noch vor völliger Dunkelheit nach Nieder-Fahren zurückzukehren; aber ſie vergaß es über den Weihrauch, der ihr von allen Seiten, theils wegen ihrer eigenen werthen Perſon, theils wegen Suschens Liebenswürdigkeit, geopfert ward. Mit der Süßigkeit des Weihrauchs vereinten ſich noch die Schrecken eines ſchweren Gewitters, welches von Weſten flammend daherzog. Tantchen Rosmarin konnte von Hauſe-aus die Gewitter nicht leiden, und der Sommer war ihr, nur dieſes Krachens wegen, die unangenehmſte Jahreszeit.

Sie blieb alſo, wiewohl des Wetters willen mit einiger Unruhe am Spieltiſch, wo der Herr Verwalter und der Herr Pfarrer mit ihr Parthie machten, nebſt dem Herrn Bürgermeiſter. Und das war ſchlimm!

Erſtes Unglück.

Suschen war mit dem Gewitter herzlich zufrieden. Sie wünſchte, es möchten ſich alle Gewitter der Welt um Waiblingen verſammeln, und die ganze Nacht zum Tanze donnern, deſto ſicherer war ſie, den Becher des ihr ſelten gewährten Vergnügens bis auf die Hefen leeren zu können.

Wein, Muſik, Tanz und Freude hatten ihr ganzes Weſen verwandelt. Ihre Wangen glühten, ihre dunkeln Augen glänzten ſtrahlend, ihr Buſen flog mit Ungeſtüm. Und hätte ein junger Herr von Waiblingen ihr auch Liebe geſchworen — das einzige, wovor ſie ſich, wegen Tantchens Warnungen, am meiſten fürchtete — ſie hätte es in dem Himmel, worin ſie jetzt athmete, verziehen. Zum Glück ſagte ihr kein Menſch etwas von Liebe; aber keiner tanzte

mit ihr, der ihr nicht getreulich meldete, daß sie ein Engel, eine Göttin sei, was sie denn freilich nicht glauben wollte, aber doch nicht übel nahm. Zwischen Anglaisen und Allemanden fehlte es nicht an Seufzern und Händedrücken; in den Menuetten nicht an Seufzen und vielsagenden schmachtenden Blicken, die ihrer Schönheit huldigten, und in den Walzern drückte sie mancher Arm kräftiger an eine hochschlagende Brust, als sonst wohl des Herrn Verwalters Arm zu thun pflegte.

Unglücklicher Weise, da sie Durst fühlte, präsentirte man ihr Punsch. Sie nahm davon und tanzte fort. Aber nun fing sich alles an mit ihr zu drehen. Sie glaubte sich schwindlicht, und lachte darüber. Allein bald ward ihr bei den heftigen Wallungen des Geblüts nicht wohl. Sie klagte es ihrem Tänzer, einem jungen Mann, der sie mit der größten Artigkeit an seinem Arm vom Saal hinwegführte, um sie frische Luft schöpfen zu lassen. Aus Furcht, daß sie sich nicht erkälte, denn sie war zu sehr erhitzt, brachte er sie in das erste beste leere Zimmer, wo eine vergessene Kerze trübe zur Neige niederbrannte.

Suschen sank erschöpft und halb ohnmächtig auf ein altes Ruhebett, und hatte kaum Luft. Ihr Begleiter, in größter Verlegenheit, beschwor sie, sich aufzuschnüren, während er nach einem Glase frischen Wassers eilen wollte. In der Angst vergaß er aber das Wasser, und verließ seine erschöpfte Tänzerin nicht, die sich bei ihrer Ermattung nicht allein zu helfen vermochte.

Der Himmel donnerte; vom Tanzsaal herüber scholl die rauschende Musik dazwischen. Suschen und ihr Arzt merkten weder auf himmlische noch irdische Musik. Niemand vermißte die Beiden, denn Alles schwärmte seinen Freuden nach. Erst nach einer vollen Stunde hielten sie für rathsam, sich zu den Tänzern zurückzubegeben.

Suschen war geheilt von der Unpäßlichkeit; sie mischte sich wieder unter die Fröhlichen. Ihr ganzes Wesen war Gluth und Ver-

klärung. Ein Tänzer nahm ſie dem andern ab. Ihr Arzt verlor ſich in der Menge der Andern; ſie konnte ihm nur nicht einmal danken für die gehabte Mühe.

Endlich fiel ihr doch ein, auch nach Tantchen Rosmarin zu ſehen. Sie ging ermattet vom Tanzſaal in die Spielzimmer, und kam eben dazu, als ſich hier um Tantchens Tiſch ein Lärmen der ungewöhnlichſten Art erhob.

Zweites Unglück.

Tantchen Rosmarin war bisher im Spiel ſehr glücklich, hingegen der Herr Bürgermeiſter ſehr unglücklich geweſen. Aber Fortuna wandte ſich plötzlich von ihr. Deſto eifriger ſuchte ſie die allzuweibliche Göttin zurückzuführen. Darüber ward denn Suschen vergeſſen. Der Herzbube in den Karten ſtiftete alles mögliche Unheil; hätte Suschen die Nacht durch mit ganz Waiblingen getanzt, Tantchen würde nicht darauf geachtet haben. Und das war ſchlimm.

Das Schlimmſte für den Augenblick kam noch. Tantchen meinte den Herzbuben zu haben und auszuſpielen; der Herr Pfarrer behauptete hingegen, er ſei aus ſeiner Hand gekommen. In der Hitze des Wortwechſels bemerkte der Kurzſichtige nicht, daß er mit dem hochgewölbten Toupee ſeiner Perrücke erſt dem Lichte, dann mit dem Brande auf dem Kopf der prächtigen, neuen Staatshaube der Frau Oberſteuerräthin viel zu nahe gerieth. — Urplötzlich ſchwebten feurige Zungen über Beider Häupter.

Einen Augenblick lang war Alles ſtarr vor Schrecken, und man ließ lodern, was lodern wollte. Dann aber griff Tantchen Rosmarin verzweiflungsvoll in die Haube, riß ſie ab, und ſchleuderte ſie unvorſichtig ſeitwärts. Ein abbrennendes Band fiel in die Wolkenperrücke des Herrn Bürgermeiſters und verbreitete die Feuersbrunſt auf entſetzliche Weiſe. Da Herr Säblein, als vierter Mann

am Tiſche, drei Köpfe brennen ſah, ſtand er kläglich auf, faltete die Hände über ſeinem Kopf, um ihn vor gleichem Schickſal zu bewahren, und hinkte mit großer Eile davon. Der Herr Pfarrer bemerkte das eigene Unglück nicht eher, bis ihm die feurigen Haarlocken dampfend auf die Karten fielen. Er betrachtete ſie verwunderungsvoll wie eine unerhörte Naturerſcheinung, und ſah nach der Zimmerdecke, um den Urſprung des Feuerregens zu ſuchen. — Unterdeſſen war man mit Entſetzen von allen andern Spieltiſchen aufgeſprungen, den Brandbeſchädigten zu Hilfe zu eilen, oder zuzuſchauen. Keiner konnte das Räthſel löſen, wie drei Menſchenköpfe gleichen Augenblicks in ſolchem Grade entzündet werden konnten.

Unter dieſem Lärmen war auch Suschen herbeigekommen. Sie fand nur noch Ruinen von einer zierlichen Staatshaube und zwei geweſenen Perrücken. Jeder klagte über ſeinen Schaden; Suschen klagte am wenigſten, und ſie hatte doch den größten Schaden erlitten.

Nachwehen.

Als man folgenden Tages in Nieder-Fahren Freuden und Leiden ausgeſchlafen hatte, bemerkte Tante, man möchte faſt die großen Geſellſchaften verwünſchen, denn ſelten ſei ſie in einer geweſen, worin nicht irgend etwas Unſchickliches begegnet wäre. Suschen hingegen läugnete gar nicht, ſie ſei himmliſch vergnügt geweſen, und möchte alle Tage zur Hochzeit gehen.

Nach einigen Wochen hatte man in Nieder-Fahren die Hochzeit vergeſſen; nur Suschen träumte noch ſchlafend und wachend davon. Sie war ſo heiter, wie ſonſt, aber doch, ſeit der Hochzeit, verſank ſie oft plötzlich in ſtille Träumerei bei ihrer Arbeit, dann ließ ſie das Strickzeug vor ſich auf den Schoos hinſinken, und dachte — wer weiß, an was?

Tantchen Rosmarin hatte ein ſcharfes Auge; das ſtille Sinnen ihrer Nichte war ihr fremd. Argwöhniſch beobachtete ſie ſie erſt manchen Tag; dann brachte ſie das Geſpräch auf dieſen und jenen jungen Herrn von Waiblingen, auf dieſen oder jenen Tänzer; Suschen antwortete mit unbefangener Heiterkeit. Die Tante erfuhr endlich, das Suschen an allen Tänzern Wohlgefallen gefunden, aber an keinem ein beſonderes. Damit war Tantchen ſchon zufrieden, denn ſie wußte, Suschen konnte ſich nicht verſtellen.

Allein nach einigen Monaten fing Suschen an zu kränkeln; da waren Uebelkeiten und Zahnweh, und das arme Kind war ſo traurig bis zum lauten Weinen, und es wußte doch nicht worüber.

Tantchen Rosmarin ſuchte ihren Liebling durch allerlei ergötzliche Geſpräche aufzuheitern, und da kam denn natürlich auch die Rede zuweilen auf Suschens künftigen Brautſtand. Es ſcheint, der Gedanke daran habe für junge Mädchen etwas Ergötzliches.

Suschen hörte gern und andächtig zu, wenn Tantchen Rosmarin mit vieler Beredtſamkeit den Himmel des ehelichen Lebens pries. Erſt den Brautſtand, dann die Flitterwochen der Ehe, dann die Freuden und Leiden an einer Wiege, zuletzt die Hoheit der ſchwiegermütterlichen Würde, endlich das großmütterliche Leben in den Tändeleien der Enkel und Enkelinnen.

„O Tantchen,“ rief die Kleine, „am meiſten freut mich Leiden und Freuden an der Wiege. Wie ſchön iſt's, Mutter ſein, und ſo ein liebes Weſen, einen Engel ohne Flügel, auf dem Arm zu haben. Hätte ich's auch ſchon!“

„Behüte, Alles in Ordnung!“ rief die Tante: „Erſt Verlobung, dann Hochzeit, dann Kindtaufe — es geht bis dahin noch manches Jahr!“

„Noch manches Jahr!“ ſeufzte Suschen ſtill, und ſenkte das Köpfchen tief aufs Buſentuch hinab.

„Erſt muß ein Bräutigam vorhanden ſein.“

„Aber Tantchen, Sie wollen mir ihn ja verschaffen. Sie haben mir's versprochen. Halten Sie nun bald Wort.“

„Also hast du noch nicht gewählt, Suschen? Gefiel dir denn Niemand vorzüglich in Waiblingen?“

„Das haben Sie schon so oft gefragt. Geben Sie mir, wen Sie wollen; nur — hübsch muß er doch sein.“

„Wir wollen dafür schon sorgen, Suschen. Dir kann's nicht fehlen.“

Die Tante gefiel sich in solchen Gesprächen selbst viel zu wohl, als daß sie dieselben nicht oft hätte erneuern können. Für ihre Geschäftigkeit öffnete sich da ein neues, unabsehbares Feld, auf dem sie eine wichtigere Rolle, als die wegzugebende Braut selbst spielen konnte. Sie sann also in vollem Ernst herum, wer der Würdigste für Suschen und der Behaglichste für Tantchen sein könnte. Aber noch ehe die Wahl ins Reine kam — denn dazu mußten durch weitläufigen Briefwechsel vielerlei Erkundigungen eingezogen werden — änderte sich plötzlich Alles. Suschen war auf dem Wege, Mutter ohne Bräutigam zu werden.

Alles verkehrt.

Man hatte nämlich doch für gut gehalten, den Arzt aus der Stadt kommen zu lassen, weil Suschens Gesundheitsumstände immer bedenklicher zu werden schienen. Das Gesicht des lieben Mädchens hatte das schöne Rosenroth fast ganz verloren.

Der Herr Doktor von Waiblingen rieth lange hin und her, und konnte die Krankheit nicht errathen. Nach einigen Monaten aber trat er mit zuversichtlicher Miene zu Tantchen Rosmarin, und sagte: „Es ist bei mir außer Zweifel, Mademoiselle befinden sich in guter Hoffnung der Mutterfreuden.“

Tante Rosmarin gerieth bei dieser Erklärung so außer sich,

daß ſie im erſten Augenblick nicht wußte, ob in Ohnmacht fallen, oder dem Doktor für ſeine Unverſchämtheit eine Maulſchelle geben, oder über ſeine Albernheit laut auflachen. Es geſchah von allen dreien nichts. Sie blieb mit erhobener Hand, mit offenem Mund und ſtarrem Auge vor dem wunderlichen Manne ſtehen — faßte ſich dann kurz, und verabſchiedete ihn ein- für allemal mit der höflichſten Grobheit.

Der Doktor, ein wackerer, geſetzter Mann, der wohl wußte, man müſſe bei einer Frau auf ein Wort zu viel nicht zu vielen Werth legen, bat ſie, ehe ſie ihn verdamme, vorher mit Mademoiſelle Suschen ein ernſtes Wort zu reden; er wolle folgenden Tages wieder vorfahren.

Das ernſte Wort mußte alſo geſprochen werden.

„Weißt du, was der närriſche Doktor von dir behauptet?“ fragte ſie in der einſamen Abendſtunde ihre Nichte.

„Kein Wort!“ erwiederte Suschen.

„Du werdeſt Mutter werden.“

„Wirklich?“

„Nicht ſo, Suschen, der Menſch iſt ein Narr?“

„Ei nun, Tantchen, es iſt mir doch beinahe ſelbſt ſo vorgekommen. Doch wußte ich's nicht gewiß. Wenn er es aber ſagt ——“

„Poſſen! ich würde mir eher träumen laſſen, der Himmel falle ein. Wie ſollteſt du dazu kommen?“

„Das weiß ich zwar nicht, Tantchen, aber ich denke, Sie verſtehen das beſſer.“

„Du haſt keinen Liebhaber?“

„Nein.“

„Keinen vertrauten Umgang mit Männern?“

„Gewiß nicht.“

„Alſo ich vermuthe, du haſt dich an der verwünſchten Hochzeit beim Tanzen verdorben. Ich wollte, wir hätten nie von der

Hochzeit gehört, ſo hätte ich nie das Skandal mit meiner Haube erlebt.“

„Ich vermuthe es auch. Sie wiſſen, ich habe Ihnen geſagt, Tantchen, ſchon auf der Hochzeit ward mir ſchwindlicht, daß ich auf die Seite gehen mußte. Einer von den Herren begleitete mich in das nächſte Zimmer.“

„Du warſt ohne Zweifel ſehr erhitzt — gab er dir vielleicht einen Trunk kalten Waſſers?“

„Nein, er ſprach wohl davon, aber that es doch nicht.“

„Oder führte er dich an die kühle Nachtluft — an ein offenes Fenſter — in den Durchzug der Luft?“

„Nein,“ ſagte Suschen, und erklärte dunkel und einſilbig, wie ſich der junge Herr für ſie bemüht habe. Tantchen Rosmarin forſchte weiter und weiter . . . plötzlich ſchlug ſie mit klaglichem Seufzer die Hände zuſammen und ſchrie: „Unglückliche, ſo war meine Warnung vergebens!“

„Aber Tantchen, Sie ſind ganz außer ſich.“

„Das glaube ich!“

„O Tantchen, beruhigen Sie ſich doch. Das Unglück iſt gewiß nicht groß!“

„Nicht groß, Unglückliche, nicht groß!“

Tante Rosmarin war in wirklicher Verzweiflung und untröſtlich. Sie ſprach von Schande, vom Verſtoßen, von — der Himmel weiß, was? und doch konnte ſie ſich dabei nicht verhehlen, ſie ſelbſt ſei an dem ganzen Unglück ſchuld, indem ſie Suschen in allzublinder Unwiſſenheit aufwachſen ließ. Das gute Kind war verführt, ohne die Verführung zu kennen.

Nach einigen Tagen mußte ſich Tantchen wieder beruhigen — denn alles Weinen und Jammern war vergebens, und beſſerte das Unglück nicht wieder aus; und nebenbei mußte Jeder geſtehen, Suschen ſei noch ſo unſchuldig, wie ſie es vor dem Sündenfall

geweſen. Dem Herrn Doktor ward Abbitte gethan, und ihm das Geheimniß eröffnet, das er errathen. Er ſollte weiter helfen.

„Daß mir das begegnet! mir, in meinem Hauſe, in meiner Familie!“ rief Tantchen: „Alle Ordnung zerriſſen und verkehrt! Noch nicht Braut und ſchon Kindbetterin — das bringt mich ins Grab.“

Sie kam aber darum nicht ſo bald ins Grab; Tantchen Rosmarin hatte eine kernfeſte Geſundheit.

Prozeß.

Das größte Räthſel aber war noch nicht gelöſet. Suschen wußte nämlich durchaus nicht zu ſagen, wer ihr Verführer geweſen? Nach allen Beſchreibungen war er ein junger Mann von zwanzig und etlichen Jahren, ein vortrefflicher Tänzer, und hatte ein blaues oder grünes Kleid, weiße Unterkleider getragen u. ſ. w.

Tantchen machte ihrer Nichte auch ſelbſt über dieſe Unachtſamkeit die bitterſten Vorwürfe: „Das geht, das läuft, ohne ſich weiter zu bekümmern, wie die Thiere des Feldes!“

„Daran iſt deine Erziehungsmethode ſchuld, Tantchen!“ rief der Herr Pfarrer, der mitleidig und aus Rechtsgefühl Suschens Partei nahm: „Ich bin zwar ein Freund der Unſchuld, aber alles hat Maß und Ziel. Eva im Paradies war gewarnt, und der Baum der Erkenntniß ihr beſchrieben, ja ſogar mit Fingern gewieſen. Das haſt du verſäumt. Du haſt die Schuld, und Suschen den Schaden. Hilf ihr den Schaden tragen, ſie erleichtert dir ja gutmüthig genug deine Schuld. — Glaube mir, Tantchen, es gibt eine Art Unſchuld, die nur eine unreife Anlage zur Sünde, und es gibt hinwieder manche Sünde, welche ein ſonnenheller Zeuge der wahren Unſchuld iſt.“

Tantchen Rosmarin konnte ihrem Bruder zwar nicht das letzte Wort lassen, aber doch war ihr, indem sie seine Predigt auf das bündigste widerlegte, selbst dabei zu Muthe, als wenn er vollkommen Recht hätte. Sie ward von Tag zu Tag in ihr Schicksal ergebener; sie hielt diese edle Gelassenheit für Frucht religiöser Grundsätze, was am Ende nur Macht der Gewohnheit war wie denn die Gewöhnung auch wohl bei andern Leuten oft die Stelle der Philosophie, des Edelmuths, der Seelengröße einnimmt, aber nie den wahren Namen führen darf. Suschen ward schonender behandelt, endlich wieder zärtlicher, und Tantchens ganzer Zorn richtete seine Flamme gegen den unbekannten Heilkünstler auf der Hochzeit zu Waiblingen.

Der Herr Pfarrer, wie Herr Säblein, waren nun eins ums andere täglich in der Stadt, den Namen des Friedensstörers auszuspähen. Allein der Seelenhirt von Ober- und Nieder-Fahren kam jedesmal unverrichteter Sache heim, denn er vergaß gewöhnlich in der Stadt entweder, warum er dahin gekommen, oder das Signalement des Beklagten. Desto glücklicher war Herr Säblein, aber dafür auch mit dem kleinlichsten Kleinigkeitsgeist ausgerüstet! — Von Suschen hatte er so viel Einzelnheiten, ihren Verführer betreffend, ausgefragt — ein Grübchen im Kinn, die Farbe des Haares, der Augen, vier Ringe mit Steinen an den Fingern, den Backenbart u. s. w., daß es nicht fehlen konnte. Er musterte Mann für Mann von allen Waiblinger Hochzeitgästen; in Waiblingen war keiner der Beschreibung gleich — er mußte also außer Waiblingen sein. Von auswärtigen Gästen aber war niemand, als ein alter Herr Accise-Einnehmer der benachbarten Grenzstadt, und der Sohn des Herrn Baron von Malzen gegenwärtig gewesen, etwa achtundzwanzig Jahre alt. Da nun der Herr Baron von Malzen nur drei Meilen von Waiblingen auf seinen Gütern wohnte, und alle Frauenzimmer, die mit ihm getanzt oder nicht getanzt

hatten, ſich ſehr genau des Backenbartes, des Grübchens im Kinn u. ſ. w. erinnerten, bis auf die glänzenden Fingerringe, von denen einige behaupteten, er habe ſieben, andere, er habe drei gehabt: ſo war die Sache klar, und noch mehr, als ganz zufällig eine kleine, bucklichte Apothekerstochter, die eben als Nichttänzerin den andern zugeſehen hatte, erwähnte, Suschen ſei mitten aus einer Anglaiſe in Geſellſchaft des jungen Herrn Barons aus dem Saal gegangen.

Tantchen Rosmarin war entzückt über dieſe Entdeckung, und nebenbei auch darüber, daß es ein Herr Baron war, der das Unglück geſtiftet hatte. Auf der Stelle ward nach gehaltenem Familienrath ein Brief nach Malzendorf geſandt, und der junge Herr Baron Pompejus von Malzen höflich eingeladen, ſich auf Niederfahren begeben zu wollen, wo man in dringenden Angelegenheiten mit ihm zu reden hätte. — Der Bote ging, er kam zurück. Vierzehn Tage verfloſſen. Keine Antwort, kein Baron.

Tantchen, welches ſich ſchon viel Behagliches von der Lage geträumt hatte, einen Baron zum Neffen zu haben, empfand dieſe Verzögerung ſehr übel. Man hielt neuen Familienrath, und Herr Säblein ward zum außerordentlichen Geſandten nach Malzendorf ernannt, um, falls der Baron Umſtände mache, die Angelegenheit dem Vater deſſelben vorzutragen. Nebenbei erhielt er Vollmacht, den anſehnlichen Vermögensetat der Frau Oberſteuerräthin blicken zu laſſen, mit der Verſicherung, daß Suschen Univerſalerbin ſei. In jedem Falle ſolle er aber die Heirath und zwar die ſchleunigſte unterhandeln.

Der Herr Verwalter warf ſich bequem in die Chaiſe der Frau Oberſteuerräthin, und fuhr, von zwei Schweißfüchſen gezogen, den Oberknecht zum Kutſcher verwandelt, nach Malzendorf.

Mit zitternder Ungeduld erwartete man ſeine Wiederkehr. Man hatte auf die Beredſamkeit des Herrn Säblein ſo viel Vertrauen,

daß niemand zweifelte, er werde den backenbärtigen Pompejus gefangen mitbringen und zu Suschens Füßen legen.

Endlich kam er, aber allein. Er brachte die Antwort, aber die schlimmste von allen, welche man erwarten konnte. Der junge Herr Baron war nämlich, statt zu Malzendorf, zu Venedig. Der alte Herr Baron hatte das Podagra, und war über die Mission des Herrn Verwalters so ungehalten, daß er gedroht hatte, wenn sich derselbe noch einmal mit solchen Angelegenheiten im Schlosse Malzen zeigen würde, er ihn mit Hunden hinaushetzen lassen wolle. Als der Herr Verwalter auch die rauhe Seite herausgekehrt hatte, und allerdemüthigst mit einem schweren Prozeß gedroht hatte, gab ihm der Podagrist die bestimmte Schlußerklärung, erstlich, er wolle seinem Sohn die Sache schreiben, und falls derselbe den Fehltritt eingestände, sich mit einem bürgerlichen Mädchen vergessen, oder wohl gar in Eheversprechungen eingelassen zu haben, werde man nicht anstehen, die Entschädigungs- und Alimentationsgebühren, wie in solchen Fällen Rechtens, zu leisten; zweitens, von Vermählung und dergleichen Albernheiten sei keine Rede; drittens, damit solle sich der Herr Verwalter zum Teufel packen u. s. w.

Suschen hörte das, und schwieg. Der Herr Pfarrer wußte keinen Rath, und schlug vor, die Sache in Erwägung zu nehmen. Tantchen Rosmarin zerfloß in Thränen; sie sagte nichts, aus Mitleiden für Suschen, im Grunde aber aus empörtem Stolz wegen des stolzen Barons, dem sie eine Reihe wohlverdienter Verwünschungen zusandte. Herr Säblein machte den Antrag, die Sache sogleich einem Advokaten zu übergeben, und den Prozeß anzufangen; tröstete übrigens die Tante damit, daß Alles eine göttliche Schickung sei. „Das Alles wäre nie begegnet," sagte er, „hätte ich mir nicht bei der Tanzprobe die Hüfte gequetscht."

Folgenden Tages kam der Advokat Kurzbein von Wald-

lingen, einer der gewaltigſten Rabuliſten, der weiß ſchwarz, und ſchwarz weiß machen konnte, und ohnehin perſönlichen Groll gegen das freiherrliche Haus Malzen nährte, weil er vor mehrern Jahren dort vergebens um die Stelle eines Juſtitiarius angehalten, die, ſtatt ſeiner, einem ſeiner ärgſten Feinde gegeben worden war.

„Erlauben Sie mir zu bemerken," ſagte er zu Tantchen, „wenn Ihre Demoiſelle Nichte in Jahresfriſt nicht Baroneſſe von Malzen iſt, zahle ich die Prozeßkoſten aus meinem eigenen Vermögen."

Die zuverſichtliche Miene, mit der er ſprach, flößte der Tante wieder guten Muth ein, und der Prozeß wurde auf der Stelle anhängig gemacht und mit Eifer betrieben.

Pompejus der Kleine.

Doch ungeachtet dieſes Eifers ging der Prozeß ſehr langſamen Schritt, weil der Beklagte in Venedig und Rom ſpazieren ging, und man nothwendig doch ſeine Erklärung über die ihm gemachten Anſchuldigungen erwarten mußte.

Unterdeſſen vermehrte ſich die Familie zu Nieder-Fahren mit einem kleinen Liebesgott, der vorher nie da geweſen war, ein Grübchen im Kinn hatte, wie ein gewiſſer Spaziergänger, und dieſem, nach Ausſage der Kenner, bis auf die vier, fünf oder ſieben Fingerringe und den Backenbart, vollkommen ähnlich ſah. Gustchen war eine liebliche Mutter, und ſchwamm beim Anblick ihres Kindes in tiefer Seligkeit. Ihr höchſter Wunſch war erfüllt. Sie hatte ſich noch nie ſo ſehr nach einem Manne, als nach Mutterfreuden geſehnt. Die nun zur Großtante emporgeſteigerte Tante Rosmarin fand das freilich außer aller Ordnung; auch konnte ſie nicht umhin, bei dem Gedanken an ihre Großtantenſchaft zuweilen die Miene gar bitterlich zu verziehen — allein es war nun einmal

so, und mit der Zeit gewöhnte sie sich auch daran, oder, wie sie es nannte, siegte die Kraft ihrer Grundsätze.

Der Pfarrer Großonkel taufte den Großneffen. Man beschloß, ihn in dem heiligen Sakrament, nach dem Taufnamen seines Vaters, kurzweg Pompejus zu heißen, und den Geschlechtsnamen einstweilen so lange zu vertagen, bis der Prozeß, und mit ihm zugleich entschieden sein würde, ob es ein Pompejus von Malzen oder Nieder-Fahren sei?

Während nun Pompejus der Kleine täglich an Weisheit und Verstand zunahm, erschien auch Antwort aus Rom von Pompejus dem Großen. Sein Brief war zwar nicht im Geschmack des alten Herrn Baron, aber noch weniger im Geschmack der Tante Rosmarin. Doch ward er, vielleicht eben deswegen, ad acta gelegt, und Advokat Kurzbein wie der Justitiarius von Malzendorf, sein Todfeind, fanden darin Wolle genug zu zupfen, und den Prozeß in beliebige Länge zu spinnen.

Der junge Baron in Rom erklärte nämlich ganz freimüthig und wiederholt, und das war nicht im Geschmack des alten Herrn und seines Justitiarius, er erinnere sich gar wohl, sich mit einem Mädchen auf einer Hochzeit zu Waiblingen vergangen zu haben, gestehe aber, daß er eher der Verführte, als der Verführer gewesen sei; daß er die Person weder vorher noch nachher weiter gesehen habe; daß die gleiche Person ihm wegen ihrer blöden Tugend sehr verdächtig geworden sei; daß ihm noch nicht bewiesen sei, er und kein Anderer wäre der Vater; endlich aber: daß er sich dieses Vorfalls von Herzen schäme, und wünsche, man möge die Person, je eher, je lieber, mit einem Stück Geldes abfinden, um kein Aufsehen zu erregen.

Auf diesen Brief hin, der die Hauptsache eingestand, ward nun der Prozeß mit ungemeiner Erbitterung fortgesetzt. Tante Rosmarin entfaltete dabei ihren ganzen Stolz. Sie ließ dem alten

Herrn Baron, der mehrmals gütliche Vorschläge machen wollte, sagen: es sei ihr nicht darum zu thun, sich in die Familie des Herrn Baron einzudrängen, aber sie wolle ihre Nichte vor der Welt wieder zu Ehren und ihren Großneffen zu einem anständigen Namen bringen, und sollte es mehrere tausend Dukaten kosten. Sie wäre gar nicht gesonnen, dem Herrn Baron, der außer seinem papierenen Stammbaum mehr Schulden als Güter hätte, ihre Nichte zur Gemahlin zu geben. Sie betrachte dies für ihr Haus als wahre Mesalliance, und er wäre nicht der erste Edelmann, welcher vielleicht Lust haben könnte, in Gesellschaft seiner sechszehn Ahnen nach den vollen Goldkisten einer reichen und schönen Bürgerin zu angeln. Man wisse heutzutage sehr gut, was armer Adel werth sei; man borge auf ein pergamentenes Geschlechtsregister, das bis zu Adam und Eva hinaufreiche, keinen halben Gulden, da man hingegen um ein paar hundert elende Goldstücke das Adelsdiplom überall einkaufen, und den dicksten Stammbaum malen lassen könne. Aus diesen und andern Gründen beharre sie darauf, Herr Pompejus Baron von Malzen müsse schlechterdings in aller Form ihrer Nichte feierlich angetraut, und drei Tage nachher wieder in aller Form richterlich von ihr geschieden werden, so daß sich jeder Theil, wenn es ihm beliebte, anderweitig vermählen könne.

Dieser hohe Ton, den Tantchen Rosmarin anstimmte, brachte den alten Herrn fast zum Rasen, und um so mehr, da er wohl bemerkte, daß diese Frau, von der er ehemals in seinem Schlosse nie Kunde genommen, vermöge ihres Reichthums größern Einfluß im Gericht, als er, hatte. Er würde, da er sich über die Eigenthümerin von Nieder-Fahren bessere Nachrichten erworben, vielleicht zum bösen Spiel lustige Miene gemacht, und wohl gar — denn Malzendorf war in der That schwer verschuldet — in eine Mesalliance mit der begüterten Bürgerstochter gewilligt haben.

Aber die Botschaft, wie Tantchen sie ihm sandte, das Bissige, Giftige ihrer Anspielungen, und dann der bürgerstolze Zusatz, daß sie eine solche Heirath für Mißheirath halte, und daher drei Tage nach der Heirath Scheidung begehre — das war ihm des Trotzes zu viel.

Er bot nun Himmel und Hölle auf, die Absichten seiner Gegnerin zu Schanden zu machen. Er spendete Geld links und rechts; Tantchen aber immer die Hälfte mehr, als er. Bei der Wichtigkeit ihrer Gründe entschied sich nach Verlauf eines Jahres in zwei Instanzen die Sache zu ihren Gunsten. Der Prozeß ward zur dritten Instanz gebracht. Herr Advokat Kurzbein, lächelte höhnisch dem Justitiarius Spott zu.

Sieg über Pompejus den Großen.

Nachdem der alte Herr Baron den Prozeß in zwei Instanzen verloren hatte, war bei ihm kein Aushaltens mehr. Er peitschte täglich Hunde und Bedienten zusammen, daß kein Hund und Bedienter bei ihm bleiben wollte. Er drohte dem Justitiarius eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn er sich unterstände, den heillosen Rechtshandel auch in dritter Instanz zu verlieren, und seinem Sohne schickte er gebieterische Briefe auf Briefe, voller Donner und Blitz, mit Extrapost von Rom nach Malzendorf zurückzukommen.

Pompejus der Große hatte, während er unter den Alterthümern Italiens die Geschichte der Vorwelt studirte, und leidenschaftlich den Meisterwerken der Kunst nachging, sich wenig um die Geschichte von Malzendorf, Waiblingen und Nieder-Fahren bekümmert. Er runzelte freilich die Stirn, als man ihm meldete, „bewußte freche Person habe sich unterfangen, ihrem Sohne den Namen Pompejus beizulegen," doch beruhigte er sich bald über die Anmaßung; denn Pompejus war ja noch kein Malzen, und Taufnamen sind ein Ge-

weingut in der ganzen Christenheit, aber nicht Barouten. Da er aber vom Verlust des Prozesses in zwei Instanzen vernahm, und fürchtete, „die Person mit ihrem Bastard“ möchte ihm angehängt werden, wüthete er bei dem Grabmal des Cestius und der Säule Trajans gegen die himmelschreiende Verblendung und Ungerechtigkeit der Richter, schrieb ellenlange Briefe, worin er die species facti aufs Genaueste erläuterte, um seine Unschuld zu beweisen. Guschens Tugend kam dabei schlimm weg; denn ihre Unwissenheit galt für Koketterie, ihre Naivetät für Buhlschwesterei. Schon mehrmals hatte er im Sinn gehabt, selbst nach Deutschland zu eilen, in der Hoffnung, durch persönliches Erscheinen die ganze Sache zu seinem Vortheil zu wenden. Da ihn nun sein Vater selbst aufforderte, reisete er sogleich andern Tags von Rom ab.

Eine Reise von Rom nach Malzendorf ist aber etwas langwierig; zudem erlaubte dem Herrn Baron der bescheidene Zustand seiner Börse nicht den Flug mit Extrapost. Unterdessen ging der Prozeß seinen Gang, und diesmal vor dritter Instanz wirklich mit Extrapost, wenigstens für den alten Herrn Baron. Die Sentenz erschien. Der Spruch der ersten Instanz ward bestätigt; Herr Baron Pompejus von Malzen verurtheilt, die Ehre besagten Frauenzimmers durch eine Vermählung in aller Form herzustellen, doch sei beiden Parteien gestattet, nach vollzogener Trauung die eheliche Verbindung alsogleich wieder in gewohnten, rechtsüblichen Formen aufzulösen.

Der pfiffige Justitiarius von Malzendorf, der die angedrohte Kugel noch nicht vergessen hatte, hütete sich wohl, diese Hiobspost in eigener Person zu überbringen, sondern meldete sie dem alten Herrn schriftlich, und bat zugleich um Entlassung von seinem Justitiariat. Der alte Baron las das schreckliche Sendschreiben; er blieb stumm vor Entsetzen, und sprach in seinem Leben kein Wort mehr dagegen, denn der Schlag rührte ihn auf der Stelle, und todt sank er mit dem Briefe nieder.

Als Pompejus der Große in dem Schlosse Malzen ankam, fand er seinen Vater begraben.

Die Trauung.

Der junge Herr von Malzen war ein rechtlicher Mann, von Kenntniß und Talenten. Der Tod seines Vaters beugte ihn tief; der Spruch der Gerichte noch mehr. Er war für Niemanden sichtbar, und lebte in dem Schlosse seiner Väter wie ein Einsiedler, bloß mit Verbesserung der Finanzen beschäftigt, die durch den altadelichen Aufwand seines Vaters, durch die Reisen nach Italien und endlich durch den kostspieligen Prozeß nicht wenig zerrüttet waren. Den Aufwand schaffte er ab, die Reisen fielen weg, und der Prozeß hatte glücklicher- oder unglücklicherweise sein Ende. Neben dem Ersparen sann er durch zweckmäßigen Anbau der Güter und durch höhere Benutzung der weitläufigen Waldungen den Verlust wieder einzubringen, und die Schulden zu tilgen. Er fühlte wohl, ein armer Baron sei in der That — ein armer Baron, und das wollte er nicht sein. Er hatte Kopf genug, die Mängel der bisherigen Verwaltung einzusehen; er entwarf seine Plane; schon nach einem halben Jahre konnte er durch vortheilhafte Holzverkäufe einen beträchtlichen Theil der Schulden tilgen, und damit vereitelte er Tantchens boshafte Spekulationen. Denn Tantchen zweifelte gar nicht, Malzen mit Schloß und Gütern werde und müsse vom Erben verkauft werden; dann wolle sie die Baronie für sich und Suschen, aus Beider Vermögen, einhandeln, und triumphirend mit der angetrauten und abgeschiedenen Frau Baronin von Malzen im Stammgute der Malzen wohnen.

Da nun aus diesem nichts ward, und der Parforce-Bräutigam auch ein halbes Jahr verstreichen ließ, ohne an Vollziehung der richterlichen Sentenz zu denken, hielt es Tantchen Rosmarin für

billig, dem schlechten Gedächtniß des jungen Herrn Baron zu Hilfe zu kommen. Herr Verwalter Säblein mußte also einen Mahnungsbrief abfassen; weil ihr derselbe aber nie beißend genug war, mußte er wohl sechsmal abgeändert werden, ehe sie ihn unterzeichnete. Es ward dem Bräutigam der wohlbekannte Richterspruch in Erinnerung gebracht, nicht eben, hieß es in dem Schreiben, weil man sich sehr nach der Verbindung mit dem Herrn Baron sehne, sondern weil man den glücklichen Augenblick der darauf folgenden Ehescheidung mit Ungeduld erwarte.

Zur Antwort kamen bloß die Worte: „Madame, ich habe zwar nie Anlaß gehabt, auf Ihr Zartgefühl Rechnung zu machen; inzwischen bitte ich Sie, das verhaßte Zeremoniel wenigstens des Anstands wegen, wenn Sie anders Sinn für so etwas haben, aufzuschieben, bis ein unglücklicher Sohn die Trauerkleider abgelegt hat, die er für einen Vater trägt, dessen Tod Ihr Eigensinn befördert hat.“

Tantchen Rosmarin, und wäre der Prozeß verloren gegangen, hätte nicht schmerzlicher gedemüthigt werden können, als durch diese wenigen Worte. Denn erstlich hatte der Baron nicht ganz Unrecht, und das war eben das Verdrießlichste; zweitens setzte er ihr Zartgefühl in Zweifel, und drittens, was das Aergste war, mußte ein Baron sie an die Regeln des Anstandes erinnern. Sie zerriß das Briefchen in tausend kleine Stücke, damit zu keinen Zeiten ein lebendiger Mensch, auch nur aus einem Buchstaben, den Inhalt errathen könne; dann trug sie die Papierstückchen schamroth selbst in die Küche, warf sie eigenhändig ins Feuer und wartete, bis das letzte davon in Asche verwandelt war.

Sie nahm darauf mit funkelnden Augen eine gelassene Miene an, und sagte ihren Hausgenossen, mit hingeworfenem Tone, der Baron bitte so dringend, wegen seiner vielen Geschäfte, noch um einigen Aufschub, daß sie, um nicht pöbelhaft zudringlich zu schei-

nen, ihm solchen zu gewähren nicht abgeneigt sei. Aber so ruhig sie das sagte, so gewaltig gährte es in ihrem Herzen. Ein unauslöschlicher Groll entstand gegen den Baron, dem sie diesen Brief in ihrem ganzen Leben nicht zu vergessen schwur.

Nach einem Vierteljahr meldete der Baron, er sei bereit, die Trauung vornehmen zu lassen, und wie er sich sehr unartig ausdrückte, die Folter auszustehen. Er schlug den Tag vor, und man kam überein, das Zeremoniel in der Pfarrkirche zu Altensteig vollziehen zu lassen, einem Dorfe, welches genau Mitte Wegs zwischen Nieder-Fahren und Malzen gelegen war.

Am bestimmten Tage fuhr Suschen, begleitet von der Tante und dem Herrn Verwalter, dahin; alles im größten Putz; der Kutscher in reicher Livree; Gärtner und Jäger hintenauf, nicht minder kostbar gekleidet. Tantchen legte es darauf an, an diesem Tage vor dem Baron zu glänzen, und wo möglich ihn empfindlich zu demüthigen. Suschen, schön wie ein Engel, noch mehr durch die milde Schwermuth in ihren Mienen, als durch den köstlichen, obgleich einfachen Brautputz, saß schweigend im Wagen neben der vielberedten Tante, und erwiederte deren Fragen mit halberstickten Seufzern. Heut lebendiger, als jemals, stand ihr sonderbares Schicksal vor ihrer Seele, wie sie, Braut und Wittwe zugleich, einem Unbekannten die Hand zu reichen eile, den sie verachtete, und dem sie sich bloß deswegen vermählen sollte, um desto eher von ihm getrennt werden zu können.

Man kam zum Wirthshause in Altensteig. Noch hatte sich kein Bräutigam gezeigt. Im ganzen Dorfe war kein anderes Wirthshaus. Die Tante fand das sehr ärgerlich; und da eine Viertelstunde um die andere verging, und der Bräutigam nicht erschien, und der Pfarrer des Orts den gewöhnlichen, sonntäglichen Gottesdienst nicht länger verzögern konnte, stieg die Unruhe der Tante fast bis zur Verzweiflung. „Ein neuer Affront: Der Mensch läßt

uns/boshafter Weise sitzen!“ rief sie in jeder Minute zehn Male, und lief jeden Augenblick zum Fenster. Suschen saß in einem Winkel und weinte still.

Die Glocken läuteten. Da sprengte des Wegs durchs Dorf heran ein Reiter, stieg beim Wirthshaus ab, und trat hinein. Es war ein schöner junger Mann, blond von Haar und Farbe, blauen Auges, in seinen Bewegungen voll edeln Anstandes. Er trug einen schlichten aschgrauen Frack, runden Hut. Es war nicht nöthig, daß er sagte, er sei der Baron von Malzen; der Backenbart und das Grübchen im Kinn überhoben ihn schon der Mühe. Suschen ward blutroth. Sie schmiegte sich tiefer in den Winkel des Zimmers hinein, in welchem sie dasaß. Ach, hätte sie sich verbergen können vor aller Welt!

Der Baron, nach höflicher Verbeugung, fragte in einem fast allzunachlässigen Tone: „Welche von Ihnen, meine Damen, soll oder will für den Augenblick meine Braut sein?

Mit Empfindlichkeit im Blick, doch stumm, deutete Tantchen auf die Einsame im Winkel, die ihre Augen schamvoll zur Erde gesenkt hielt. Der Baron trat ohne anders zu Suschen, und da er bemerkte, daß ihr ein paar Thränen über die Wangen fielen, hatte er auf den Lippen zu sagen: „Sie weinen Wasser, ich habe schon Blut geweint!“ aber der Vorwurf erstarb ihm unter Erstaunen im Munde. Alles, was er sich schon unterwegs ausgedacht hatte, Kränkendes und Verächtliches vorzubringen, um die Manen seines Vaters wo möglich auch an diesem Tage durch kleine Rache zu versöhnen, war ihm aus dem Gedächtniß gewichen. Zwar hatte er nach manchen eingezogenen Erkundigungen wohl gehört, Suschen sei nicht nur ein reiches, sondern auch ein recht hübsches Mädchen; sei nichts weniger, als Kokette oder verdorbene Dirne, wie er sich immer gedacht; sie habe bei ihrer Tante von jeher in fast klösterlicher Einsamkeit gelebt, und wäre daher an Verstand, wie

ſich die Waiblingerinnen in ihrem chriſtlichen Urtheil ausdrückten, „ein pures Gänschen.“ Allein Suschen ſo zu finden, wie er es nun fand, das war ihm Feerei. Dieſe edle Geſtalt, voll Milde und Würde; dieſes reizende, ovale Antlitz einer leidenden Magdalena; dieſer ſeelenvolle Blick der Unſchuld, der ſich durch Thränen zu ihm ſtahl; dieſe heilige Gluth des Erröthens — — dies Alles hatte er nicht erwartet.

„Mein Gott, welch ein Mädchen!“ dachte er, und weiter konnte er auch nichts denken; in ſolcher Verwirrung war ſein Gemüth.

„Herr Baron, iſt's gefällig?“ ſagte die Tante, und wies auf die Thür, welche der Verwalter öffnete: „Man erwartet uns in der Kirche.“

Der Baron bot ſeiner Braut den Arm. Suschen ſchien anfangs verlegen, ihn annehmen zu wollen, und nahm ihn endlich doch, um keine Weitläufigkeiten zu veranlaſſen. Tantchen Rosmarin folgte dem ſtummen Brautpaar; folgte mit zornglühendem Geſicht; denn ſie konnte ſich's wohl erklären, warum der Baron ſeine Braut am Arm führte. Lächerlich, nichts als lächerlich machen wollte er die feſtlich geſchmückte Unglückliche, neben welcher er in beſtäubten Stiefeln und Spornen, grauem Frack und rundem Hut einherging, einem Bedienten ähnlicher, als einem Baron.

Ach, der gute Pompejus dachte auf dem Kirchgang weder an Hut noch Spornen. Er ſah zitternd und verſtohlen auf die Stillweinende, und konnte es ſich nicht verhehlen, er führe die ſchönſte Braut im Lande am Arm.

Er machte immer langſamere, immer kleinere Schritte, um das Vergnügen, auf welches er nicht gezählt hatte, einige Augenblicke länger zu genießen. Und wenn er von Zeit zu Zeit ſeitwärts auf ſie hinblickte, und er that es oft — die ſchöne junge Dulderin, mit ihrer Unſchuldsmiene, ſah aber unverwandt, demüthig in den Staub vor ſich nieder — dann war's, als wenn ſich ſein Gewiſſen regen und ſagen wollte: „Dieſe heilige Lilie haſt du gebrochen.“

Hier eine kleine Buße zu thun, schien ihm das Wenigste, was er, als gefühlvoller Mann thun konnte. Er berührte mit seiner rechten Hand sanft die ihrige, welche wie eine schwebende Feder auf seinem linken Arm ruhte, und flüsterte: „Mein Fräulein, ich bin sehr unglücklich, daß ich vor Ihnen als Bösewicht erscheinen muß, den sie zu verabscheuen gezwungen sind. Ich bin gewiß sehr unglücklich.“

„Wohl mir, daß Sie es nicht durch mich sind!“ flüsterte Suschen zurück mit freundlichem Ernst unter Thränen. Denn auch in der Traurigkeit umschwebte ein gütiges, leises Lächeln ihren Mund, wenn sie sprach.

Diese Antwort war aber für den Baron ein Dolchstich; sie machte ihm die Größe seiner Schuld und seines Verlustes plötzlich hell. Und es war nicht der Silberklang ihrer Stimme, es war der schwere, vielbedeutende Sinn ihrer wenigen Worte, was ihn erschütterte. Der gewandte Weltmann war durch die Erwiederung des einfachen Mädchens so außer Fassung, daß er keine zweite Rede finden konnte. Man trat in die Kirche, und bald nachher zum Altar.

Tantchen Rosmarin hätte bei diesem Anblick, nach welchem sich ihre Rache schon so lange gesehnt hatte, mit lauter Stimme ein feierliches „Herr Gott dich loben wir!“ anstimmen mögen; Suschen weinte still. Der Baron war in seltsamer Gemüthsbewegung; seine Hand zitterte in der Hand der schönen Braut. Leise flüsterte sie dem Pfarrer das Jawort zu; der Baron, als könnte sich sein bedrängtes Herz durch einen einzigen Ton Ruhe geben, ließ es laut durch die Kirche hallen; dann, beim Wechsel der Ringe, suchte er den kostbarsten an seinen Fingern hervor, ihn der feindlichen Schönen zu reichen, die durch ein wunderliches Geschick ihm an eben der Stelle auf ewig entrissen werden sollte, wo man sich sonst auf ewig zu verbinden pflegte.

Wenig Andacht.

Nach vollzogener Trauung wohnte man dem Gottesdienste in gebührender Ordnung bei. Der Pfarrer hielt ohne Zweifel eine vortreffliche Predigt, denn er selbst schwamm mehrmals in Thränen, während viele Bauern ihre tiefe Rührung hinter einem sanften Schlaf verbargen — aber der Baron hörte und sah von allem nichts, weil er nur Suschen sah, das zehn Schritte ihm gegenüber saß.

Er hatte Zeit genug, ihre Gesichtszüge zu betrachten. Ja, Raphaels Engel und Madonnen waren ihm verzerrte Bambocciaden neben diesem Antlitz, in welchem Schwermuth und Güte, weibliche Würde und Demuth wundervoll gepaart waren. Er warf sich auf seinem Sitz unruhig her und hin; Scham, Selbstverachtung, Liebe, Aerger, Hoffnung und hundert Entwürfe bewegten ihn.

Während der Geistliche vom Reiche Gottes und vom Tode des Sünders sprach, hielt der Baron sich Strafpredigten anderer Art. Er versuchte seiner Gefühle Meister zu werden, er erinnerte sich an den Tod seines Vaters, an die Lächerlichkeit, ein Mädchen hintennach liebenswürdig zu finden, gegen welches er anderthalbjährigen Prozeß geführt hatte. Umsonst, wenn er die Augen auf Suschen wandte, verschwanden Vater, Prozeß und Lächerlichkeiten.

„Aber, Baron, hat dich die Hölle geblendet!“ sprach er bei sich selbst (er pflegte anständiger zu reden, als zu denken): „Es ist übrigens ein Engel Gottes, du bist aber ein Teufel, der diesen Engel stürzte, dann Jahre lang auf die schamloseste Weise behandelte. Daß du sie verkanntest, ehe du sie kanntest — nun, das verzeihe ich dir. Daß du Materialien zum Prozeß wider sie gabst, auch das verzeihe ich dir; denn dein Vater und der ver-

dammte Juſtitiarius ſchilderten ja die heilige Seele, wie ein gemeines Mädchen. Aber daß du nicht glauben, nicht ſehen wollteſt, als du ins Land zurückkamſt, und ihr Lob von allen parteiloſen Lippen wiederhallen hörteſt, daß du ihre Herrlichkeit nicht begriffeſt, welche ihr die kleinen, albernen Mädchen von Waiblingen mit dem Ausdruck zollten: „ſie ſei ein Gänschen“ — daß du nicht hinüberritteſt nach Nieder-Fahren, ſie ſelber ſaheſt, dich des Beſſern überzeugteſt — das verzeihe dir der Himmel, und du verdienſt in der Hölle deiner Empfindungen zu verſchmachten.“

Tantchen las mit dem behaglichen Wohlgefallen der Schadenfreude in den Mienen des armen Pompejus Unruhe und Aerger. Aber ſie legte ſeinen Verdruß ganz anders aus. Sie bildete ſich ein, er wolle vor Unmuth zerſpringen, daß ſie Siegerin geworden. Hätte Tantchen gewußt, wovon eigentlich im Herzen des Barons Rede geweſen, ſie hätte ſich nicht gefreut, denn ſie haßte ihn, wie ſie noch keinen Menſchen gehaßt hatte.

Suschen war nicht in geringerer Unruhe. Erſt jetzt ſchien ſie dem öffentlichen Hohn feierlich preisgegeben zu ſein, und meinte, die Augen aller Welt ſeien auf ſie, als die Entehrte, gerichtet, die man vermittelſt der Kunſt wieder zu Ehren bringen wolle. Sie hörte kein Wort von allem, was der Pfarrer ſagte, und doch glaubte ſie, er rede nur von ihr und ihrer Schande. Dann dachte ſie mit Mutterzärtlichkeit an ihren zweijährigen Pompejus heim, an das liebenswürdige vaterloſe Kind. Dann überfiel die dunkelſte Schwermuth ihre Seele. Sie betete für ihren Sohn.

Und — verzeihlich war doch wohl die Neugier — von Zeit zu Zeit ließ ſie auch das Auge auf ihren Anvermählten fallen, von welchem ſie kaum ein dunkles Bild im Gedächtniß behalten hatte. Ein hübſcher Mann war er — läugnen ließ ſich das nicht — und er ſah dem kleinen Pompejus viel zu ähnlich, als daß man nicht ſolche Geſichtszüge recht angenehm hätte finden ſollen. Dann ge-

dachte sie der Worte, die er auf dem Kirchgang gesprochen. „Wie er nur das auch gemeint hat?“ dachte sie, und sah wieder zu ihm hinüber, als wollte sie aus seinem Gesicht errathen, wie er das wohl hätte meinen können? Dann, wenn sein dunkles, brennendes Auge dem ihrigen begegnete, ward ihr, als müßte sie sich in den Mittelpunkt der Erde verbergen.

Genug, Suschen hatte wenig Andacht, auch der prächtige Brillantring, den sie von ihm empfangen, machte ihr viel Zerstreuung. Es war ihr sonderbar, einen Ring zu tragen, den seine Hand getragen hatte. Nach solchen Gedanken zitterte ein Seufzer aus der tiefsten Tiefe ihres Busens herauf.

Ungeachtet der Prediger eine der längsten Predigten im ganzen Jahr gehalten hatte, war doch Allen die Zeit dabei sehr kurz geworden, ausgenommen den wirklichen Zuhörern.

Trennung.

Tantchen Rosmarin winkte an der Kirchthür dem Herrn Verwalter Säblein mit Augen und Händen, Suschens Arm zu nehmen. Aber plötzlich stand der Baron da, und schob den Herrn Verwalter höflichst auf die Seite mit den Worten: „Erlauben Sie, daß ich meine Gemahlin zum Wirthshaus begleite.“

„Das ist doch impertinent von dem Menschen!“ sagte die Tante zum Verwalter. „Warum ließen Sie sich wegdrängen? Er thut's mir zum Aerger, um den Leuten zu zeigen, daß er sich gar nicht über meinen Triumph grämen könne. Aber er irrt sich. Ich hab's ihm in der Kirche deutlich genug angesehen. Mich betrügt er wahrhaftig nicht. Gift und Galle tödten ihn fast.“

Aber der Baron war an Suschens Seite nichts weniger als todt. „Darf ich mich unterstehen,“ flüsterte er, „die Hand meiner liebenswürdigen Gemahlin zu nehmen, die ich nur für wenige Tage mein

nennen ſoll?“ Er nahm ſie, ohne Erlaubniß abzuwarten, und wollte noch Vieles ſagen; allein man ſtand vor dem Wirthshaus, ehe man wußte, wie man aus der Kirche gekommen ſei.

Die Tante ließ ſogleich zur Abreiſe anſpannen; der Baron, um Friſt zu gewinnen, ließ für die Damen Erfriſchungen anordnen; allein im elenden Wirthshauſe konnte man nichts, als ſaures Bier, ſchlechten Branntwein und gutes Brunnenwaſſer anbieten, und Tantchen Rosmarin verbat ohnehin mit tiefem Knix und hoher Miene jede Bemühung der Art.

„Er denkt,“ ſagte ſie mit lächelndem Zorn zum Verwalter in einer Ecke des Zimmers, „er denkt ſicherlich, mit ſeinen linkiſchen Höflichkeiten mich umzubringen. In einer ſolchen Dorfkneipe Erfriſchungen befehlen; als wenn er nicht recht gut vorher gewußt hätte, daß hier kaum Haber für die Roſſe wäre. Aber er irrt ſich abermals. Ich muß nur ſeiner Plattheit lachen.“

Suschen hatte wieder ihren erſten Winkel eingenommen, und war ſtumm und ſtill trauernd. Die Augenblicke wurden ihr zu Ewigkeiten, ehe ſie in den Wagen ſteigen konnte. Tantchen nahm Miene an, als bekümmere man ſich wenig um einen anweſenden Freiherrn von Malzen, und fädelte gleichgültige Geſpräche mit dem Verwalter und ihrer Nichte an.

Pompejus aber ſtand mit vor ſich niedergefalteten Händen an der Wand, in düſterer Betrachtung ſeine Blicke auf Suschen geheftet. Endlich trat er zum Tiſch vor, an welchem Tantchen Rosmarin mit dem Fächer hämmerte, und ſagte: „Frau Oberſteuerräthin, geſtehen wir nur offenherzig, wir ſpielen hier alle eine verdrüßliche, gezwungene Rolle, und ich leider die ſchlechteſte.“

„Es ſcheint, Herr Baron,“ erwiederte die Tante, „Ihr Gewiſſen erwacht, obgleich ziemlich ſpät.“

„Sie haben Recht. Es erwacht. Ich bin betrogen, und habe mich ſelbſt betrogen. Glauben Sie mir, ich wünſchte, das Ver-

brechen abbüßen zu können, deſſen ich ſchuldig bin. Aber ich fühle es, die Reue eines ganzen Lebens reicht nicht hin; und das bringt mich zur Verzweiflung.“

So ehrlich auch Pompejus bei dieſen Worten ausſah, ſo hämiſch ſchien der Tante dieſe Rede, in der ſie verſteckten, oder wie ſie ſich ausdrückte, teufliſchen Spott fand.

„Herr Baron,“ ſagte ſie, „es gefällt mir, Ihre Worte für baaren Ernſt zu nehmen. Wirklich kann die Reue Ihres ganzen Lebens die Flecken Ihrer Schandthat nicht vertilgen, und wenn Sie dereinſt in der That etwas von Verzweiflung ſpüren, will ich ſogar glauben, es ſei an Ihnen noch nicht alles verdorben. Ich bitte Sie übrigens, das Geſpräch abzubrechen. Sie könnten nur alten Verbrechen neue Beleidigungen nachſenden. Vergeſſen Sie nicht die Ehrfurcht, welche auch der Roheſte dem weiblichen Geſchlecht ſchuldig iſt.“

„Frau Oberſteuerräthin, Sie haben Recht, mich ſo zu behandeln. Nur eine Bitte, die erſte und letzte vor unſerer Trennung! Erlauben Sie mir, meine — darf ich ſagen, Gemahlin? auf einen Augenblick allein zu ſprechen.“

„Herr Baron, es thut mir leid, unſere Zeit iſt kurz — es iſt angeſpannt . . .“

„Nur einen flüchtigen Augenblick bitte ich um Gehör bei ihr.“

„Es kann nicht ſein.“

„Darf ich, was ich bitte, nicht als Gemahl mit Recht fordern?“

„Sie iſt ſchon jetzt als eine von Ihnen Geſchiedene zu betrachten.“

„So muß ich ſie betrachten. Eben darum — und vielleicht trägt es zu meiner Ruhe, und zum Frieden dieſer meiner Gemahlin bei — fordere ich den Augenblick einer freien Unterhaltung mit ihr.“

„Sie hat darüber zu entſcheiden!“ ſagte die Tante.

Der Baron trat ehrerbietig vor ſeine Anvermählte, und reichte

ihr ſchweigend, mit trübem Blick die Hand dar, und führte ſie ohne Anfrage aus dem Zimmer in ein anderes. Suschen ging unwillkürlich, mit Zittern und Zagen. Sie wußte ſelbſt nicht, was ſie that oder hätte thun ſollen.

Er verſchloß das Stübchen, in welchem ſie ſtanden, und kehrte zu der Furchtſamen zurück. „Frau Baronin . . .“ ſagte er zu ihr mit ungewiſſer Stimme.

Suschens Antlitz färbte ſich bei dieſer Anrede ſchamvoll hochroth. „Nennen Sie mich nicht ſo, Herr Baron. Ich bleibe meinem Stande getreu. Das Zeremoniel, welches uns verband, gibt Ihnen keine Pflichten, mir kein Recht.“

„Und mein Verbrechen leidet nicht einmal das Befugniß, Ihnen den ſüßen Namen zu geben, zu welchem mich die Kirche berechtigte.“

„Herr Baron, unſere Zeit iſt kurz. Wäre es Ihnen gefällig, mir zu ſagen, warum Sie mich allein ſprechen wollten?“

„Haben Sie, Frau Baronin; aber ich beſchwöre Sie, aufrichtig zu ſein, nur diesmal aufrichtig! haben Sie durch mich den Glauben an die Menſchen noch nicht ganz verloren?“

„Ich glaube an das Menſchenherz, weil ich an Gott glaube.“

Da ſtürzte der Baron zu ihren Füßen nieder, und rief mit naſſen Augen zu ihr empor: „O ſo glauben Sie mir auch in dieſem Augenblick — ich war ein Verbrecher an Ihnen, und doch war und bin ich kein Böſewicht. Haſſen Sie mich, verabſcheuen Sie mich, ich habe es verdient. Aber glauben Sie, ich war und bin kein Böſewicht.“

„Was hülfe Ihnen mein Glaube, Herr Baron?“

„Zu einiger Ruhe, zu vieler Ruhe. O, Sie haben viel eingebüßt, aber ich — ich habe mehr verloren als Sie.“

„Stehen Sie auf, Herr Baron, und kehren wir zurück.“

„Nein — ſeien Sie heute noch ganz Engel. Gewähren Sie mir noch eine Bitte.“

Sie ſchwieg.

Er küßte mit Inbrunſt ihre Hand, die er ihres Weigerns ungeachtet genommen hatte, und ſagte mit geſenktem Angeſicht, denn er wagte es nicht, ſie anzuſehen, und mit gedämpfter Stimme: „Sie ſind Mutter, ich bin Vater — ich flehe um die Gunſt, meinen Sohn nur einmal ſehen zu dürfen.“

Sie antwortete nicht, auch konnte ſie es nicht, denn ſie weinte laut.

„Ich bin's nicht würdig, den Sohn zu ſehen, deſſen Mutter ich mißhandelte . . .“ fuhr er nach einer Weile mit gebrochener Stimme fort, und die Thränen floſſen ihm über die Wangen hin: „ich bin's nicht würdig. Aber Ihres Herzens würdig, Frau Baronin, iſt die Großmuth gegen einen Unglücklichen. — Darf ich einen Tag, welchen Sie wollen, nach Nieder-Fahren kommen, und mein Kind an das Herz voller Reue drücken?“

„Wann Sie wollen!“ ſagte ſchluchzend die Neuvermählte und eilte zur Thür.

Tantchen Rosmarin machte große Augen, da ſie beide Hand in Hand daher wandeln ſah mit verweinten Augen.

„Er hat gebeten,“ ſagte Suschen, unſern kleinen Pompejus einmal zu ſehen.“

„Und die Frau Baronin hat's erlaubt!“ ſetzte er geſchwind hinzu.

Tantchen machte ein kaltes Geſicht. Es war angeſpannt. Man ſetzte ſich in den Wagen; der Baron half den Frauenzimmern. Sie fuhren ab. Der Freiherr ſah ihnen durchs Dorf nach, auch da er ſie nicht mehr ſah.

Ueberlegungen.

„Abgethan!“ rief Tantchen, da der Wagen außer dem Dorf war: „rein abgethan, meine liebe Baronin! Ich bin entzückt.“

„Ach, Tantchen," ſagte Suschen, „nennen Sie mich doch wie immer. Es klang mir wie ein Schmähwort, wenn mir der Baron ſeinen Titel gab."

„Es war ſeine Schuldigkeit. Du heißeſt jetzt Baronin; biſt ihm anvermählt. Unſer Pompejus hat volle Anſprüche einſt auf die Erbſchaft des Hauſes Malzen. Doch darüber muß ich noch mit dem Herrn Advokaten Kurzbein abhandeln. Er hat ſich für übermorgen anmelden laſſen. Da wollen wir den Prozeß wegen der Scheidung inſtruiren. Nun, Prozeß, hoffe ich, wird es nicht geben; beider Theile Einwilligung und dann ſchon der Spruch des Obergerichtshofes — das beſchleunigt die Sache. Aber übermorgen, ſage ich, muß der Advokat inſtruirt, und über acht Tage die Sache vor den Gerichten anhängig ſein. Der Herr Baron, dein Mann, und ſeine ganze Sippſchaft, und die ganze Welt muß erfahren, daß es uns nur um deine Ehre, nur an der Züchtigung des Elenden gelegen war, nicht an ſeiner Baronſchaft. Wir werfen ſie ihm vor die Füße. Und wenn er gegen die Scheidung — ich ſetze nur den Fall — proteſtiren wollte (er wäre es wohl im Stande, mich zu ärgern), ſiehe, und ſollte es mich allein tauſend Dukaten koſten — — die Scheidung muß vor ſich gehen. Muß! ſage ich. — Hm! wahrhaftig, um Verbindung mit dem Hauſe Malzen war's uns nicht zu thun. Ich verachte den armen Ritter, und ſein hochadeliges Wappen möchte ich nicht zum Deckel auf einen Schmalztopf. Nein, dazu fühlen wir uns doch noch viel zu gut. Aber wie nun die Welt iſt, ſie wird's nicht glauben. Sie ſoll es erfahren. Ich wollte lieber, es wäre heut', als übermorgen. Indeß die Formen müſſen beobachtet ſein. Heut' Vermählung, übermorgen Scheidung. So recht. Du haſt's ihm doch geſagt? Apropos, warum hatteſt du und er geweint? Was hatte er Geheimes mit dir?"

In dieſem Tone ſprach Tantchen Rosmarin mit ſeltener Lebhaftigkeit noch eine halbe Stunde lang fort. Die Freude, am lange

erſehnten Ziele ihres Haſſes zu ſtehen, begeiſterte ſie. Suschen, oder die neuvermählte Baronin, denn ſo müſſen wir ſie doch wohl nun nennen, mußte der guten, redſeligen Frau alles erzählen, was ſie mit ihm allein geſprochen.

„Der Menſch — ſiehe, ich irrte mich nicht! — der Menſch iſt entweder, wenn du anders nicht, weil du Thränen im Auge hatteſt, gutmüthig glaubteſt, er habe ſie in den ſeinigen — der Menſch iſt entweder ein Erznarr, das wäre dumm, oder ein Erzböſewicht, das wäre ſataniſch!“ — Es bedarf wohl nicht erſt des Zuſatzes, daß dieſe Bemerkung von der Tante kam.

Indem ſie ſich über das Geſagte erklärte, unterbrach ſie ſich plötzlich ſelbſt. Ihre Stirn gefaltet, ihr Auge glänzend, mit einem ſtechenden Blick auf den Verwalter, ihren Zeigefinger erhoben, als rufe ſie die ganze Welt auf zum Horchen, ſagte ſie mit gedämpfter Stimme, in welcher doch etwas Schrecklichfrohes lag: „Ich bin ganz außer mir! Der Gedanke kommt von oben herab. Höre, Kind, wenn's nun gar ſo wäre? Wenn du nun vielleicht eben heute Eindruck auf ſein Herz gemacht hätteſt — wenn der Wüſtling dich in der That liebgewonnen hätte, dann . . . dann . . . ich zittere vor Freuden!“

„Was dann, Tantchen?“ fragte die junge Baronin, die faſt erſchrak, und von einer ſchnellen Röthe überflogen ward.

„Und wenn's nicht wäre, es koſtete dich einen freundlichen Blick, und der Geck läge zu deinen Füßen . . . dann Scheidung, und ihm den Korb gegeben! Dann wären wir vor der Welt glänzend gerechtfertigt.“

„Nein, Tantchen, zu ſolchem Spiel leih' ich keinen freundlichen Blick her.“

Betroffen und ihre Uebereilung bereuend, drückte die Tante ihrer Nichte die Hand und ſagte: „Du haſt Recht.“

Unter ſolchen Geſprächen fuhr der Wagen in Nieder-Fahren

ein. Da waren mit Blumen umwundene Ehrenpforten gebaut; Gäste aus Waiblingen, ohne Suschens Vorwissen von der Tante zu ihrem Ehrentag, nämlich zur Feier des gewonnenen Rechtsstreites, eingeladen; alle Familien aus Ober-Fahren im Sonntagsschmuck; an ihrer Spitze der Herr Pfarrer. Glückwünsche links und rechts. Ein köstliches Gastmahl im Hause der Tante. Im Park offene Tafel für Bauern und Bäuerinnen; Musik und Tanz derselben bis in die späte Nacht.

Ueberlegungen anderer Art.

Der Baron von Malzen hingegen brachte den Tag traurig zu. Er ritt nach Malzendorf zurück, mit gesenktem Haupte. Immer schwebte ihm Suschens Gestalt vor — immer wiederholte er sich, und oft mit lauter Stimme: „Ein himmlisches Geschöpf: nie führe ich ein anderes Weib zum Altar, wie dieses!“ Er hörte ihrer Stimme Silberton; sah ihren beredten Blick voll Thränen, ihre Verklärung mit Erröthen. „Mein Gott, und diese Heilige mein Weib, und ich darf sie nicht mein nennen!“ rief er dann wieder.

Die Hoffnung, sie wieder sehen zu dürfen, erfüllte ihn mit Entzücken. Er that Verzicht auf ihre Hand, aber nicht auf das Glück, sie anbeten zu dürfen. Liebe konnte er nicht von ihr hoffen, aber doch Duldung um des Sohnes willen. Er verlor sich in Wehmuth, und fuhr aus dem süßen Schmerz wieder zur Wuth auf, wenn er des Prozesses, und der Ursache desselben, und seiner empörenden, verleumderischen Briefe gedachte.

Sein armes Pferd mußte alle Empfindungen, die ihn abwechselnd ergriffen, büßen. Mit der Verzweiflung ritt er Galopp zum Halsbrechen; in den Erinnerungen an die reizende Gemahlin im langsamen Schritt; raschen Trab ging's bei Furcht und Hoffnung.

So kam er vor seinem väterlichen Schloß an, ohne zu wissen,

wie. Da war ihm Alles öde und leer. Er wollte lesen, rechnen, zeichnen, spazieren gehen, den Pfarrer besuchen, oder einen benachbarten Edelmann überraschen — Alles war nichts. Sein Herz rief nach der schönen Gestalt, die ihm erschienen war; er hätte Nieder-Fahren nur aus der Ferne sehen mögen.

Das Fieber ward, wie jedes Fieber, mit Sonnenuntergang heftiger. Er ließ Niemanden vor sich, machte Entwürfe, Verse, und schrieb Briefe an die Geliebte, die wieder verbrannt werden mußten.

Man muß erst über eine Sache einmal schlafen, wenn man sie recht überdenken will. Der gute Pompejus fand am andern Morgen, da er nüchtern worden, Alles anders; die ganze Welt, welche den Tag vorher aus ihren Angeln gerissen zu sein schien, stand wieder in ihrem alten Geleise. Er verwunderte sich wirklich über seinen gestrigen Rausch, und schämte sich desselben.

„Was treibst du?“ dachte er, und zerriß mit Unwillen die Verse, die noch auf dem Tisch lagen, „warst du wahnsinnig? — Nun ja, deine sogenannte Gemahlin ist artig, aber welche Narrheit, darüber aus der Haut fahren zu wollen? — Welch ein toller Roman war das? Sich erst ein Mädchen vom Hals wegprozessiren, der Welt zum Gespött werden, sich durch ein Zeremoniel zusammengeben lassen, um die sogenannte Ehre herzustellen, dann sich in sie verlieben! Gottlob, Pompejus, daß du deine Augen wieder hast. Jeder Mensch mag wohl dann und wann einmal im Leben einen Anfall der Verrücktheit haben; du hattest ihn gestern, und führtest dich, im Wirthshause, wie ein Knabe auf.“

Er ging an seine landwirthschaftlichen Arbeiten, war thätig einen Tag nach dem andern, wie zuvor; und um sich selbst zu überzeugen, daß er vollkommen am Geist gesund sei, beschloß er, in den nächsten vierzehn Tagen nicht nach Nieder-Fahren zu gehen, um seinen Sohn zu sehen. Und er hielt sich Wort, ohne daß es ihn Ueberwindung kostete.

Die Baronin.

Zu Nieder-Fahren hatte sich in der gewohnten Hausordnung aber mancherlei geändert. So hatte Tantchen es gewollt. Alles mußte mit gebührendem Anstand geschehen.

Der jungen Frau Baronin war ein besonderer Flügel im herrschaftlichen Gebäude eingeräumt; sie hatte die freie Verfügung über die Zinsen ihres Vermögens erhalten; einige Kammerjungfern zur Bedienung empfangen; der Titel Baronin durfte nicht fehlen; nur Tantchen und Oheim erlaubten sich noch den trauten, alten Namen Suschen.

Nach diesen ersten Einrichtungen, welche Suschen für sehr überflüssig, Tantchen für unumgänglich wesentlich hielt, ward Herr Advokat Kurzbein wegen der Scheidungsklage mit allem Nöthigen versehen. Nach acht Tagen brachte der Advokat den Scheidungsantrag schriftlich — die Tante streute noch einige ihrer bittern Bemerkungen gegen den Herrn Baron ein; sie nannte das in ihrer Sprache „Pfeffer und Gewürz dazu thun"; Suschen unterschrieb.

Inzwischen ging es dem guten Suschen wunderbar. Es konnte nie den kleinen Pompejus ansehen, ohne des großen Pompejus zu gedenken, und wenn die Mutter den Knaben küßte, fiel ihr immer dabei ein, daß sie nun Gattin sei ohne Gatten. — Das Aergste von Allem aber war der Umstand, sie konnte, so sehr sie sich auch, der Tante zu Gefallen, Mühe gab, den Baron zu hassen, dennoch den Mann nicht hassen, dessen Ebenbild sie in ihrem Kinde liebte. — Ja, bei reiflichem Erwägen dessen, was der Baron in dem kleinen Wirthsstübchen gesprochen, und die Art, wie er sich benommen, und die Wahrheit, mit der er zu ihren Füßen geweint hatte, konnte man ihn eigentlich gar nicht hassenswürdig nennen.

Sie freute sich sogar ein wenig, daß er kommen und ihren

Sohn ſehen würde. Die Dringlichkeit, mit der er Erlaubniß dazu gefordert, ließ vermuthen, er werde bald kommen. — Sie betrachtete zuweilen den prächtigen Brillantring, den er ihr gegeben. Den zweiten Tag ging ſie, und den dritten noch öfter zum Juwelenkäſtchen, in dem er lag; den vierten ſteckte ſie ihn ſogar an den Finger, und trug ihn in ihrem eigenen Zimmer — denn wehe, wenn ihn die Tante an ihrer Hand bemerkt hätte.

Als nun aber acht Tage und zwei Wochen vergingen, und der Baron nichts von ſich ſehen und hören ließ, und die Tante jeden Morgen und jeden Abend wiederholte: „Siehſt du, was ſeine zärtlichen Vaterkrokodillthränen zu bedeuten hatten? Zum Beſten wollte er dich damit haben! Mich aber hintergeht er nicht!“ da ward auch ſie voll Argwohns. Der Ring blieb wieder im Juwelenkäſtchen. Sie ſah ihn ſeltener und wurde ſtiller und nachdenkender.

Beſuch.

Wie geſagt, der Baron von Malzen hielt ſich Wort: in der dritten Woche wollte er aber auch den Damen Wort halten. Er ritt mit ſeinem Jäger nach Nieder-Fahren.

Als er auf halbem Wege den Thurm der Kirche des Dorfes Altenſteig ſah, in welchem ihm Suschen angetraut war, ſchlug ſein Herz unwillkürlich ſchneller. Als er vor dem Wirthshauſe war, ſtieg er ab, eigentlich um mit dem Wirth im Vorbeigehen noch etwas in Betreff eines Pferdehandels abzuthun; aber er trat doch gern in die Wirthsſtube, und da ſah er immer nach dem Winkel, wo ſie geſeſſen und aus dem Pferdehandel wurde durchaus nichts. — Als er endlich in der Ferne über die grünen Wieſen her die weißen Herrſchaftsgebäude von Nieder-Fahren leuchten ſah im Sonnenglanze, mußte er ſchlechterdings langſam reiten, denn es fehlte

ihm — er wußte selbst nicht, ob an Athem, oder an Muth, oder sonst etwas.

Das Uebel wuchs, die Pulsschläge mehrten sich, je näher man den geschmackvollen Anlagen von Nieder-Fahren kam. Er hatte nur noch so viel Besinnung, sich über sich selbst zu verwundern, und leise vor sich hinzumurmeln: „Pompejus, nun glaube ich im Ernste, du bist verliebt und ohne Rettung verloren.“ Er dachte es und war es.

Der Herr Verwalter Säblein empfing ihn an der Thür. Tantchen begrüßte ihn mit eiskalten, doch höflichen Geberden im gewöhnlichen zierlich geordneten Wohnzimmer.

„Frau Obersteuerräthin,“ sagte er, „ich mache von der gütigen Erlaubniß Gebrauch, Ihnen und der Frau Baronin meine Aufwartung zu machen, um meinen Sohn zu sehen.“

Tantchen schien einen Augenblick unentschlossen; dann sagte sie: „Die Baronin ist in ihren Zimmern mit ihrem Kinde. Ich bitte Sie, sich dahin zu bemühen. Mein Verwalter wird die Ehre haben, Ihnen den Weg zu zeigen und Sie anzumelden.“ Ihr Knix sagte ihm, daß er von ihrer Seite verabschiedet sei.

Suschen hatte ihn bei der Ankunft erblickt, und war vor Angst und Schrecken außer sich. Sie lief geschwind im Zimmer umher und wußte nicht, was sie suchen wollte. Indem ward er schon von der Kammerjungfer angekündigt, und trat herein.

„Frau Baronin,“ sagte er und ward blaß und roth, und sein Herz sagte: es ist umsonst! sie ist's! — „Frau Baronin, Ihre gütige Bewilligung hat mir Muth gegeben...“ Aber mehr konnte er nicht sagen, denn er hatte keine Besinnung behalten.

Suschen stammelte etwas in aller Verwirrung hin, was sie selbst nicht verstand und er zum Glück nicht hörte, denn seine Seele war nur Auge.

Er mußte sich auf einen Sessel niederlassen.

Nun entschuldigte er sich, daß er nicht schon vor Tagen und Wochen gekommen. Ein stummes Verneigen des Kopfes war ihre ganze Antwort.

„Nein," sagte er lebhafter, beurtheilen Sie mich nicht nach meinem Betragen. Es war bei mir nicht Gleichgültigkeit, es war Todeskampf! Ich zitterte, Sie wieder zu sehen. Ich hoffte, mich zu überwinden. Aber — ich bin nun einmal unglücklich."

„Der Anblick ihres Kindes wird Sie erfreuen."

„Ach, Theure, mich erfreuen! mich! der Anblick des Kindes, das Millionen Vorwürfe in mir weckt, des Kindes, das, statt uns zu verbinden, uns trennt! Denken Sie sich, wenn es Ihnen möglich ist, die Lage eines Verbrechers, der sein Leben darum gäbe, er könnte schuldlos vor Ihnen stehen."

„Beruhigen Sie sich. Ich fürchte, Ihre Heftigkeit könnte den kleinen Engel von Ihnen zurückschrecken."

Der Baron schwieg lange; aber seine Augen wichen nicht von der geliebten Gestalt. Indem brachte die Kammerjungfer den kleinen Pompejus, der mit ausgebreiteten Armen zur Mutter hüpfte.

Der Baron ward todtenblaß, als er den blühenden, reizenden Knaben sah; und stumm und starr, wie ein Marmorbild, blieb er unbeweglich auf dem Stuhl.

Die Baronin merkte mit Schrecken sein Erblassen. Sie fragte zitternd, ob ihm nicht wohl sei? — Er schüttelte langsam den Kopf und machte mit der Hand eine Bewegung, daß er nichts verlange. Endlich stand er auf, um sich dem Kinde zu nähern.

Die junge Mutter bog sich zu ihrem Liebling herab, und sprach: „Pompejus, gib diesem Herrn das Händchen, es ist dein Vater. Aber diese letzten Worte konnte sie nur undeutlich sprechen, denn sie weinte laut.

Der Baron kniete vor dem Kinde nieder, küßte erst das Händchen, welches es ihm gereicht hatte, und schloß dann den holden

Knaben in seine Arme. Des Barons Gesichtszüge blieben zwar unverändert; aber die hellen Thränen perlten über seine Wangen nieder.

„Du, Du?“ fragte mit verwundertem Lächeln der Kleine, und faßte spielend nach dem glänzenden Uhrband des Barons. Dieser zog die kostbare Repetiruhr, gab sie dem Kinde, und sagte: „das ist dein!“ küßte das Kind noch einmal, und stand auf, indem er rief: „Da sehe ich mein verlornes Eden.“

Er stellte sich ans Fenster und starrte hinaus zum Himmel. Der kleine Pompejus sprang zu seiner Mutter, zeigte ihr die goldene Uhr, und sagte: „Mutter!“ — Aber Suschen antwortete nichts, sondern weinte nur heftiger.

Der Baron schwieg lange, von der Gewalt der widerspruchsvollsten Gefühle erschüttert. Endlich ging er langsam zur Baronin, stand vor ihr, als hätte er ein schweres Bekenntniß zu thun; sein Auge starr und thränenvoll; seine Lippen zuckend, als wolle er sie zur Rede öffnen, als schlösse sie der Schmerz; seine Brust in stürmischen Athemzügen fliegend. — Suschen hielt das Gesicht von ihm abgewandt, in ihr Tuch verhüllt, während ihre linke Hand an dem goldenen Lockengekräusel des Sohnes unwillkürlich tändelte.

„Weinen Sie nicht, Frau Baronin!“ sagte Herr von Malzen endlich: „Es ist nur an mir, zu weinen. Ich bin Mann; Thränen sind mir Fremdlinge seit den Kinderjahren; aber heute, vor Ihnen, schäme ich mich ihrer nicht. Ich beschwöre Sie, Theure, weinen Sie nicht. Jede Thräne ist eine neue Schuld für mich; jedes Schluchzen zerreißt mein Herz. Lassen Sie mich mein Elend nicht allzuschwer fühlen. Ich bin Verbrecher. Ich darf keine Ansprüche auf Ihre Achtung machen, denn ich verachte mich selbst. Ich wage es sogar nicht mehr, Ihre Verzeihung anzurufen; denn könnten Sie auch Engel genug sein: würde ich mir denn selbst verzeihen können? Würde ich den Jammer ungeschehen machen, den ich über

Ihre Jugend verbreitete? Würde ich die brennenden Thränen, die Sie meinetwegen vergießen mußten, ungeflossen machen? Nur eins — nur das Eine verweigern Sie mir nicht, o bei Ihrer himmlischen Güte, die Sie auch dem Bettler am Wege nicht verweigern, beschwöre ich Sie — lassen Sie mich hoffen, Ihres Mitleids theilhaftig zu werden. Der Himmel trägt ja mit der Reue des Sünders Mitleiden."

Sie schwieg. Sie hörte kaum, was er sagte.

Da sank er auf das Knie vor ihr nieder, und rief: „Angebetetes Weib! — ach ich darf nicht sagen: mein Weib! Ich werde es, ich will es auch nie sagen. Aber verstoßen Sie mich nicht ganz. Erlauben Sie mir, daß ich zuweilen mich dieser Gegend — diesem Aufenthalt der Unschuld und Liebe nähern — daß ich unglücklicher Vater zuweilen meinen Pompejus, meinen Sohn — — o Gott! Aber —"

Die Stimme brach ihm. Er schloß bei den letzten Worten das Kind in seine Arme, und bedeckte es mit seinen Küssen.

„Herr Baron," erwiederte Suschen gefaßter, „ich sollte Ihnen die Erlaubniß nicht verweigern, Ihre Besuche bei diesem Kinde zu wiederholen, wenn es Ihnen so theuer ist, wie Sie sagen. Aber die Erlaubniß hängt von meiner Tante, der Eigenthümerin dieses Hauses und dieser Güter ab, in der ich meine andere Mutter verehre. Belieben Sie sich also mit dem Gesuche an sie zu wenden. Ich habe nichts zu gestatten."

„Und wenn mir die Bitte gewährt würde von Ihrer andern Mutter — — Sie würden dann dieser Erlaubniß die Ihrige beifügen?"

„Ich habe nur meiner Mutter gehorchen gelernt."

Der Baron ergriff ihre Hand, küßte sie mit wilder Heftigkeit — dann seinen Sohn, sprang auf, nahm seinen Hut und entfernte sich, indem er seinen Dank stammelte für diese Stunde.

Es war sein Vorsatz, auf der Stelle die ersehnte Erlaubniß zu erflehen. Aber wie er die Treppe niederstieg, stieg die ernste Physiognomie Tantchens lebhaft in seinem Gedächtniß auf, und er zitterte vor abschlägiger Antwort. „Besser schriftlich, als mündlich!“ dachte er; denn er fühlte, daß er in seiner gegenwärtigen Stimmung ohnehin ein schlechter Redner sein würde. So kam er an Tantchens Zimmerthür — noch einmal schwankte er, ob hinein, oder vorbei? Ehe er sich aber die Antwort gab, saß er schon auf dem Pferde, und jagte im Galopp davon.

Zweiter Prozeß. Briefwechsel.

Mit rothgeweinten Augen kam Suschen zu Tantchen Rosmarin. Die junge Baronin mußte nun haarklein berichten. Der kleine Pompejus sprang freudig mit der goldenen Uhr seines Vaters herbei. Tantchen schüttelte zu Allem den Kopf.

„Daß ihn,“ sagte sie, „der Anblick des Kindes rührte, nun das will ich wohl glauben, gutes Suschen. Er müßte ja von Holz und Marmor sein, wenn er den Engel da sähe, und nicht wie der Zöllner im Evangelium an seine Brust schlüge und spräche: Gott sei mir armen Sünder gnädig. — Daß er dem Kinde die goldene Uhr gab — nun, das war sehr natürlich. Daß er vor dir auf den Knieen lag, beweiset noch nicht, daß er seine Schändlichkeit aufrichtig bereue. Denn, liebes Suschen, solchen Männern kommt das Knieen so unwillkürlich an, wie den Weibern das Weinen. Ueberhaupt hätte ich gewünscht, du würdest ihn mit größerer Würde behandelt haben. Er verdiente nicht Zeuge deiner Thränen zu sein. Du mußtest dem Springinsfeld richterliche Hoheit und Strenge zeigen. Deine Majestät hätte ihn zerschmettert. Ich möchte nur an deiner Stelle gewesen sein. Du hättest mich sehen sollen! Uebrigens bleibt er, was er war, und wie sein hochseliger Vater:

ein stolzer Geck, ohne Lebensart. Es wäre wohl der Artigkeit gemäß gewesen, ehe er das Haus verließ, der Gebieterin desselben nachzufragen, und sich bei ihr zu beurlauben. Ich verlange nur die Beobachtung der allereinfachsten Höflichkeit. Das kam meinem Herrn Baron gar nicht in den Sinn. Kind, ich saß hier schon auf dem Sofa, vollständig und gefaßt, mit welchem Gesicht ich ihn aufnehmen und verabschieden wollte. Daraus ward nun nichts. Ich merke wohl, wo das hinaus führt. Er hat gesehen, du bist zu gut, zu weich. Ich wette, er legt es darauf an, um der Welt sagen zu können: ihr seht ja, ihr Leute, daß ich Recht hatte. Sie war's, die mich einst verführte; sie will mir noch jetzt nach. O Suschen, du kennst die Männerbosheit nicht! — darum will er Erlaubniß, dich öfter zu besuchen. Aber warum kann er nicht, und erbat die Erlaubniß von mir? Hier saß ich und erwartete ihn. Ich verstehe ihn schon. Sein böses Gewissen brannte. Er fürchtete meinen Scharfblick, der ihm schon durch manches Plänchen sah. Aus der Erlaubniß, Herr Baron, wird nun und in Ewigkeit nichts."

Suschen wollte zwar manche Bemerkungen Tantchens mildern, und schien gar nicht ungeneigt, Barmherzigkeit für Recht ergehen zu lassen; allein das war vergeblich. Tantchen Rosmarin, sonst die beste Frau von der Welt, eine Herzensmama, war gegen den Baron unversöhnlich, argwöhnisch, lieblos, und konnte den neuen Schmerz nicht vergessen, daß sie auf dem Sofa mit Hand, Fuß und Angesicht in Bereitschaft zum Empfang des erwähnten Springinsfeld gesessen war, und wieder aufstehen mußte, ohne ihre Hoheit gezeigt zu haben.

Folgendes Tages kam ein reitender Bote von Malzen, mit einem Schreiben des Barons an die Frau Obersteuerräthin Rosmarin. Er fing folgendermaßen an:

„Wäre ich gestern nicht allzusehr ein Raub der gewaltigsten

Gefühle geweſen, ich würde bei Ihnen, verehrungswürdige Frau, mündlich erfleht haben, was mir jetzt nur noch ſchriftlich zu thun vergönnt iſt, nämlich, die gütige Gewährung, daß ich von Zeit zu Zeit meinen geliebten Sohn in Nieder-Fahren ſehen und an ein Vaterherz drücken dürfe, das dieſer Seligkeit kaum werth iſt."

— Was? — dachte Tantchen: — und ſeine Grobheit zu entſchuldigen, nicht einmal vor der Abreiſe zu mir gekommen zu ſein — das fällt dem Herrn nur gar nicht ein? —

Damit war ihm der Stab gebrochen.

„Hochgeborner Herr Baron," hieß es in der ſchriftlichen Antwort, die im Rosmarinſchen Staatsrath am andern Tage beſchloſſen worden war: „nach dem, was zwiſchen uns vorgefallen iſt, und nach den ſchmachvollen Jahren, die Sie unſerm Hauſe gaben, wird Ew. Hochgeboren Billigkeit ſelbſt ermeſſen, daß es uns zu viel zugemuthet wäre, ohne die peinlichſten Empfindungen den Urheber ſo vielen Unglücks in unſerm Kreiſe zu ſehen. Seien Sie übrigens überzeugt, daß das Kind, welches Sie, dem Reichthum Ihrer zärtlichen Vatergefühle unbeſchadet, in Ihren Briefen aus Italien oftmals einen Baſtard nannten, und in den leidigen Prozeßakten nennen ließen, eine Erziehung empfangen wird, die ſeines Standes würdig iſt."

Die Antwort ging ab. Suschen hätte im Stillen wohl manche Verbeſſerung der Redaktion gewünſcht — aber doch war ihr Tantchen zu lieb und ehrwürdig, um zu widerſprechen. Und ſchon hatte ſie die Erfahrung gemacht, daß Tantchen, ſonſt nachgiebig und leutſelig in Allem, durch den mildeſten Widerſpruch zu Gunſten des Barons nur bitterer und böſer gegen ihn ward. Schweigen galt alſo als Klugheit.

Unterdeſſen war der Scheidungsprozeß eingeleitet. Es ging damit vor dem Gericht in gewöhnlicher majeſtätiſcher Langſamkeit. Tantchen hatte gehofft, die Sache in vier Wochen abgethan zu

ſehen; ſtatt deſſen bekam der Handel eine Ausſicht zu vier Jahren. Denn ſehr unerwartet erſchien vom Herrn Advokat Kurzbein folgende Anzeige:

„Unſere Gegenpartei ſucht neuerdings alle möglichen Chikanen hervor, uns, wo nicht zu beſiegen, doch den Sieg zu erſchweren. Ich habe die Ehre, Ihnen, wohlgeborne Frau Oberſteuerräthin, zu melden, daß der Sachwalter des Barons von Malzen im Namen ſeines Klienten rundweg gegen die Eheſcheidung proteſtirt, ungeachtet dieſelbe bekanntlichermaßen in der Sentenz des letzten Prozeſſes nicht ganz undeutlich ausgeſprochen zu ſein ſchien. Aber dieſe neuen Kniffe ſollen dem beſagten Herrn Baron wenig helfen, und ich bitte Ew. Wohlgeboren, ſich deshalb nicht ärgern zu wollen, eben weil ich in obbemeldeter Proteſtation nichts anderes, als einen gefliſſentlichen Verſuch, erkenne, Ew. Wohlgeboren neuen Verdruß zufügen zu wollen.“

Als dieſer Brief im Staatsrath verleſen ward, machte Tantchen finſtere Stirn; Herr Säblein nahm eine Priſe zur Erweckung der Verſtandeskräfte; der Herr Pfarrer ſchüttelte den Kopf, und ſchlug eine Fliege todt; Suschen ward feuerroth, und drehte ſich um nach der ſchönen Wanduhr, zu ſehen, wie ſpät es ſei?

„Impertinent!“ rief die Tante, und warf den Brief hin: „Neue Bosheit! aber der Herr Baron irrt ſich. Der erſte Prozeß hat ihm die Geldkiſte geleert; dieſer ſoll ihm das Haus öde machen.“

Das Geſpenſt.

Niemandem kam die Geſchichte wunderlicher vor, als der jungen Baronin. Sie ging in ihr Zimmer, und als ſie am großen Spiegel vorbeikam — ſonſt ſchielte ſie wohl gerne ſeitwärts im Vorbeigehen hinein — ſchlug ſie die Augen nieder, um ſich nicht ſehen zu müſſen. Sie that das Fenſter auf, friſche Luft zu genießen, oder

die ſchöne Gegend im Abendſonnenſchein zu bewundern. Aber die ſchönſte Gegend war auf der Seite, wo Malzen lag; und man konnte nicht nach der Gegend von Malzen ſehen, ohne an den Herrn von Malzen zu denken, an den man ohnedem nur zu viel dachte.

„Er will ſich alſo nicht von mir trennen laſſen!“ dachte ſie, und legte ſich ins Fenſter, ohne an ſchöne Natur und freie Luft zu denken: „Er betrachtet ſich alſo wirklich als meinen Mann.“ Eine Schamröthe färbte bei dem „als meinen Mann,“ ihre Roſenwangen höher. Der Ausdruck war ihr noch nie in den Sinn geſtiegen, weil ſie ſich noch nie als die Frau des Barons angeſehen hatte. Es lag für ſie darin ſo viel wunderſam Vertrauliches, daß ſie mit den Worten „mein Mann“ nicht fertig werden konnte, und Tantchens Zorn und Kurzbeins Prozeß darüber vergaß.

„Freilich darf ich, kann ich ihm nicht wohl verzeihen, ob es gleich ſein mag, daß er mich, ehe er mich kannte, nur verkannt hat!“ dachte Suschen weiter: „Aber es iſt doch wahr, das Geſchehene iſt geſchehen, und wieder gut gemacht, obſchon wider ſeinen Willen; doch war's nur wider ſeinen Willen, ſo lange er mich nicht kannte. Nun will er ſich nicht von mir ſcheiden laſſen — lieber Himmel, was ſoll denn das geben, wenn er darauf beſteht? Ich kann doch unmöglich ſeine Frau werden, ob ich gleich ſeine Frau bin. Die Sache iſt ſonderbar. Und wenn er den Prozeß gegen Tantchen Rosmarin gewänne: ich wäre nur neugierig, was daraus entſtehen würde? Der arme Malzen! er dauert mich doch vom Grund der Seele. Böſe iſt ſein Gemüth gewiß nicht. Aber ich kann ihm nicht helfen. Indeſſen muß ich ihn ſchon, ſo lange der Prozeß dauert, als meinen Mann betrachten.“

Das Wörtchen „Mann“ hatte für ſie ſo viel Behagliches, daß ſie es öfter wiederholte, als nöthig war, und ſie ſich beinahe ſelbſt wie eine junge Frau vorkam. Sie legte die goldene Uhr ihres „Mannes“ zu dem Ring, welchen ſie von ihrem „Manne“ bekom-

men hatte; und wenn sie Abends zu Bett ging, und alle Ringe von ihren Fingern ablegte, steckte sie doch den Ring ihres „Mannes“ an, und behielt ihn über Nacht an der Hand. Auch in das leise Abendgebet schloß sie ihren „Mann“ ein, denn man muß ja auch für seine Feinde beten, geschweige für einen „Mann“. Auch betrachtete sie nie den Ehescheidungsprozeß als den ihrigen, sondern wie die Angelegenheit der Tante, und es kam ihr dabei vor, als wollte sich nur die Tante vom Baron scheiden lassen.

Sie liebte die Einsamkeit immer mehr, denn da hörte sie nichts vom Prozeß, sondern konnte sich mit dem kleinen Pompejus beschäftigen, und in Gedanken auch ungestört mit ihrem „Mann“. Oft lag sie träumend bis zur späten Dämmerung im Fenster, und überließ sich wohlthuenden Phantasien.

An den Flügel des herrschaftlichen Gebäudes, welchen sie bewohnte, stieß ein Park von hohen, hundertjährigen Buchen und Birken. Und wenn sie Abends im Fenster lag, in den Park hinab sah, wandelte gewöhnlich eine Gestalt zwischen den Bäumen auf und ab, und verschwand. Sie konnte in der Dämmerung freilich die Gestalt nicht recht erkennen, aber doch fing ihr Herz an zu pochen, so oft sie jeden Abend, fast um die gleiche Stunde, die gleiche Gestalt erblickte. Es konnte wohl ein Gespenst sein, vielleicht auch ein Abgeordneter ihres „Mannes“, der ihr etwa einen Brief bringen sollte, und nicht den Muth hatte, in's Haus zu kommen.

Aufklärung.

Suschen war zwar ein wenig furchtsam, aber auch ein wenig neugierig. Zudem hatte sie so viel Aufklärung, es allenfalls mit einem Gespenst aufzunehmen, weil man wohl weiß, daß die Gespenster zuletzt alle doch Fleisch und Blut haben, wie unsereins.

Sie beſchloß alſo, Unterſuchungen über die Erſcheinungen im Park anzuſtellen, und ging — ſobald Pompejus mit Sonnenuntergang im Bettchen lag — in den Park.

Kaum hatte ſie zwanzig oder dreißig Schritte in das heitere Wäldchen hineingethan, ſo erſchien zu ihrem größten Schrecken das Geſpenſt, zog den Hut ehrerbietig ab, und pries ſich glücklich, ſie allein zu finden.

Suschen, auf ſolche Geſpenſterhöflichkeit nicht vorbereitet, zitterte an allen Gliedern, und wünſchte ſich weit weg, wenigſtens bis zu Tantchen Rosmarin aufs Sofa. Das war aber nun zu ſpät.

„Die Frau Oberſteuerräthin hat mir den Eintritt in ihr Haus verſagt. Ich verarge der ſchwer beleidigten Frau dieſe Strenge nicht. Ich habe ſie verdient. Aber zürnen Sie nicht, wenn ich mir wenigſtens erlaube, in Ihrer Nähe zu athmen — es iſt das Einzige, was mir jetzt wohlthut. Ich habe doch Hoffnung, vielleicht Sie, Frau Baronin, wenn auch nur in der Ferne zu ſehen, oder mein Kind zu ſehen. Rauben Sie mir nur dieſen kleinen Genuß nicht. Ich verſpreche dagegen, daß ich, wider Ihren Willen, Sie niemals wieder anreden werde. Wenn Sie wüßten, wie viel ich leide — Sie würden mir gewiß verzeihen.“

„Herr Baron,“ ſtammelte Suschen, „nach der ausdrücklichen Erklärung meiner Tante . . .“

„Es ſei. Ich gehorche. Ich ſchweige. Ich will elend ſein. Aber, gnädige Frau, nur für ein einziges Wort noch gönnen Sie mir Gehör. Ich muß mich bei Ihnen wegen meines Verfahrens in dem neuen Prozeß entſchuldigen — rechtfertigen. — Frau Baronin, Sie fordern die Scheidung; und auf Gefahr Ihres Haſſes hin — ich kann nicht einwilligen. Bei Gott im Himmel, ich kann nicht. Keine Macht der Welt ſoll mich von dem Kleinode trennen, was mir, unbewußt was ich empfing, durch ſeltſame Verkettung von Ereigniſſen zu Theil ward.“

„Herr Baron, Sie ſehen meine Verlegenheit. Erklärungen dieſer Art wünſchte ich am wenigſten mündlich von Ihnen zu vernehmen. Ueberlaſſen Sie die Sache den Advokaten und Richtern. Ich habe Ihnen nichts zu antworten.“

„Aber ſagen mußte ich's Ihnen, gnädige Frau. Entſcheide nun das Schickſal über mich, wie es wolle, beharren Sie auf dem Prozeß, und geht er für mich verloren, ſo geht mein Leben mit verloren. Ich willige in keine Scheidung. Ich werde tauſendmal leichter ſterben, als das entſetzliche Ja zur Trennung ſprechen. Haſſen ſie mich, aber ich bete Sie an; würdigen Sie mich in dieſem Leben keines Blickes, keines Gedankens mehr, aber ich bete Sie an. Ich denke doch, meine Gemahlin ward mir vor Gottes Altar gegeben; und ich bin in meinen Täuſchungen ſo ſelig, wie ein Wahnſinniger.“

„Ich muß Sie dringend bitten, Herr Baron . . .“

„Nun bin ich ruhig, gnädige Frau, denn ich habe mich ausgeſprochen. Sie wiſſen nun, daß ich Sie liebe. — Ich werde Sie verlaſſen, aber ich werde Sie lieben; ich werde Ihnen gehorchen, ich werde Ihnen meinen Anblick verbergen, aber ich werde Sie aus der Ferne belauſchen, und Sie lieben. — Ach, und wenn Sie mir Alles verſagen — dann gewähren Sie dem Vater die einzige Wolluſt nur, daß er zuweilen ſeinen Sohn ſehen dürfe. Ich wage es nicht, gerichtlich zu fordern, aber ich wage es von Ihrer Menſchlichkeit zu verlangen.“

In dieſem Tone ſprach er noch lange, und das ſchüchterne Suschen war menſchlich genug, ihn anzuhören, und ihm ſogar zu verſprechen, daß er ſeinen Sohn zuweilen ſehen ſolle.

„Zuweilen!“ rief der Baron mit ſchmerzlicher Heftigkeit und naſſen Augen: „Ach, doch zuweilen, der Vater darf ſein Kind zuweilen ſehen! Auch dies Almoſen nehme ich dankbar von Ihrer Güte. — Zuweilen! — Wenn mich aber mein Sohn ſo ſelten ſieht,

werde ich nicht immer wie ein Fremdling vor ihm stehen? Ach, gnädige Frau, eine Bitte — ich habe hier beide Taschen voll Zuckerwerk und Spielkram, bleierne Armeen und Seeschiffe, Kugeln und ein Bilderbuch — ich habe es für Pompejus mitgebracht. Ich bitte Sie, gnädige Frau, geben Sie dies meinem Kinde — sagen Sie ihm, es komme von seinem Vater."

Indem er seine Taschen hastig leerte, und Suschens Strickkorb füllte, hätte der gute Baron vor Freuden jauchzen und Suschen ihm mit lauter Stimme verzeihen mögen. Aber Beide verhüllten sich gegen einander in die Maske des Wohlanständigen, und behielten einen Ton bei, der seltsam mit dem Schrei der Natur in ihrer Brust kontrastirte.

Der Baron griff noch schnell in die Taschen, und zog in Papier gewickelt sein Bildniß auf Elfenbein gemalt hervor, umgeben von einem goldenen Reif, mit kleinen Perlen besetzt. „Und damit mein Sohn meine Gesichtszüge nicht verlerne, geben Sie ihm auch dies Bild. Lassen Sie es ihm zu seinem Spielzeug thun. Sagen Sie ihm oft: Das ist das Bild deines Vaters, der dich so lieb hat. Ach, wenn er mich nur zuweilen sieht, wird er mich nicht lieben lernen. Ich bitte Sie, geben Sie es ihm." — Es lag schon bei andern Dingen im Strickkorb.

So war eine Stunde wie auf der Flucht verplaudert; Jedes hätte einen Eid darauf gethan, es sei eine Sekunde gewesen.

„Und wann, gnädige Frau, wann darf ich Pompejus sehen?" fragte er beim Abschiede.

„Herr Baron, ich muß die Achtung gegen meine Tante beobachten, welche ich ihr schuldig bin. In jedem Fall sollen Sie von Tag und Stunde benachrichtigt werden."

So schied man auseinander. Der Baron eilte zu seinem Jäger, am Ende des Parks, schwang sich aufs Roß und jagte den gewohnten Weg nach seinem Schlosse zurück. Suschen trug den Spiel-

kram auf ihr Zimmer, verſchloß ihn ſorgfältig; und beim Nachteſſen ſaß ſie träumend ſtill, und ließ die Forellen kalt werden, ſo dringend auch Herr Säblein und Tantchen Rosmarin zum Eſſen mahnten.

Neue Chikanen.

Tantchen Rosmarin war fortan guten Muthes, weil von Zeit zu Zeit hoffnungsvolle Berichte des Herrn Kurzbein einliefen. Nur fand ſie Suschens Gleichgültigkeit gegen den Prozeß ſehr ſonderbar. „Es iſt ja nicht mein Prozeß, ſondern der deinige!“ ſagte ſie wohl zehnmal des Tages. Und es machte ihr Galle, wenn die gutmüthige Nichte ſogar wagte, mitunter ein Wörtchen zu ſagen, das man als ein mildes Urtheil zu Gunſten des Barons hätte auslegen können.

Aber in Suschens Bruſt ſtand es jetzt ganz anders, als ſonſt. Die bewußte Geſpenſtererſcheinung hatte eine ganz eigene Wirkung auf ſie gehabt; und der durchdringende zärtliche Ton, mit dem man im Wäldchen das ewige „Aber ich bete Sie an“ geſagt hatte, konnte durchaus nicht vergeſſen werden. Der Ring kam nun keine Nacht vom Finger, und die Mutter ſpielte mit dem Bildniſſe des Barons weit mehr, als der Sohn, dem es gehören ſollte. Ueberhaupt hätte der Herr Gemahl ſeiner Gemahlin kein gefährlicheres Geſchenk machen können, als dies verführeriſche Portrait, denn es war auch gar zu ſprechend ähnlich, und man konnte nicht leicht wieder davon kommen, wenn man es einmal in Händen hatte.

Freilich Tantchen Rosmarin ahnete von dem Unfug nichts, der durch den Baron geſtiftet worden war, und ſie ließ ſich nicht beifallen, daß Suschen kleine freundſchaftliche Unterredungen mit dem Bilde des gleichen Mannes hielt, gegen welchen Herr Kurzbein auf Tod und Leben zu fechten hatte. Sie würde darin die chikanen-

vollſte aller Chikanen entdeckt haben, die jemals einem Gegner im Prozeſſe gemacht worden.

Daß der Herr Baron zu ſolchen raffinirten Gegenſtreichen viel Talent beſaß, erhellt aus folgendem Umſtand, der ſelbſt das Genie des berühmten Advokaten Kurzbein in nicht geringe Verlegenheit ſtürzte.

„Ich muß Ihnen, wohlgeborne Frau Oberſteuerräthin, eine der ſonderbarſten Geſchichten melden, die mir jemals in meiner Praxis vorgekommen iſt!“ ſchrieb er. „Dieweil ich, nicht ohne gute Hoffnung in unſerer Sache zu reüſſiren, fortſchreite, wird mir bekannt gemacht, daß der Herr Baron von Malzen durch einen förmlichen Akt ſeiner Gemahlin, die hochgeborne Frau Baronin von Malzen, und im Fall deren frühern Abſcheidens, den jungen Herrn Baron Pompejus von Malzen, welchen er als ſeinen rechtmäßigen und erbfähigen Sohn erkennt, zu Univerſalerben aller ſeiner Güter und Beſitzungen macht, und ſie eben ſobald gänzlich abtritt, als im vorwaltenden Eheſcheidungsprozeß die Trennung ſeiner Ehe gerichtlich ausgeſprochen werden ſollte. Obwohl nun beſagter ſeltſamer und mir unbegreiflicher Akt im Gang des Scheidungsprozeſſes keine weſentliche Störung verurſachen kann, ſcheint doch der Herr Baron den gefährlichen Kunſtgriff anzuwenden, um die öffentliche Meinung gegen die hochgeborne Frau Baronin zu richten. Ich bitte mir in dieſer Rückſicht Verhaltungsbefehle aus. Und da jener Akt gewiſſermaßen als eine donatio inter vivos zu betrachten iſt, hängt es noch davon ab, ob die Beſchenkten geneigt ſind, die Schenkung zu acceptiren, falls die Eheſcheidung vor ſich geht und vom Tribunal erkannt wird.“

„Das begreife ich nicht. Mir ſchwindelt der Kopf!“ ſagte Tantchen Rosmarin nach Verleſung dieſes Briefes in ihrem geheimen Staatsrath.

„Mir gar nicht!“ ſagte der Herr Pfarrer, „ich würde die Schenkung annehmen. So etwas ſchlägt man nicht gern aus.“

„Ich bin ganz gehorsamst der Meinung des Herrn Pfarrers!“ setzte der Herr Verwalter Säblein hinzu.

„Und was meinst du, Suschen?“ fragte die Tante: „denn ich glaube, der Herr Baron ist ein Narr, oder dahinter steckt gottlose List, womit er uns in eine Falle locken will. Denn wie könnte es ihm beikommen, wenn er von dir geschieden wird, sich aller seiner Güter und Besitzungen zu entschlagen?“

Suschen dachte an des Barons Worte im Walde, und ihre Augen wurden naß. Sie erkannte, in diesem raschen Entschluß, des Barons reine Liebe, und daß er ohne Suschen das Leben verachte. Dies erhob auch ihr Gefühl, und sie hatte die Vergessenheit, oder den Muth, der Tante zu sagen: „Mein Mann denkt sehr edel, bei Gott, höchst edel! Ich will ihn nicht berauben; man sollte lieber den Scheidungsprozeß niederschlagen. Mein Mann verdient Achtung.“

Tantchen war bei diesen Worten wie aus den Wolken gefallen. Sie sah den Herrn Pfarrer und Verwalter mit verwunderungsvollen Augen, dann Suschen an, und sagte, nachdem sie sich erholt hatte: „Dein Mann? was dein Mann? höchst edel? Prozeß niederschlagen? Du bist ein wahres Kind, Suschen.“

Der Herr Pfarrer, welcher trotz seiner irdischen Kurzsichtigkeit einen Blick des Geistes in Suschens Herz gesenkt haben mochte, lächelte und sprach: „Du hast Recht, Schwester, ein Kind mag Suschen sein, aber es ist ein Kind von tausend Wochen.“

„Trifft genau ein,“ sagte der Herr Verwalter: „tausend Wochen machen neunzehn Jahre zwölf Wochen.“

Die Verlobung.

In der That hatte es der Herr Pfarrer besser getroffen, als er selbst glaubte.

Suschen erwiederte zwar nichts mehr, widersetzte sich auch der Sentenz des Staatsraths nicht, daß die Frau Baronin an den Malzenschen Gütern keinen andern Theil verlangen, noch annehmen werde, als welchen die Gesetze ihr oder ihrem Sohn zusprechen würden; nannte auch aus Ehrfurcht gegen die gute Tante den Baron nicht mehr ihren Mann; sprach auch aus gewohntem Gehorsam nicht mehr von Niederschlagung des Ehescheidungsprozesses; aber dafür kniete sie in der Einsamkeit ihres Zimmers vor dem kleinen Pompejus nieder, zeigte ihm des Barons Bild und sagte mit zärtlicher Wärme: „Sieh, dies ist dein lieber, lieber Vater. Ist er dir auch recht lieb? — Dafür machte sie auch eine Schnur durch den Ring des Perlenrahmens, und hing das Bild auf ihre Brust, und hatte es recht gern, wenn der kleine Pompejus nach dem Bilde fragte, das ihm gehörte. Sie nannte den Baron in der Stille oft „ihren Mann", und als die Tante den folgenden Sonntag nach Waiblingen zum Besuche fuhr, schrieb Suschen dem Baron: „Am Sonntag Abend werden Sie Ihren Sohn im Park finden." Und richtig bekam sie am Sonntag Morgen so heftiges Kopfweh, daß sie unmöglich die Tante nach Waiblingen begleiten konnte.

Der Baron war eben so richtig mit Sonnenuntergang im einsamen Park, und Suschen ging zitternd um die Dämmerungsstunde, den kleinen Pompejus an der Hand, zum vertrauten Wäldchen. Man fand sich; man begrüßte sich; der Baron nahm mit heftiger Bewegung sein Kind auf den Arm, überhäufte es mit Liebkosungen, und gab ihm die zärtlichsten Namen; leerte dann wieder die mit Spielzeug gefüllten Taschen auf eine hölzerne Bank aus, welche mitten im Park die älteste Buche des Lusthains umschloß.

Suschen setzte sich auf die Bank und half dem Kinde die schönen Sachen ordnen. Der Baron stand mit dem Schweigen stillen Entzückens vor der jungen Mutter und ihrem Kind.

Endlich erhob dieſe die Augen zu ihm und ſagte: „Herr Baron, Sie haben, wie ich erfahren, auch mir eine Schenkung zugedacht von größerer Art. Indem ich Ihrer Güte danke, muß ich Sie doch bitten, davon abzuſtehen. Ich kann ein ſolches Geſchenk auf keine Weiſe annehmen, wie Ihnen dies Ihr eigenes Zartgefühl ſagen wird.“

Der Baron ſchlug die Augen nieder und ſchwieg eine Weile, dann ſagte er, aber ohne aufzublicken: „Was Sie heute ausſchlagen, wird Ihnen, wie auch der Prozeß ende, in jedem Fall mit Recht zufallen. Was ſoll mir mein Gut oder mein Leben? — Sie verachten mich — ich habe es verdient. Sie beharren auf Scheidung, das heißt, Sie beharren auf meinem Untergang. Es möge ſein!“

„Nein, Herr Baron,“ ſagte Suschen, „Ihren Untergang kann ich nicht wollen.“

„Könnten Sie mir jemals mein Verbrechen verzeihen?“ rief er lebhaft, und warf einen unſichern Blick der Hoffnung auf ſie, und wagte nicht mehr zu athmen, um ihre Antwort zu vernehmen.

Suschen gedachte der Tante, und war mit ihrem Gehorſam, wie mit ihrem Herzen in Verlegenheit. Ehe ſie noch antworten konnte, ſprang der kleine Pompejus zu ihr auf, und rief, indem er ſeinen Spielkram fahren ließ: „Nun lege auch das Bild vom Vater zu den ſchönen Sachen! gelt Mama?“ Und dabei zog ihr der Kleine, ohne Umſtände, an der Schnur das Bild des Barons aus dem Buſen.

Die junge Baronin verging vor Scham. „Was machſt du auch, Unartiger?“ ſtammelte ſie. Aber der Unartige hielt ſeine Beute feſt, und ruhte nicht; ſie mußte ihm das Bild geben, das er nun zwiſchen ſeinen bleiernen Kanonen und Huſaren aufſtellte.

Eine ſelige Ahnung durchflog den Baron beim Anblick ſeines Bildes, wie es aus dem Heiligthum hervorſtieg. Er ſank vor Sus-

chen nieder, drückte ihre Hand an seine glühenden Lippen, und sagte: „O Gott, ich bin begnadigt!“

In ihrer Verwirrung konnte die Baronin kein Wort erwiedern. Der Verrath war geschehen. Sie wußte nicht, wie ihr ward; aber die Natur forderte ihr heiliges Recht, die Liebe den Sieg. Ihre Hand antwortete unwillkürlich dem Druck der seinigen. Und er erhob das Haupt, als wollte er in Suschens Blick die Lösung seiner Zweifel suchen. Da faltete er stumm die Hände, wie ein Betender; aus seinen Mienen strahlte Begeisterung. Aber auch schön, wie eine Heilige, voller Demuth und Würde, Liebe und Trauer, saß Suschen vor ihm; die hölzerne Bank war herrlicher als ein Thron geworden, und die spielenden Zweige der hohen Buchen im Abendsonnenpurpur über ihrem Haupt webten einen grünen Baldachin, wie kein irdischer Künstler für seinen Fürsten aus Gold und Seide webt.

„Sie haben mir vergeben?“ fragte er mit zweifelnder, sehr leiser Stimme, als fürchtete er, ein fremdes Ohr könne ihn belauschen — doch hörte ihn Niemand, als Suschen, denn selbst der kleine Pompejus war nicht mehr da, sondern dressirte sein Steckenpferd im Galopp durch den Park.

„Ich glaube an Ihr Herz!“ sagte Suschen eben so leise. Da ergriff er ihre Hände, drückte sie an seine hochschlagende Brust, und rief: O glauben Sie! glauben Sie ewig! Und daß dieß Herz Sie liebt, mit unaussprechlicher Liebe, bis es brechen wird, glauben Sie! — „O ewig!“ sagte er und schlang beide Arme um sie, und drückte die Zitternde an das Herz, von dem er sprach. Von Empfindungen aufgelöset, die sie nie gekannt hatte, sank sie an ihn hin. Nun gab es keinen Park, keine Erde, keinen Himmel mehr. Seinen Küssen begegneten die vergeltenden Lippen der Gattin; seinen Gelübden treuer Liebe die ihrigen.

Wer weiß, wie lange die Entzückten im Elysium Schwüre und

Seelen getauſcht und immer wieder getauſcht hätten, wäre Pompejus der Kleine nicht von ſeiner Galoppade jauchzend zurückgekommen. Da nahmen Beide zugleich den hübſchen Buben in die Arme, küßten ihm die rothen Wangen noch röther, während er, wie ein Amor, mit ſchelmiſchunſchuldigem Lächeln Beider Nacken mit ſeinen kleinen Armen umfing, und die Lippen beider Beglückten zum Kuſſe zuſammenführte.

Aber es ward dunkel. Man mußte ſcheiden. Die Abſchiedsfeierlichkeiten nahmen jedoch wieder beinahe eine halbe Stunde Zeit hinweg. Denn man ging Arm in Arm den finſtern Park auf und ab, und wiederholte ſich die ſchon oft geſagten zärtlichen Zuſicherungen, als wenn man das Gedächtniß verloren hätte. Auch wurden Abreden genommen, an welchen Tagen und Stunden man ſich im Park ſehen, oder wie man beim ſchlechten Wetter Bediente ſchicken könne, auch treuen Briefwechſel zu führen. Ein hohler Baum, der dem Forſtmann ein Gräuel iſt, hat von Liebenden ſchon oft den Segen empfangen. Er ward auch Suschen und dem Baron ein Heiligthum, und zum Verwahrungsort der Zeilen beſtimmt, die ſie ſich einander zu ſchreiben gedachten.

Bedenkliche Folgen.

Daß nun in der That viel geſchrieben, verwahrt und abgeholt ward; daß man ſich wöchentlich auch regelmäßig im Park einige Mal ſah, verſteht ſich von ſelbſt. Daß man wegen des herannahenden Winters in Sorgen war, wo man auf abendlichen Luſtgängen bei aller Gluth der Herzen doch Hände, Ohren und Füße zu erfrieren Gefahr gelaufen hätte, läßt ſich denken. Daß man auch von Niederſchlagung des unſeligen Prozeſſes ſprach, der zwei Leutchen trennen ſollte, die, ohne einander, das Leben keiner Handvoll Erde werth achteten; daß man über den Eigenſinn der Tante

Rosmarin klagte, einerseits sie nicht durch unbeliebige Schritte kränken wollte, anderseits sie durch den Spruch des Tribunals ins rechte Geleis zurückzuführen hoffte, war fast unvermeidlich. Beide Theile erwarteten also den glücklichen Ausgang des Scheidungsprozesses, und darauf die lieblichsten „Und so weiter“.

Hingegen war's auch eben so natürlich, daß Tantchen Rosmarin allerlei Ungrades witterte, wenn sie entweder Suschen bald im Entzücken schwimmen, bald still und weinerlich in sich versunken sah, oder wohl gar zuweilen hören mußte, wie Suschen auf die Gefahr hin, ein „großes Kind“ genannt zu werden, von „ihrem Manne“ sprach, und das immer mit einem sonderbaren Nachdruck in Stimme und Geberde; wie sie sogar manchmal eine Fürsprecherin zu werden wagte, doch nur ganz leise, gleichsam als sollte Tantchen Rosmarin erst nach und nach an die ungewohnten und unbeliebten Töne gewöhnt werden; oder wenn Tantchen fast alle Abend vernahm, wie Suschen im Park sei, und wenn sie selbst, trotz aller Furcht vor Rheumatismen, ihr dann und wann nachschlich, doch Suschen nur allein fand.

Tantchen schüttelte den Kopf, und sagte zu ihrem Bruder: „Ich glaube, Herr Pfarrer, unsere kleine Baronin ist verliebt.“ — Sie hatte es getroffen, aber an den Baron dachte die scharfsinnige Tante durchaus nicht: „Wir müssen das wunderliche, geheimnißvolle Kind doch beobachten; denn mit der Sache will sie nicht heraus. Das ist nun ein delikates Unterfangen; denn ich selbst bin etwas zu schwerfällig, um der leichten Springerin alle Tage, die Gott werden läßt, im Park nachzujagen. Und du begreifst, Herr Pfarrer, Domestiken mit solchem Auftrag zu beschäftigen, wäre gegen alle Würde und Ordnung. Und doch muß sie im Park beobachtet werden — denn dieser häufige Besuch desselben seit vierzehn Tagen muß gute Gründe haben.

„Laß mich machen, Tantchen!“ sagte der Herr Pfarrer: „Laß

mich nur machen. Ich will den Park hüten, wie ein Forstläufer. Das muß heraus. Keiner ſchickt ſich beſſer dazu, als ich.“

Des Pfarrers Abenteuer zu Waſſer und zu Land.

Die Plane wurden mit aller Feinheit entworfen. Man nahm gegen Suschen unbefangene Miene an, und gleich den folgenden Tag um Sonnenuntergang machte ſich der Herr Pfarrer auf zum Spähen.

Er traf es in der That ſehr glücklich, denn der Baron war wirklich den Tag im Park. Er traf es noch glücklicher, denn er ging von derjenigen Seite in den Park, wo derſelbe an einen langen Hochwald ſtieß, und von woher der Herr Baron einzukehren pflegte. Gewöhnlich ſtieg er da vom Pferde und gab es ſeinem Jäger zu hüten.

Der Jäger, vermuthlich aus langer Weile, hatte diesmal das Pferd des Barons mit dem Zügel an einen jungen Birkenbaum gebunden, und war andern Geſchäften nachgezogen. Der Herr Pfarrer betrachtete das ſchön geſattelte, prächtige Roß lange von allen Seiten, nickte freundlich mit dem Kopf, band es los, und dachte: „Ich führe es heim in unſern Stall; der Eigenthümer wird ſich ſchon melden, und dann ergibt ſich das Uebrige. Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch, der Einfall iſt pfiffig!“

Nur ein Umſtand war widrig. Das Roß ſchien mit ſeinem Herrn in geheimem Einverſtändniß zu leben. Denn ſchlechterdings wollte es ſich nicht am Zügel vorwärts ziehen laſſen; da half kein Streicheln und Schmeicheln, kein Zupfen, kein Rupfen, es ſtellte die Vorderfüße vor und zog mit dem Kopf rückwärts.

„Freundchen,“ ſagte der Herr Pfarrer, „du biſt zuletzt doch nur eine Beſtie und haſt hinter den Ohren keine Augen. Ich wette, du gehſt gutwillig!“ Sprach's, warf dem Pferde den Zaum über, und kletterte auf des edeln Thieres Rücken, das geduldig alles mit ſich machen ließ. Zwar ſeit dreißig Jahren hatte der gute

Pfarrer nie ein Roß bestiegen — das heißt, seit den Universitätsjahren —, auch waren des Herrn Pfarrers Beine wohl um zwei Zoll zu kurz für den Steigbügel; allein es galt ja nur einen Ritt von wenigen Minuten, und man mußte doch dem Tantchen Rosmarien zeigen, daß man, bei aller Theologie, den ritterlichen Künsten keineswegs fremd geworden sei. Zudem war hier Gefahr im Zögern.

Er stieß also dem Pferde die Schuhe in die Seite, und dieses, über solche Mißhandlung erschrocken, tanzte sogleich den Waldweg hin, über den Feldweg zur Landstraße nach gewohnter Weise, weil es seit mehreren Wochen mit dem Baron keine andere Wege gemacht hatte. Der Pfarrer, in Gefahr das Gleichgewicht zu verlieren, schlug aus billiger Vorsicht anfangs die Finger in die Kummhaare seines Pegasus. Da er sich aber plötzlich auf die Landstraße versetzt sah, statt unter Tantchens Fenster, versuchte er des Zaumes mächtig zu werden. Ueber diese Arbeit verlor er um ein Haar beide Steigbügel. Indem er sich derselben wieder versicherte, ließ er dem Zügel Ruhe. Diese abwechselnden Versuche trieb er eine ganze Weile, und zwischenein ermahnte er das feurige Roß mit mancherlei Kosen zum Stillstand. Doch vergebens. Ja, als er in der Verzweiflung den Zügel plötzlich an sich riß, während er mit den Beinen die Rippen des Pferdes fest umklammerte, fing dieses zu seinem großen Entsetzen an, auf den Hinterfüßen umherzugehen, wie ein Mensch, und Kunststücke zu machen, an denen dem Herrn Pfarrer durchaus in diesem Augenblick nichts gelegen war.

Da überließ er sich seinem Schicksal und dem Rosse, an das er mit Händen und Füßen festgeklammert hing, und welches nun im Galopp davon jagte, daß ihm Hören und Sehen verging. „Aus tiefster Noth schrei' ich zu dir!“ seufzte er: „Das ist der eingefleischte Satan! Hätte ich den Drachen stehen lassen, wo er war, o wie wohl wäre mir!“

Indem ereignete es ſich, daß der Weg durch ein Gatter verſperrt war von den Bauern, dem weidenden Vieh zu Ehren.

„Te Deum laudamus!“ rief der Herr Pfarrer: „hier muß alſo doch Halt gemacht werden.“ Allein das Roß flog wie geflügelt mit einem Satz darüber hinweg, daß dem Reiter die Haare zu Berge ſtanden, und ſein Hut nebſt der Perrücke im gerechten Entſetzen entflohen. „Ihr habt noch ſchlechter reiten gelernt, als ich; wenigſtens ſitze ich noch feſt!“ ſagte der gute Geiſtliche mit chriſtlicher Gelaſſenheit zu den Abgefallenen, und ſah ſich nur nicht nach ihnen um.

„Wohin denn, in Gottes Namen, wo will die Beſtie hin? Geht's ſo noch zweimal vierundzwanzig Stunden fort, habe ich den Ritt um die ganze Erdkugel vollbracht, und komme ich wieder auf der andern Seite bei Nieder-Fahren zum Vorſchein.“ Indem er dies dachte, ging der Flug gegen eine Brücke.“ Der Pfarrer, in Beſorgniß, das Pferd möchte in blinder Wuth die Brücke verfehlen und in den Fluß mit ihm ſpringen, zupfte mit den Fingern den Zügel ſeitwärts nach der Brücke. Aber er zupfte zu lange; das ſeltſame Thier ließ die Brücke daher rechts liegen und ging ins Waſſer. Den Pfarrer wandelte beinahe eine Ohnmacht an, als er ſich zwiſchen Himmel und Waſſer ſah, und die Wellen durch die ſchwarzſeidenen Strümpfe, bald darauf durch die ſammtnen Beinkleider eindringen fühlte, bis ſie ſeine Hüfte umſpülten.

Das Pferd, ein vortrefflicher Schwimmer, erreichte inzwiſchen glücklich das andere Ufer, fand die Landſtraße wieder, und ſetzte im Trab die Reiſe eilfertig fort, bis zum Schloſſe Malzen, wo es mit dem Pfarrer freudig in den offenen Pferdeſtall hineinſchoß, und vor der geliebten Krippe mit dem Reiter ſtill hielt.

Die Knechte im Schloßhof, welche dem Reiter zum Stall nachgelaufen waren, halfen ihm vom Rücken des Gauls, und

fragten beſorgt, wie er zum Pferde des Herrn Barons gekommen ſei?

Saulus wird zum Paulus.

Eine unnennbar anmuthige Empfindung bemächtigte ſich des vielgeprüften Geiſtlichen, als er wieder feſtes Land unter ſeinen Sohlen fühlte. Zwar entverrückt und enthutet, und die untere Hälfte des Leibes von Waſſer triefend, fern von der Heimath, die ſpäte Nacht vor ſich, und auf Grund und Boden des Erbfeindes von Nieder-Fahren — das waren allerdings Umſtände, die keineswegs erfreulich genannt werden konnten; allein das Leben war doch einſtweilen gerettet.

Während die Knechte noch den athemloſen Herrn mit ihren Fragen beſtürmten, erſchien des Barons Verwalter und nöthigte ihn gaſt- und menſchenfreundlich ins Schloß. Und da man ihm auf ſein Bitten verſprach, einen Wagen zu ſchaffen, der ihn nach Nieder-Fahren zurückbringen ſollte, ließ er ſich's gefallen, einzukehren bis zur Rückreiſe. — Inzwiſchen verfloſſen faſt zwei Stunden; es erſchien kein Wagen, und der Pfarrer fing an Verdacht zu ſchöpfen, man behandle ihn als Gefangenen, wegen der Entführung des Pferdes, wiewohl er vielmals verſichert hatte, das Pferd habe ihn entführt, da er es aus Muthwillen beſtiegen. Nach langer Ueberlegung beſchloß er, die Flucht zu nehmen. Er ſtand auf, und war im Begriff, die Thür zu öffnen, als der Baron Pompejus von Malzen hereintrat, der auf ſeines Jägers Pferd angekommen war, während der verzweifelnde Jäger das entlaufene Roß des Barons in Ober- und Nieder-Fahren zu ſuchen hatte.

Der Baron, ſobald er den würdigen Oheim ſeiner Gemahlin erkannte — die Geſchichte von der Ankunft des Pferdes mit einem

perrückenlosen, nassen Geistlichen hatte er schon im Schloßhof vernommen —, führte ihn sogleich in ein besseres Zimmer, ließ trockene Kleider und Wäsche herbeischaffen, und dem Herrn Pfarrer Zeit zum Umkleiden. Dann aber war keine Rede mehr vom Heimreisen in der Nacht. Der Baron ließ es sich nicht nehmen, feurige Kohlen auf dem Haupte eines seiner Feinde zu sammeln, ihn köstlich zu bewirthen und mit Artigkeiten zu überhäufen.

Suschens Oheim, von der Güte des Barons überrascht, fühlte sich bald hinter den dampfenden Bratenschüsseln und Burgunderflaschen behaglich. Doch war ihm, so fest er auch auf dem weichgepolsterten Lehnstuhl saß, den ganzen Abend zu Muth, als hätte er, wie er sich ausdrückte, „die höllische Bestie“ zwischen den Beinen.

„Indessen weiß ich der guten Bestie nicht Dank genug,“ sagte der Baron, „daß sie mir den Oheim meiner geliebten Gemahlin zugeführt hat. Längst schon wünschte ich mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft, um Ihre Vermittlung anzuflehen. Ich bete meine Gemahlin an, und man will mich von ihr scheiden. Meine Gemahlin hat mir verziehen — noch mehr, sie liebt mich — sie will keine Trennung, und doch . . .“

„Liebt Sie? will keine Trennung?“ rief der Herr Pfarrer, und schüttelte den Kopf, welchen des Barons schönste Baumwollenmütze bedeckte.

„Wollen Sie Beweise?“ sagte der Baron. „Ja, ich kann offen gegen unsern lieben Oheim sein. Er soll Alles wissen. Solche Stunde entscheidet über das Glück eines ganzen Lebens.“ Damit ging er und holte Suschens Briefe.

Der Herr Pfarrer hatte in seinem dankbaren Herzen schon längst mit dem edeln Gastfreunde Friede geschlossen und ihn sogar liebgewonnen. Denn der Baron war so schonend gewesen, ihn nicht einmal um die Ursache zu fragen, weswegen er sich des

Pferdes bemächtigt; er war so gütig, so angenehm unterhaltend, so herzlich, daß man nicht anders konnte, als ihn lieben. Man war bei ihm wie daheim. Man hatte ihm eigentlich vorher nur den Krieg gemacht als Alliirter von Tantchen Rosmarin und Suschen. Hatte nun Suschen selbst schon die Triple-Alliance gebrochen und Separatfrieden geschlossen, was blieb den Bundesgenossen übrig?

Und in der That sah der Herr Pfarrer aus den Briefen seiner Nichte, daß zwischen ihr und dem Baron nicht nur ewiger Friede, sondern weit mehr Ewiges stipulirt war. Er las einen Brief um den andern: die reinste Zärtlichkeit athmete in allen, und dabei die schonendste Ehrfurcht gegen Tante und Oheim.

Gerührt legte der Pfarrer die Papiere nieder, streckte die Hand über den Tisch und sagte: „Herr Baron, da, meine Hand darauf — ich für meine Person mache Frieden. Suschen muß Ihnen werden. Mit dem Prozeß ist's nichts. Doch müssen wir Tantchen Rosmarin ein wenig glimpflich behandeln. Sie ist eine liebe, gute Frau, aber sie hat in manchen Dingen ihr eigenes Köpfchen. Ich war bisher ein wüthender Saulus, nun will ich ein freundlicher Paulus sein und das Bekehrungswerk mit Tantchen beginnen."

Der Baron sprang auf, und umarmte und küßte den wackern Paulus mit Entzücken.

Kopfschütteln.

Erst spät des andern Tages kehrte der Herr Pfarrer, dem man einen Theil der Garderobe aus seinem Pfarrhause hatte herbeiholen müssen, nach Nieder-Fahren zurück. An der Grenze der Rosmarinschen Güter verließ er den Wagen des Barons und ging

den übrigen Weg zu Fuß. Auf einem Spaziergang begegnete ihm Suschen, den kleinen Pompejus an der Hand.

„Wo sind Sie gewesen, lieber Onkel?“

„Beim Herrn Baron. Er läßt dich herzlich grüßen durch mich.“

Suschen ward feuerroth und stammelte: „Der Baron von Malzen?“

„Nun freilich. Das ist ein Ehrenmann. Ich verdanke dir's nicht, wenn du ihn so lieb hast, wie ihm deine Briefchen sagen.“

„Meine Briefchen, Onkel?“

„Die du ihm schriebst — die er aus dem hohlen Baum genommen.“

„Ich ihm geschrieben? Was denken Sie auch!“

„Daß du eine kleine, hinterlistige Sünderin bist, die sich gern verstellen möchte.“

Suschen konnte nicht widersprechen. Sie sah sich verrathen. Sie ergriff ängstlich des Pfarrers Hand und bat mit rührender Stimme: „Himmlischer Onkel, verrathen Sie mich um Gotteswillen der Tante nicht. Ich will Ihnen ja Alles gestehen.“

„Gut. Aber du mußt mich der Tante eben so wenig verrathen. Denn sieh', es ist mir gar sonderbar ergangen. Ich bin mit dem Baron vollkommen ausgesöhnt. Ich bringe dir hier einen Brief von ihm. Lies ihn, aber verrathe der Tante nichts.“

Suschen schüttelte verwundert den Kopf, nahm und las den Brief, und wäre dem Pfarrer gern um den Hals gefallen, wenn nicht zu viel Arbeiter auf dem Felde Zeugen abgegeben haben würden. Sie ging, oder vielmehr schwebte, an der Seite ihres Oheims zum Hause zurück. Nun hatte sie einen Vertrauten ihrer Empfindungen gefunden, der ihre Liebe billigte. Sie übergab das Kind einer Kammerjungfer, verschloß sich in ihrem Zimmer, kniete nieder, hob die Hände gefaltet zum Himmel und betete dankbar.

Unterdeſſen hatte Tantchen Rosmarin von ihrem Bruder die Geſchichte ſeines Abenteuers vernommen. — Als er ſagte, wie er das Pferd gefunden, glänzten ihre Augen voller Freude über die Entdeckung. Daß er ſich aufgeſetzt, begleitete ſie mit der Bemerkung: „Du kannſt ja nicht reiten. Was deines Amtes nicht iſt, davon laſſe deinen Vorwitz.“ Als er aber den Luftſprung über das Gatter, und die Durchſchwimmung des Fluſſes erzählte, ſprang ſie auf, faßte ängſtlich beide Hände ihres Bruders und rief: „Um des Himmels willen, welchen Gefahren haſt du dich preisgegeben!“ Sie ward auch nicht ruhig, bis er an der Krippe Halt gemacht hatte. Wie nun aber der Baron erſchien, verlängerte ſich ihr Geſicht. Je feuriger der Pfarrer die Lobrede deſſelben machte, je eiskalter ward Tantchen. Als er nun gar hinzuſetzte: „Suschen ſcheint dem Baron nicht abgeneigt zu ſein; ich dächte, wir ſtänden von dem Prozeß ab, und ließen dem Dinge ſeinen Gang,“ ſchüttelte Tantchen den Kopf, indem ſie ihren Bruder vom Wirbel bis zu den Sohlen mit großen Augen muſterte.

„Höre, Herr Pfarrer!“ ſagte ſie, „ich fürchte, dein Ritt und die Angſt haben dir Schaden gethan. Wenn dich der Baron nicht in die ſtockfinſtere Nacht hinausſtieß, ſondern beherbergte, ſo that er nur, was auch die Heiden und Barbaren thun würden. Für ſeinen Braten und Burgunder gebe ich ihm Suschen noch nicht. Du biſt wohl ein ſchwacher Mann, deine Grundſätze und alle Schande und alle Noth, die der Baron unſerm Hauſe gethan, für ein einziges, armſeliges Nachteſſen aufzuopfern.“

Da ward der Pfarrer voll Unwillens, und ſprach: „Ei, Tantchen, iſt aus dir denn alle chriſtliche Liebe gewichen? So wollte ich, du hätteſt ſtatt meiner das Pferd des Barons geritten, hätteſt durch alle Lüfte fliegen und durch die brauſenden Wellen ſchwimmen müſſen, um die Bekanntſchaft des Ehrenmannes zu machen. Dann würdeſt du anders ſprechen.“

Tantchen Rosmarin fand in dem seltsamen Wunsch des Bruders eben so viel Indecentes, als Beleidigendes. Sie hielt ihm eine Rede, drei Stunden lang, deren Refrain beständig war: „Ich verbitte mir jedes fernere Wort von dir über den Baron. Ich werde künftig allein handeln, Grundsätzen gemäß.“

Verschwörung.

Wirklich mußte Tantchen nun allein handeln, denn Suschen und der Herr Pfarrer machten Parthie mit einander, und Herr Verwalter Säblein, da er die Spaltung im Staatsrathe wahrnahm, suchte sich zu neutralisiren, um Keinen zu beleidigen.

Tantchen sprach von Stund an weder mit ihrem Bruder noch mit ihrer Nichte weiter ein Wort über den Baron und den Prozeß. Wollte Suschen davon anfangen, runzelte Tantchen die Stirn und entfernte sich.

Desto kräftiger ward die Sache mit Herrn Advokat Kurzbein verhandelt. Tantchen sparte kein Geld. „Ist einmal die Scheidung vollzogen, so ist allem ein Ende und der Baron vergessen!“ dachte sie.

Nach vierzehn Tagen kam für sie ein trostvolles Schreiben von Herrn Kurzbein. „Unsere Sache ist nahe am Ziel,“ schrieb er, „der Sieg ist unser. Künftige Woche wird vom Tribunal die Scheidung ausgesprochen.“ — Tantchen triumphirte; doch verbarg sie schlau ihren Sieg vor Bruder und Nichte.

Aber Suschen erfuhr im Park das bevorstehende Unglück. Der Baron war außer sich vor Schmerz. „Nichts kann uns retten,“ sagte er, „denn das schriftliche Verlangen einer Gemahlin liegt vor dem Gericht, die ihrem Gatten nur der Form wegen vermählt ward, und auf Trennung von dem Manne beharrt, welcher der Räuber ihrer Ehre geworden. Nichts rettet uns, o Liebe, o Ein-

zige! als dein eigener Widerruf. Die Noth ist vorhanden; der entscheidende Tag da. Oeffne der unerbittlichen Tante dein Herz. Sie wird menschlich empfinden. Du bist mein Weib, vor Gott und Menschen mein Weib — wer kann dich denn von dieser Brust hinwegreißen, wenn du selbst nicht loslassen willst?“

Suschen schlang beide Arme fest um den geliebten Freund und sagte: „Nein, ich verlasse dich nicht! Ich werde noch heut' mit der Tante reden; werde ihr bekennen, daß ich dich liebe, daß ich den Prozeß verwünsche, daß ich ihn aufgehoben wissen will.“

„Ist das Alles?“

„Was soll ich noch?“

„Suschen, du bist mein Weib! Sage der Tante, daß du als Gemahlin des Barons von Malgen in seinem Schlosse wohnen wollest — daß es deine Pflicht sei, nicht von ihm getrennt zu leben, daß es die Pflicht des Vaters sei, sein Kind zu ernähren und zu erziehen. Warum muß ich einsam leben, ohne dich und unsern Pompejus?“

Die Baronin verbarg ihr Gesicht an der Brust des Geliebten. Ach, was er forderte, hatte sie sich selbst noch nie sagen mögen. Sie hatte kaum Muth genug, es zu denken. Sie drückte ihm die Hand und versprach mit der Tante zu reden.

„Ich will mit dir vor sie hintreten.“

„Nein, Lieber, ich allein; aber begleitet vom Onkel.“

„Und wenn sie auf ihrem Willen beharrt? Wie dann, Suschen?“

„Gott weiß es!“

„Morgen Abend empfang' ich deine Antwort?“

„Gewiß.“

„Und wenn die Tante den Sinn nicht ändert, gibst du mir eigenhändig geschrieben deine Erklärung, daß der Scheidungsprozeß wider deinen Willen geführt worden sei?“

„Nein, aber die schriftliche Erklärung, vor dem Gericht gültig,

daß ich mit meinem Gemahl versöhnt sei, und von dem Verlangen der Scheidung abstehe."

Auch gut. Allein kannst du nach solcher Erklärung eine Stunde länger in Nieder-Fahren verweilen, ohne deine Handschrift Lügen zu strafen? Wird die Welt nicht sagen: wenn sie mit ihrem Gemahl versöhnt ist, warum wohnt sie getrennt von ihm, und nimmt nicht die Rechte der rechtmäßigen Gemahlin ein? — Suschen, morgen kommt mein Wagen zum Park; du bringst unsern Sohn mit dir. Von Malzen aus entschuldigst du bei der Tante deinen Schritt. Es ist kein Verbrechen. Wir sind feierlich vermählt. Die Tante wird anfangs vielleicht zürnen; der Oheim wird sie beruhigen."

Suschen konnte nicht widersprechen. Es war zu große Verwirrung in ihr, auch seine Küsse waren glühender, als sonst.

Letzter Kampf.

Suschen verschob die entscheidende Erklärung gegen die Tante bis zum folgenden Morgen; denn der Herr Pfarrer mußte erst belehrt und dann Zeuge sein.

„Kind, mach's kurz!" sagte der Oheim: „die ganze Geschichte ist mir eine ärgerliche Posse. Du bist des Barons Gemahlin; du willst nicht von ihm geschieden sein? Selah! Setze dich zu ihm in den Wagen, fahre mit ihm und deinem Kinde nach Malzen; dahin gehörst du. Tantchen Rosmarin kann dagegen nichts einwenden. Sie wird freilich argen Lärmen machen; ich werde den ersten Sturm aushalten; dann wird wieder gutes Wetter."

Suschen und der Herr Pfarrer traten also vor die Tante, beide mit dem besten Willen, recht herzhaft zu reden. Aber wie nun Tantchen in ihrer gewöhnlichen Tantenmajestät vor ihnen saß, verloren beide den Muth. Der Herr Pfarrer schnupfte eine Prise

um die andere; Suschen spielte mit einer Blume zwischen ihren Fingern.

„Liebstes, bestes Tantchen," fing endlich die Baronin an, und ward ganz blaß, „ich habe Ihnen etwas zu sagen, aber werden Sie nicht böse. Der Prozeß ist mir zuwider. Ich will des Barons Gemahlin bleiben."

Tantchen Rosmarin verfärbte sich und starrte Suschen lange an: „Was ist dir?"

„Es ist ihr ganzer Ernst," sagte der Herr Pfarrer, „und ich dächte auch, Tantchen, es wäre das beste Ende vom Liede."

„So? Dich, mich, uns alle vor der Welt an den Pranger zu stellen? War das dein Sinn, warum fingst du den Prozeß an, Suschen?"

„Ich war's ja nicht, der ihn begonnen hat, bestes Tantchen."

„Du hast doch die Scheidungsklage unterschrieben."

„Weil ich den Baron damals nicht kannte."

„Gutes Kind, du bildest dir also ein, diesen Menschen jetzt zu kennen."

„Er liebt mich."

„Das glaubst du im Ernst."

„Ich schätze ihn sehr — es ist ja mein Mann."

„Dein gewesener, liebes Kind, dein gewesener! — Ich weiß zwar nicht, was deinen Sinn so schnell umgeändert haben mag, aber wenn du Grundsätze, Anstand und Ehre wirklich mit Füßen treten wolltest, es wäre zum Glück für den Namen unsers Hauses zu spät. Vermuthlich ist die Scheidung schon vom Gericht erkannt; ich hatte darüber gestern sehr befriedigende Berichte von Herrn Kurzbein."

„Nein, Tantchen, ich habe noch Zeit zum Widerruf. Ich erkläre meine Aussöhnung mit dem Baron. Ich liebe ihn — ich kann nur mit dem Vater meines Sohnes glücklich sein."

„Frau Baronin," sagte die Tante mit einem Ton und Blick voll Ernstes, wie Suschen nie an ihr gesehen, „vermuthlich haben Sie gut gefunden, hinter dem Rücken Ihrer Mutterschwester, Ihrer wahren Mutter einen Roman zu spielen. Vermuthlich hat mein dienstgefälliger Herr Bruder Ihnen dazu, für ein Abendbrod, hilfreiche Hand geboten. Ich bekenne, Ihre Aeußerungen sind für mich eben so befremdend, als beugend. Gestattet Ihnen Ihre Religion, und Ihr Begriff von Dankbarkeit, mit mir, wie mit einem Kinde zu spielen — wie Sie wollen. Sie sind Ihre eigene Herrin. Opfern Sie immerhin Ehre und Lehre Ihrer zweiten Mutter für einen fremden Menschen auf, der Sie erst vor der Welt entehrte, Sie zum gemeinen Gassenmädchen, Ihren Sohn zum Bastard, mich zu einer Art Kupplerin machte, dann vielleicht die Lust bekam, seine zerrütteten Finanzen wieder durch Ihr Vermögen herzustellen. Ein anderes Mädchen von gutem Hause würde Bedenken getragen haben, ihm die Hand zu geben. Für Sie, Gott sei's geklagt, ist er gut genug. — Also thun Sie, wie Ihnen beliebt, falls die Richter sich gefallen lassen, von Ihnen zum Besten gehalten zu werden. Ich werde meine Grundsätze nie verläugnen, und beweisen, daß mir Ehre theurer, als Alles ist."

Sie sagte es und wollte sich entfernen. Aber Suschen, voll tiefen, kindlichen Schmerzes, schrie laut auf, und warf sich ihr klagend entgegen an die Brust: „Nein, das sagt meine einzige, theure Tante, das sagt meine liebe Mutter nicht."

„Ich sagte es. — Ich werde es sagen. Gefällt es dir, unsere Ehre aufzuopfern, so fragst du wenig nach meiner Liebe. Willst du dich nicht vom Baron trennen, so läßt du mich fahren."

„Aber Tantchen, er ist edler, als Sie denken. Er ist der Vater meines Kindes, er ist mein Mann, der mich liebt — Tantchen, den ich unaussprechlich liebe."

„Ich wünsche alles Glück, Frau Baronin; hätten Sie mir dies Geheimniß nur drei Tage nach der Hochzeit offenbaret.“

„Tantchen, wollen Sie mich unglücklich machen durch diesen fremden, schrecklichen Ton?“

„Wie kannst du unglücklich sein durch mich, wenn dich der Räuber unserer Ehre, unsers Hausfriedens beglückt? Lasse dich durch ihn für meine Wenigkeit entschädigen.“

„Halt!“ rief der Herr Pfarrer, dem endlich bei Tantchens Ton und Suschens Leiden das Herz brach: „Halt ein, Suschen! du hast kaum Muth genug, die Liebe einer hartherzigen Tante für die Liebe eines braven Mannes aufzuopfern; aber Tantchen opfert dein Glück und deine Liebe ohne anders für eine Grille ihres ehrgeizigen Eigensinnes auf. Es ist ihr mehr um sich, als um dich zu thun. Dein Glück mußte ihrer Eitelkeit nur den Namen leihen. Drum halt ein, Suschen, mit deinem Jammern. Gehe hin, Gott segne dich! Das Weib soll Vater und Mutter verlassen des Mannes willen, um wie viel mehr eine Tante? Gehe hin, Suschen, wohin dich Gott und Natur rufen — und Gott segne dich!“

Tantchen Rosmarin erschrak ob der Rede ihres Bruders; denn er sprach mit einer Heftigkeit, deren sie ihn nicht fähig gehalten haben würde.

„Herr Pfarrer,“ sagte sie mit angenommener Hoheit, „deine Trauungsreden spare für die Kirche auf, aber ich verbitte sie mir in meinem Zimmer.“

„Nein, Tantchen, hier gehören sie her, und du mußt sie hören! Schlimm genug, daß ihr Leute gewohnt seid, den Gottestempel nur zum Schauspielhaus zu machen, wo ihr bald Zuschauer, bald Mitspieler seid, aber draußen wieder euer Wesen treibt, als wäre außer der Kirche keine Religion nöthig. — Du hast Unrecht, Tantchen, gehe in dich. Lasse Suschen gewähren. Lerne den Baron kennen und ihm verzeihen. Er ist ein Ehrenmann.“

Die Tante wandte ſich mit Gleichgültigkeit von ihrem Bruder ab, und ſagte: „Suschen, ich hoffe zu dir, du werdeſt vernünftig ſein, und meinem Rath folgen. Ich bin zu alt, meine Grundſätze nach deinen Mädchenlaunen zu ändern. Dies iſt mein Ultimatum. Künftig nie wieder zwiſchen uns über ſo etwas weiter eine Silbe. Hörſt du?“

Und damit verließ die Tante das Zimmer; der Herr Pfarrer begleitete Suschen auf das ihrige. Er wollte ſie tröſten. Aber ſie war ruhig. Die letzten Worte der Tante hatten eine Verwandlung in ihr hervorgebracht, die das Gegentheil von dem war, was Tantchen beabſichtigt hatte.

„Ich bin gefaßt, zu Allem gefaßt,“ ſagte Suschen: „Ich ſehe es ein, die Tante weicht von ihrem Willen nicht; dieſer Wille macht mich, mein Kind und den Baron unglücklich. Ich bin in dem Alter, da ich über mich zu entſcheiden habe. Ich habe nicht zu entſcheiden; die Pflichten gegen mein Kind und gegen den Frieden meiner künftigen Tage haben entſchieden.“

„Vernünftig geſprochen, Suschen!“ rief der Herr Pfarrer: „Gehe zu deinem Mann. Die Tante mit ihren eiſernen Grundſätzen kommt herum, ehe der Winter verſtreicht.“

Entführung.

Zitternd und weinend verließ Suschen, begleitet von ihrem Oheim und dem Kammermädchen, an der Hand den kleinen Pompejus, in der Dunkelheit des Abends das ihr immer noch theure Haus; denn der Baron wartete im Park. Aber das Zittern und Weinen verſchwand, als ſie an der Bruſt ihres Freundes lag.

Schweigend gingen Alle durch den Park, an deſſen Ende der Wagen des Barons hielt. Der Herr Pfarrer hob Suschen ſelbſt hinein, nachdem er ſie noch einmal mit Herzlichkeit umarmt hatte.

„Gott ſegne dich, liebes Kind!“ ſagte er: „Ich gehe nun heim, und erzähle unſerm Tantchen Rosmarin, wie dich der Herr Baron entführt hat. Morgen oder übermorgen beſuche ich dich zu Malzen; aber ich komme diesmal nicht zu Pferde.“

Dankbar ſchloß der entzückte Baron den guten Oheim an ſeine Bruſt, und ſetzte ſich zu der Geliebten, ſeinen Sohn auf den Schoos. Dem Kammermädchen, welches freudig in den Wagen ſprang, hatte die romantiſche Entführung etwas Pikantes. Liſette rieb ſich die Hände, und verſicherte, unter ſolchen Bedingungen ließe ſie ſich alle Tage entführen, wenn die Reihe an ſie käme.

„Tantchen!“ ſagte der Herr Pfarrer, als er zu Tantchen Rosmarin ins Zimmer trat: „ich habe dir etwas Neues zu erzählen. Der Herr Baron von Malzen hat Suschen, den kleinen Pompejus und das Kammermädchen der Baronin entführt.“

„Entführt!“ rief Tantchen mit dem Tone des Entſetzens, und ſprang vom Sofa auf, und ſtand wie Loths Gemahlin: „Es iſt nicht möglich!“

„Das muß ich beſſer wiſſen, Tantchen, denn ich ſelbſt habe dem guten Suschen erſt vor wenigen Minuten in den Wagen des Barons geholfen.“

„Du, Herr Pfarrer? — Wie? und das wagt der Baron auf meinen Gütern? gegen meine Nichte? Du im Komplott mit ſolcher Gewaltthat?“

„Ich ſehe darin keine große Gewaltthat; denn Suschen ging mit Freuden, da es bei dir keine Barmherzigkeit fand.“

Nun ſank Tantchen weinend und ſchluchzend auf das Sofa zurück, und rief: „Solche Schmach habe ich nicht verdient. Was wird die Welt von uns ſagen? Wir werden das Geſpräch und der Spott des ganzen Landes. Aller Anſtand, alle Zucht, alle Ehrbarkeit zu Grunde gerichtet. Alles verkehrte Welt. Erſt Kindtaufe, dann Hochzeit, dann Liebſchaft, — dann Entführung — und das mußte

meinem Hause widerfahren! — Ich gebe es nicht zu. Ich mache dem Baron einen neuen Prozeß. Er hat den Landfrieden gebrochen."

Während der Herr Pfarrer mit Tantchen disputirte, hatten die Liebenden das freiherrliche Schloß erreicht. Hier waren alle Zimmer glänzend erleuchtet; alle Bedienten des Schlosses umringten in ihren Festkleidern den Wagen, und brachten der neuen Gebieterin ein Vivat. Von Walzendorf waren die Vorsteher und Ausleute erschienen, der Baronin Huldigung zu leisten. Suschen wurde von allen Glückwünschen und Ehrenbezeugungen so betäubt, daß sie froh wurde, als sie endlich mit ihrem Gemahl wieder allein sein konnte.

„Jetzt ist's meine erste Pflicht," sagte der Baron, „den kleinen, schläfrigen Pompejus zur Ruhe zu bringen." Er ließ es sich nicht nehmen, ihn selbst zu entkleiden, und in ein ganz neues, schon längst dazu bestimmtes Bettchen zu legen. „O wie selig bin ich!" jauchzte er: „heut' erst fühle ich die Wollust, Vater zu sein, im vollen Maß." Dann führte er die Baronin durch alle Zimmer, und zeigte ihr diejenigen, welche für sie bestimmt waren, die köstlichsten im ganzen Schlosse, auf das geschmackvollste möblirt, mit tausend kleinen Bequemlichkeiten versehen.

Der Prozeß hat ein Ende.

Suschen wohnte im Schlosse Walzen, wie in einem schönen Traum. Sie konnte kaum glauben, daß an ihrem Glücke Wahrheit sei. Nur der Gedanke an Tantchen Rosmarin machte ihr noch Kummer; das hielt sie aber nicht ab, gleich folgenden Tages durch Eilboten an das Tribunal, wie an Herrn Advokat Kurzbein die Erklärung einzusenden, daß sie bei ihrem Manne lebe, und von jeder Scheidung abstehe.

Nach drei Tagen hielt auch der Herr Pfarrer Wort. Er kam,

die Glücklichen zu besuchen. „Kinder, erschreckt nicht," sagte er, „hinter mir her kommen sieben Wagen voller Kästen, Kisten und Hausgeräth schwer geladen; die Fuhrleute haben alle einen Rausch; vor der Brust Blumensträuße, wie ein Wald; am Hut und Peitschenstock Seidenbänder von allen Farben des Regenbogens. Ich selbst habe ein Räuschchen; aber nur von der Freude. Tantchen Rosmarin schickt ihrem Suschen die Aussteuer, und freundliche Grüße mit saurer Miene."

„Hat mir Tantchen verziehen? liebt sie mich noch?" rief Suschen, und verhinderte mit ihren Umarmungen und Küssen fast des Onkels Antwort.

„Weißt du nicht, daß ihr Ehre und Grundsätze über Alles gehen? Welche Schande für sie, für unser Haus, wenn die Welt glauben würde, diese Verbindung sei wider ihren Willen geschehen! Umgekehrt, Tantchen prangt recht öffentlich mit der Aussöhnung der Parteien; schickte schon vorgestern vor Sonnenaufgang einen Boten an Herrn Kurzbein; Karten nach Waiblingen; sie nimmt Glückwünschungsbesuche an, und alle Welt glaubt, sie habe das gute Werk der Versöhnung gestiftet. Wenn sie aber allein ist, weint sie; und kann sie meiner habhaft werden, schmält sie. Bei allen ihren Schwächen ist sie doch das beste Tantchen Rosmarin unter der Sonne."

Suschens Augen wurden feucht.

„Und Sie, lieber Baron," fuhr der Pfarrer fort, „geschwind einen Brief voll Ehrfurcht an Tantchen geschrieben, um Verzeihung wegen des Frauenraubes gebeten, für die kostbare Aussteuer gedankt, die mütterliche Zärtlichkeit anerkannt; hintennach Klagen, daß man ohne Tantchens Beihülfe unmöglich das neue Hauswesen in Ordnung bringen könne; daß der mütterliche Rath und Beistand für das Ameublement unumgänglich nothwendig sei; daß Sie mit Ihrer Frau morgen auf Nieder-Fahren kommen, ihren Segen

erflehen, bei ihr übernachten, ſie übermorgen mit ſich für einige Wochen auf das Schloß führen würden und dergleichen. Folgen Sie mir, ſo geht Alles gut. Ich ſtehe dafür. Unſere kleine Baronin läßt unterdeſſen die Ausſteuer abladen und auspacken.

Wie gern gehorchte Alles dem lieben Onkel! — Und ſein Rath war ſo übel nicht. Denn kaum hatte Tantchen das rührende, artige Schreiben ihres freiherrlichen Neffen empfangen, ſo heiterte ſich ihr Weſen auf; ſie ordnete mächtige Zurüſtungen zur Bewirthung des jungen Ehepaars an, und ſagte mehr als einmal im Tage zum Herrn Verwalter Säblein: „Ich dachte es ja wohl, daß es ſo kommen würde. Nun iſt Noth in allen Ecken und guter Rath theuer; die jungen Leute wiſſen ſich nicht zu helfen; da fehlt es hier, da hinkt es da, da kommen ſie wieder bei der Tante betteln. Was ſoll ich machen? Ich bin zu gut, viel zu gut! Ich muß ja wohl hin, und ein wenig Ordnung bei ihnen machen. Das geht ſo, wenn man was hinter meinem Rücken anfängt. Da wird Alles verkehrt.“

Die Reise wider Willen.

Zum bessern Verständniß des ersten Schreibens muß gesagt werden, daß der Briefsteller nebst seiner Schwester am 20. Jänner 1807 zu einem Ball bei der Gräfin Amalie von St...y in ihrem Palaste zu Warschau eingeladen waren. Sie erschienen und genossen einen fröhlichen Abend, obgleich die Freude nicht Jedem ganz von Herzen gehen mochte. Denn in Warschau war damals Alles voll Verwirrung und Franzosen, und erst seit kaum acht Tagen jene vergängliche Regierungskommission eingesetzt, an deren Spitze der wackere, doch viel verkannte Malachowsky stand.

Die Gräfin von St...y war den Abend schön wie ein Engel. Um ihren feinen Hals schimmerte ein prächtiges Perlenband, das Neujahrsgeschenk ihres Oheims. Ein ähnliches hatte des Briefstellers Schwester am Neujahr erhalten, doch diesmal umzulegen vergessen. Die jungen Nebenbuhlerinnen geriethen in gemeinschaftlichen Streit, welcher Schmuck der schönere sei; jede verlangte den Triumph des ihrigen. Zuletzt forderten Beide den Briefsteller auf, das Halsband der Schwester auf der Stelle herbeizuschaffen. Die Schwester gab ihm den Schlüssel zu ihrem Schmuckkästchen; er ließ seinen Wagen vorfahren und eilte zu seiner Wohnung.

Erſter Brief.

Blonie, 21. Januar 1807.

Bei allen Huldgöttinnen, unter deren Zahl Sie, meine ſchöne Gräfin, ſelbſt eine der erſten ſind, beſchwöre ich Sie, zürnen Sie mir nicht. Statt Ihnen geſtern das Halsband Sophiens zu bringen, habe ich es nach Blonie getragen. Aber noch heute komme ich nach Warſchau zurück, und dieſen Abend lege ich es zu Ihren Füßen. Ich benutze eine langweilige Stunde und einen Kurier, der nach Warſchau eilt, um Ihnen meine vorläufige Entſchuldigung zu machen. Sie werden freilich mein Vergehen, Ihren geſtrigen Triumph verſpätet zu haben, für unverzeihlich erklären, und behaupten, es laſſe ſich nicht mehr abbüßen. Aber ich bitte Sie, haben Sie nur noch ſo viel Gnade, dieſe Zeilen Ihres Blickes zu würdigen, und Sie werden Nachſicht mit dem Strafwürdigen haben, der nur aus Freundſchaft zum Sünder an Ihnen ward.

Ich hatte geſtern Sophiens Perlenſchmuck zu mir geſteckt, und war im Begriff, in den Wagen zu ſteigen und zu Ihnen auf den Ball zurückzukehren, dem Ihre Schönheit den höchſten Zauber gab, als mein Bedienter einen franzöſiſchen Offizier meldete. Ich mußte ihn wohl empfangen. Er brachte mir einen Brief. Denken Sie, es waren die erſten Zeilen, die ich ſeit zwölf Jahren von meinem einzigen, geliebten Jugendfreund, dem wackern Felix L...y erhielt, der ſeitdem alle Feldzüge Napoleons mitgemacht hat, und nun an der Spitze eines polniſchen Regiments ſteht. Er ſchrieb mir nur wenige Worte: „Ich komme ſoeben in Blonie an, und erfahre, lieber Joſeph, du lebſt noch. Meine Hoffnung, dich in Warſchau zu umarmen, iſt vereitelt, da ich faſt vor den Thoren der theuern Stadt bin. Ich komme von Poſen, und finde hier Armeekurier und Befehl, auf der Stelle nach Thorn zu eilen. Iſt

es dir möglich, ſo komm auf einen Augenblick nach Blonie, wo ich wenigſtens einige Stunden im Bett ausruhen will. Wer weiß, ob wir einander in dieſer Welt wieder ſo nahe kommen. Wir haben uns ſo viel zu ſagen! Morgen in der Frühe reiſe ich ab.“

Werden Sie es mir nun verargen, ſchöne Gräfin, wenn ich den wichtigen Augenblick nicht unbenutzt ließ! Denken Sie, einen theuern Freund nicht ſehen, der lange von mir getrennt war! Ich bat den Offizier, ſich zu mir in meinen Wagen zu ſetzen und ſeine Pferde nachführen zu laſſen; warf den Mantel um, und ſo ging es, ſtatt zum Tempel der Liebe, zum Feſt der Freundſchaft.

Wie ich nach einer elenden Fahrt — der Weg war erbärmlich und die Nacht ſtockfinſter — in Blonie ankomme, iſt mein Felix ſchon fort nach Sochazew, wo ihn ein paar franzöſiſche Generale erwartet haben. Doch hat er einen Zettel an mich zurückgelaſſen, mit der Bitte, ihm nach Sochazew zu folgen, wo er mich auf jeden Fall erwartete. Bin ich nun ſeinetwillen ſo weit gekommen, will ich auch noch die wenigen Meilen machen. Nur geht es mir verdrießlich. Eines meiner Pferde iſt die Nacht hinkend geworden; ich muß die Poſt nehmen, und warten, bis die Poſt Pferde hat, denn Alles iſt in Requiſition. Doch wird mir Hoffnung gemacht, in einer halben Stunde abreiſen zu können.

Leben Sie wohl, Liebenswürdige. Dieſen Abend küſſe ich Ihnen die Hände.

Ihr J. Gr. v. W.

Zweiter Brief.

Kutno, 23. Januar.

Sie werden wahrhaftig, meine Gnädige, nicht weniger erſtaunen, wenn Sie bei Eröffnung dieſes Briefes ſehen, daß ich Ihnen aus Kutno ſchreibe, als ich ſelbſt erſtaunt bin, mich hier

zu befinden. Mein Fatum will mich nun einmal bei Ihnen zum Lügner machen, und ich bin darüber untröstlich. Was werden Sie von mir denken? Und doch bin ich der allerunschuldigste Mensch unter der Sonne.

Das Einzige, was mich bei meinem Abenteuer freut, ist, daß ich zu Sochazew meinen Felix glücklich antraf. Wir schlossen uns Beide mit stummer Inbrunst in die Arme. Es war ein großer, süßer Schmerz, der uns plötzlich ergriff, als wir einander erblickten. Mir war, als hielt ich einen längst verstorbenen Geliebten in einer andern Welt wieder an mein Herz.

Sie haben ihn gewiß gekannt. Der Feuerkopf ist jetzt recht gesetzt worden. Die ägyptische und spanische Sonne haben ihm das Gesicht artig gebräunt, und die Schramme über dem linken Auge der Stirn, die er zu Ehren eines calabresischen Säbels aus einem Gefechte davon getragen hat, steht ihm so gut an, daß sie mich eifersüchtig machen könnte, wenn ich wüßte, er würde nach Warschau kommen und bei Ihnen einquartiert.

Ich behalte mir vor, Ihnen die ganze Geschichte seiner Kriegsfahrten zu erzählen, wenn ich bei Ihnen bin, und das ist übermorgen der Fall. Himmel, wie die Menschen in diesen napoleonischen Zeiten herumgeworfen werden in alle Welttheile! Es sind wahre Völkerwanderungen, und Keiner kann darauf schwören, ob er in Europa, Amerika, Asien oder Afrika sein letztes Brod essen muß. Felix war lange beim Generalstab angestellt, und befehligt jetzt sein eigenes Regiment. Er ist zum Korps des Generals Lannes bestimmt, wie er glaubt, und versichert, daß Napoleon künftigen Sommer in Petersburg sein werde, besonders wenn jetzt die Türken nicht saumselig sind, da sie nun doch den Krieg erklärt haben. So viel ist gewiß, der russische Gesandte Italinsky hat Konstantinopel wirklich verlassen. Die französischen Generale, bei welchen sich Felix in Sochazew befand, versicherten, seit dem Treffen bei

Pultusk und Golomyn sei schon wieder ein blutiger Tag bei Ostrolenka zu Gunsten der französischen Waffen gewesen.

Doch genug von Politik. Sie werden vielmehr neugierig sein, zu lesen, wie ich endlich, statt nach Warschau, hieher in dies verwünschte, erbärmliche Städtchen gerathen bin? Hören Sie nur. Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. Sie werden von ganzem Herzen lachen, und mir bleibt am Ende nichts übrig, als mitzulachen, ungeachtet ich die größte Lust hätte, zu verzweifeln, daß ich noch immer nicht bei Ihnen bin.

Wir waren gestern in Sochazew bis zum späten Abend beisammen, ehe wir uns wieder, weiß Gott auf wie lange, trennten. Da ich so bald nicht auf Erhaltung von Postpferden rechnen konnte, und doch trotz meiner Ermüdung sogleich nach Warschau zurück wollte, um bei Ihnen Buße zu thun, war Felix so gefällig, mir durch sein militärisches Machtwort Requisitionsfuhre bis Blonie zu verschaffen. Es erschien eine mit drei braven Rossen bespannte Chaise. Ich drückte den wackern Felix noch einmal an mein Herz; er reiste ab, und bald auch ich.

Von der vornächtigen Reise, auf welcher ich kein Auge geschlossen hatte, so wie vom Treiben des Tages matt, schützte ich mich gegen den Schneewind durch die vorgezogenen Umhänge der Chaise, wikkelte mich fest in den Mantel, drückte mich in die Wagenecke und schlief, trotz dem harten Fuhrwerk, ein. Ein glücklicher Einfall war es von mir gewesen, daß ich noch zu Hause über meine Ballkleider den Ueberrock angelegt hatte. Meinen Füßen, nur von dünnen Schuhen und Seidenstrümpfen bekleidet, mußte eine ganze Bürde Heu im Wagen zum Schutz dienen.

Ich schlief unruhig, aber träumte angenehm, denn Sie waren mein Traum. O wie liebenswürdig, wie gütig machte Sie der Gott der Einbildungen! Welche selige Worte las ich in Ihren Augen! Meine Seele war in der Ihrigen; ich wußte, was Sie

empfanden, und doch empfand ich unendlich mehr, als Sie. O, daß das nur Traum ſein mußte! Wenn Sie nur wüßten, reizende Amalie, welche Himmel Sie zu verſpenden hätten, Sie könnten unmöglich in der Wirklichkeit anders handeln, als in meinen Träumen!

So oft mich auch die allerunbarmherzigſten Rippen- und Kopfſtöße aus meinem Elyſium aufſchreckten, ſchloß ich doch immer richtig die ſchlaftrunkenen Augen wieder, und immer waren Sie es wieder, die mich in das verlorne Elyſium zurückführte. Als ich mich vom betäubenden Schlafe endlich ermannte, bemerkte ich mit Schrecken, daß es ſchon Morgenhelle ſei. Ich hatte darauf gezählt, nach Mitternacht in Blonie zu ſein. Ich riß die Vorhänge der Chaiſe zurück, und ſah, daß wir in ein Städtchen einfuhren, das ich in meinem Leben noch nie die Ehre gehabt habe zu ſehen.

„Wo ſind wir denn?“ fragte ich den Fuhrknecht.

„Zu Kutno!“ antwortete der Kerl ganz trocken, und fuhr immer zu.

„Zu Kutno?“ ſchrie ich vor Wuth außer mir. „Plagt Euch, Kerl, der Teufel, mich nach Kutno zu ſchleppen? Nach Blonie, nach Blonie, will ich!“

Der Schlingel that, als hätte er keine Ohren, fuhr zu, und hielt zuletzt bei einem Wirthshauſe. Ich ſtieg nun zwar aus, denn ich war am ganzen Leibe vollkommen wie gerädert; aber ich hatte die größte Verſuchung, den vermaledeiten Burſchen auf der Gaſſe durchzuprügeln. Er behauptete inzwiſchen, der franzöſiſche Offizier, der ihn zum Fahren befehligt habe, hätte ihm Kutno genannt; er habe es wenigſtens ſo verſtanden. Und dabei blieb er, ſchlug wieder auf ſeine müden Roſſe los und eilte davon.

Durch den Wirth erfuhr ich, daß mein gottloſer Kutſcher ſchon ſeit acht Tagen von Kutno, wo er wohne, auf Requiſition abweſend geweſen, vermuthlich, wie es beim Militär ſo Sitte ſei, mit Schlägen und Hunger in der Welt herumgeſchleppt worden, und

nun vermuthlich die Gelegenheit in der Nacht benutzt habe, mit ſeinem Fuhrwerk in die Heimath zurückzukommen, beſonders da er geſehen, daß ich ein Pole und weder Franzoſe, noch Offizier ſei.

Dieſe Auskunft, welche mir der ſcharfſinnige Wirth gab, mochte ganz richtig ſein, aber mir war dabei nicht geholfen. Ich ſaß nun in Kutno, und war nicht zu Warſchau, nicht einmal zu Blonie. Der Wirth tröſtete mich mit einem erbärmlichen Frühſtück und der guten Hoffnung, daß ſich Gelegenheit finden werde, wieder nach Sochazew zurückzukommen. Er gab ſich viele Mühe, mir einen Wagen zu verſchaffen. Ich ſelbſt lief geſtern den ganzen Tag in ſeidenen Strümpfen das kothige Städtchen auf und ab, und hatte vergebliche Arbeit. Alles iſt für den Armeedienſt in Beſchlag genommen. Ich erniedrigte mich ſo tief, daß ich ſogar den verwünſchten Schelm wieder aufſuchte, der mich nach Kutno gebracht hatte. Ich vergab ihm in der Angſt alle Sünden, und bat ihn nur mit weit vorgeſtrecktem Geldbeutel, mich wieder nach Sochazew zurückzubringen. Er aber ſchwor, Pferde und Wagen ſeien den gleichen Morgen ihm wieder genommen. Mein ſcharfſinniger Wirth hingegen meinte, der Erzſchelm habe ſein Fuhrwerk irgendwo auf dem Lande in ſichere Verborgenheit gethan, damit es nicht wieder requirirt werde.

Heute endlich habe ich mit einem franzöſiſchen Ingenieuroffizier, der bei meinem Wirthe einquartiert iſt, einen Vertrag geſchloſſen. Er reist nach Kladova. Ich begleite ihn bis dahin; dort tritt er mir das Fuhrwerk ab, und gibt mir Vollmacht, daſſelbe als Requiſitionsfuhre bis Sochazew, und wenn ich wollte, bis Blonie und Warſchau zu benutzen. Meiner Sache ſicherer zu ſein, habe ich den Fuhrmann nicht nur von dieſem Vertrag unterrichtet, ſondern auch, daß ich von dem Requiſitionsweſen gegen ihn keinen Gebrauch machen, und baar bezahlen werde, ſo weit ich ihn gebrauche. Ich muß alſo, im ſchlechteſten Wetter, mich erſt nach

Kladova und dann wieder nach Kutno zurückbringen lassen, um nur Fuhrwerk zu haben. Denn begleitete ich den Wagen nicht nach Kladova, liefe ich Gefahr, ganz um ihn zu kommen.

Es ist ein unbeschreibliches Elend hier im Lande. Unsere Befreier lassen uns die Befreiung theuer bezahlen. Für Geld findet man kaum noch Brod.

Aber ich muß schließen, sonst versäume ich die reitende Post. O, wie beneide ich dies glückliche Blatt, das zwei Tage früher in Ihrem Zimmer sein kann, als ich! Mit diesem Brief geht zugleich ein anderer an meine Schwester ab, den ich gestern schrieb. Beruhigen Sie das liebe Mädchen, und sagen Sie ihm, daß ich zuverlässig übermorgen in Warschau bin.

Adieu! Ich sterbe fast vor Ungeduld, Sie wieder zu sehen. Mehr als einmal war ich gestern auf dem Sprung, in Tanzschuhen durch Schnee und Koth zu Fuß nach Warschau zurückzulaufen. Doch war die liebe Vernunft so gütig, meiner Sehnsucht die allerdings triftige Bemerkung zu machen, daß ich achtzehn bis neunzehn Meilen zu laufen hätte.

Leben Sie wohl! Möchten Sie den brennenden Kuß fühlen, den ich im Geist auf Ihre schöne Hand drücke! u. s. w.

Dritter Brief.

Posen, 26. Januar.

— — Gewiß, ich bin behext. Ich glaube nun an alle möglichen Zaubereien, da ich bisher an keine, als die Ihrer Anmuth, glaubte. Ich zweifle nicht mehr an der Gewalt der Kobolde und des schadenfrohen Teufels. Heute wollte ich, sollte ich in Warschau, in Ihrem Boudoir, zu Ihren Füßen sein, meine Angebetete, und alles Unglück trifft zusammen und bringt mich nach Posen,

wo ich noch dazu meinen Einzug als Gefangener gehalten habe. Erſchrecken Sie nur nicht. Ich bin ſchon wieder auf freien Füßen.

Es geht mir, wie im Schlaf beim Alpdrücken. Je ſchneller ich vorwärts eilen will, je weiter komme ich rückwärts. Hat denn ſchon, ſeit Menſchen geboren wurden, ein Menſchenkind den Unfall erlebt, daß es, wie ich, von einem Ball weggeht, um eine Perlenſchnur zu holen, und damit über vierzig Meilen weit in die wüſte Welt hinausgeſchleudert wird? Alle meine Sehnſucht, meine Ungeduld, mein Eifer, meine Klugheit, meine Vorſicht, halfen zu nichts, als mich rückwärts zu bringen und immer rückwärts, wie der Sturm den geſchickteſten und eifrigſten Schiffer auf dem Meere weit vom Port verſchlägt, dem er entgegenſteuert.

Mein Ingenieur und ich waren vorgeſtern, wie verabredet, nach Kladova mit einander gefahren. In dem elenden Neſte ſaß eine Art Platzkommandant, zu dem ſich der Ingenieur gleich nach unſerer Ankunft verfügte. Dort fand er Befehl, ohne Verzögern nach Sempolno zu reiſen. Er kam zurück und meldete mir mit Achſelzucken und Millionen Entſchuldigungen das Unglück, nicht ſein Wort halten zu können; Dienſt gehe Allem vor. Ich war vom Schreck faſt ſprachlos, bat, fluchte, ſtellte ihm meine Verlegenheit vor — Alles umſonſt. Er mußte nach Sempolno, und zuckte die Achſeln. Während der Knecht die Pferde fütterte, lief der Ingenieur zum Kommandanten und, begleitet von Soldaten, in alle Häuſer und Ställe, Mittel zu ſchaffen, ein anderes Fuhrwerk zu bekommen. Ich folgte ihm. Außer einem geräumigen Miſtwagen fanden wir nichts.

Meinen Wagen zu behaupten, entſchloß ich mich, ſelbſt mit nach Sempolno zu fahren, wo ich im Nothfall auch leichter Vorſpann zu erhalten Hoffnung hatte, und leidlichere Herberge, als in dem armſeligen, unreinen Neſte von Kladova. Der Ingenieur billigte meinen Entſchluß. Doch blieb ich verſtimmt, und wir

waren Beide unterwegs nicht mehr so gesprächig und freundschaftlich, als vorher. Ja, es gab hin und wieder sogar unbehaglichen Wortwechsel; zu Sempolno schieden wir kalt von einander.

Desto zärtlicher war ich mit meinem Kutscher. Wir verabredeten, über Nacht zu bleiben, die Pferde ruhen zu lassen, und in frühester Frühe des andern Tages zurückzureisen. Meine Freigebigkeit wuchs, und zur Belohnung dafür saß ich mit der Morgendämmerung im Wagen, das Gesicht nach Warschau.

Wir waren kaum eine halbe Stunde von Sempolno, so sahen wir drei französische Jäger zu Pferde mit verhängtem Zügel hinter uns her sprengen. Mein Kutscher, voll banger Ahnung, schlug mit besten Kräften auf sein Gespann ein. Ich fand seine Angst so überflüssig, als seine Eile fruchtlos. Die Franzosen waren bald bei uns, geboten uns zu halten, fluchten auf den Fuhrmann, der, wie sie sagten, ohne höhere Bewilligung aus der Requisition entwischt sei, befahlen ihm umzukehren, und sprachen sogar vom Füsiliren. Mein Phaeton verstand kein Wort, wohl aber die Gebärdensprache der Weltüberwinder, und warf einen trübseligen Blick auf mich. Nun mischte ich mich ein. Das schienen die Kerls nur erwartet zu haben; denn nun wandten sie sich an mich, fragten mit vieler Höflichkeit, wer ich sei? und forderten meinen Paß. Ich hatte keinen. Darauf bemerkten sie mir in den gefälligsten Ausdrücken, ich sei verdächtig und müsse mich vor dem Platzkommandanten ausweisen, wenn ich die Güte haben wollte.

Ohne Zweifel waren die höflichen Grobiane, die nun ohne weitere Umstände Roß und Wagen umkehrten und nach Sempolno zurücktrieben, von meiner Güte vollkommen überzeugt. Der Platzkommandant, sobald er vernahm, ich habe der Requisition hinterlistiger Weise von ihrem Fuhrwerk entwendet, und nicht einmal Pässe für mich selbst, erklärte mich erstens für verdächtig, zweitens für einen von den Feinden Napoleons, drittens für gefangen. Meine

Einwendungen dagegen halfen mir zum Troſt, mich in Perſon beim Hauptquartier rechtfertigen zu können. Und zwei Stunden ſpäter hatte ich wirklich die Ehre, in Geſellſchaft eines Korporals und eines Oberlieutenants, die nach Poſen, jedoch nicht meinetwillen, reiſen ſollten, dahin abzugehen, das heißt, zu fahren.

So lange man es mit allerlei kleinen Widerwärtigkeiten und unerwarteten Neckereien des Schickſals zu thun hat, kann man leicht die Geduld verlieren, vermuthlich weil man dabei noch obzuſiegen hofft. Kömmt das Elend aber allzugrob, ſo wird es wieder luſtig, weil der Menſch, wenn er ſich übermannt und allen Widerſtand eitel ſieht, zu ſeinem angebornen Stolz heimkehrt und, weil er nichts mehr fürchtet, Alles verachtet.

Eben ſo ärgerlich wie in den vorigen Tagen die Plagereien geweſen waren, ſo ſpaßhaft ſchien es mir jetzt, als Gefangener, und zwar in Ballkleidern, nach Poſen und an die Grenzen von Polen verſchlagen zu werden. In der That, das Unglück war eben ſo groß nicht, und ich bin überzeugt, Sie lachen über mein Abenteuer ſo ausgelaſſen, als ich ſelbſt. Ich habe nichts zu beklagen, als den Verluſt der Augenblicke, welche ich nicht in Ihrer Nähe, meine liebenswürdige Gräfin, verleben konnte. Da ſehen Sie nun, welches Unglück der Streit zweier ſchöner Frauenzimmer bringen kann. Sophiens Halsband iſt an Allem Schuld, und ich ſchleppe es noch immer mit mir in der Welt herum.

Ich bin jetzt wirklich froh, in Poſen zu ſein. Im Hauptquartier ward ich ſehr artig aufgenommen. Man machte mir Entſchuldigungen mit der Strenge des Dienſtes, und konnte ſich nicht erwehren, über die unbarmherzige Laune eines Verhängniſſes zu lachen, das mich mitten im Winter in ſeidenen Unterkleidern vom Tanzſaal der Hauptſtadt in das Kriegsgetümmel an die Landesgrenzen bringt. Mein erſtes Geſchäft iſt hier, mich ganz neu zu equipiren, denn ich ſehe erbärmlich aus. Ich verlaſſe mich auf keine Requiſitions-

kutſchen mehr; habe ein braves Reitpferd gekauft, das mich zu Ihnen zurücktragen ſoll; laſſe mir ein warmes Reiſegewand machen, deſſen militäriſcher Schnitt mir bei den kommandirenden Korporalen der Weltüberwinder Achtung verſchaffen kann, und habe nun auch Päſſe, vermittelſt welchen ich ungehindert bis zu Ihrem Vorzimmer gelangen werde.

Nichts hält mich mehr ab, zu Ihren Füßen zurückzufliegen, als Schneider und Schuhmacher. Vor übermorgen komme ich nicht weg, wie ich vorausſehe. Von den kleinſten Umſtänden iſt der arme Sterbliche immer am abhängigſten.

Die Zeit wird mir peinlich lang, und an dem kriegeriſchen Gewirre, das hier herrſcht, den hunderterlei Uniformen, her- und hinziehenden Truppen habe ich mich ſchon vollkommen ſatt geſehen. Es gehört zu den merkwürdigſten Widerſprüchen des räthſelhaften Menſchengeſchlechts, daß alle Welt den Krieg als die größte Plage des Lebens verflucht, alle Welt die Mühſeligkeit verwünſcht, den Tod fürchtet, und ſich tauſendweis zu Krieg, Mühſeligkeit und Tod bereitwillig hingibt.

Mein einziger Genuß iſt, an Sie zu denken, mit Ihnen zu koſen, leider nur in Gedanken! Sie bald im Tanz, bald am Klavier, bald am Putztiſch, bald in der reizenden Nachläſſigkeit Ihres häuslichen Seins, bald als Königin aller Schönen in jedem Zauber zu bewundern, den Ihnen Natur und Kunſt ſpenden.

Nachſchrift vom 28. Januar. Erſt heute kann ich den Brief auf die Poſt geben. Ich bin zur Abreiſe fertig. Morgen früh breche ich auf. Ich reiſe in Geſellſchaft einiger mir wohlbekannten polniſchen und franzöſiſchen Offiziere. Sagen Sie es meiner Schweſter, daß ich am Dienſtag beſtimmt in Warſchau eintreffe.

Vierter Brief.

Magdeburg, 2. April.

— — — Der Himmel weiß, geliebte Gräfin, ob Sie meinen mit Reißblei zu Dresden flüchtig hingekritzelten Brief erhalten haben mögen; der Himmel weiß, ob Sie diese Zeilen empfangen werden. Ich will Ihnen also nur kurz wiederholen, was ich schon von Dresden aus schrieb, und meine Bitte, daß Sie Ihren ganzen Einfluß verwenden und vereint mit meinen Verwandten bei unserer Regierungskommission wie bei den französischen Behörden dahin arbeiten, daß ich wieder freigegeben werde.

Ich habe Ihnen schon gemeldet, daß wir einige Stunden von Posen, zwischen Schwersens und Kostrzyn, sehr unerwartet von einer preußischen Streifpartei überfallen, umringt und gefangen wurden; daß von den Franzosen, in deren Gesellschaft ich ritt, ein Offizier und ein gemeiner Soldat dabei ums Leben kamen; daß Alle geplündert wurden, und ich mich nur dadurch vor Mißhelligkeiten rettete, daß ich dem preußischen Befehlshaber in deutscher Sprache sagen konnte, ich sei keine Militärperson, sondern nur ein bürgerlicher Reisender, welcher zufällig zu diesen Franzosen gestoßen sei. Dies, mein Paß, der meine Aussagen bekräftigte, und die Erklärung, welche ich in kluger Angst that, daß ich, weit entfernt, mit den Franzosen gemeinsame Sache zu machen, ein treuer preußischer Unterthan wäre, der nichts sehnlicher wünsche, als die Befreiung Polens von der französischen Sündfluth, machten mir gutes Spiel. Der preußische Offizier war ein sehr menschlicher Mann. Da ich ihm auf seine Frage wegen der Truppenmenge in Posen meldete, daß ohne Zweifel noch denselben Tag mehrere Regimenter die Straße nach Warschau ziehen würden, entschloß er sich auf der Stelle zum Rückzug nach Schlesien, aber bedeutete mir zugleich, daß er mich

für den Augenblick nicht frei geben könne; seine eigene Lage verböte dies.

Ohne als Gefangener behandelt zu werden, war ich doch einem Gefangenen gleich. Auf elenden Wegen kamen wir nach mehrern Tagen, halbverhungert, halberfroren, über die Warta nach Schlesien. Ob ich fluchte, ob ich lachte, half mir nichts. Ich verbarg vorsichtig Sophiens Schnur so gut ich konnte, und eben so mein weniges Geld; denn ich traute dem Spiel des Kriegsglückes nicht, und that weislich daran. Unser Befehlshaber, der den Namen Major trug, muthete mir schon den folgenden Tag zu, als guter preußischer Unterthan den Fahnen des Königs, wenn auch nur als Freiwilliger, zu dienen. Ohne den Anstand zu verletzen, oder meinen Patriotismus verdächtig zu machen, konnte ich den ehrenvollen Antrag unmöglich zurückweisen. Ich that also Adjutantendienst mit Lieutenantscharakter, und sehnte mich mit Ungeduld nach einer bequemen Gelegenheit, davon zu kommen. Je tiefer wir ins Schlesische hineinkamen, desto mehr entsank mir der Muth.

Wir litten von Frost, Schnee und Mangel an Lebensmitteln unbeschreiblich. Wohin wir kamen, mußten wir, was wir gebrauchten, mit Gewalt nehmen. Am beklagenswürdigsten waren unsere Kriegsgefangenen, die wir immer mit uns schleppten. Demungeachtet wiesen die Polen, denen ich ihr böses Schicksal am liebsten zu erleichtern suchte, alle meine Gefälligkeit stolz und unwillig ab. Ich las in den Augen meiner Landsleute, daß sie mich für einen Verräther hielten, und dieser Vorwurf war mir schmerzlicher, als alles übrige Elend. Auch empfand ich bald genug die Folgen ihres Hasses.

Der Major hatte sich nach Glogau gewendet; wir erreichten den Platz nicht. Eines Morgens, da sich unsere paar Kompagnien in einem Dorfe zum Abmarsch aufgestellt hatten, sprengten einige französische Husaren heran. Sie stutzten bei unserm Anblick, und

machten ſich eilig wieder zurück. Wie wir aus dem Dorfe hervorrückten, wurden wir von einer Schwadron leichter franzöſiſcher Reiterei angefallen und umſchwärmt. Dieſe machte unſerm Befehlshaber keine Furcht; aber bald hatten wir rings umher mit mehrern Kompagnien Infanterie zu thun. Wir waren in eine Kolonne des Vandammeſchen Armeekorps gefallen, und unſere Tapferkeit vergeblich. Die Preußen ſchlugen ſich mit beiſpielloſer Wuth, und eroberten ſogar zwei von den Feldſtücken, mit denen wir beſchoſſen wurden. Das Ende vom Spiel aber blieb dennoch, daß wir von der Uebermacht erdrückt und gezwungen wurden, uns zu ergeben. Wir hatten unſererſeits mehrere Todte und viele Verwundete.

Niemand war fröhlicher, als die durch das Gefecht befreiten franzöſiſchen und polniſchen Kriegsgefangenen. Die Letztern bezeichneten mich auf der Stelle dem franzöſiſchen General als einen abtrünnigen Polen- und Franzoſenfeind, der ſie den Preußen verrathen, überliefert und ſogleich bei denſelben Dienſte genommen hätte. Da mich der preußiſche Major bei Abzählung der Gefangenen den Siegern wirklich als ſeinen Lieutenant und Freiwilligen aufführte, half mir nichts zur Rechtfertigung. Die Poſener Päſſe vergrößerten nur meine Schuld. Pferd, Uhr und Geld wurde gute Beute der Ueberwinder. Ich mußte mit den übrigen Gefangenen zu Fuß durch Schnee und Koth waten und ward über Liegnitz und Dresden geführt.

Hier meldete ich Ihnen mein Unglück. Wir hatten in Dresden einige Ruhetage. Dann, mit einem Haufen anderer Gefangener, ging es über Leipzig hieher nach Magdeburg. Schon ſeit acht Tagen bin ich in dieſer Feſtung; die Einwohner haben viel Mitleid und Güte mit uns, während ſie ſelbſt im höchſten Grade zu bemitleiden ſind. Nirgends fand ich ſo viel Niedergeſchlagenheit, als in dieſer Stadt. Alles flucht den Franzoſen. Die Bürgerſchaft hängt mit vielem Eifer ihrem unglücklichen König an, und gibt noch gar

nicht die Hoffnung auf, wieder den preußischen Adler auf ihren Wällen zu erblicken.

Allem Anschein nach werde ich hier, wenn man sich in Warschau meiner nicht mit dem lebendigsten Eifer annimmt, als Kriegsgefangener das Ende des Kriegs abwarten müssen. Meine wohlgeborgene Baarschaft fängt an zusammenzuschmelzen. Auf jeden Fall bitte ich meine gute Schwester in beiliegendem Briefchen, mir unter angezeigter Adresse Wechsel zu schicken.

Der Gouverneur ist ein gefälliger Mann. Ich hatte Gelegenheit, ihm, der ganzen Reihe nach, meine verdammten Abenteuer zu erzählen. Er fand sie so sonderbar, daß er beständig lachte und mir kaum glauben wollte. Er ist mit meinem Freunde Felix persönlich wohlbekannt. Mich aber frei zu geben, steht durchaus, wie er sagt, nicht in seiner Macht. Er weiset mich zur lieben, bittern Geduld; hat mir indessen zugesagt, sowohl ein Schreiben an Felix, als diesen Brief an Sie zu befördern.

Der Scherz des Schicksals ist beinahe zu grob, um noch spaßhaft zu sein. Und doch hilft mir mein Verzweifeln nichts. Ich bin so heiter, als man es in den verwünschten Umständen sein kann, und meine Gesundheit ist unverwüstlich. Beruhigen Sie sich also meinetwillen. Trösten Sie die gute Sophie. Ich zähle nun Tage, Stunden und Minuten, bis ich eine Antwort von Ihnen haben kann. Es wird mir sein, als hätte ich Sie selbst, wenn ich einmal eine Zeile von Ihnen sehe; u. s. w.

Fünfter Brief.

Nancy, 20. Mai.

— — Lustig! meine Sachen gehen vortrefflich. Am Ende glaube ich, mein wunderlicher Stern oder Unstern führt mich ganz un-

erwartet nach Paris, nach Liſſabon, nach St. Domingo, nach Otaheiti, zu den Feuerländern, zu den Esquimaux,, zu den Hottentotten, über Aſien, neben den kleinfüßigen Chineſerinnen, neben den frommen Kindern der Braminen vorbei, durch die perſiſchen Gärten nach Warſchau zurück. Ich zweifle keinen Augenblick länger daran. Meine Sachen gehen vortrefflich, ungeachtet ich immer wünſchte, ſie möchten auch einmal zum Stehen kommen. Da bin ich ſchon in Frankreich. Ich habe nach Liſſabon nicht mehr weiter, als nach Warſchau; und bin ich einmal in Liſſabon, was liegt mir daran, ob ich durch Aſien oder Europa wieder zu Ihnen komme.

Aber weder die deutſchen Mädchen — und doch gibt es allerliebſte Geſichter darunter —, noch die Franzöſinnen, noch die Spanierinnen, noch die üppigen Schönheiten der Freundſchaftsinſeln werden mich Ihnen untreu machen können. So weit ich bisher kam, ſah ich doch nirgends ſo viel Reiz, Anmuth und Würde, als ich zu Warſchau auf dem Ball verließ. Ach, hätte ich nur eine einzige Zeile von Ihnen!

Wer weiß, ob nun nicht Briefe von Ihnen, von Sophien für mich in Magdeburg ſtecken? Aber wer weiß denn nun in Magdeburg, wo ich ſtecke? Mit einem ungeheuern Haufen Kriegsgefangener wurde ich, nach Abſendung meines Briefes an Sie, fortgeführt. Man ſagte, wir kämen nach Mainz; in Mainz ſagte man uns, wir kämen nach Lyon, und was wird man in Lyon ſagen, wenn ich komme? Das Heer von Kriegsgefangenen, mit dem ich über den Rhein kam, iſt in hundert Theile zerſplittert. Es ging in alle Weltgegenden. Ich zweifle nun, wie geſagt, keinen Augenblick, ich muß eine Reiſe rund um die Welt machen. Wäre ich nur erſt in Tibet beim Lama, oder beim Prophet in Mekka, oder am kaſpiſchen Meere: ſo würde ich jubeln, denn ich wäre auf vollem Rückwege zu Ihnen.

Was ſind wir doch für armſelige Geſchöpfe! Wie Ameiſen ſind

wir, deren Haufen der ungefähre Tritt eines Roſſes zerſtört; wie Inſekten, welche der Sturmwind in alle Lüfte entführt und wieder in entfernten Ländern niederläßt. Wie komme ich nach Nancy? Was geht mich der Krieg an?

Ich ſchicke Ihnen dieſe Zeilen, um Sie wenigſtens wegen meines Lebens zu beruhigen. Lieber Himmel, es iſt mir, als wäre ich ſchon ſeit mehr denn zwanzig Jahren von Ihnen entfernt. Wie viele Länder, Gebirge, Ströme, Völker, liegen zwiſchen uns! Niemand ſteht mir gut dafür, daß ich nicht noch die Ehre haben werde, Ihr Gegenfüßler zu ſein. Ach, meine reizende Gegenfüßlerin, und was würde dann aus dem Leben werden? Wie leicht könnten Sie mir unter den Füßen wegſterben, ohne daß ich ein Wörtchen davon wüßte. Ich ſage mir — denn wenn Sie für einen Andern lebten, wären Sie da nicht todt für mich? Ich habe noch nie geleſen, daß eine Gegenfüßlerin den Gegenfüßler treu geliebt hätte.

Seit wir gefangenen Kriegshelden diesſeits des Rheins wandeln, erlaubt man uns viel mehr Freiheiten, als auf deutſchem Boden. Ich kann umhergehen, wo ich will, wenn ich mich nur zur gehörigen Stunde beim Kommandanten zeige. Ich kann ganz nach Gefallen leben, eſſen, trinken, wie ich will, verſteht ſich, für mein Geld. Wenn ich nur mehr, als das gewöhnliche Spielgeld, zu mir geſteckt hätte, da ich zu Ihnen auf den Ball fuhr, vor — ich glaube zwanzig Jahren.

Nächſtens ſchreibe ich Ihnen wieder, und zwar von da, wo ich hoffen darf, bis zum Frieden eine bleibende Stätte zu behalten, und Antworten aus Warſchau abwarten zu können. Vermuthlich aber, meine ſchöne Gegenfüßlerin, ſende ich Ihnen meinen erſten Brief von der Inſel Teneriffa oder Madagaskar; u. ſ. w.

Sechster Brief.

Aexs, 27. Juni.

— — Endlich habe ich mein Ziel erreicht. Ich bin bestimmt, bis zur Auswechslung der Kriegsgefangenen oder bis zum Frieden hier zu bleiben. So ist es mir leidlicher ergangen, als ich anfangs selbst erwartete. Von Warschau bis an die spanische Grenze geworfen werden, ist wahrhaft keine Kleinigkeit. Ich werde also weder Otaheiti, noch Ostindien sehen, ungeachtet dort aller Wahrscheinlichkeit zufolge mehr zu sehen sein mag, als hier in diesen Einöden an dem Adour.

So viel Franzosen ich in Polen erblickt hatte, verfluchten sie alle mein Vaterland. Ich gebe es ihnen aber in dem ihrigen redlich zurück. Welch ein erbärmliches, kahles, flaches, dürftiges Land das ist! Die französische Regierung kömmt bei mir stark in Verdacht, sie führe nur Krieg, um diese unübersehbaren Einsamkeiten zu bevölkern. Denn es sind hier fast so viel Kriegsgefangene, als Einwohner.

Das Städtchen ist halb zerfallen; mein Wirth thut sich aber nicht wenig auf das hohe Alterthum desselben zu gut. Ich will ihm die Freude lassen. Er hat eine junge Tochter, die mir viel artiger, als das älteste Städtchen zu sein scheint. Er empfiehlt mir, als Köstlichkeit, die warmen Bäder der Stadt, und glaubt, in der ganzen Welt seien solche Wunderbäder nicht. Aber der Mensch ist offenbar ein Narr. Warme Bäder und außerdem schon eine Hitze in dem Laude zum Ersticken! Ich bin von der Sonne schwarzgebrannt, wie ein Mulatte, und begreife nur kaum, wie das erwähnte, junge Mädchen in dem alten Städtchen eine so reine, blendende Hand behalten hatte.

Die Kriegsgefangenen sind bei den Bürgern einquartiert. Wir haben aber nichts als die Wohnung frei. Alles Uebrige ist uns

überlaſſen zu kaufen, wenn wir nicht verhungern wollen. Mein Geld geht zur Neige. Mein ganzer Reichthum iſt Sophiens Halsband, das ich Ihnen zum Ball bringen ſollte und nun in der Nachbarſchaft der Pyrenäen verzehren muß. Ich hoffe, meine gute Sophie wird den einſtweiligen Verluſt für ihren Hals verſchmerzen, und froh ſein, daß ihr Schmuck dem armen Bruder das Leben gegen Hunger und Durſt ſchützt. Schon habe ich einige große Diamanten und Perlen einem hieſigen Juwelier verkauft, der aber nicht im Stande war, ſie baar zu bezahlen. Er mußte das Geld in Bayonne holen, einem Städtchen ungefähr zwölf franzöſiſche Meilen von hier.

Seitdem kann ich wieder ganz gemächlich leben, einen Bedienten halten, Spazierritte in der Nachbarſchaft machen, Beſuche geben und das Loos meiner Mitgefangenen erleichtern; u. ſ. w.

Siebenter Brief*).

Acrs, 13. Juli.

— — Te Deum laudamus! Es iſt Frieden! — Jedermann kömmt und wünſcht mir Glück zur nahen Erlöſung und Heimreiſe. Und in der That die Reiſe von Acrs bis Warſchau verdient einen Glückwunſch, denn ich traue dem Geſchick nicht. Die Franzoſen ſprechen von nichts, als von Tilſit, und erheben ihren Napoleon zu den Göttern. Julius Cäſar und Alexander der Große, meinen ſie, wären, wenn ſie heutiges Tages lebten, kaum werth, Adjutantendienſte beim großen Napoleon zu verrichten. Der hieſige Maire behauptete in einer dem Frieden zu Ehren gehaltenen Rede

*) Zwiſchen dem vorhergehenden und dieſem Briefe ſind mehrere verloren gegangen.

ohne anders, Tilſit ſei an den Grenzen der aſiatiſchen Tartarei hoch im Norden gelegen, und der linke Flügel der großen Armee habe ſeine Vorpoſten weit hinaus über das ewige Eis des Nordpols pouſſirt, wohin vorher noch kein Sterblicher den Fuß zu ſetzen gewagt. Die guten Leute von Acrs, die man auch Dare zu nennen pflegt, froren beim bloßen Einfall des Maire. Ohne Zweifel haben ſie nach angehörter Rede die erſte Zuflucht zu ihren warmen Bädern genommen, um die Polarkälte von ſich abzuwehren.

Alle Tage erwarte ich nun die Wirkungen des Tilſiter Friedens, den Befehl zur Rückkehr, und ungeduldiger noch ein paar Buchſtaben von Ihrer ſchönen Hand, liebenswürdige Gräfin, ehe ich vielleicht abreiſe.

Ich will einen bequemen und dauerhaften Reiſewagen anſchaffen; ſobald ich frei bin und die Päſſe habe, fliege ich mit Extrapoſt über den Rhein zur geliebten Weichſel. Meinen Bedienten, einen ehrlichen Teufel von Gascogner, bringe ich mit. Er iſt mir ſehr zugethan, und führt den großen Römernamen Pompejus. Der wunderliche Kauz hat keinen andern Fehler, als daß er unaufhörlich plaudert, ohne eben zu ſorgen, wovon und was? Ueber eine verſalzene Suppe kann er drei Stunden verhandeln. Ich habe es zuweilen noch gern, mich durch ſeinen Ocean von Wörtern überſchütten zu laſſen, wenn ich nichts denken mag, mich vom Heimweh zu Ihnen losreißen möchte, und doch nicht auf der Stelle mich ſelbſt im Schlaf vergeſſen kann.

Schreiben Sie mir keine Antwort mehr, weder auf dieſen, noch auf meine allfällig künftigen Briefe. Es würde nun Alles zu ſpät ſein.

Beifolgend ſende ich Ihnen noch mein Tagebuch. Es mag mein Vorläufer ſein, und Ihnen von meinen Erfahrungen, Bemerkungen und Abenteuern umſtändlicher plaudern, als ich es bisher in flüchtigen Briefen konnte. Ich ſchrieb es in müßigen Augen-

blicken, und deren waren nicht wenige. Sie erkennen darin mein Innerstes, und in dem Heiligthum meines Innersten immer wieder Ihr eigenes angebetetes Ich.

Vielleicht weinen Ihre Augen mitleidig ein Thränchen um den Unglücklichen am Adour — vielleicht ehe Sie zu lesen und zu weinen vollendet haben, küsse ich Ihnen die schöne Thräne von der erröthenden Wange.

Achter Brief.

Pampelona, 28. Juli.

Nehmen Sie, meine holde Gräfin, die erste, beste Karte von Spanien, suchen Sie da das Königreich Navarra, im Königreich Navarra die Hauptstadt Pampelona am Fuße der Pyrenäen, und denken Sie — da bin ich!

Ich habe einen wahren Kobold von Genius, der mich immer weiter von Ihnen zurückzieht, je zuverlässiger ich hoffe, bald bei Ihnen zu sein. Die ganze Welt macht Frieden — ich allein muß mit der Welt im Krieg bleiben, und mich mit Alcaldes, Regidores, Procuratores, Escrivanos, und Gott weiß was für Ehrenleuten herumbalgen. Nun ich die Pyrenäen einmal, freilich nicht mit bestem Willen, passirt habe, könnte doch wohl noch etwas aus einer Reise nach Lissabon, Madagascar, Calicut, Ispahan und Konstantinopel werden. Verlassen Sie sich auf gar nichts mehr, was ich Ihnen von meiner Rückreise nach Warschau vorher verkündige.

Ich hatte Ihre Briefpäckchen, mit Einschlüssen von der theuern Sophie, von Oheim St —, vom Freunde W — und Grafen S — erhalten. Ihre Worte hatten mich in den höchsten Himmel entzückt — ich genoß die süßeste Vergeltung aller überstandenen Leiden. Da führt das Unglück den Welbel des Maire von Acrs zu

mir; der Weibel führt mich zum Maire; der Maire zum Richter, der Richter in ein Zimmer, wo verschiedene Leute waren, unter denen ich bloß den Juwelier oder Goldschmied kenne, welchem ich vor ungefähr drei Wochen, zur Bestreitung meiner Reisekosten, einen guten Theil von den Juwelen aus Sophiens Halsband verkauft hatte. Man zeigte mir die verkauften Edelsteine und Perlen in einem Schächtelchen mit der Frage vor: „ob ich gestehe, diese Kostbarkeiten wirklich dem Manne von Bayonne verkauft zu haben? Man zeigte mir den Juwelier. Ich besah die Waare, erkannte sie und bejahte die Frage mit Angabe vieler Nebenumstände. Man erklärt mich verhaftet; versiegelt mein Hab und Gut; führt mich nach Bayonne, stellt neue Verhöre mit mir an; fragt mich ganz naiv um den Aufenthalt meiner übrigen Raubgefährten, und ich erfahre nun erst, daß eine Fürstin von hohem Rang, indem sie in Irun die spanische Grenze berührte, auf der Landstraße von Räubern ausgeplündert worden sei. Ich beweise den Richtern meine Unschuld, indem ich den Ueberrest von Sophiens Halsband hervorziehe, an welchem die verkauften Perlen und Steine Stück um Stück nachzuzeigen waren. Man klatscht in die Hände, nimmt mir die Perlenschnur, sperrt mich in engern Verhaft, läßt mir beiläufig wissen, daß das Halsband vollkommen mit dem gestohlenen der Fürstin, der Beschreibung zufolge, übereinstimme, und macht mir Hoffnung, daß, wenn ich noch ein Schmuckkästchen mit zehn kostbaren Ringen und ein Diamantkreuz der beraubten Dame herbeischaffen würde, ich mit lebenslänglicher Galeerenstrafe davon kommen könne. Ich antwortete, was zu antworten war. Nach acht Tagen ward ich auf Maulesel gepackt, wohlgeschlossen, wohlbewacht nach Pampelona geführt, wohin der Virey, wie es heißt, einige meiner Spießgesellen gefänglich eingezogen, und das Halsband zur Besichtigung, meine Person aber zur Konfrontation mit den Straßenräubern verlangt hat.

Was aus dieſer tollen Geſchichte werden möge, ſo ſchreibe ich Ihnen doch, damit Sie wiſſen, wo ich geblieben bin. Mehr aber ſchreibe ich auch nicht, weil ich den Brief offen an die Polizei abliefern und leſen laſſen muß, ehe er Ihnen zugeſandt wird. Beruhigen Sie meine Schweſter. Werde ich in Spanien gehangen: ſo iſt es Ihre Schuld, daß Sie mich vom Ball wegſchickten, das gottloſe Halsband zu holen. Aber auch am Galgen habe ich noch die Ehre zu ſein u. ſ. w.

Neunter Brief.

Bayonne, 14. Auguſt.

Ich hoffe, Sie haben ſich um mein letztes Abenteuer wenig geängſtigt. Den zweiten Tag nach meiner Ankunft in Pampelona war ich ſchon freigeſprochen, denn die daſelbſt anweſende Fürſtin hatte ſogleich mein Halsband nicht für das ihrige erkannt. Die Konfrontation, das Hängen und die lebenslänglichen Galeeren blieben von ſelbſt weg. Man machte mir Entſchuldigungen. Der Virey lud mich ſogar zur Tafel, und ich ward der Fürſtin vorgeſtellt.

Der ſpaniſche Boden brannte mir aber wie Gluth unter den Sohlen. Der Virey ließ mich in ſeiner eigenen Equipage nach Bayonne führen. Hier ſind mir die Päſſe nach Warſchau ausgefertigt; meine Chaiſe von Acre hat Pompejus geſtern gebracht. Alles iſt bereit zur Abfahrt; ſie geht morgen vor ſich.

Ob ich nun aber vorwärts nach Warſchau, oder rückwärts nach Pampelona, Madrid, Cadix, Tanger und Marokko kommen werde, — das, meine Angebetete, will ich gar nicht entſcheiden. Irgend ein Zauberer muß in Sie verliebt und auf mich eiferſüchtig ſein. Denn Verzauberung iſt offenbar im Spiel. In der natürlichen Welt geht man nicht, um von einer Straße in Warſchau

zur andern zu kommen, über die Pyrenäen. Aber verhexte mich mein Feind in den Mond, ich würde Sie auch dort noch lieben. — Mein nächster Brief an Sie iſt wahrſcheinlich aus Algier datirt. Ich bin voller Reſignation Ihr u. ſ. w.

Zehnter Brief.

Warſchau, 3. Oktober.

So eben bin ich vom erſten Freudenrauſch in den Armen meiner theuern Sophie geneſen — ſeit einer halben Stunde hier angekommen. — O Amalie! Amalie! Zitternd vor Wonne melde ich mich bei Ihnen in dieſen Zeilen an. Laſſen Sie mich wiſſen, wann ich mit meiner Schweſter bei Ihnen ſein darf; u. ſ. w.

Der Abend vor der Hochzeit.

„Wir werden gewiß mit einander recht glücklich sein!“ sagte Fräulein Louise zu ihrer Tante am Abend vor der Hochzeit, und ihre Wangen glühten röther und ihre Augen strahlten vom innern Entzücken. Man kann wohl denken, wenn eine Braut sagt Wir, wen sie in der Welt damit meine.

„Ich zweifle nicht daran, liebe Louise,“ erwiederte die Tante: „sorget nur, daß ihr mit einander glücklich bleibet.“

„O, wer könnte zweifeln, daß wir's bleiben! Ich kenne mich. Und bin ich noch nicht gut: meine Liebe zu ihm wird mich besser machen. Und so lange wir uns lieben, können wir nicht unglücklich sein. Unsere Liebe wird nie altern.“

„Ach,“ seufzte die Tante, „du sprichst wie ein Mädchen von neunzehn Jahren am Tage vor der Hochzeit, im Rausche erfüllter Wünsche, im Rausche schöner Hoffnungen und Ahnungen. Liebes Kind, denke an mich, auch das Herz wird alt. Es kommen Tage, da der Zauber der Sinne erstirbt. Und ist das Blendwerk verflogen, dann erst wird offenbar, ob wir wahrhaft liebenswürdig sind. Wenn die Gewohnheit das Reizendste alltäglich macht, wenn die jugendliche Frische zusammenwelkt, wenn zum Licht sich im häuslichen Leben immer mehr Schatten gesellt: dann, Louise, und früher nicht, kann das Weib erst vom Manne sagen, er sei liebenswürdig; dann erst der Mann vom Weibe: es blühe in unvergäng-

licher Anmuth. Aber wahrlich, den Tag vor der Hochzeit klingen mir dergleichen Betheurungen lächerlich.“

„Ich verſtehe Sie, Tantchen, Sie wollen ſagen: nur unſere gegenſeitigen Tugenden können uns in ſpätern Zeiten noch für einander Werth geben. Aber iſt der, dem ich angehöre — denn von mir darf ich nichts, als einen frommen Willen rühmen, — iſt er nicht der würdigſte, edelſte von allen jungen Männern der ganzen Stadt? Blühet nicht in ſeinem Weſen aller Adel, der zum Lebensglück führt?“

„Kind,“ verſetzte die Tante, ich gebe dir Recht. Tugenden blühen in dir, wie in ihm; ich darf dir das ſagen, ohne zu ſchmeicheln. Aber, liebes Herz, ſie blühen auch nur, und ſind noch lange nicht unter Sonnengluth und Regengüſſen gereift. Keine Blüthen täuſchen mehr in den Erwartungen, als dieſe. Man weiß nie, in welchem Boden ſie wurzeln. Wer kennt das Verborgene des Herzens?“

„Ei, Tantchen, Sie machen mir wahre Furcht.“

„Deſto beſſer, Louiſe. Sieh', ſo etwas iſt gerade recht gut am Abend vor der Hochzeit. Ich habe dich aufrichtig lieb, darum will ich dir ſagen, wie ich's denke. Ich bin noch keine alte Tante. Mit ſiebenundzwanzig Jahren ſieht man noch wohlgemuth ins Leben hinaus, und man iſt noch keine Betſchweſter. Ich habe einen herrlichen Mann. Ich bin glücklich. Darum habe ich das Recht, dir ſo zu reden, und dich auf ein Geheimniß aufmerkſam zu machen, das du vielleicht noch nicht kennſt, wovon man einem hübſchen jungen Mädchen nicht viel ſpricht; was einen jungen Herrn nicht gerade am meiſten beſchäftigt — und doch das Allerwichtigſte in jeder Haushaltung iſt, woraus allein die ewige Liebe und unzerſtörbares Glück erwachſen.

Louiſe faßte mit beiden Händen die Hand der Tante. „Himmliſche Tante! Sie wiſſen ja, Ihnen glaube ich Alles. Sie wollen ſagen: Bleibendes Glück und ewige Liebe werden uns nicht durch

Zufälligkeiten, durch vergängliche Reize, ſondern nur durch die Tugenden des Gemüths verbürgt, die wir zu einander bringen. Die ſind der beſte Eheſchatz, den wir zuſammenbringen; die werden nie alt."

„Je nachdem, Louiſe. Auch die Tugenden können alt und mit dem Alter häßlich werden, wie die Reize des Körpers."

„Ei, Tantchen, was ſagen Sie auch! Nennen Sie mir eine Tugend, die mit den Jahren häßlich werden könnte."

— Wenn ſie häßlich geworden, nennen wir ſie nicht mehr Tugend, ſo wie man ein ſchönes Mädchen nicht mehr ſchön nennt, wenn es mit der Zeit zum alten Mütterchen eingeſchrumpft iſt.

„Aber, Tantchen, Tugenden ſind nichts Irdiſches!"

— Je nachdem.

„Wie kann jemals Sanftmuth und Milde häßlich werden?"

— Sobald ſie mit der Zeit weichliche Schlaffheit wird.

„Und männlicher Muth?"

— Wird zum rohen Trotz.

„Und Beſcheidenheit?"

— Zur Kriecherei.

„Und edler Stolz?"

— Zum gemeinen Hochmuth.

„Und Dienſtgefälligkeit?"

— Zur Allermannsfreundſchaft und Achſelträgerei.

„Nein, Tantchen, Sie machen mich beinahe böſe. So kann mein künftiger Mann nie entarten. Eine Tugend hat er, die bewahrt ihn vor allem Abweg. Es liegt in ihm ein tiefer Sinn, ein unvertilgbares Gefühl für Alles, was groß und gut und ſchön iſt. Und dieſe zarte Empfindſamkeit für alles Edle, ſie lebt in mir, wie in ihm. Sie iſt die uns angeborne Bürgin unſerer Seligkeit."

— Und wenn ſie mit euch altern ſollte, würde ſie zur häß-

lichen Empfindlichkeit; und Empfindlichkeit iſt der wahre Eheteufel. Empfindſamkeit ſpreche ich euch Beiden nicht ab; aber Gott bewahre euch, daß dieſe Grazie nicht zum alten, zänkiſchen Weibe werde. Kennſt du die Gräfin Stammern?

„Die vor einem Jahre von ihrem Manne geſchieden wurde?“

— Kennſt du den wahren Grund von ihrer Scheidung?

„Man ſpricht allerlei davon.“

— Sie hat mir die Geſchichte ſelbſt erzählt, und ich will ſie dir wieder erzählen. Sie iſt lehrreich und komiſch zugleich; und hier als bloßes Beiſpiel anzubringen.

Louiſe war neugierig. Die Tante erzählte folgendermaßen:

Stammern und ſeine Frau wurden für das liebens- und beneidenswürdigſte Paar gehalten. Ihre Ehe war die Folge einer nach und nach, aus mehrjährigem Umgang, erwachſenen zärtlichen Neigung für einander geweſen. Sie hatten ſich mit wahrer Schwärmerei geliebt. Beide waren wie für einander geſchaffen, ſchön und gut und gefühlvoll, in allen ihren Wünſchen und Anſichten zuſammentreffend.

Man erinnert ſich noch der Auftritte, die es gab, als ſie ſchon förmlich verlobt waren, und ihre Aeltern ſich unter einander entzweiten, ſo daß die ganze Heirath rückgängig gemacht werden ſollte. Die Gräfin ward vor Kummer ſterbenskrank; und der ſchwärmeriſche Liebhaber drohte, wie Göthe's Werther oder Millers Siegwart zu enden. Genug, um das Leben der jungen Gräfin zu retten und den Grafen von einem verzweifelten Streich abzuhalten, mußten ſich die Aeltern gern oder ungern, wenigſtens dem Scheine nach, verſöhnen. Die Verſöhnung rettete das Leben beider Verlobten; aber ſobald die Gräfin außer Gefahr war, entfernten ſich die Aeltern wieder von einander, und ſuchten die Vermählung ein paar Jahre zu verſchieben. Da machte ſich das Pärchen

eines Nachts auf, reiſete über die Grenze, ließ ſich vor dem Altar verbinden, kam als Mann und Frau zurück, und damit war der ganze Himmel auf die Erde niedergezogen.

Von nun an galt die Ehe dieſes Paares als die glücklichſte, als ein Muſter der Eintracht und des Friedens. Die jungen Leute ſchienen nur vom Morgen bis zum Abend darauf zu ſinnen, ſich einander gefällig zu leben. Im erſten Jahre machten ſie ſich ſogar Gedichte, die zärtlichſten, die gefühlvollſten von der Welt; im Winter wie im Sommer füllten ſie ſich einander das Zimmer mit bedeutſamen Blumen an; jedes Hausgeräth war ihnen durch eine liebliche Erinnerung werthvoll. Im zweiten Jahre hörten zwar dieſe Schwärmereien der Empfindſamkeit, die beinahe in Empfindelei überſtreiften, auf; aber doch in allen Geſellſchaften, Kränzchen, Bällen und Zerſtreuungen ſahen ſie nur ſich, ſuchten ſie nur ſich, lebten ſie nur ſich. Man fand es beinahe anſtößig. Im dritten Jahre legten ſie nun wohl dieſe liebenswürdige Unart ab, aber im Hauſe blieben ſie dieſelben. Im vierten ſchienen ſie vom allererſten Rauſche der Liebe zu geneſen, wenigſtens ſo weit, daß ſie auch einzeln wohl, er hier, ſie dort, ohne Heimweh in einer Geſellſchaft den Abend, zuweilen gar einen Tag zubringen konnten. Deſto entzückender war der Genuß des Sichwiederhabens. Im fünften konnte der Graf ſchon auf einige Wochen verreiſen, ohne daß ſein Herz vom Schmerz zerriſſen und ſie beim Abſchied ohnmächtig wurde. Aber die damals von Beiden an einander geſchriebenen Briefe müßteſt du leſen! Wahrhaftig, Heloiſe ſchrieb nicht zärtlicher, nicht glühender mit Pope's Feder. Im ſechsten ward man endlich ſo verſtändig, daß man es bei einer Trennung von wenigen Wochen allenfalls bei einem oder zwei freundlichen Briefen bewenden ließ. Im ſiebenten fühlten Beide, man könne ſich innig lieben, ohne davon die Verſicherung eben einander vom Morgen bis zum Abend mündlich oder ſchriftlich wiederholen zu

müſſen. Das war ſchon viel. Ihr Glück hatte den höchſten Gipfel erreicht, weil ſie zu einander das ſtille Vertrauen zärtlicher Freundſchaft gefunden hatten. Im achten ſtreiften ſie den Egoismus der Liebe in ſolchem Grade von ſich ab, daß ſie auch für die übrige Welt mehr Empfindung bekamen, und nicht bloß einzig für einander lebten, als wären ſie allein die Lebendigen, und alle übrigen Menſchen todte Figuranten auf ihrer Lebensbühne. Im neunten waren ſie die liebenswürdigſten, wohlthätigſten, gefälligſten, gefühlvollſten Perſonen außer dem Hauſe, wie im Hauſe. Im zehnten waren ſie, wie wir andere Menſchenkinder und wie treffliche Leute zu ſein pflegen, die ſchon zehn Jahre mit einander verheirathet ſind.

Nun waren ſie freilich zehn Jahre älter geworden; aber ihre Liebe auch, und leider — ihre Tugenden auch. Beide waren durch ihre Empfindſamkeit in der Stadt wirklich zum Sprichwort geworden. Jedermann liebte ſie darum.

Schon im erſten Jahr des zweiten Zehnds ihrer Ehe machten Beide an einander die Bemerkung, daß die Zärtlichkeit nicht mehr ſo ſtürmiſch war. Sie fanden das ſehr natürlich. Man kann lieben, ohne zu brauſen. Im andern Jahre entdeckten ſie an einander mancherlei kleine Schwächen, die vormals vom Mantel der Liebe bedeckt wurden. Ei nun, ſie ſchonten derſelben, und Eins ertrug die Fehler des Andern mit freundlicher Nachſicht. Im dritten gab es wohl hin und wieder eine leiſe, glimpfliche Erinnerung; doch fügte man ſich in einander. Und fand ſich wirklich Eins durch den Widerſpruch des Andern einmal gekränkt, ſo hatte er die Gewißheit, der Beleidiger werde die ſüßeſte Buße thun. Im vierten aber glaubte Jedes, das Bußethun käme doch wohl an ihn zu oft; man beargwohnte den Andern, er hätte Neigung, ſich ſelber Alles und dem Andern nichts zu verzeihen. Im fünften gab es manche kleine Neckerei, und das Bußethun blieb aus. Im ſechsten fing man an, die Worte gegen einander abzuwägen, um gute

Harmonie zu erhalten. Im siebenten gab es schon Mißverständnisse, und nichts war leichter, als daß Eins über die Aeußerungen des Andern empfindlich ward. Man legte sich aber das als Beweise der Liebe aus und des Zartgefühls; keine Wunde eines feindlichen Schwerts schmerzt so sehr, als der finstere Blick einer geliebten Person. Im achten folgten öftere Wortwechsel, aber man gab ihnen keine Folgen. In der besten Ehe ereignen sich dergleichen. Man that einige Tage böse mit einander, und ward wieder gut. Im neunten brachte die gegenseitige Empfindlichkeit endlich zu dem klugen Entschluß, allzuhäufige Berührungen mit einander zu meiden. „Du bist empfindlich," sagte der Graf, „und reizbar. Ich bin es zuweilen auch. Das taugt nicht. Du kannst heftig werden, ich könnte es auch sein. Am besten, ich lasse dir in Allem deinen Willen; laß du mir den meinigen. Leben wir heiter neben einander, ohne uns einander zu plagen. Wir lieben uns, aber wir müssen uns mit unserer Liebe nicht zu Tode foltern." Die Gräfin fand das auch. Man führte gleichsam von nun an doppelte Wirthschaft. Man sah sich selten, als bei Tisch. Niemand fragte: woher kommst du, wohin gehst du? Man fand wieder ruhige Tage, lebte auf höflichem Fuße in Frieden und Eintracht. Und ward Eins über das Wort und Thun des Andern empfindlich, ging man mit einem Kompliment aus einander.

Eines Abends, im zehnten Jahr — da hast du also die Geschichte von zwanzig Jahren — kamen beide aus dem Schauspiel, speiseten mit einander zu Nacht, und setzten sich darauf plaudernd ans Kaminfeuer. Sie waren noch voll von den Empfindungen, welche ein Iffländisches Schauspiel in ihrem zartfühlenden Herzen erregt hatte. Das Glück des ehelichen und häuslichen Lebens, dessen Schilderung sie von der Bühne entzückt hatte, schien sich bei ihnen zu erneuern und zu erwahren.

„Ach," sagte die Gräfin, „Alles gut, wenn man nur jung bliebe!"

— Klage du doch nicht. Wo iſt eine Frau, die ſich ſo friſch erhalten hätte, wie du? Ich finde zwiſchen dir, heut' und am Abend vor der Hochzeit, keinen Unterſchied. Etwa kleine Launen! Nun, die muß man ertragen. Unſere Ehe gehört doch zu den beneidenswürdigſten auf der Erde. Wäre ich unvermählt, und ſähe dich, ich würde dir und keiner Andern die Hand bieten.

„Sehr artig!“ verſetzte die Gräfin mit einem Seufzer. „Aber, lieber Freund, denk' auch, nun ſchon zwanzig Jahre! Was bin ich jetzt? Was war ich ſonſt?“

— Heut' ein hübſches Weibchen, damals ein hübſches Mädchen. Ich tauſchte Eins um das Andere nicht. — Er ſtand auf und ſchloß ſie küſſend an ſeine Bruſt.

„Wir wären glücklich, ganz. Nur Eins, lieber Freund, Eins fehlt, was das Glück anderer Ehen vollendet.“

— Ich verſtehe; ein Kind, das deine Anmuth und deine Tugend erbt. Aber — ſetzte der Graf hinzu, und küßte die Hand ſeiner Gemahlin — du biſt erſt achtunddreißig, ich bin kaum viel über vierzig Jahre alt. Wer weiß, vielleicht . . .

„O, wie glücklich wäre ich! Freilich nur ein einziges Kind gibt nicht minder Kummer und Furcht, als Freude. Der geringſte Unfall kann es uns wieder rauben. Aber ja, zwei Kinder . . .“

— Du haſt Recht. Und nicht zwei, ſondern drei. Denn mit zweien — ſtürbe eins, wäre man wieder in der vorigen Angſt. Ich bin gewiß, der Himmel erhört uns. Drei Kinder werden uns noch umſpielen.

„Lieber Freund,“ ſagte ſie lächelnd, „faſt wäre es doch zu viel. Das brächte uns in neue Verlegenheit. Zum Beiſpiel, wenn es Söhne wären?“

— Gut. Wir haben bei fünfundzwanzigtauſend Gulden Einkünfte. Genug für uns und ſie. Den Aelteſten gebe ich zur Armee; den Zweiten laſſe ich in die diplomatiſche Carriere eintreten. Beide

werden viel koſten — aber ſie werden ſich heben. Wir haben Verwandte, Rang und Anſehen.

„Aber du haſt den Jüngſten vergeſſen, lieber Freund.“

— Den Jüngſten? Gar nicht. Er wird geiſtlich; er wird Domherr. Die Präbende fehlt nicht.

„Was? Domherr? Mein Sohn ein Pfaff? Nein, wahrhaftig, daraus würde nichts.“

— Würde nichts? Wenn ich fragen darf, warum nicht? Er kann Abt, Fürſtabt, Biſchof werden.

„Nimmermehr! Ich mag nicht Mutter eines Mönchs ſein, und meinen Sohn mit der kahlgeſchornen Glatze und im Kloſterkittel ſehen. Pfui, was fällt dir ein? Und hätte ich hundert Söhne, ich würde es nicht zugeben.“

— Du biſt einmal bei ſonderbarer Laune, liebes Weib. Was ſein und unſer Glück iſt, wirſt du, bei aller übeln Laune gegen den geiſtlichen Stand, gern zugeben.

„Und ich erkläre dir, feſt erklär' ich's: in Ewigkeit nicht. Nenne es immerhin Laune. Ich weiß, du haſt gern die Laune, gebietender Herr zu ſein; aber vergiß nicht, daß auch eine Mutter wohl Rechte haben könne.“

— Gar keine. Der Vater hat die Einſicht.

„Wenn ſie aber nicht immer ausreicht?“

— Reicht die meinige nicht hin, Frau Gräfin, ſo würde ich wahrlich die Ihrige zuletzt in Anſpruch nehmen. Ich ſtehe dafür, daß, wenn der Fall eintritt, ich meinem Willen werde Achtung zu verſchaffen wiſſen.

„Mein Himmel, ich weiß gar wohl, Sie ſind mein Gemahl und Gebieter; aber ich habe nicht die Ehre, Ihre Magd zu ſein.“

— Und ich nicht Ihr Hofnarr, Frau Gräfin. Ich habe Ihnen immer Nachgiebigkeit in Allem, vielleicht nur zu viel bewieſen.

Aber ſo gern ich Grillen ertrage, verzeihen Sie, es gibt zuweilen Einfälle, die zu albern ſein können.

„Sehr verbunden für die Lehre, davon Sie mir auf der Stelle einen derben, praktiſchen Beweis gaben. Wer auch immer wohl der Nachgiebigſte geweſen ſein mag? Jahre lang trage ich ſchweigend ihre Unanſtändigkeiten, und verzeihe ſie Ihnen großmüthig, mehr als Fehler des Verſtandes und der Erziehung, denn als Fehler des Herzens. Aber endlich ermüdet die himmliſche Geduld.“

— Da haben Sie völlig Recht. Die meinige war von Ihren Launen und Wunderlichkeiten ſchon längſt auf herbe Proben geſetzt, und Sie können von Glück ſagen, daß ich das Joch nicht ſchon vor Jahr und Tag gebrochen. Denn wahrhaftig, es iſt nichts Liebliches, der gehorſame Diener von Ihren Thorheiten zu ſein. Ich muß es einmal deutſch herausſagen.

„Wenn ich deutſch mit Ihnen hätte reden wollen, ſo würden Sie ſchon längſt wiſſen, daß Sie ein ſtolzer, ſelbſtgefälliger Egoiſt ſind, mit dem ſchwer auszukommen iſt; eine herzloſe Figur, die immer von Gefühlen ſpricht, weil man mit dem am meiſten prahlt, was man nicht hat.“

— Wirklich? Darum prahlen Sie ſo gern mit Ihrer Einſicht, mit Ihrem Zartſinn. Mögen Sie Andere täuſchen; ich bin, dem Himmel ſei's gedankt oder geklagt, ſchon lange enttäuſcht. Tugend iſt bei Ihnen am Ende weibliche Grimaſſe. Sie ſind mir mit Ihrer Ziererei um ſo widerlicher, je beſſer ich Ihr Inneres kenne. Thäten Sie mir nicht leid, wahrhaftig, ich hätte Sie ſchon vor Jahr und Tag zu Ihrer Familie geſchickt, um Ruhe zu haben.

„Sie kommen mir in meinen Wünſchen nur zuvor. Ein ſteifer, langweiliger Egoiſt, wie Sie, iſt nicht geſchaffen, eine verſtändige Frau zu beluſtigen. Und nach einer ſolchen Erklärung begreifen Sie wohl, wird mich kein größeres Vergnügen erwarten, als Ihrer bald los zu ſein.“

— Allerliebſt! So entlarvt ſich denn Alles. Ich nehme Sie beim Wort, und wünſch' es mir nicht beſſer. Adieu! Laſſen Sie ſich etwas Angenehmes träumen. Morgen iſt das Geſchäft ins Reine gebracht.

„Je früher, je beſſer, Herr Graf.“

So gingen Beide aus einander. Folgenden Tages ward der Notar berufen; Zeugen kamen; der Eheſcheidungsakt wurde geſchrieben, und beiderſeitig unterzeichnet, was auch Freunde, Freundinnen, Verwandte, ſelbſt Perſonen vom erſten Rang dagegen ſagen, bitten, warnen mochten. Die Trennung erfolgte.

So ward eine lange, eine ſcheinbar glückliche Verbindung plötzlich zerriſſen. Der lächerliche Zwiſt über das künftige Loos dreier Söhne, die noch gar nicht in der Welt waren, zerriß den Faden, wo man einen Bund für die Ewigkeit vermuthete. Und wahrhaftig, der Graf ſowohl als die Gräfin gehörten zu den angenehmſten Menſchen. Man kann ihnen nichts Böſes nachſagen, als Schwachheiten, wie wir Alle ſie haben.

„Komiſch nannten Sie die Geſchichte?“ ſagte Louiſe mit düſterm Geſicht zur Tante: „Mich hat ſie ganz niedergeſchlagen. Ich begreife, wie auch bei ſonſt guten Menſchen nach und nach die Ehe unglücklich werden kann. Tröſten Sie mich nur wieder, denn Sie hätten mich ſonſt troſtlos gemacht. Ich würde meinen künftigen Mann nie ohne Furcht wegen unſerer Zukunft anſehen können. Denken Sie, welch ein Schickſal!“

„Was meinſt du?“ fragte die Tante.

„Ach, Tantchen, wenn ich nur nie alt würde! So wäre ich gewiß, ich würde meinen Mann beſtändig an mich feſſeln.“

„Du biſt gewaltig irre, liebes Kindchen! Und wärſt du immer friſch und ſchön wie heut': ſo würde das Auge deines Mannes durch vieljährige Gewohnheit doch endlich ſehr gleichgültig dagegen wer-

den. Gewohnheit ist die größte Zauberin in der Welt und eine der wohlthätigsten Feen im Hause. Sie macht das Schönste wie das Häßlichste alltäglich. Ist man jung und wird alt: die Gewohnheit hindert es, daß der Gemahl dessen gewahr wird. Umgekehrt, blieben wir jung und er würde alt, es könnte zuletzt schlimme Folgen haben und den betagten Herrn eifersüchtig machen. Besser ist's, wie es der liebe Gott einmal eingerichtet hat. Denke dir, du wärest ein altes Mütterchen geworden und dein Mann ein blühender Jüngling: wie würde dir dabei zu Muthe sein?"

Louise rieb das Näschen und sagte: „Ich weiß nicht."

„Aber," fuhr die Tante fort: „ich will dich auf ein Geheimniß aufmerksam machen, welches —"

„Eben das," rief Louise hastig dazwischen, „eben das hätte ich gern gehört."

Die Tante sagte: „Höre mir nun recht zu. Was ich dir sage, das habe ich probat gefunden. Es besteht aus zwei Theilen: der erste Theil des Mittels einer glücklichen Ehe verhindert an sich schon jede Möglichkeit der Zwietracht, und müßte selbst Spinne und Fliege zuletzt mit einander zu den besten Freunden machen. Der andere Theil ist das beste und sicherste Erhaltungsmittel weiblicher Anmuth."

„Ei!" rief Louise.

„Also die erste Hälfte des Mittels: Nimm deinen Bräutigam in der ersten einsamen Stunde nach der Trauung, und fordere von ihm ein Gelübde und gib ihm ein Gelübde. Versprechet einander feierlich: nie, auch im bloßen Scherz nicht, mit einander zu zänkeln, zu wortwechseln oder gegen einander ein wenig böse zu thun. Nie! Ich sage dir: nie! — Auch nur das Zänkeln aus Scherz, das Böseminteinanderthun aus bloßer Neckerei, wird Einübung — zum Ernst. Merke dir das! — Ferner versprechet einander Beide herzlich und feierlich, nie vor einander

irgend ein Geheimniß zu haben, unter welchem Vorwand, unter welcher Entschuldigung es auch sein könne. Ihr müsset einander beständig und jeden Augenblick klar durchschauen. Auch wenn Eins von euch irgendwo gefehlt hätte — keinen Augenblick angestanden, und es frei gebeichtet, und wenn es mit Thränen sein sollte, aber gebeichtet! — Und so wie ihr Beide vor einander nichts geheim habet, so habet dagegen eure eigenen innern Haus- und Ehe- und Herzenssachen vor Vater, Mutter, Schwester, Bruder, Tante und aller Welt geheim. Ihr Beide, und Gott dazu, bauet nun eure eigene stille Welt. Jeder Dritte und Vierte, den ihr mit hineinzöget, würde Partei machen und zwischen euch Beiden stehen! Das darf nicht sein. Gelobt euch das. Erneuert das Gelübde bei jeder Versuchung. Ihr werdet euch wohl befinden. So werden eure Seelen gleichsam zusammenwachsen; so werdet ihr Beide nur Eins sein. Ach, wenn manches junge Paar dies einfache Kunststück der Lebensweisheit am Hochzeitstage gewußt und sogleich benutzt hätte, wie manche Ehe wäre glücklicher, als sie leider ist."

Louise küßte die Hand ihrer Tante mit Inbrunst. „Ich fühle, das muß sein. Wo das nicht ist, bleiben die Vermählten auch noch nach der Trauung immer zwei Fremde, die sich einander nicht kennen. Es soll sein, ohnedem kein Glück. Und nun noch, Tantchen, das beste Erhaltungsmittel weiblicher Schönheit?"

Die Tante lächelte und sprach: „Wir dürfen uns gar nicht verhehlen, ein schöner Mann gefällt uns hundert Mal besser, als ein häßlicher; und den Männern gefällt es, wenn wir hübsch sind. Aber was wir schön nennen, was uns an den Männern, was den Männern an uns eigentlich gefällt, ist nicht bloß Haut und Haar und Wuchs und Farbe, wie an einem Bilde oder an einer Statue: sondern das Eigenthümliche, die Seele darin ist es, die uns durch Blick und Sprache, Ernst und Freude und Trauer bezaubert.

Die Männer vergöttern uns, je mehr ſie in uns Tugenden des Gemüths vermuthen, die unſer Aeußeres verſpricht; und wir finden einen boshaften Menſchen widerlich, wenn er auch noch ſo hübſch und zierlich iſt. — Eine junge Frau, die alſo ihre Schönheit bewahren will, bewahre nur eben die Seele, eben die ſchönen Gemüthseigenſchaften, eben die Tugenden, durch welche ſie den Geliebten feſſelte. Und das beſte Erhaltungsmittel der Tugend, daß ſie nie altert, ſondern ewig jung bleibt, iſt Religion, dieſer innigſte Verein mit Gott und Ewigkeit und Glauben; iſt Religioſität, dieſes allen Menſchen wohlwollende, reine, friedliche Wandeln in Gott."

„Sieh, liebes Herz," fuhr die Tante fort, „es gibt Tugenden, die aus bloßer Lebensklugheit entſtehen. Die altern mit der Zeit und ändern ſich, weil auch beim Wechſel der Umſtände und Neigungen die Klugheit ihre Mittel ändert, und weil die Klugheit mit den Jahren und Leidenſchaften nicht immer wächst. Aber religiöſe Tugenden können nicht ändern, ſondern bleiben ewig dieſelben, weil unſer Gott immer derſelbe iſt, und weil die Ewigkeit immer dieſelbe iſt, der wir und unſere Geliebten entgegen gehen. Bewahre ein unſchuldiges frommes Gemüth, Alles von Gott erwartend: ſo bleibſt du in der Seelenſchönheit, um derentwillen dich heute dein Bräutigam anbetet. Ich bin keine Herrenhuterin, ich bin keine Kopfhängerin; ich bin deine ſiebenundzwanzigjährige Tante. Ich tanze gern; ich ſchmücke mich gern; ich ſcherze gern. Aber eben darum ſage ich es dir. Sei eine liebe, fromme Chriſtin, und du wirſt als Mutter einſt, und als Großmutter, ſchön ſein!"

Louiſe ſchlug ihre Arme um den Nacken der Tante und weinte ſtill und ſprach: „Ich danke dir, Engel!"

Das Wirthshaus zu Cransac.

„Welcher Ort ist da vor uns?“ fragte ich den Postknecht.

„Cransac, Herr Hauptmann.“

„Cransac? Kann man behaglich über Nacht bleiben?“

„Das glaub' ich. Es ist das beste Wirthshaus; weit und breit kein besseres.“

Das war mir lieb zu hören, denn ich fühlte mich sehr matt. Es ist keine Kleinigkeit, von einer Krankheit halb genesen, wieder aufbrechen und eine Reise von mehrern hundert Stunden machen zu müssen. Mein Regiment lag in Perpignan, und ich kam aus Nantes. Eine schöne Strecke Weges! Und von Perpignan aus stand mir noch eine anmuthige Wanderung an der Spitze meiner Kompagnie durch das verdammte Katalonien bevor, wo schon so mancher brave Franzose sein Grab fand.

Wir fuhren in den kleinen Ort hinein, der recht anmuthig am Fuße seiner umbüschten Hügel gelagert ist. Wir hielten vor einem hübschen Hause. Thomas, mein Bedienter, sprang ab und hob mich aus dem Wagen. Der Wirth, ein freundlicher Mann, führte mich ins Zimmer, nachdem er seinen Leuten Befehle wegen meines Gepäcks gegeben hatte.

In der Stube, die sehr heiter, geräumig und reinlich war, wimmelte Alles von kleinen Mädchen. Einige saßen am Tische,

einige unter dem Tiſche; einige kletterten am Fenſter hinauf; einige von den kleinſten ſpielten am Fußboden. Ein erwachſenes Mädchen von ungefähr ſechszehn Jahren hielt ein Kind von einem Jahre auf den Armen, und tanzte mit demſelben unter den andern umher. Im Winkel des Zimmers ſaß ein junger Mann, der den Kopf auf ſeine Hand geſtützt hielt, nachdenkend ſchien, und ſich wenig um den Lärmen der Kinder oder um die Anmuth der Tänzerinnen bekümmerte.

„Still da!“ rief der Wirth, als er mit mir ins Zimmer trat: „Annette, führe das wüthende Heer ins Freie hinaus! und du, Fanchon, bereite dem fremden Herrn ſein Stübchen, Nummer acht. Er bleibt über Nacht.“

Auf dieſes Gebot hin führte Annette, eine zarte Amorette von etwa vierzehn Jahren, den ganzen Schwarm der Kleinen hinaus. Fanchon, die Tänzerin, machte nur eine flüchtige, zierliche Verbeugung zum Gruß, tanzte zu dem nachdenkenden jungen Manne und ſagte: „Mein Herr Philoſoph, bequemen Sie ſich ein wenig, meine jüngſte Schweſter zu unterhalten. Ich hoffe, Sie werden galant ſein.“ Und mit den Worten pflanzte ſie ihm das Kind, welches ſie bisher im Arm getragen hatte, auf den Schoos. Es ſchien ihm nicht gelegen zu ſein, aber er nahm es doch.

„Sie ſind wohl geſegnet, Herr Wirth!“ ſagte ich, und zeigte auf den davonſpringenden Schwarm der Kleinen: Gehören ſie Ihnen alle an?“

„Ich wäre es, des Wunders wegen, zufrieden!“ erwiederte Herr Albret, ſo hieß der Wirth: „Mir aber gehört davon nur ungefähr die Hälfte an; die andere Hälfte ſind Geſpielen, die zum Namenstage meines drittes Mädchens gekommen ſind.“

„Und wie viel Kinder haben Sie, Herr Albret?“

„Sechs Mädchen, mehr nicht.“

„Hilf Himmel! Alles Mädchen? Sechs Mädchen?“

„Danke Gott! müſſen Sie ſagen, Herr Hauptmann. Ein Vater kann ſich kein glücklicheres Loos wünſchen, wenn die Mädchen hübſch ſind. Denn immer fällt von ihrem Glanz etwas auf ihn zurück. Alle Welt liebkoſet ihn, weil alle Welt die Mädchen im Sinn hat. Das bemerk' ich jetzt ſchon und erwirbt mir meine Fanchon. Iſt die ausgeflogen, macht man mir ſchöne Mienen für Annetten. Iſt Annette davon, gilt es für Julietten; mit der fertig, für Caton; dann für Celeſtine, dann für Liſon und was noch nachrückt."

„Doch geſtehen Sie, Herr Albret, die Ausſicht iſt nicht angenehm, ſie alle nach und nach an Männer geben und aus dem Haus verlieren zu müſſen."

„Nein, ich ſehe es anders, als Sie. Ich lege mein Kapital nur an Zins, wenn ich die Töchter weggebe. Ich werde Großvater, dem die jungen Weiber ihre Kinder bringen. Da iſt wieder neuer Lebensgenuß."

„Sie tröſten ſich, Herr Albret. Aber ſechs hübſche Knaben ſtatt der Mädchen hätten Sie doch ſtolz gemacht."

„Knaben? Daß ſich's Gott erbarme! Die wilden Buben hätten mir vor der Zeit mit Balgereien und Lümmelſtreichen graues Haar gemacht, während ich mich bei meinen Töchtern verjünge. Wären die Söhne reif, würde der eine als Kaufmann beim Einmaleins verdorren, der andere ſich fürs Vaterland zum Krüppel, der dritte ſogar todt ſchießen laſſen, der vierte über Land und Meer gehen, der fünfte ein luſtiger Habenichts werden, der ſechste pfiffiger ſein wollen, als der Vater. Das taugt nichts."

Indem hüpfte Fanchon herein, verneigte ſich freundlich gegen mich und ſagte: „Ihr Zimmer iſt in Ordnung; es ſteht bei Ihnen, es zu beziehen." Der Wirth ward abgerufen. Ich nahm meinen Hut, um mein Zimmer zu ſuchen.

„Erlauben Sie," ſagte Fanchon, „ich habe die Ehre, es Ihnen zu zeigen." Dann war ſie mit ein paar kleinen Sätzen vor dem

Manne, dem ſie das Kind gegeben: „Herr Philoſoph, Sie ſind gegen Ihre kleine Dame ſehr unartig. Sehen Sie, wie Liſon Sie anlächelt. Geſchwind küſſen Sie ihr die Hand und bitten Sie ſie um Verzeihung.“ Damit hielt ſie ihm das Händchen des Kindes vor den Mund. Der Mann lächelte finſter und ſah kaum auf.

Dann ſprang ſie zu mir und ſagte: „Ich habe die Ehre.“ So flog ſie vor mir her, eine Treppe hinauf. Da öffnete ſie die Thür eines kleinen ſaubern Zimmers. Sie mußte aber lange warten, ehe ich ihr nachkam. Ich entſchuldigte mich wegen der Langſamkeit, ich ſei ein Halbgeneſener.

„Sie werden ſich bei uns vollkommen herſtellen,“ ſagte ſie: „die Bäder von Cranſac thun Wunder, wie Sie wiſſen.“

„Davon weiß ich kein Wort, ſchöne Fanchon. Alſo Heilbäder haben Sie?“

„Die berühmteſten in der ganzen Welt. Man kommt ſogar von Toulouſe und Montpellier. Es verläßt uns Niemand, als vollkommen geſund und vergnügt.“

„Wer könnte Sie denn, ſchöne Fanchon, vergnügt verlaſſen?“

„Dafür laſſen Sie mich ſorgen, wenn's ſein muß, Herr Hauptmann. Ich verſtehe mich darauf, die Leute zu quälen, daß ſie froh werden, meiner los zu ſein.“

„O ich bitte, erweiſen ſie mir die Ehre, mich auch ein bischen zu quälen.“

„Dazu kann Rath werden. Doch jetzt muß ich dem Philoſophen drunten mein Schweſterchen abnehmen.“

„Wer iſt, wenn ich fragen darf, der Herr, den Sie Ihren Philoſophen nennen?“

„Ein äußerſt liebenswürdiger, geiſtreicher, angenehmer junger Mann, der bloß den Fehler hat, daß er nicht lachen kann, ſelten ſpricht, und wenn er ſpricht, mit nichts zufrieden iſt. Er nennt

ſich Herr von Orny, und iſt ein Badgaſt, der unſere Bäder wegen ihres Schwefelgeruchs zur Hölle wünſcht.“

Ein Knix bei dieſen Worten und ſie war verſchwunden.

Ich geſtehe, das Mädchen war reizend genug, unſereinen zu quälen. Ich beſchloß, den folgenden Tag in Cranſac zu bleiben und das Bad zu gebrauchen. Wo konnte ich angenehmere Geſellſchaft und Bewirthung finden? Der Erholung war ich bedürftig.

In der Einſamkeit meines Zimmers hatte ich aber Langeweile. Ich ging hinaus, wenigſtens den ſchönen Schmetterling Fanchon zu ſehen. Sie flatterte umher, Gott weiß, wo. Mir blieb Niemand zur Unterhaltung, als Herr von Orny, der mit den Fingern an den Fenſterſcheiben einen Marſch trommelte.

Ich fragte ihn nach der Natur der Bäder. Er ſagte: „Sie ſtinken ſchon, wie faule Eier.“ — Ich ſagte, daß ich ihretwillen eigentlich nicht gekommen ſei. Er antwortete: „Deſto beſſer für Sie.“ — Ich meinte, die Gegend umher ſcheine angenehm zu ſein. Er erwiederte: „Was liegt daran? die Menſchen ſind deſto unangenehmer.“ — „Doch eine Fanchon möchte man wohl noch dulden!“ — fügte ich hinzu. — „So gut, wie eine Hornuſſe, die einem um den Kopf ſumſet.“

Indem that der Herr von Orny, als ich ihm den Rücken zukehrte, einen lauten Schrei. Ich fuhr erſchrocken zuſammen. Ich wollte ihm beiſpringen. Da ſtand Fanchon vor ihm mit lieblicher, drohender Geberde, in der emporgehaltenen Hand eine Stecknadel, mit der ſie ihn hinterrücks in die Schulter geſtochen hatte. „Wiſſen Sie auch, mein Herr, daß wir Hornuſſen ſtechen können? Das iſt die geringſte meiner Strafen; zittern Sie vor der ſchwerſten!“

„Dann würden Sie ſein Herz treffen!“ ſagte ich.

„O, man trifft gar keins an beim Herrn von Orny!“ verſetzte ſie und ging ſchnell davon.

Der junge Mann brummte und verließ das Zimmer. In der

That ein seltsames Schauspiel für mich. Noch nie hatte ich einen Mann seines Alters, der Welt und Lebensart und ein angenehmes Aeußere von der Natur hatte, so unempfindlich gegen den Muthwillen eines hübschen Mädchens gesehen.

Allein wollte ich nicht bleiben. Ich ging in's Freie, besah aus Langeweile die Umgebung des Hauses, und trat in den daranstoßenden Garten, wo Fanchons jüngere Schwester, Annette, Blumen begoß. – Ich sah mit Lust der Thätigkeit des Geschöpfes zu. Ich pries den Vater selig. Dieser Engel, an den Grenzen seiner Kindheit, noch mit aller Harmlosigkeit und Unschuld derselben, und doch schon im keimenden Reiz der Jungfräulichkeit, würde, so zwischen den Blumen schwebend, in Lenardo de Vinci's Gemälde der Madonna zum Felsen reizender, idealer, als jedes der seinen gegeben sein.

„Wer kömmt?“ sagte sie, ohne sich umzusehen, indem sie meine Fußtritte hörte.

„Ein Dieb!“ sagte ich.

„Was will er stehlen?“ fragte sie lachend, ohne nach mir zu sehen.

„Annettens schönste Blume.“

Da setzte sie das Geschirr hin, und kam halb schüchtern gegen mich und sagte: „Die möchte ich doch selbst sehen.“

Ich warf die Augen umher, und erblickte eine halbaufgeblühte Moosrose. – „Darf ich sie brechen?“ fragte ich.

„Ein Dieb muß nicht fragen!“ gab sie zur Antwort, und reichte mir eine kleine Scheere zum Abschneiden.

„Ich stehle nicht für mich!“ sagte ich.

„Wem wollen sie das Röschen geben?“ fragte sie.

„Dem schönsten Mädchen von Cransac.“

„Wohl, mein Herr, das muß ich erlauben. Aber kennen Sie denn die Mädchen von Cransac schon? Sie sind ja kaum seit einer Stunde angekommen.“

„Ich kenne nur das Schönste von allen.“

„Sie machen mich recht neugierig, mein Herr; erlauben Sie, daß ich Sie begleite?“

„Ich bitte Sie nur, sich ein Augenblickchen still zu halten!“ erwiederte ich, und steckte geschwind die Rose ihr ins Band, welches die vollen braunen Locken ihres Hauptes zusammenhielt.

„Sie sind irre, Sie sind irre! Meine Schwester Fanchon ist die schönste von allen!“

„Wie können Sie mir widersprechen, liebenswürdige Annette? Dürfen Sie Richterin in eigener Sache sein? Wenn ich nun erkläre, daß Sie für mich die Schönste der Schönen in Cransac sind, was können Sie dagegen sagen?“

„Nichts, als daß Sie mir bewiesen, für Sie sei das schönste Mädchen das Ihnen nächste.“

So ging das Gezänk fort. Sie mußte die Rose behalten. Nun führte Sie mich zu allen ihren Blumenschätzen herum. Wir wurden in kurzer Zeit bekannt mit einander. Ehe der Abend verging, ward ich's mit der ganzen Familie. Auch Frau Albret, die Mutter der sechs schönen Kinder, war ein anmuthiges Weibchen, geschwätzig, geistvoll, lebendig, wie Alle. Nur der Murrkopf Orny machte zu unsern Scherzen bei allem Gelächter keine Miene.

Aus einem Tage zu Cransac wurden acht Tage. Ich packte jeden Abend für den folgenden Morgen ein, und jeden Morgen richtig wieder aus. Fanchon hielt redlich Wort, und quälte mich ärger, als ihren Philosophen, der bei allen ihren Neckereien gleichgültig blieb. Nie ward ich süßer gequält, nie schmerzlicher. Wie konnte ich die feine, zarte, flüchtige, heitere Sylphide gelassen um mich her gaukeln sehen? Ich fühlte, wie gefährlich sie meiner Ruhe ward, und waffnete mich vergebens. Ihr selbst, kaum in ihr

sechszehntes Jahr getreten, ahnete nichts davon. Sie tändelte mit Amors Pfeilen, ohne dessen Furchtbarkeit zu wissen. Sie vereinte mit allem Zauber jungfräulicher Anmuth leichtfertigen Kindersinn. Was man ihr Zärtliches sagte! ihre Schalkheit verdrehte den Ernst ins Komische.

Oft glaubte ich, daß sich für mich in ihrer Brust Theilnahme regte, wenn sie schwieg, wenn mit Wohlgefallen ihr Blick auf mir ruhte und ein unaussprechlich seelenvolles Lächeln ihrer Augen mir sagen zu wollen schien: Versteh' mich, Ungläubiger! — Aber mit nichten. Das war nur Gutmüthigkeit, eine gewisse Treuherzigkeit, die, wegen ihres Mangels an Weltkenntniß, recht gut neben der Feinheit des Geistes bestand. Sie blieb, die sie war, und fühlte für mich nicht mehr, als für Andere, denen sie wohlwollte. Gefallsüchtig war sie gar nicht, und hatte es nicht Ursache zu sein. Denn sie gefiel und gewann Herzen, und wußte es, daß sie gefiel. Das machte sie nicht eitel, sondern gab ihr nur dankbare Freundlichkeit gegen alle Welt, wie Kinder haben, mit denen Jeder gern tändelt. Und jenes weibliche Zartgefühl, jener jungfräuliche Adel, welcher mit der Unschuld immer verbunden zu sein pflegt, gab selbst ihrem Muthwillen eine Würde, die Keinen vergessen ließ, daß er die Grenzen des Schicklichen nie verletzen dürfe, ohne ihrer Achtung auf immer verlustig zu werden.

Zuweilen schien es, als habe der junge Menschenfeind Orny höhere Rechte über sie, als ein Anderer. Ich muß gestehen, er war der Mann, der durch sein Aeußeres gefallen konnte. Selbst seine düstere Laune gab ihm etwas Anziehendes. Während ihm Alles nicht recht war, that er Allen recht; und während er beständig zu murren hatte, war er die gutherzigste Seele von der Welt. Ich trat einmal ins Zimmer, als Fanchon, inzwischen er mit verschränkten Armen dasaß und sie nicht ansehen mochte, ihm das Haar von der Stirn strich und mit der Hand die Falten seiner

Stirn wegzuglätten ſuchte. Ich geſtehe, der Anblick dieſer Traulichkeit erregte in mir etwas eiferſüchtigen Verdruß. Sie dachte aber ſo wenig Arges dabei, daß ſie, auch da ihre Aeltern zugleich mit mir eintraten, ihre Stellung nicht im mindeſten änderte, ſondern die Poſſen weiter trieb, über die wir Alle lachen mußten. Da von ſeiner Abreiſe Rede ward, blieb ſie ſo gleichgültig, daß ſie ganz in ihrer Art mit recht komiſchem Ernſt ihm den Rath gab: „Gehen Sie mit dem Herrn Hauptmann nach Spanien. Da iſt das wahre Paradies der Menſchenfeinde. Man tödtet ſich, wo man einander begegnet, und Sie, Herr von Orny, werden da der Menſchen gewiß auf die eine oder die andere Art los.“

Ihre Schweſter Annette hatte denſelben unzerſtörbaren Frohmuth, dieſelbe Lebhaftigkeit und Anmuth des Geiſtes, nur athmete ſie noch mehr die Kindlichkeit. Sie äußerte dabei mehr Innigkeit in ihren Gefühlen, als Fanchon. Es lag in dieſer Unſchuld wunderbare Hoheit. Ihre Geſichtszüge waren regelmäßiger. Man konnte ſagen, ſie war ſchöner, als Fanchon; aber unmöglich, welche von beiden liebenswürdiger war.

Es machte mir Vergnügen, die Verſchiedenheiten und Vorzüge dieſer beiden Weſen zu beobachten. Annette war mir anhänglicher. Herr von Orny gefiel ihr wegen ſeines zuweilen bizarren Weſens weniger. „So etwas widerſteht mir,“ ſagte ſie: „ich liebe den Himmel blau und rein.“ Mit kindlicher Vertraulichkeit theilte ſie mir alle ihre kleinen Geheimniſſe mit; forderte ſie zu Allem, was ſie vorhatte, meinen Rath. Selbſt über ihren Anzug, und was ſie wohl kleide, mußte ich meine Meinung geben.

Das Kind feſſelte mich ſehr. Aber auch wußte Annette ſchön und beweglich zu bitten, da ich endlich am achten Tage meines Aufenthaltes zu Cranſac den unveränderlichen Entſchluß meiner Abreiſe anzeigte, ſo daß ich mich gezwungen ſah, ihr nachzugeben, wenn Orny, der die Reiſe bis Perpignan mit mir zu machen ent-

ſchloſſen war, und mehr als ich aufs Abreiſen drang, noch ein paar Tage zugeben würde.

Ich erſtaunte, da Orny kam und mich ſelbſt noch um einige Tage Aufſchub bat. „Haben Sie ſich von Annetten bereden laſſen?“ fragte ich: „Das hätte ich nicht von Ihrem eiſernen Sinn erwartet!“

„Ah!“ ſagte er, und fuhr mit der Hand über das Geſicht, als wenn er ein mattes Lächeln, das ihn beſchlich, wegwiſchen wollte: „Ich konnte es dem armen Kinde zuletzt nicht abſchlagen, da ihm meine Weigerung Thränen auspreßte. Ich mußte mich mit der kleinen Hexe in Kapitulation einlaſſen, und ſie ſchwatzte mir noch acht Tage ab, unter dem Verſprechen, dann keine Sylbe mehr einzuwenden. Als ich endlich einwilligte — und wie war es anders möglich? — fiel ſie mir in närriſcher Freude um den Hals und gab mir ſogar einen Kuß. Sie war ganz ausgelaſſen.“

„Oh!“ ſagte ich: „um ſolchen Preis kann man ſich oder einen Reiſegefährten ſchon verkaufen.“

„Es hängt von Ihnen ab, Herr Hauptmann, zu reiſen, wenn Sie wollen. Mein Wort bindet mich. Es würde mir aber angenehm ſein, Sie auf der Fahrt nach Perpignan begleiten zu können.“

Ich verſicherte ihn, daß mir zu viel daran gelegen wäre, des Vergnügens ſeiner Geſellſchaft zu genießen, als daß ich nicht noch eine Woche zugeben ſollte, da mir ohnedem die Ruhe zu meiner kaum hergeſtellten Geſundheit wohlthätig ſchiene.

Als ich bald darauf Annetten wieder ſah, hüpfte und tanzte ſie mit triumphirender Miene vor mir.

„Gelt, mein Herr, unſereins kann auch noch einen Halbwilden, wie den Herrn von Orny, zähmen!“ ſagte ſie lachend.

„Ich glaube es wohl, mit Gewaltsmitteln, mit denen Sie ihn beſtürmten, würden Sie mich auch überwältigt haben. Ich beneide ihm aber weniger die Art, mit welcher Sie ihn zur Kapitulation trieben, als den Dank, den Sie ihm gewährten.“

Sie lächelte mich ſchweigend und denkend mit unbeſchreiblicher Holdſeligkeit an.

„Wenigſtens glaub ich doch,“ fuhr ich fort, „ohne ungerecht zu ſein, ebenfalls um ſo ſüßen Lohn bitten zu dürfen, als ihm ungebeten zu Theil ward.“

Sie ſtarrte mich ernſt mit ſonderbarem, durchdringendem Blick an, indem eine feine Röthe über ihr Engelsgeſicht flog. Plötzlich drehte ſie ſich um, und tanzte, ein Volksliedchen trillernd, davon. Den Lohn empfing ich nicht. Nun erſt argwöhnte ich, daß ich bei ihr, wie bei Ihrer Schweſter Fanchon, der gutmüthige Narr im Spiel geweſen, und auf meine Rechnung genommen hatte, was eigentlich nur aus Theilnahme für Orny geſchehen war. Ich gab mich zufrieden.

Die acht Tage verſchwanden ſchnell. Es hat mich oft nachher gereut, die Zeit meines Aufenthalts in Cranſac bei dieſer zauberiſchen Familie verlängert zu haben. Denn immer näher und enger wurde ich an dieſe Herzen geflochten. Fanchons Schönheit machte zu lebhaften Eindruck auf mich. Ich liebte das Mädchen mit wachſender Leidenſchaft, und war um ſo unglücklicher, da ich mich überzeugte, daß ſie gar keine Ahnung von dem hatte, was Leidenſchaft ſei. Sie war weder zurückhaltender noch traulicher, als ſie am erſten Tage geweſen. Vielmehr ſchien ſie dem mürriſchen Orny weit näher zu ſtehen, oder ſich mehr gegen ihn zu erlauben, etwa wie junge Mädchen in ihrem Verhalten unbedenklicher gegen betagte Leute zu ſein pflegen. Aber wahrhaftig, Orny war nicht älter als ich, und ich doch auch nicht jünger als er.

Bisher, ich bekenne es, hatte ich mit Weibern getändelt, ohne mich ſelbſt zu verſtehen. Aber Fanchon war meine erſte Liebe. Ich hatte alle Gewalt vonnöthen, damit ich mich nicht lächerlich mache. Inzwiſchen, die Scheideſtunde kam. Und wahrlich, froh war ich, daß ſie kam, wie herbe es auch meinem Herzen werden mochte.

Herr und Frau Albret waren ſo freundlich beim Abſchiede, wie beim Empfang; Orny ſo trocken und kalt, wie man irgend ſein kann, wenn man auf der Reiſe ein Wirthshaus verläßt. Fanchon, die mir nie reizender erſchienen war, als in eben dem Augenblicke, da ich ſie auf immer verlaſſen ſollte, zeigte ſich ganz verändert. Beiden wünſchte ſie uns, mit gleicher Güte, glückliche Reiſe, gab einige drollige Einfälle dazu, und ſchien es darauf anzulegen, das Unangenehme eines Abſchiedes zu mildern, welches bei Trennung von Perſonen nicht fehlen kann, die mit einander frohe Tage und Wochen verlebt haben.

Nur die kleine Annette zeigte mehr Bewegtheit und Rührung. Sie hielt meine Hand eine Zeit lang; dann entfernte ſie ſich ſchnell. Wie ſie nach einer Weile zurückkam, brachte ſie eine friſchaufgeblühte Moosroſe, und gab ſie mir mit der einen Hand, indem ſie mir in der andern eine verwelkte zeigte, die ich ſogleich für diejenige erkannte, welche ich ihr am erſten Tage meiner Ankunft gegeben hatte. Sie ſprach kein Wort. Ihr Geſicht war von Wehmuth überfloſſen. Als ich ihr zum Abſchied die Hände küßte, fiel ſie mir um den Hals, küßte mich, ſchluchzte heftig und eilte davon.

Jetzt erſt bemerkte ich auch in Fanchons und ihrer Mutter Augen Thränen.

Wir ſtiegen ein; der Wagen fuhr davon.

Wir plauderten in den erſten Stunden wenig. Herr von Orny ſaß düſter in einer Ecke, ich in der andern des Wagens. Das war mir ſchon recht. Auch das war mir recht, daß ich mir in ſeiner Gegenwart Gewalt anthun mußte; denn ich hätte weinen mögen, wie ein Kind. Fanchon, mit ihrem Thränenblick, ſchwebte mir immer noch neben dem Wagen.

Den andern Tag ward es mir ſchon leichter. Wir kamen über

Toulouſe und das ſchlechtgebaute Carcaſſonne. Mein Reiſegefährte, ohnehin nicht redſelig, öffnete nur den Mund, wenn er etwas zu tadeln fand. „Die Leute ſind nur da, ſich gegenſeitig mit ihren Narrheiten und Bosheiten zu plagen!“ ſagte er: „Das iſt in Paläſten und Hütten vollkommen gleich. Ich bin vielleicht Andern ebenfalls zur Qual; aber ich bin es, weil man es mir iſt.“

„Doch der ſchönen Fanchon ſchienen Sie eben nicht zur Qual zu ſein!“ verſetzte ich: „Oder wären Sie wohl grauſam genug, gegen das harmloſeſte Weſen unter dem Himmel ungerecht zu ſein?“

„Ich läugne nicht,“ erwiederte er, „Kinder ſind unterm Mond die Engel des Lichts in der Hölle. Und Fanchon iſt ein wahres Kind. Ich mied das Mädchen, weil ich in meinem Leben nie ein liebenswürdigeres geſehen. Ich wäre länger in Cranſac geblieben: denn die Abgeſchiedenheit des kleinen Orts gefiel mir, ſo wie eine Art dummer Gewohnheit der Leute, die wenigſtens ihre Thorheit oder Tücke nicht recht zu überfirniſſen wiſſen. Aber ich blieb nicht, weil Fanchon da war.“

„Welch ein Widerſpruch!“ rief ich.

„Keiner!“ antwortete er: „Das Mädchen wäre vielleicht allein fähig geweſen, mich um alle Früchte meiner ſchmerzlich erworbenen Welt- und Selbſtkenntniß zu bringen; mich zum Narren zu machen, oder mein Elend zu verdoppeln.“

So ſprach er und brach ab. Ich verſuchte umſonſt, ihn über die Familie Albret, bei der er beinahe ein Vierteljahr gewohnt hatte, zu weitern Geſprächen zu verleiten. Er antwortete entweder gar nicht, oder allenfalls mit einem Kopfnicken oder Achſelzucken.

Wie er ſchon in Cranſac geſagt hatte, war ſeine Abſicht, mit mir bis Perpignan zu fahren, um mich dort zu verlaſſen. Seine Geſchäfte kannte ich nicht. Auf der zweiten Station hinter Carcaſſonne fand er im Poſthauſe eine Landkarte an der Wand. Er ſtand lange davor, rieb ſich die Stirn, ſchrieb ſich dann Einiges

in die Brieftaſche, kam zu mir und ſagte: „Es iſt beſſer, ich reiſe nach Marſeille und von da nach Italien.“

Trotz dem ſetzte er ſich doch wieder zu mir in den Wagen. Wir fuhren bis in die dunkle Nacht. Der Mond ſchien hell. Es war etwas Feierlich-Anmuthiges, längs den Gebirgen hinzufliegen, deren Wälder und Gipfel in ſcharfen Umriſſen ihre Zacken und Hörner am reinen Himmel darſtellten.

Plötzlich wandte ſich auch der Herr von Orny, der bisher geſchlafen zu haben ſchien, über den Schlag des Wagens hinaus, um die Gegend zu betrachten.

„Was iſt das für eine Ruine dort am Berge?“ rief er dem Poſtknecht zu.

„Das Schloß Loubre!“ erwiederte dieſer.

„Richtig!“ ſagte Herr von Orny: „Alſo iſt drüben der Weg nach Siegean?“

„Allerdings!“ entgegnete der Fuhrmann: „Es ſind noch keine vier Wochen, da auf jener Straße bei mondheller Nacht, wie die heutige iſt, eine Kutſche mit Reiſenden von Räubern überfallen wurde. Mein Schwager Mathieu, der ſie fuhr, wurde ermordet.“

„Und von Belloc ſind wir nicht mehr weit?“ fiel ihm Orny ins Wort.

„Eine kleine halbe Stunde!“ erwiederte der Poſtknecht.

Nun warf ſich Orny wieder in den Winkel des Reiſewagens zurück und ſprach kein Wort mehr.

Ich betrachtete aufmerkſam die düſtern, rieſenhaft emporgehenden Mauergetrümmer des alten Schloſſes. Sie gewährten in der wilden ſtillen Einſamkeit, vom Mondlicht wunderbar beleuchtet, einen recht ſchauerlichen Anblick. Ueberhaupt ſehe ich nie dergleichen Ruinen, ohne eine ganz eigene Empfindung von Schwermuth und Bangigkeit zu haben. Denn ich denke mir unwillkürlich eine lange Reihe von Jahren und Unglückstagen derjenigen hinzu,

die dort einſt lachten und weinten, geboren wurden und ſtarben, vom Urvater bis zum Urenkel hinab. Und das große Bild der Vergänglichkeit Aller ſchließt ſich zuletzt mit dem Untergang ihres eigenen Hauſes.

„Dies Schloß aber ſcheint mir noch nicht lange öde zu ſtehen!“ ſagte ich zum Poſtknecht.

„Meinetwegen mögen es acht oder zwölf Jahre ſein, daß es niedergebrannt wurde mit Allem, was darin war!“ antwortete der Fuhrmann.

„Erſchrecklich! Und durch welche Umſtände kam ſo großes Unglück?“ fragte ich weiter.

Er gab zur Antwort: „Wodurch? Das Landvolk war zuſammengelaufen beim Ausbruch der Staatsumwälzung. Die Herrſchaft war verhaßt wegen ihrer Strenge und Härte. Da ward geſtürmt und Alles niedergebrannt. Es war eine reiche Gräfin, der das Schloß gehörte. Sie iſt verbrannt.“

„Falſch!“ rief Herr von Orny plötzlich neben mir.

„Wohl, Herr!“ entgegnete der Fuhrmann: „Ich weiß das aus dem Munde zuverläſſiger Leute, die es mir erzählt haben. Auch ein junger Menſch, der im Schloſſe geboren war, der der alten Gräfin Sohn geweſen ſein ſoll, und den ſie nicht hat anerkennen wollen, iſt mitverbrannt. Das haben mir rechtſchaffene Leute geſagt, die es wohl wiſſen können.“

„Die haben gelogen!“ rief Herr von Orny.

„Meinetwegen, wenn Sie es nicht glauben, oder beſſer wiſſen wollen, warum fragen Sie mich?“ brummte der Poſtknecht unwillig; wandte ſich wieder zu ſeinen Roſſen, gab ihnen die Peitſche und jagte davon, daß es ſauſete.

„Alſo ſind Sie davon unterrichtet?“ ſagte ich zu Herrn von Orny.

„Ziemlich genau!“ entgegnete er; „denn ich ſelbſt bin der Sohn, der dort verbrannt ſein ſoll.“

„Wie? Sie ſelbſt der Sohn und Enkel der alten Inhaber jenes Schloſſes?“ rief ich verwundert. — Die Geſchichte oder dieſer Zufall machte einen beſondern Eindruck auf mich.

„Ich bin Niemands Sohn!“ brummte er.

„Aber Sie ſagten erſt vorhin, Sie wären —“

„Nun ja,“ antwortete er, „das iſt kein Widerſpruch.“

Er ſchien meine Neugierde zu bemerken, und, was mich ſehr freute, er that ihr, ohne ſich darum bitten zu laſſen, mit folgender Erzählung Genüge.

„Bis in mein fünfzehntes Jahr wurde ich vom Pfarrer desjenigen Dorfes erzogen, deſſen Lichter wir vor einer halben Stunde aus der Dunkelheit rechter Hand ſchimmern ſahen. Ich hielt ihn für meinen Verwandten, oder gar für meinen Vater, der er vermöge ſeines Amtes nicht hätte ſein dürfen. Ich hatte mich geirrt. Ich erfuhr erſt nachher, daß ich ganz anderer Leute Kind ſei; daß man mich ihm im vierten Jahr meines Lebens zugeführt hatte; daß er regelmäßig für mich ein anſehnliches Koſtgeld erhielt; daß er ſogar Verbindlichkeiten hatte, mich auf die beſte Weiſe zu erziehen.

„Wenn ich ihn um meine Aeltern fragte, erwiederte er gewöhnlich nur: „Kind, du fragſt mich zu viel. Deine Aeltern ſind längſt geſtorben. Ich habe ſie nicht gekannt. Man hat dich mir übergeben. Man zahlt mir für dich ein anſtändiges Koſtgeld. Daher vermuthe ich, du müſſeſt wohl gutes Vermögen beſitzen. Doch wieviel und wo, das erfährſt du einmal, wenn du älter biſt.“

„Ich liebte den ehrwürdigen Mann ſehr. Mein junges Herz fühlte das Bedürfniß, ſich an ein Herz zu ſchließen. Es war mir nicht wohl, keine Aeltern mehr, keine Seele zu haben, der ich näher angehörte. Ich beneidete die ärmſten Kinder des Dorfes um

das Glück, von einer Mutter umarmt, von einer Mutter geküßt werden zu können.

„Der alte, fromme Herr gab mir eine ganz gute Erziehung in seiner Art. Er unterrichtete mich in Sprachen und Wissenschaften. Als ich fünfzehnjährig war, brachte er mich nach Montpellier, ein Jahr darauf nach Toulouse, um meine wissenschaftliche Ausbildung vollenden zu lassen. Dann sah ich ihn nie wieder, denn er starb. Doch bezog ich regelmäßig ein bestimmtes Geld vierteljährlich von einem Banquier, an den mich der Pfarrer gewiesen hatte. Ich glaubte lange, das komme von meinem ehrwürdigen Pflegevater. Vom Banquier aber vernahm ich, daß bald dieses, bald jenes Pariser Haus Aufträge für mich ertheile.

„Ich war glücklich. Wer sollte es nicht in jenem Alter sein? Meine Leidenschaften waren im Erwachen. Ich hatte eine glühende Einbildungskraft; ich war Dichter; die Welt strahlte mir in rosenfarbenem Licht. Ich schwärmte unter schönen Täuschungen. Ich kannte die Menschen nicht. Ich liebte sie alle mit ungebundener Hingebung meines ganzen Wesens. Ich hatte mehr Geld, als nöthig war. Ich konnte froh leben und Vielen helfen. Ich hatte einen Freund, dem ich mit ganzer Seele anhing; und noch mehr, ich empfand zum ersten Male das Glück, zu lieben, und geliebt zu werden. Alle Seligkeiten des Lebens waren vor mir aufgethan. Wahrlich, ich komme mir jetzt wie ein Wahnsinniger vor.

„Wenige Wochen zerstörten alle meine Himmel, und machten mich nüchtern. Ich war in mein neunzehntes Jahr getreten. Die Geliebte, die ich — nein, nicht liebte, sondern anbetete —, war von sehr guter Herkunft, aber mit ihrer Mutter, einer Majorswittwe, in dürftigen Umständen. Ich beschloß, eine Anstellung zu suchen, und sobald ich dieselbe haben würde, der Auserwählten Hand zu erbitten, mein Glück zu erhöhen. Sie konnte, seit ich ihre Bekanntschaft gemacht, sehr anständig und ohne Sorgen mit

ihrer Mutter leben; denn ich ließ ihr, ohne daß sie es wußte, den größten Theil meines Einkommens zufließen. Dazu bediente ich mich meines Freundes und Vertrauten. Er mußte Mittel und Wege suchen, der Familie die Unterstützung auf eine Weise zu geben, daß dabei mein Name verborgen blieb. Denn ich wollte nicht Dankbarkeit, sondern Liebe. Ich fürchtete, das zarte Verhältniß zu verletzen, wenn ich vor der Geliebten als Wohlthäter erschiene.

„Inzwischen wußte ich nicht, daß mein Busenfreund Mutter und Tochter mit meinem Gelde, im eigentlichen Sinn des Worts, für sich unterhielt; daß er ihre Armuth und mein Geld benutzt hatte, sich den Besitz des Mädchens zu verschaffen; daß, wo ich in Demuth ihre Unschuld und Heiligkeit verehrte, sie mich betrog; daß ich, als ein einfältiger Tropf, bestimmt war, im Nothfall ihr Mann zu werden, wenn je die Folgen ihres schändlichen Umgangs mit meinem Freunde sie öffentlicher Schande preiszugeben drohten. Das Alles erfuhr ich sehr unerwartet, sehr zufällig. Ich wollte eines Morgens der Geliebten zu ihrem Namenstage ein Geschenk bringen. Sie öffnete leise und halb, auf mein Anpochen, die Thür ihres Zimmers; schien die Thür wieder vor mir schließen zu wollen, that aber einen durchdringenden Schrei und stürzte zu Boden. Ich trat erschrocken hinein, und sah meinen Freund, beschäftigt, sich anzukleiden. Ich verlor beinahe die Besinnung. Er stand verstummt und beschämt da. Ich floh mit Abscheu. Ich war in Verzweiflung. Ich verfiel in ein hitziges Fieber. Nach meiner Herstellung erfuhr ich von andern Leuten, denen ich mich nie vorher anvertraut hatte, die Geschichte meiner Verrathung. Sowohl der Verräther als seine Buhlerin machten Versuche, wieder mit mir anzuknüpfen. Ich stieß beide zurück. Von dem Tage an ward der Judas mein bitterster Feind. Er verhöhnte mich öffentlich. Wir schlugen uns. Ich schoß ihn durch den Arm. Er schwor mir, noch blutend, Tod und Untergang.

„In derſelben Zeit erhielt ich einen Beſuch, der mich von Toulouſe entfernte. Es kam eines Tages ein Reiſender zu mir. Nachdem ich ihm bewieſen hatte, daß ich wirklich derſelbe ſei, den er ſuchte, — ich mußte ſogar deswegen mit ihm perſönlich zum Banquier, von welchem ich meine Gelder zu erhalten pflegte — faßte er Vertrauen.

„„Herr von Orny,“ ſagte er, „ich bin beauftragt, Ihnen dieſes verſiegelte Paket einzuhändigen. Sie werden ſo gütig ſein, mir darüber einen Empfangſchein auszuſtellen.“ — Ich nahm das Paket und gab die Quittung. Dann ſagte er: „Herr von Orny, Sie werden wohl thun, ſich auf der Stelle zur Gräfin von Loubre zu begeben, und von derſelben ihre Rechte, als Sohn, anerkennen zu laſſen. Die Gräfin iſt Ihre Mutter. Die Beweiſe dafür, zum Theil von der Hand Ihres unlängſt in Schottland verſtorbenen Vaters, ſind in dem Paket. Es leidet keinen Widerſpruch. Die bisherigen Zahlungen für Sie hören auf; es iſt Sache Ihrer Mutter, für Ihre Zukunft zu ſorgen.“ — So ſprach er.

„„Wo iſt meine Mutter? Wo finde ich meine Mutter?“ rief ich im freudigen Schrecken und Entzücken. Gott weiß, wie mir zu Muth war. Der Reiſende ſagte mir, daß ſie wirklich ſeit achtzehn Jahren in Paris gelebt habe, und nun nach einer langen Abweſenheit zum erſten Male wieder, häuslicher Angelegenheiten willen, nach der Languedoc auf ihr Stammſchloß Loubre gegangen ſei, wo ſie nur wenige Monate verweilen werde.

„Ich quälte den Reiſenden vergebens mit Fragen über meinen Vater, über meine Mutter und deren Verhältniſſe. Er wußte von Allem nichts; er kannte beide nicht einmal perſönlich. Was er that, geſchah aus Aufträgen, vermuthlich von der Familie meines verſtorbenen Vaters. Der Beauftragte ſelbſt war kein Franzoſe, ſondern ein Engländer. Er hatte ſein Geſchäft vollbracht und verließ mich.

„Auch das Paket, welches ich mit zitternden Händen erbrach, gab mir über die Verhältniſſe meiner Eltern keine Auskunft, noch warum ſie ſo lange angeſtanden hatten, mich als ihren Sohn anzuerkennen. Ich fand in dem Paket ſchriftliche Erklärungen von der Hand meines Vaters; Briefe, mich betreffend, von der Hand der Gräfin; Taufſcheine, Zeugniſſe von meiner Amme, von einer mir unbekannten Pächterfamilie, bei der ich wahrſcheinlich bis zum vierten Jahre meines Lebens verkoſtgeldet geweſen war; Zertifikate von meinem ehemaligen Pflegevater, dem Pfarrer, und andere Papiere, die unbeſtreitbar, wo nicht die Legitimität, doch die Legalität meiner Abkunft bewieſen.

„O wie gern verließ ich das mir verhaßte Toulouſe! Ich hatte einen Freund, eine Geliebte verloren, nun aber eine Mutter wiedergefunden. Ich erinnere mich aus meiner Knabenzeit, da ich noch beim alten Pfarrer gewohnt, zuweilen von der Gräfin im Schloſſe zu Loubre gehört zu haben. Die Leute wußten damals nur, ſie ſei eben ſo ſchön als unglücklich geweſen. Nun konnte ich mir dunkel deuten, daß ich ſelbſt mehr oder minder Urſache oder Folge ihres Unglücks geweſen ſein mochte.

„Ich kam an. Ich begab mich zitternd aufs Schloß. Ich ließ mich bei der Gräfin melden. Ich hatte auf der ganzen Reiſe die Rolle eingelernt, die ich nun ſpielen wollte, eh' ich meiner Mutter als wiedergefundener Sohn an die Bruſt ſinken wollte. Ich zitterte, daß Schrecken und Entzücken der Mutter ihr Herz brechen könnte.

„Man führte mich in ihr Zimmer. Die Gräfin kam; eine edle Geſtalt, die mir Ehrfurcht einflößte, und welche noch von der Schönheit der Jugend ſo viel an ſich trug, daß ich kaum glauben konnte, dieſe Frau habe mich geboren. Sie war noch nicht neununddreißig Jahre alt, aber ſie glich einer Perſon, die kaum dreißig alt ſein mochte.

„Ich trat zu ihr. Mein Herz war beklommen. Ich wollte zu

ihr aufblicken; aber meine Augen verdunkelten ſich in Freudenthränen. Ich wollte reden; aber meine Stimme brach im Uebermaß meiner Wehmuth. Ich ſtammelte meinen Namen. Ich ſagte, woher ich komme. Ich fragte, ob ſie nicht einen verlornen Sohn beklagt habe. Ich ſank zu ihren Füßen auf die Knie, und ſtammelte den Muttername.

„Sie ſchien erſchrocken, und ſagte: „Junger Mann, faſſen Sie ſich. Was iſt Ihr Begehren? Zu wem wollen Sie? Warum weinen Sie?“ — Ich wiederholte ihr auf den Knien meine Geſchichte, und nannte ſie Mutter.

„„Junger Menſch,“ antwortete ſie gelaſſen, „Sie ſind irre. Ich bin zwar die Gräfin, die Sie ſuchen; aber ich war nie vermählt, bin es noch jetzt nicht, und habe noch weniger einen Sohn gehabt, folglich auch keinen verloren. Ohne Zweifel hat man ſich mit Ihrer Leichtgläubigkeit einen unanſtändigen Scherz erlaubt, oder Sie nur zum Werkzeug gebrauchen wollen, mich zu beleidigen. Stehen Sie auf.“

„Ich ſtand auf, aber durch ihre Worte ganz verwirrt. Ich hatte Mühe, meine Beſonnenheit wieder zu gewinnen. Ich ſah ſie nachdenkend und bewegt, aber in ihrer Miene lag nicht die ſüße Unruhe einer Mutter, die nahe daran war, einen verlornen Sohn zu umarmen, ſondern die Unruhe der Verzweiflung und eines tödtlich verwundeten Stolzes. Sie behandelte mich, wie Einen, den man zum Beſten gehabt habe, oder der vielleicht wirklich ein Halbnarr ſei. Das kränkte mich. Doch maß ich mir, meiner Uebereilung, meiner Verwirrung die Schuld bei, daß die Gräfin ſolchen Ton annehmen mußte. Ich ſetzte ihr alſo ſehr ruhig und gelaſſen meine Verhältniſſe auseinander, ich zeigte ihr aus meinen Papieren einige ihrer eigenen Briefe; verſchiedene Zertifikate, ihre eigene erſte ſchriftliche Erklärung, daß, wenn ich das Alter der Mündigkeit erreiche, ſie es übernehme, für mein Loos zu ſorgen,

und ſie mir ſchon bei ihrem Leben einen guten Theil ihres Vermögens zuſichern werde, damit ich nicht von der Familie in der Erbſchaft einſt verkürzt werden könne. Ich zeigte ihr darauf eine von ihr ausgeſtellte förmliche Schenkung zu meinen Gunſten von fünfzehntauſend Livres Renten jährlich, die ſie vor ungefähr zehn Jahren auf Verlangen meines Vaters ihm für mich überſandt hatte. Doch erſchien ich im Schenkungsakt nicht als ihr Sohn, das erhellte nur aus ihren Briefen und einigen andern beigelegten Zeugniſſen. . Nun verlangte ich ihre Willensäußerung zu wiſſen.

„Sie war in unbeſchreiblicher Beſtürzung. „Junger Menſch,“ ſagte ſie endlich: „ich war nie vermählt. Sie werden begreifen, daß ich Sie nicht für meinen Sohn erklären, und mich in meinem Alter dem öffentlichen Spott und der Schande preisgeben kann. Sie ſind da im Beſitz von Papieren, die — — Sie begreifen, daß ich mich erſt von der Beſchaffenheit dieſer Papiere, wie von der Aechtheit Ihrer Perſon, genauer überzeugen muß. Laſſen Sie mir Ihre Papiere für kurze Zeit zur Unterſuchung. Ich werde Ihnen indeſſen in meinem Schloſſe Wohnung geben.“

„So ſprach ſie. Nun erſt nahm ich wahr, daß ſie mich nicht abläugnen könne, aber mich als einen Schandfleck ihres Lebens anſehen und verläugnen möchte; daß es ihr darum zu thun war, nur die Papiere, meine einzigen rechtsgültigen Beweiſe, in ihre Gewalt zu bekommen. Ich ſteckte die Papiere zu mir; erklärte ihr mein Erſtaunen, daß in ihrer Bruſt keine Empfindung für mich ſpreche; erklärte ihr, daß ich die Papiere nicht abgeben werde anders, als vor Gerichten; daß ich ihr acht Täge Bedenkzeit gäbe, daß ich zu Siegean ihren Entſchluß abwarten und dann meine Anſprüche rechtlich geltend machen würde, wenn ſie bis dahin nicht die Gefühle einer Mutter über die Regungen ihres Familienlebens herrſchend werden ließe.

„Sie ſtand verſtummt. Ich verließ ſie mit empörtem Herzen.

Wie ich die Schloßtreppe hinabging, hörte ich sie hinter mir schreien, allerlei Namen und die Befehle rufen: „Haltet den Menschen fest! Laßt ihn nicht aus dem Schlosse! Nehmt ihn in Verhaft! Setzt ihm nach!“ Einige Mägde sahen mich erschrocken an und riefen dem Thürhüter zu, er solle das Thor sperren. Ich warf den alten Kerl zu Boden, indem ich mein Pferd hinausführte. Ich setzte mich auf und jagte davon. Hinter mir her ward ein Schuß gethan. Ich sah mich um. Ich erblickte Bediente und Jäger vor dem Schloßthor, oben am Fenster die Gräfin, meine schändliche Mutter.

„In Siegean wollte ich in dem elenden Wirthshause die bestimmte Frist von acht Tagen abwarten. In der dritten Nacht erwachte ich von einem verworrenen Geräusch aus dem Schlafe. Ich horchte. Es waren Menschen in meinem Zimmer; vermuthlich Diebe. Ein Schimmer von Licht fuhr an der Decke umher. Es that sich eine Blendlaterne auf. Ich flog wie ein Rasender aus dem Bett auf, ergriff und schwang den Nachttisch und schlug um mich her. Die Laterne stürzte mit ihrem Träger zu Boden. Ein Anderer that einen dumpfen Schrei. Ich schlug noch lange wüthend herum, bis ich odemlos ward und bemerkte, ich müsse wohl allein sein. Ich nahm die Laterne und zündete meine Kerzen an. Im Wirthshause war Alles still im ersten Schlaf. Am Boden lag ein unbekannter Mensch. Ich hielt ihn für todt. Ich beschloß, Lärmen zu machen, kleidete mich in Eil an. Während dem bemerkte ich, daß der Unbekannte sich zu regen anfing. Er war nur von einem schweren Streich betäubt gefallen. Ich fiel über ihn her, durchsuchte ihn. Er hatte ein geladenes Terzerol bei sich und ein langes Messer. Ich band ihm mit den Seilen meines Reisekoffers Hände und Füße, damit er mir nicht entlaufe. Darüber kam er ganz zu sich selbst. Er winselte, als er seinen Zustand sah. Mit dem Messer auf seiner Brust zwang ich ihm das Geständniß

deſſen ab, was er bei mir gewollt. Nicht mein Geld, nicht mein Leben, ſondern meine Papiere auf Befehl der Gräfin hatte er mit ſeinem Kameraden gewollt. Sie hatten gehofft, mich im Schlaf zu überrumpeln und zu ſchrecken. Am Boden lag auch eine Geſichtslarve.

Der Gräfin zu ſchonen, machte ich keinen Lärmen. Der Kerl blieb mein Gefangener und Unterpfand. Der Gräfin ſchrieb ich durch einen Eilboten, ſie müſſe perſönlich binnen vierundzwanzig Stunden in Siegean erſcheinen und den Gefangenen durch Vergleich mit mir löſen. Statt ihrer erſchien ein Bevollmächtigter. Der Vergleich wurde getroffen. Vor Notarien und Zeugen empfing ich in aller Form die Uebergabe der Schenkung, vermittelſt welcher ich in den Beſitz von fünfzehntauſend Livres Renten kam. Aber alle meine Papiere mußte ich dagegen verſiegelt in die Hände der Gräfin liefern.

„So ſchieden wir. Nun ſtand ich wieder einſamer, denn jemals in der Welt. Mein einziger Jugendfreund hatte mich betrogen; meine Geliebte hatte mich verrathen; meine Mutter hatte mich verachtet und verſtoßen. Das geſchah alles in den erſten Jahren unſerer Staatsumwälzung. Ich bin ſeitdem viel in der Welt herumgefahren, und fand die Schlechtigkeit überall. In Paris entkam ich mit Noth dem Tode. Da war der Judas, mein ehemaliger Freund von Toulouſe, ein wüthender Freiheitsapoſtel und Ankläger meiner Ariſtokratie geworden. Ich nahm Dienſte unter den republikaniſchen Heeren. Ich machte einige Feldzüge mit. Am Rhein focht ich gegen die Condeer. In einem der Gefechte mit den Ausgewanderten erblickte ich unter denſelben den Judas. Er erkannte mich. „Habe ich dich endlich?“ ſchrie er wüthend, und ſtürzte gegen mich; ich gegen ihn. Während wir gegen einander fochten, ſchoß ihn ein Soldat meiner Kompagnie nieder, der mir zu Hilfe kam. — Da haben Sie meine Geſchichte.“

Wir waren während dieſer Erzählung beim Poſthauſe eines Städtchens vorgefahren. Wir beſchloſſen, einige Stunden der Ruhe zu genießen und in aller Frühe weiter zu reiſen. Der unglückliche Mann war mir durch ſeine Schickſale ſehr werth geworden.

Folgenden Morgens, da wir beim Frühſtück ſaßen, hob er plötzlich an: „Es bleibt dabei; ich reiſe nach Marſeille, von da nach Italien. Ich verlaſſe Sie.“

Ich bedauerte, ſeine Geſellſchaft verlieren zu müſſen, drang aber nicht in ihn, mich weiter zu begleiten. „Herr von Orny,“ ſagte ich, „Sie haben mir durch Ihre vertrauliche Mittheilung die höchſte Theilnahme eingeflößt. Ich wünſchte im Stande zu ſein, Ihnen durch irgend einen Dienſt zu beweiſen, wie ſehr ich Sie ſchätze. Jetzt habe ich leider für Sie nichts Beſſeres, als einen guten Rath.“

„Der wäre?“ fragte er finſter.

„Sie ſind unglücklich, ſehr unglücklich, weil Sie bei allen Ihren vortrefflichen Eigenſchaften der ungerechteſte Mann von der Welt geworden ſind, nachdem Sie einſt, als Jüngling, ſich in einigen Perſonen getäuſcht hatten, die Ihnen durch Zufall die nächſten geweſen waren. Es iſt der gewöhnliche Gang aber, daß, wer anfangs zu viel und zu feſt traut, nachher zu wenig glaubt und vertraut. Um einiger verächtlicher Menſchen willen muß man keine Welt verachten. Wie manches edle Herz, das ſich Ihnen ſeitdem gern genähert hätte, mögen Sie kalt zurückgeſtoßen haben! — Gehen Sie nicht nach Marſeille, nicht nach Italien; da werden Sie nicht geneſen. Gehen Sie nach Cranſac; da finden Sie in der vortrefflichen Familie Albret Arznei. Da kennt man Sie. Da hat man mit Ihren Schwächen Geduld; da ehrt man Ihre Tugenden. Und Sie kennen dieſe Familie. Sagen Sie mir, welches Glied derſelben iſt von ſchlechterm Gemüth, als Sie? Sind die guten Menſchen von Cranſac Ihnen gleich, warum ſträuben Sie ſich gegen Ihre Ueberzeugung, ſie liebenswürdig zu finden?“

Ich ſagte das mit der reinſten Herzlichkeit. Er fühlte ſich auch gar nicht dadurch beleidigt. Er murmelte nur ein paar Worte vor

ſich hin und ging fort, Pferde zu beſtellen. Er begleitete mich zum Wagen. Wir umarmten uns, wie alte Freunde. Er ſchien bewegt. Ich drückte ihn noch einmal an meine Bruſt und ſagte leiſe zu ihm: „In Cranſac iſt Ihre Arznei.“ Dann verließ ich ihn.

Angekommen in Perpignan, erfuhr ich vom General, mein Regiment ſei ſchon vor ſechs Tagen nach Katalonien aufgebrochen. Zugleich überraſchte er mich angenehm mit einem Brevet. Der Kaiſer hatte mich zum Major gemacht. Ich eilte dem Regimente nach, und trat bei demſelben ſogleich meinen Dienſt an.

Wir ſchlugen uns mit abwechſelndem Glück ein paar Jahre lang mit den Spaniern. Ich will hier keine Geſchichte unſerer Feldzüge geben. Sie ſind bekannt, und die Thaten der Einzelnen verſchwinden in der ungeheuern Maſſe der Geſchehenheiten. Nur das will ich ſagen, weil ich es aus Erfahrung ſagen kann, daß man der ſpaniſchen Nation, zumal den Katalonien, die uns ſo lange widerſtanden, viel zu viel Ehre anthut, wenn man ihr Heldenthum in den Himmel erhebt. Muth haben, iſt gar kein Verdienſt für Männer, und keiner Bewunderung werth. Die Katalonier, und ſo auch die übrigen Spanier, haben wahrhaftig nicht mehr Muth und Ausdauer, als andere Völker. Aber der große Haufe, beſonders in den Dörfern, iſt in Armuth und Entbehrung, Sittenloſigkeit und Arbeitsſcheue, Unwiſſenheit und Vorurtheilen aufgewachſen. Solche Leute bekümmern ſich wenig darum, wenn man ihre elenden Hütten wegbrennt. Die ſind bald wieder aufgebaut. Haben ſie ein paar Zwiebeln, eine Brodrinde, ſind ſie für den Tag zufrieden. Folglich fürchten ſie keinen Feind, und ſehnen ſich nach keinem Frieden, weil ſie nichts zu verlieren haben.

In ziviliſirten Ländern iſt das anders. Der gemeine Spanier kann im Kriege auf fremde Koſten leben, plündern, Beute machen. Da hat er mehr, als ihm der Friede verſchafft. In wohlhabenden Ländern verliert auch der Sieger in der Länge des Krieges von ſeinem Wohlſtand. Daher iſt der Spanier im Kampf ausharrender geweſen, als andere Völker waren. Es war nicht die Frucht ſeines Heldengeiſtes, ſeiner Gemüthsgröße, ſeiner Vater-

landsliebe. Er kennt die Sachen kaum. Er ist geborner Knecht seiner Obrigkeiten, seiner Pfaffen. Die bringen ihn mit einem Stück Geld und mit Hölle, Fegfeuer und Ablaß, wohin sie wollen. Sein ganzes Christenthum hängt in den Knoten des Rosenkranzes. Es sind unter den Spaniern herrliche, edle und großsinnige Geister. Aber ihre Anzahl ist äußerst klein. Ich bedaure diese trefflichen Menschen, daß sie unter solchen Landsleuten leben müssen.

Wir hatten einen schweren Dienst; fast täglich Märsche und kleine Gefechte. Boden und Klima des Landes stritten gegen uns. Die angenehmsten Augenblicke genoß ich hier, wenn ich einsam sein und träumen konnte. Und wovon träumte ich? Von Cransac und Fanchon. Ihr Bild war so fest in meinem Gedächtniß, daß ich unzählige Male und zum Vergnügen ihren Schattenriß mit der Scheere in Papier ausschnitt, und er war immer wohlgetroffen.

Ich lebte übrigens in Spanien, selbst in den langweiligen Garnisonen, sehr eingezogen. Meine Kameraden nannten mich oft den Menschenscheuen. In der That wäre ich beinahe das geworden, wovon ich den Herrn von Orny gern geheilt hätte. Ich war aber auf ganz entgegengesetztem Wege zu meiner Stimmung gelangt, als er. Ich war gleichgültig gegen die menschliche Gesellschaft geworden, ja, ich mied sie, wie ich konnte, nicht weil ich von ihr betrogen worden war, sondern weil ich nie wieder so liebenswürdige Menschen finden zu können Hoffnung besaß, als ich in der Familie Albret angetroffen hatte. Wer das Köstliche genossen, fragt dem Gemeinen nicht mehr nach. Der Tod meines Vaters, der mir ein anständiges Vermögen hinterließ, und die Unmöglichkeit, mich vom Kriegsdienst zurückzuziehen, vermehrten meine Verstimmung.

In dieser unbehaglichen Lage hielt ich noch ein paar Jahre aus. Sie waren reich an Begebenheiten und Thaten, die aber eher verdienen, vergessen, als erzählt zu werden. Eine Kugel endete unter den Wällen von Tarragona meine militärische Laufbahn. Kurz zuvor hatte ich den Orden der Ehrenlegion empfangen, bald nachher die Stelle eines Oberstlieutenants. Die Wälle von Tarragona

wurden erſtürmt. Ich führte mein Bataillon, und eine Flintenkugel, die mir den Fuß durchbohrte, warf mich zu Boden. Man hatte ſo viel Menſchlichkeit, mich aus dem Getümmel hinwegzutragen. Meine Soldaten liebten mich. Ich verlor viel Blut und eine Zeit lang die Beſinnung. Man brachte mich nach Barcelona. Es war anfangs die Frage, ob man mir den Untertheil des Fußes abnehmen wolle. Mir galt Alles gleich. Ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn man mir den Tod angekündigt haben würde. Der Gedanke, mich zeitlebens als Krüppel an den Krücken umherſchleppen zu müſſen, hatte durchaus für mich nichts Erquickendes.

Die Sachen änderten. Ein junger Wundarzt nahm ſich meiner mit Vorliebe an, und widerſprach keck ſeinen Vorgeſetzten, die mir meinen Fuß nehmen wollten. Der junge Mann verſtand mehr, als ſeine Obern, was in der Welt gar nichts Seltenes iſt. Die Herren ſtritten lange. Die Oberärzte behaupteten, ich müſſe den Fuß oder das Leben im Stich laſſen; der Brand ſei unvermeidlich. Der junge Unterarzt behauptete, man könne mir beides laſſen; nur der verletzte Fuß würde ſteif und zum Militärdienſt untauglich bleiben. Man ließ mir endlich die Wahl. Ich entſchied, mit angedrohter Lebensgefahr, mich dem jungen Unterarzt anzuvertrauen. Und ich that wohl daran. Ich behielt den Fuß und das Leben.

Die Heilung zog ſich in die Länge. Inzwiſchen erhielt ich den ehrenvollen Abſchied mit Jahrgehalt. Man ſchleppte mich von Barcelona in die Bäder; von den Bädern nach Figueras und Perpignan. An einem Krückenſtock konnte ich wieder wandern, ohne Schmerz, ohne hinken zu müſſen. Der Fuß hatte nur eine große Schwäche behalten. Aber auch dieſe, bis auf eine gewiſſe Steifheit, verlor ſich nach und nach.

Man gab mir den Rath zur Fortſetzung des Gebrauchs von Mineralbädern. Ich war entſchloſſen, in meine Heimath zu gehen, um mich in Beſitz meines väterlichen Gutes zu ſetzen. Da mein Vermögen aber unter Aufſicht eines meiner Verwandten wohl beſorgt war, dachte ich, nicht ohne Herzklopfen, an die Bäder von Cranſac. Ach, ich hatte nur zu oft ſchon dahin gedacht! Doch dahin zu gehen,

hielt mich mancherlei Beſorgniß zurück. Fanchon war ohne Zweifel ſchon vermählt. Seit vier bis fünf Jahren hatte ſich in der Familie Albret gewiß viel verändert. Und wäre Fanchon noch frei geweſen, was hatte ich von ihr zu erwarten? Ich liebte ſie einſt; ſie aber hatte mich nie geliebt. Ich ſetzte von neuem meine Ruhe und Zufriedenheit für lange Zeit aufs Spiel. Fanchon konnte auch geſtorben ſein. Das Herz bebte mir bei dem Gedanken. Beſſer für mich, ich blieb in der Unwiſſenheit. Ich war jetzt ſo glücklich, ſo harmlos, als man es irgend bei einem ſteifen Fuße ſein kann. Keine Leidenſchaft quälte mich. Die Stürme der erſten Liebe hatten ſich verloren. Ich war unabhängig, und die Welt ſtand mir offen.

Ich kämpfte lange mit mir, und entſchied endlich, wogegen meine Vernunft kämpfte, wohin mein Herz mich zog, nach Cranſac zu gehen.

In einem bequemen Wagen, den ich in Perpignan zu kaufen Gelegenheit fand, fuhr ich, begleitet von meinem vielgetreuen Thomas, nach Cranſac.

Als ich nach einigen Tagen endlich den kleinen Ort, der meine Gedanken ſo oft beſchäftigt hatte, in der Ferne vor mir liegen ſah, ergriff mich eine ſeltſame Angſt. Ich wünſchte, weit davon zu ſein; und wenig fehlte, ich hätte dem Poſtknecht Befehl gegeben, wieder umzukehren. Es war mir wie Ahnung, es ſei nicht gut für mich, dahin zu gehen, — es erwarte mich ein Unglück. Umſonſt ſuchte ich meine abergläubige Furcht zu überwinden. Ich fuhr durch den Ort, und hielt vor dem mir nur allzuwohl bekannten Wirthshauſe ſtill mit Herzklopfen.

Es war eine liebliche Sonntagsfrühe. Die ganze Familie Albret befand ſich in der Kirche, außer — — ſie kam mir entgegen, wie ich ins Haus trat. Wem hätte da nicht das Herz klopfen müſſen? Es war Fanchon. Es war nicht Fanchon, ſondern eine lebendige Vergöttlichung Fanchons. Immer noch hatte ich mir das kaum ſechszehnjährige Mädchen in meinen Einbildungen vorgeſtellt; — aber welche Verwandlungen können vier Jahre verurſachen? Es war die vollendete Jungfrau, in einem Liebreiz, in einer Zartheit,

in einer Würde — — ich kann den Eindruck nicht aussprechen, welchen dieser Anblick auf mich machte. Ich blieb nach einer stummen Verbeugung sprachlos vor ihr stehen. Sie begrüßte mich in ihrer freundlichen Weise, mit dem ihr eigenthümlichen unschuldig-verführerischen Lächeln.

„Gott, wie Sie schön geworden sind!“ sagte ich endlich: „Aber mich kennen Sie nicht mehr.“

Sie hatte mich freilich eben so schnell erkannt, als ich sie. Ihre Erröthung, der freudige Blick ihres Auges verrieth es. „Halten Sie uns für Leute von so kurzem Gedächtniß?“ sagte sie: „noch gestern Abend unterhielten wir uns von Ihnen. Wir hielten Sie für verloren und todt, wenigstens für uns. Welches Wunder führt Sie zu uns?“

„Wie können Sie so fragen?“ sagte ich, und drückte ihre Hand an meine Lippen: „Welches Wunder könnte es sein, wenn es nicht das schönste aller Wunder unter dem Himmel wäre, wenn Sie es nicht selbst wären? Sie hätten auch, wäre ich in Spanien gefallen, meinen Geist wieder in die Oberwelt gerufen.“

„Wäre das in meiner Gewalt gewesen,“ sagte sie schalkhaft lächelnd, „würde ich mich wohl gehütet haben, Sie zu früh aus dem Fegfeuer zu rufen, ehe Sie darin von aller Lust an Schmeichelei geläutert, die reinste Wahrheit geworden sein würden.“

„Ach,“ rief ich, indem wir ins Zimmer traten, wo Alles noch in der mir wohlbekannten Ordnung stand und lag, „lassen Sie mir immerhin Spanien als ein Fegfeuer gelten, und mich hier meinen Himmel wiederfinden, den ich sonst nirgends fand, seit ich Sie verließ.“

„Sie gehören also zu den gefallenen Engeln, die den Himmel aus Ehrgeiz verließen?“ erwiederte sie: „Wer steht dafür, daß Sie nicht abermals Rebellion beginnen und den langweiligen Himmel für die spanische Hölle vertauschen wollen?“

„Dafür kann ich keinen andern Bürgen stellen, als die schöne Himmelskönigin selbst, wenn sie gnadenreich auf mich blicken will, der ich der getreueste Unterthan sein würde.“

Sie hob drohend gegen mich den Finger auf und sagte: „Sie haben in der That noch viel vom gefallenen Engel an sich, und kehren böser heim, als Sie uns verließen.“

„So heiligen Sie mich wieder durch Ihre Güte. Schon meine Wiederkehr verräth Ihnen die Sehnsucht nach Besserung. Wenn Sie mich nicht aus dem Himmel stoßen, verlasse ich ihn nie wieder. Werden Sie mich verstoßen?“

Sie erröthete, und konnte nicht antworten.

„Werden Sie mich verstoßen?“ fragte ich, und sah forschend auf sie hin.

Sie nahm sogleich wieder ihre muntere Laune an, und erwiederte: „Je nachdem Sie fromm sind. Wir wollen sehen. Aber ich fürchte, Sie haben in der Schule der schönen Spanierinnen nicht viel Gutes gelernt.“

Wie wir noch so sprachen, ging die Thür auf. Herr Albret mit seiner Frau und einigen seiner kleinen Töchter, alle wie Amoretten, traten ins Zimmer. Herr Albret und seine Frau umarmten mich, wie ich sie, mit freundlicher Herzlichkeit, mit Rührung. Ich mußte ihnen erzählen, wie ich hieher gekommen, wie es mir ergangen sei. Sie standen mit freudeglänzenden Gesichtern um mich her. Ich sah, wie willkommen ich den guten Menschen war. Die kleinen schüchternen Mädchen traten näher; doch suchte ich noch vergebens die liebenswürdige Annette unter denselben. Ich wagte kaum, nach ihr zu fragen. Ich fürchtete eine Antwort, die ich eben in der gegenwärtigen Stimmung vermeiden wollte. Ich fürchtete, jener zarte Engel, zu schön, zu gut für diese Welt, sei in eine bessere hinübergeeilt. Und doch sah ich mich nach ihr überall um.

„Sie suchen, Herr Oberst . . .“ sagte Herr Albret.

„Es fehlt noch . . .“ sagte ich und stockte.

„Sie haben Recht!“ rief Frau Albret: „Spring, Juliette, und sage zu Fanchon, sie müsse sogleich kommen, der Freund sei bei uns, von dem wir gestern sprachen.“ — Juliette hüpfte davon. — „Mein Gott, welche Freude wird Fanchon haben!“ setzte Frau Albret hinzu.

Ich hörte dieſe Worte mit unglaublicher Verwirrung. Alſo mußte es Annette ſein, die ich für Fanchon gehalten hatte. Ich hätte aber doch wohl berechnen können, daß Annette nicht mehr nach vier Jahren das vierzehnjährige Mädchen, ſondern die achtzehnjährige Jungfrau ſein müſſe. Ich weiß nicht, wie mir bei dieſer Ueberraſchung ward. Aber man ſchien ſie zu bemerken. Ich ſchlug die Augen ſeitwärts gegen die auf, die ich für Fanchon gehalten hatte. — Wohl war es Annette ſelbſt; aber ſie war in dieſem Augenblick ſo ernſt, ſo blaß geworden, daß ich erſchrak.

„Ihnen iſt nicht wohl?“ ſagte ich, und trat zu ihr. Sie ſtrich ſich mit der Hand über das Geſicht und erzwang ein Lächeln. Die Mutter ward aufmerkſamer, und nöthigte ſie, ins Freie zu gehen. „Sie haben das Mädchen,“ ſagte Herr Albret, „durch Ihr plötzliches Erſcheinen zu ſehr erſchüttert. Es könnte der Fanchon nicht beſſer gehen. Man muß ſie vorbereiten. In ihren Umſtänden wäre es gefährlicher. Ich hoffe, ſie wird mich in einigen Monaten zum andernmal mit einem Enkel erfreuen.

„Wie? Fanchon iſt verheirathet?“ rief ich.

„Hat Ihnen denn noch Keiner von uns geſagt, daß ſie ſeit einigen Jahren ſchon mit Orny vermählt iſt?“

„Mit dem Menſchenfeind?“

„Allerdings!“ antwortete Herr Albret: „Aber ſie hat den wunderlichen Kauz bekehrt, man kann nicht beſſer. Er iſt ein ganz anderer Mann geworden. Er wohnt zu Cranſac, hat ſich das ſchönſte Landhaus gekauft, das wir im Orte haben, und ſeine Wohnung auf immer hier genommen. Denn ich laſſe keine meiner Töchter aus Cranſac ziehen. Die Mädchen wiſſen das aber auch.“

„Herr Albret,“ ſagte ich zu ihm leiſe, und führte ihn zum Fenſter, „nur auf ein Wort! Gibt es in Cranſac nicht vielleicht noch ein ſchönes Haus zu verkaufen?“

Er lachte aus vollem Halſe bei der Frage, betrachtete mich eine Weile, und erwiederte endlich: „Man hat vor einigen Tagen von dem neuen Hauſe im Garten geſprochen, an dem Sie auf der Landſtraße vorbeifuhren, ehe Sie zum Schlagbaum kamen. Es

hieß damals, es werde feil sein. Fragen Sie nur Annetten, die weiß es besser, als ich."

Während ich noch meine Bekanntschaft mit den kleinen Mädchen erneuerte, oder vielmehr erst stiftete — denn alle waren seit meiner Abwesenheit gewachsen und verwandelt —, erschien mein Menschenfeind Orny; an seinem Arm eine schöne, junge Frau, mit einem Liebesgott von anderthalb Jahren auf ihrem Arm. Es war — nun erst erkannte ich sie — es war Fanchon.

Wir begrüßten uns gegenseitig mit einer Zärtlichkeit, als wären wir von jeher die innigsten Freunde gewesen.

„Ich bin Ihr großer Schuldner!" sagte Herr von Orny zu mir: „Ich hoffe, Sie werden mir wenigstens das Vergnügen gönnen, Ihnen meine Dankwilligkeit zu zeigen und Sie in meiner Wohnung zu bewirthen. Ich habe Ihren Rath auf gut Glück befolgt, den Sie mir beim Abschiede gaben. Wissen Sie noch, daß Sie mir empfahlen, statt nach Italien, nach Cransac zu gehen, hier würde ich Arznei für mich finden? Ich ging nach Italien und fand sie nicht. Da fielen mir in Florenz Ihre Worte bei. Ich ging nach Cransac, und fand die Arznei und genas, und sie war noch nicht gar übel zu nehmen." — Bei diesen Worten küßte er die erröthenden Wangen der schönen Frau.

„Glauben Sie ihm nur nicht!" rief Fanchon: „Er macht zuweilen noch krause Mienen und klagt, die Arznei sei doch auch bitter."

„Dafür ist's und bleibt's Arznei!" versetzte er lachend.

Es war ein glückliches Pärchen. Orny lud mich ein, bei ihm zu Mittag zu speisen. Alle Sonntage pflegte die Familie Albret bei ihm zu sein. Er erzählte mir, daß er sich mit seiner Mutter versöhnt und sie zu sich genommen habe. In den Jahren der Revolution war sie um den größten Theil ihres Vermögens gekommen. Das hatte ihn bewogen, gleich nach seiner Vermählung mit Fanchon, und zwar auf Fanchons Verlangen, ihr zu schreiben und den Aufenthalt bei sich anzubieten. Ich lernte sie kennen. Sie war eine geistvolle Frau, der man im Umgang wohl noch den Ton der großen Welt und einen gewissen Adelsstolz anspürte, die

aber unter mannigfaltigen Unglücksfällen eine gewiſſe Milde der Geſinnung, eine duldende Hingebung in den Ernſt des Verhängniſſes, eine religiöſe Anſicht des Lebens gewonnen hatte, wodurch ſie für Jeden um ſo anziehender wurde.

Es entſtand bei Tiſche ein freundſchaftlicher Streit zwiſchen den liebenswürdigſten Perſonen von der Welt um meine Perſon. Orny und Fanchon verlangten, ich müſſe, ſo lange ich in Cranſac verweile, bei ihnen wohnen. Herr und Frau Albret behaupteten mit vieler Beredtſamkeit das Recht ihrer ältern Anſprüche. Selbſt Juliette, Caton und Celeſtine, die jüngern Töchter Albrets, mit denen ich bald bekannt geworden war, miſchten ſich kindlich-lebhaft in den Wortwechſel. Nur die Eine, die ich am liebſten gehört, deren Stimme entſcheidendes Anſehen gehabt haben würde, nur Annette ſchwieg. Ich blickte fragend, als möchte ich deren Befehl vernehmen, zu ihr hinüber. Sie ſchien aber dabei ſo gleichgültig zu ſein, daß es mich ſchmerzte. Sie beluſtigte ſich nur an dem lauten Kampfe, als eine Zuhörerin, die dabei gar nicht intereſſirt war. Und da die junge Frau von Orny ſie um Hilfe für ihr Haus rief, antwortete Annette lächelnd: „Du demuthsvolle Fanchon, warum zweifelſt du an deinem Triumph? Wann hatteſt du je zu deinen Siegen den Beiſtand deiner Schweſter nöthig?“ Aber wie lächelnd ſie auch und wie luſtig ſcherzend ſie die Worte ſprach, ſchien doch dabei, wenn ich mich nicht zu ſehr betrog, eine kleine Bitterkeit — nein, nicht Bitterkeit — aber ein leichter Schmerz um ihre holden Lippen zu ſchweben, den ich mir zum Vortheil gedeutet hätte.

Ich ſah voraus, daß man am Ende mir ſelbſt die ſchwierige Entſcheidung übertragen würde. So bat ich um Erlaubniß, von Albrets zu Orny's Haus und wieder zurückflattern zu dürfen, ſoviel ſich mit einem lahmen Fuß flattern ließe; für mich wären einige hundert Schritte keine Entfernung von geliebten Perſonen, denen ich auch in Katalonien immer mit dem Geiſte nahe geweſen wäre.

Letzteres wollte man bezweifeln. Nun erſt vernahm ich eine Reihe von Vorwürfen, daß ich in vier Jahren auch nicht ein einziges Wörtchen nach Cranſac über die Pyrenäen geſchickt habe. Alle machten mir Vorwürfe; nur Annette nicht. Vielmehr nahm ſie, aber ſehr boshaft, meiner ſich an. „Eben weil der Herr Oberſt beſtändig im Geiſte bei uns war, ſchrieb er nicht," ſagte ſie: „man ſchreibt denen nicht, von denen man nicht getrennt iſt."

Man ließ natürlich dieſe Vertheidigung nicht gelten. Da fiel mir mein Silhouetten-Schneiden ein, das ich in Spanien getrieben, und ich erzählte, wie mein ſchönſter Zeitvertreib geweſen, mir die Familie auch dem Auge beſtändig zu vergegenwärtigen. Bei dieſer Gelegenheit erlaubte ich mir eine kleine Lüge, und ſagte zu Annetten, um ſie für die Bosheit zu ſtrafen: von allen Silhouetten aber ſei mir die ihrige immer am beſten gelungen. Auf der Stelle mache ich mich anheiſchig, ihren Schattenriß auszuſchneiden, ohne ſie anzuſehen. Man ergriff mich beim Wort. Scheere und Papier wurde gebracht. Ich zählte auf Annettens Aehnlichkeit mit Fanchon. Ich ging zum Fenſter. In wenigen Minuten war die Arbeit gemacht, in der ich Uebung genug gehabt hatte. Ich überreichte Annettens Schattenriß dem ſchönen Mädchen ſelbſt.

Sie betrachtete ihn ein Weilchen, ſchüttelte das Köpfchen und ſagte: „Das iſt Fanchon!" Die Silhouette ging von Hand zu Hand, und Jeder ſagte: „Das iſt Fanchon!" — Ich gerieth in Verlegenheit. Fanchon machte mir einen Knix und ſagte: „Das bin ich." Orny warnte mich mit drohendem Finger und ſagte: „Ich wünſche mir Glück, daß ich nicht zu ſpät kam." Frau Albret machte die Sache noch ſchlimmer, während ſie ſie gut machen wollte. „In der That finde ich darin doch viele Aehnlichkeit mit Annetten," ſagte ſie: „allein als der Herr Orny von uns reiſete, war ſie ein vierzehnjähriges Kind; im Schattenriß gleicht ſie mehr ſich in gegenwärtigem Alter. Damals trug ſie auch nicht das Haar ſo, ſondern es war mehr Fanchons Art. Aber das ſind Nebendinge."

„Hauptſachen!" rief Alles: „Beweis, daß er nur an Fanchon gedacht."

„Nein," erwiederte ich: „Beweis nur, daß das Bild beider in ihren Zügen allzuverwandten Schönheiten in meinem Gedächtniß zu einem einzigen ward. Und würde ich meinen Koffer öffnen, könnte ich Ihnen noch die Rose wohlerhalten zeigen, die ich als das einzige Kleinod von Cranſac mitnahm; die Roſe, welche mir Fräulein Annette beim Abſchiede gab."

Annettens Geſicht erglühte ſchamhaft. Sie warf einen zweifelhaften Blick zu mir herüber. Frau Albret ſagte: „Wir haben die Ihrige noch unter Rahmen und Glas, von lieblicher Stickerei umkränzt."

Es war mir lieb, daß nun Jeder Beweiſe der ununterbrochenen Freundſchaft und Erinnerung geben wollte. Damit entkam ich einer peinlichen Verlegenheit.

Denn Annetten hatte ich wohl einſt wie ein Urbild kindlicher Schönheit bewundert; aber Fanchon hatte ich geliebt, Fanchon immer gedacht und in Cranſac wieder geſucht. In den Augenblicken meiner Ankunft ſah ich nur Fanchon in Annetten; nur weit reizender erblickte ich ſie wieder, als ich ſie je geſehen. Ich liebte ſie von dem Augenblick an mit höherer Leidenſchaft. Es war mir ſeltſam zu Muth geworden, als ich meines Irrthums inne ward, und mich überzeugte, Annette ſei der Gegenſtand meiner Achtung. Ich war in einer erwartungsvollen ängſtlichen Betäubung und Spannung, oder wie ich es nennen ſoll, ehe ich die wirkliche Fanchon wieder ſah. Sobald ſie aber an der Seite ihres Gemahls erſchienen war, hatte ſich Alles in mir geändert. Jede Empfindung in mir ſprach nur für Annetten. Fanchon war noch jung, noch ſchön, noch liebenswürdig; aber neben Annetten ſchien ſie nicht mehr Fanchon zu ſein. Der Zauber war gelöst. Fanchon galt mir noch als eine theure Freundin; aber ich ſelbſt begriff nicht mehr, wie ich ſie habe vergöttern können. Und wäre ſie noch jetzt unvermählt geweſen, ich würde nur Annetten geliebt haben, niemals Fanchon. Schon bei meinem erſten Aufenthalt empfand ich für Annetten eine eigene, dunkle und doch lebendige Neigung, die ich mir weder erklären noch deutlich machen konnte. Ich liebte Fanchon als Mädchen, Annetten wie ein himmliſches Gebilde, nicht geſchaffen für

dieſe Welt; wie ein Weſen höherer Art, dem man ſich kaum mit irdiſchem Sinne nähern ſolle.

Fanchon war ſehr glücklich mit ihrem Gatten; er genoß den Himmel durch ſie. Das Landhaus, welches ſie bewohnten, ſtand ſehr angenehm, von großartigen Gartenanlagen umgeben, geräumig, hell, geſchmackvoll aufgeführt. Orny hatte daran noch Vieles verſchönert.

Ich war faſt alle Tage dort und erging mich in den ſchattigen Wegen des Gartens, wenn ich aus dem Bade kam. Ich beneidete Orny's Glück, wenn ich ihn mit dem junge Weibe Arm in Arm vertraulich durch die Gebüſche wandeln ſah, oder ihn auf einer der ſaubern, grünen Bänke vor ihrem Wohngebäude neben ihr im Geſpräch fand. Dann dachte ich mir wohl mein eigenes Glück, wenn ich ſo an der Seite der lieblichen Annette wandeln könnte — aber täglich mit geſunkeneren Hoffnungen. Annette liebte mich nicht. Vier Wochen habe ich in Cranſac gelebt, und nie fand ich ſie in ihrem Verhältniß gegen mich geändert. Ich blieb noch vier Wochen, und fand keinen Augenblick, ſie auch nur ein einziges Mal allein zu ſehen. Das Vierteljahr verfloß, und ich ſtand, wie durch eine unſichtbare Macht gebunden, entfernter von ihr, als ich es in den erſten Tagen geweſen war.

Gleichwie einſt mein Verhältniß mit Fanchon vor vier Jahren geweſen, war nun daſſelbe mit ihrer Schweſter. Wie jene, wußte auch dieſe jedes ernſtere Wort hinwegzuſcherzen, und jeden Verſuch einer Annäherung zu vereiteln, ohne den Schein zu haben, dies eigentlich zu wollen. Was Fanchon vermittelſt ihrer Schmetterlingshaftigkeit ſonſt bewirkt hatte, da ſie nicht hörte, nicht verſtand, was ſie nicht wollte oder ſollte: das ward Annetten noch unendlich leichter durch die Unbefangenheit einer wahrhaft kindlichen Unſchuld und eine gewiſſe Hoheit, die, mit allem Schönen, was ſie war und that, wunderſam verbunden, Jedem, der ihr nahte, eine unwiderſtehliche Ehrfurcht einflößte. So groß war die Macht, welche ſie über mich übte, daß ich, ſobald ich in ihrer Umgebung war, ſelbſt nicht anders ſein konnte, als ſie; daß ich mich, neben dem ruhigen,

heitern, verklärten Engel meiner Liebe, meiner Leidenschaft wie eines unheiligen Gefühls, wie eines Wahnsinns schämte.

Desto zerrissener aber war es in meinem Innern. Ich gab beim Annähern des Herbstes meine Hoffnung auf, und dachte nur durch Flucht größerm Leiden zu entgehen. Die Ruhe meines Lebens war verloren.

Ich gab vor, daß dringende Einladungen meiner Verwandten mich zu meinen väterlichen Gütern riefen, und bereitete Alles zur Abreise. Man bedauerte, mich zu verlieren; auch Annette that, wie die Uebrigen. Man wollte mir das Versprechen abzwingen, im künftigen Frühjahr spätestens wieder einige Monate in Cransac zuzubringen; nur Annette that hier nicht, wie die Uebrigen. Ich ward zweifelhaft, ob sie mich vielleicht liebe, oder meiner wirklich los zu sein wünschte.

Eines Morgens ging ich mit ihr und Fanchon durch Orny's Garten. Ich blieb vor einem Rosenstocke stehen, und sagte scherzend zu ihr: „Als ich das erste Mal Cransac verließ, gaben Sie mir eine Rose auf den Weg mit. Diesmal empfange ich auch nicht einmal diese mehr. Die Blumenkönigin ist verschwunden. Sie ließ nur, wie jede Freude, wenn sie verblüht ist, die Dornen zurück."

Annette erröthete, blickte verlegen seitwärts, sammelte sich aber schnell wieder aus ihrer Verwirrung, und versetzte mit dem ihr eigenen anmuthigen Lächeln: „Diesmal ist die Reihe an meiner Schwester." Fanchon war im Begriff zu antworten, als ein Mädchen kam, sie unterbrach und von uns abrief. Annette schien ihrer Schwester folgen zu wollen. Diese aber ging und sagte: „Ich bin den Augenblick wieder bei euch. Vereinigt euch indessen über die wichtige Streitfrage!"

„So werde ich diesmal ohne Andenken von Ihnen scheiden!" sagte ich.

„Bedürfen Sie dessen?" fragte sie zurück.

„Nicht eben der Erinnerung willen an Sie — leider, mich wird Alles erinnern, daß ich fern von Annetten bin! — aber doch dies

Etwas, aus Ihrer eigenen Hand, würde Sie mir gewissermaßen mehr vergegenwärtigen. Es läge darin für mich vielleicht ein kleiner Trost."

Schalkhaft lächelte sie mir in die Augen und sagte: „Annette, die Ihnen die Rose gab, war Ihnen doch in Spanien nicht so gegenwärtig, als Fanchon, die Ihnen keine gegeben. Darum wünschte ich mit Fanchon zu wechseln. Sie sehen, ich bin nur eigennützig."

„Und nebenbei auch etwas ungerecht und sehr grausam. Sie wissen dies, Sie fühlen dies, und doch können Sie es sein. Darum wünsche ich jetzt, daß ich nie wieder nach Cransac gekommen wäre — denn das war mein Unglück, vielleicht auf immer. Darum werde ich Cransac nie wiedersehen."

„Sie erschrecken mich, mein lieber Oberst. Wessen wollen Sie mich beschuldigen?"

„Daß Sie mich aus dem Orte vertreiben, welcher mir der liebste Fleck des Erdbodens ist."

„Mein Gott, was schwärmen Sie da? Ich Sie vertreiben? Da sei Gott für! Die ganze Familie beklagt es, und ich nicht weniger, daß Sie uns verlassen müssen."

„Während es allein von Ihnen abhängt, daß ich bleiben könnte. Nicht für Fanchon, nicht für Ihre ganze Familie, nur für Sie möchte ich und könnte ich bleiben. Nur Ihr Wink entscheidet über mich. Sie wissen das. Ich athme nur für Sie; ich liebe nur Sie. Die Welt hat für mich nichts Liebenswürdigeres. Soll ich bleiben?"

Annette schlug die Augen nieder, und ging schweigend vor sich hin durch die Gänge zwischen den geschornen Buchenwänden.

„Soll ich bleiben?" fragte ich dringender, und nahm ihre Hand.

Sie sah mich mit einer ernsten Hoheit an und sprach: „Herr Oberst, täuschen Sie mich nicht, oder sich nicht. Wozu das? Bekennen Sie sich es selbst offen: Sie hatten in Spanien Annetten vergessen, und nur an Fanchon gedacht."

„Nein, ich habe an Annetten gedacht, und Fanchon nicht vergessen. Annettens Rose ist noch mein Heiligthum geblieben, und soll einmal zu mir in den Sarg."

„Herr Oberſt, als Sie wieder aus Spanien kamen, hielten Sie mich für Fanchon. Seien Sie redlich gegen ſich.“

„Ja, theure Annette, ich hielt Sie für Fanchon, aber ich fand Sie ſchöner, als Fanchon; feſſelnder, bezaubernder, als Fanchon. Ich freute mich des Preiſes, den ich vor vier Jahren ſchon in der Roſe Ihnen vor Ihrer Schweſter gegeben hatte. Ach, Annette, ich verehrte Sie in Spanien nicht wie ein irdiſches Mädchen, ſondern wie einen nicht in dieſe Welt gehörigen Engel. Glauben Sie mir, und beklagen Sie wenigſtens mein Schickſal, daß es mich nun von Ihnen trennt, da ich Ihnen nichts — nichts gelten kann.“

„Wer ſagt das?“ fragte ſie, und hob einen thränenvollen Blick zu mir auf.

Mich durchſchauerte Entzücken bei dieſer aus der Tiefe ihrer Seele hervorgehenden Frage, bei dieſen Thränen. „O, Annette, ſoll ich bleiben?“

„Fragen Sie das noch, da ich ſchwach genug bin, mich Ihnen verrathen zu geben?“ ſagte ſie, und legte ſich ſtillſchweigend an meine Bruſt.

Noch hielten wir uns ſtumm umſchlungen, da umfaßten uns noch andere Arme. Fanchon war herzugeſchlichen, ſchlug ihre beiden Arme um uns, und küßte erſt ihre Schweſter, dann mich. „Ich hoffe, Annette, du wirſt nicht zürnen,“ ſagte ſie, „wenn ich deinem blöden Schäfer nun endlich auch den Schweſterkuß gebe?“

So ward billig aus der Abreiſe nichts. Unter Fanchons muthwilligen, liebkoſenden Scherzen erholten wir uns von der erſten heftigen Bewegung. Wir kamen zum Herrn von Orny zurück. Der ſagte: „Nun lebe ich erſt ein ganzes Leben!“ Ein Ausdruck, worüber ihm Fanchon natürlich die ſtrengſte Strafpredigt hielt. Während ſie noch zankten, entfernte ich mich auf einen Augenblick, und flog in die Nachbarſchaft zum Beſitzer des mir einſt vom Herrn Albret als verkäuflich angedeuteten Hauſes. Ich hatte daſſelbe ſchon einige Male beſucht und beſichtigt. Ich wäre mit dem Eigenthümer,

der eine billige Summe forderte, ſchon längſt darüber einig geworden, hätte ich Annettens Entſcheidung früher gehabt. Dieſe war da, und der Kauf war im Augenblick gethan und geſchrieben. So kam ich zurück.

Annette ſtreckte mir die Hand entgegen und fragte, über meine plötzliche und etwas lange Entfernung verwundert: „Wo ſind Sie geweſen?“

„Ich habe in der Geſchwindigkeit,“ flüſterte ich ihr ins Ohr, „ein hübſches Haus und einen Garten voll der ſchönſten Roſen gekauft. Es gehört mit heut' Ihnen.“

Sie erröthete freudig und rief: „Denkt auch, er hat uns das Dinantiſche Haus gekauft!“

Nun ging es im fröhlichen Zuge mit Orny zum Wirthshauſe zurück. Da erzählte ich Herrn Albret mit ſeiner Gattin von meinem Hauskauf. Herr Albret ſah Annetten ein Weilchen ſcharf an. Sie flog ihrem Vater, dann ihrer Mutter mit unnennbarer Seligkeit an die Bruſt.

Von dieſem Tage an zähle ich meine Himmelstage auf Erden. Annette iſt mein Weib. Das Wirthshaus von Cranſac machte Orny's und mein Glück. Noch kann es vier Andere einſt glücklich machen.

Inhalt.

	Seite
Rückwirkungen, oder wer regiert denn?	3
Der zerbrochene Krug	79
Herrn Quints Verlobung	103
Hans Dampf in allen Gassen	162
Tantchen Rosmarin, oder Alles verkehrt	234
Die Reise wider Willen	323
Der Abend vor der Hochzeit	348
Das Wirthshaus zu Cransac	362